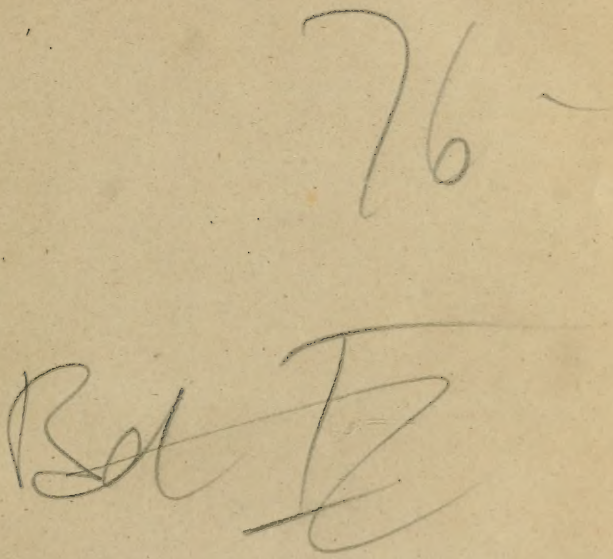
3 1761 07352862 2



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/weltbewegendefra00phil

Schriften

herausgegeben

vom

Institut zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Bonn,
Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig,
Dr. L. Herzfeld in Braunschweig.

Dreizehntes Jahr 1867 — 1868.

Dr. L. Philippson, Weltbewegende Fragen. I.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1868.

Weltbewegende Fragen

in

Politik und Religion.

Aus den letzten dreißig Jahren.

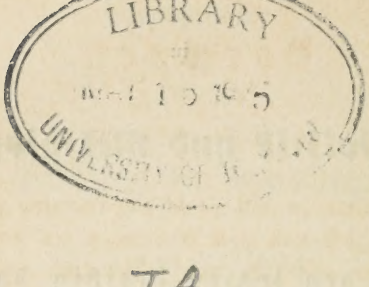
Von

Dr. Ludwig Philippson.

Erster Theil:

Politik.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1868.



JA
68
P45

Vorwort.

Die Geistesarbeit, so weit sie in der Literatur zu Tage tritt, hat sich in der neueren Zeit nach zwei Richtungen hin entwickelt: die eine ist die fortschreitende gründliche und systematische Forschung an allen Objekten, welche ihr unterliegen, die andere die mit und an dem Tage fortlaufende Darstellung der einzelnen Erscheinungen. Man nennt die letztere die periodische Presse. Wenn nun diese auch einen flüchtigeren Charakter hat, so kann sie doch aus drei Gesichtspunkten einen dauernden Werth erlangen. Zunächst ist die erschöpfende und wissenschaftliche Behandlung auch von ihr nicht ausgeschlossen, insofern sie nicht blos Tages- und neue Erscheinungen in allgemeinen Umrissen, sondern auch einzelne, beschränktere Gegenstände tüchtig behandelt, die nicht erst abwarten können, bis sie in ein größeres umfassenderes Werk aufgenommen würden, wie dies die fach- und wissenschaftlichen Zeitschriften erweisen. Alsdann kann in der Fortdauer eines Blattes durch immer wiederholte Behandlung eines Gedankens, durch das allmälige Eingehen in alle seine Verzweigungen und Folgerungen, durch eine sich immer weiter ausdehnende Darstellung seiner einzelnen Theile, seiner speziellen Gebiete und Gegenstände, auch durch die periodische Presse ein bedeutsames Geisteserzeugniß gewonnen werden, das auf lange hin seine Wichtigkeit behält. Endlich wird man den Charakter einer Zeit und, wo es darauf ankommt, besonders einer Partei am nachhaltigsten aus einem bedeutenden Organe jener zu erkennen vermögen, und nirgends eine klarere und schärfere Abspiegelung derselben als in jenem finden, hier, wo nicht blos das Faktum, sondern auch dessen Motivirung und Beurtheilung aus dem Parteistandpunkte heraus ausgesprochen ist.

Aus diesen Ansichten wurde neuerdings von verschiedenen Schriftstellern die Zusammenstellung ihrer in Zeitschriften zerstreueten Abhandlungen unternommen und vom Publikum wohlwollend begrüßt. Dasselbe

Verlangen wurde wiederholt auch an mich, besonders mit Bezug auf die zahlreichen Leitartikel gestellt, die ich während dreißig Jahre bereits in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" gegeben. Aber ich muß offen gestehen, daß weder das anlockende Beispiel meiner Vorgänger, noch dieses Verlangen meiner Freunde mich wesentlich bestimmt hat, eine solche Vereinigung einzelner Aufsätze zu wagen. Vielmehr bewog mich hierzu Folgendes.

Mit dem Beginne meiner publizistischen Laufbahn lag mir vorzugsweise Zwiefaches ob: weiter zu führen den begonnenen Kampf um die Gleichberechtigung meiner Glaubensgenossen, das ist zugleich um die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu fördern — und die Entwickelung des Judenthums unter den ihm seit dem Eintritt der Juden in das allgemeine Kulturleben gestellten Bedingungen. Hierbei eröffnete sich mir einerseits der Gedanke, die sozialen und politischen Prinzipien, welche der Mosaismus aufgestellt, und die trotz aller geschichtlichen Hindernisse das Judenthum durchdrungen haben, in immer klareres Licht zu stellen und zu immer weiterer Anerkennung zu bringen. Abgesehen davon, daß dadurch den Ansprüchen der Juden selbst eine geschichtliche Unterlage unmittelbarer Art bereitet wurde, daß, sobald diese sozialen und politischen Grundsätze als integrirende Momente des jüdischen Religionssystemes anerkannt wurden, der jüdischen Glaubensgenossenschaft für ihr religiöses und sittliches Bewußtsein ein großartiges Element hinzugefügt wurde, mußte sich auf diesem Gebiete die Befriedigung ergeben, vom spezifischen Standpunkte aus auch hierin für die gesammte Menschheit eine wesentliche Förderung zu schaffen. Denn allerdings ist es von keiner geringen Bedeutung, wenn die höchsten politischen und sozialen Prinzipien, um deren Berechtigung und Verwirklichung in der zivilisirten Welt seit mehr als einem Jahrhundert gekämpft wird, nicht blos als ein Ausfluß der Zeit, der politischen Verhältnisse und der humanen Gesittung, sondern auch seit Jahrtausenden in der unerschütterlichen Grundlage aller positiven Religion gegeben, verkündet und also von der Religion selbst proklamirt, erwiesen würden. Hierzu kommt, daß diese Prinzipien des Mosaismus noch über die Ansichten und Bestrebungen unserer Zeit hinausgehen und noch für die Zukunft Anweisung und Korrektiv enthalten, so daß sie nicht blos ein geschichtliches Interesse in sich tragen und ihre Erinnerung von historischem Werthe ist, sondern sie auch von Einfluß auch auf die zukünftige Gestaltung der Menschenwelt sein müssen. Andrerseits ergab es sich

bald, daß es sich für die Entwickelung des Judenthums nicht blos um eine s. g. Reform seiner äußeren Erscheinung, um Veränderungen äußerlicher Lebensmomente handeln könnte, daß vielmehr die Durcharbeitung seines Lehr- und Gedankeninhaltes, die Klärung seines Wesens die Hauptaufgabe bilde, weil sich erst aus dem gestärkten und erweiterten Bewußtsein die Berechtigung und die richtige Neugestaltung ergeben können. Aber auch hier konnte eine Beschränkung auf den spezifischen Standpunkt nicht genügen. Wie die Juden selbst, war auch das Judenthum hinausgetreten in die große Gemeinde der Menschenwelt, und indem es sich hier den ihm zukommenden Platz erringen wollte, vermochte es dies nur dadurch, daß es sich mit den übrigen religiösen Welterscheinungen auseinanderzusetzen suchte, ihnen zur Seite oder auch gegenüber sein Wesen dokumentirte, und Uebereinstimmung wie Verschiedenheit freimüthig und kritisch beleuchtete.

Diese beiden Gedanken sind es, denen ich mitten in den Tagesereignissen, in deren Forderungen und Erfolgen meine ganze Sorgfalt widmete und die ich durch immer neue Arbeiten zu fördern suchte. Aber gerade diese schienen mir auch die Pflicht aufzuerlegen, die lange Reihe solcher Abhandlungen in den von mir redigirten Zeitschriften allein nicht für immer aufbewahrt zu lassen. Zeitschriften haben den Vortheil und den Nachtheil, welchen ein bestimmter Kreis von Lesern mit sich führt. Mit ihrem Erscheinen ist dieser Kreis abgeschlossen, während ein Buch sich immer von Neuem Theilnehmer erwerben kann. Zeitungen, die sich mit den Tagesereignissen beschäftigen, werden nur in wenigen Exemplaren gesammelt und aufbewahrt. Gilt es eine Zeitschrift, welche viele Jahre hindurch erschienen ist, so sind selbst die wichtigeren Arbeiten in ihr schwer aufzufinden, da sie durch die Jahrgänge zerstreut, ohne systematische Ordnung sind. Was also vielleicht noch so kräftig im Augenblicke zu den Lesern gesprochen hat, ist doch mit diesem wieder fast ganz verschwunden, und hat es auch seine Wirkung im großen Reiche des Geistes gethan, so ist sie doch nicht nachhaltig und allgemein genug. Je mehr es mir daher Ernst ist, nach den oben gezeichneten beiden Richtungen hin, eine immer weitere und festere Anerkennung und Ueberzeugung erwirken zu helfen, desto näher lag es mir, die dahin zielenden Arbeiten auszuwählen, zusammenzustellen und in eine übersichtliche Ordnung zu bringen. Denn daß ich nicht ganz erfolglos gearbeitet, erwies die andauernde Gunst, welche die von mir redigirten Zeitschriften sich erhalten haben, so wie daß bereits nicht wenige Ansichten, die in jenen vorge-

tragen wurden, in das Publikum übergegangen und zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten Anstoß gegeben haben.

Für diese Sammlung von Aufsätzen habe ich eine möglichst strenge Auswahl zu treffen gesucht. Alles, was sich nur auf Tagesereignisse bezog, und ein vorübergehendes Interesse beanspruchte, ließ ich bei Seite liegen. Selbst die zahllosen Artikel über die Emanzipation, die Vertheidigungsschriften, Petitionen u. s. w. habe ich ausgelassen, um so mehr, da jene prinzipiell keine Frage mehr, sondern abgethan ist; nur einen einzigen übersichtlichen Aufsatz nahm ich aus.

Nach den beiden angegebenen Gesichtspunkten trennte ich die Abhandlungen in zwei Theile, die ich mit „Politik" und „Religion" bezeichnete, obwohl nach der obwaltenden Anschauung die Erwägung auch der politischen und sozialen Fragen hier auf religiösem Grunde beruht. Der zweite Band wird mit einigen Abhandlungen über allgemeine religiöse Fragen beginnen, dann mit der „vergleichenden Religionswissenschaft", also mit den Aufsätzen über altes und neues Heidenthum, Christenthum und Islam in ihren Verhältnissen zum Judenthume fortfahren, mit den Abhandlungen über die Lehre des Judenthums, den Beruf des Judenthums, über die Reform im Judenthum und ihre Kämpfe, und hieran die speziell jüdischen Fragen namentlich des Kultus und eine Reihe von Gutachten schließen.

Es ist mir wohlbewußt, daß viele dieser Arbeiten ihre Gegenstände nicht erschöpfend behandelt haben, daß sie vielmehr nur anregend und weckend zu wirken bestimmt sind. In ihrem Zusammenhange jedoch und sich wie Glieder zu einem Ganzen fügend, repräsentiren sie eine Totalität, die, wie ich glaube, eine gewisse Stelle unter den Erzeugnissen unserer Zeit einzunehmen beanspruchen kann, und schon um des Gegenstandes willen, den sie befaßt, eine Würdigung verlangt. Ist es doch nicht eine blos persönliche Ansicht, die sich geltend machen will, sondern eine Weltanschauung, die sich aus einem mehr als drei Jahrtausende umfassenden Leben als Ergebniß herausgerungen und schon durch ihre Dauerhaftigkeit in so wechselvollen Phasen und mitten in den gewaltigsten Strömungen der Geschichte ihre Bedeutung und unerschöpfliche Kraft erhärtet hat.

Bonn, im November 1867.

Philippson.

Erſter Theil.

Politik.

Erster Abschnitt.

Allgemeines.

I.

Der Glaube an die Menschheit.

Menschenhasser heben die Fesseln klirrend auf, welche um die Arme der Sklaven rasseln, zeigen mit dem gebogenen Finger auf die Wundenmale auf ihrem Rücken, und fragen höhnisch: — glaubst Du an die Menschheit?

Menschenverächter nahen mit aufgezogenen Augenbrauen meinem Ohre, und rufen in die Muschel: In Lakedämon hießen sie Heloten, am Indus Paria, am Nil Hebräer; die rothen Brüder verschmachten in den Bergwerken Peru's und die schwarzen am Siedekessel auf den Antillen — glaubst Du an die Menschheit?

Viele Jobeljahre sind über die Erde gegangen, aber man achtet ihrer nicht, und das Jobeljahr ist kein Freijahr geworden, und die hohen ehernen Statuen werden nach dem Tode gesetzt, und noch giebt es Völkernamen, die Spottnamen sind — glaubst Du an die Menschheit?

Und der Morgenländer spricht zum Abendländer: Giaur! und der Abendländer zum Juden: Jude! beide aber nicht: mein Bruder! — glaubst Du an die Menschheit?

Siehst Du dort die Schranken und Mauern; die Schranken umfassen nicht Verbrecher, die Mauern umschließen nicht ergraute Sünder, sondern Kinder wie Greise, Frauen wie Männer sind hineingethan, weil sie geboren sind als die und die, und nicht als jene, die draußen stehen und die Schranken und Mauern bewachen, und wenn ihr neugebornes Kind den ersten Schrei aus-

stößt, begrüßt es die Schranken und die Mauern, und über sein Haupt rufen die draußen: Bleibe drinnen Dein Lebenlang! — glaubst Du an die Menschheit?

Berufe Dich nicht auf die Jahrhunderte, denn sie verrollen, und mit der Menschheit, die sich wiedergebärt, gebärt sich der alte Haß und die alte Knechtschaft immer wieder, und was hier niederstürzt, steht dort wieder auf. Siehst Du die alten Häupter mit den gefurchten Stirnen die sparsamen Silberlocken schütteln und sprechen: in unserer Jugend war es ganz eben so, wenn nicht besser! — Glaube nicht an die Menschheit — — —

Ich aber erhebe mich, strecke die Hand zum Himmel, und spreche fest und stark: Ich glaube an die Menschheit!

Mag sie auf der hohen Stirn immerhin den Staub der Erde noch tragen, von der sie sich langsam aufrichtet; mag ihre Hand, die nach dem Himmel greift, immer noch von den giftgefüllten Stürmen, die über die alten stehenden Wasser fuhren, zurückgeschleudert werden, oder vor dem sengenden Samum, der von der Wüste kommt und die Wüste weitertragen will, ermattet niedersinken; — einst wird sie den Himmel erreichen mit Stirn und Hand: ich glaube an die Menschheit!

Dein Werk, Menschheit, und Deine Aufgabe wurde nicht blos der Kampf, der ewig sich weiterspinnende, sondern auch das Erringen, aber das mühselige, und jeder Schritt, den Du aufwärts thust, sollte eine Siegestrophäe werden, eine schwer aber tapfer verdiente — darum glaube ich an die Menschheit!

Du warest ein Kind in Windeln, aber Du wirst mannbar werden; Du lagest ausgestreckt, und das kriechende Gewürm der Erde umschwirrte Dich, aber Du erhebest Dich, schüttelst das Gewürm von Dir, und zertrittst es mit dem Fuße. Schon umwehet Dich der kräftige Hauch der Alpen und spielt mit Deinen Locken, und die Hand, die lange schwankend und ungewiß hämmerte und zimmerte und spaltete, wird stark und mächtig: da zerbrichst Du ein Glied der Sklavenketten nach dem andern, und die Schranken und Mauern, und rufst durch die Welt mit der Stimme der Erlösung: Ihr seid Alle meine Kinder, Alle Brüder, lebet, ein Jeder nach seiner Art, aber im Rechte und im Frieden!

Und an diese Menschheit glaube ich!

II.

Ueber den Materialismus unserer Zeit.

Die Klagen über den Materialismus, Indifferentismus, Realismus unserer Zeit sind allgemein. Je allgemeiner aber dergleichen Mißstimmungen sich aussprechen, desto mehr Grund müssen sie haben, weil sie eben aus dem Gefühle und dem Bewußtsein Aller hervorgehen. Dennoch aber weiß man, daß keine Zeit über den tieferen Inhalt und die welthistorische Bedeutung ihrer Gegenwart eine vollständig richtige Ansicht besitzt, und daß man daher von äußerlichen und allgemein gefühlten Momenten sich zu einem vollgültigen Urtheile nicht bestimmen lassen darf.

Hören wir aber zuvörderst, wie ein neuerer Culturhistoriker sich gelegentlich hierüber vernehmen läßt.

„Wir leben im Zeitalter der materiellen Interessen. Ein unerbittlicher Realismus beherrscht die Welt. Die Theorie gilt nur noch da, wo sie als Dienerin, als unterthänige Dienerin der Praxis auftritt. Die Wissenschaft wird nur noch in dem Grade geschätzt, in welchem sie zu unmittelbarem Erwerb arbeitet. Kunst und Poesie sind Luxuswaaren wie andere. Der Born idealer Schöpfungskraft scheint einstweilen versiegt zu sein. Die kleine Gemeinde des Idealismus muß sich kümmerlich von den Brosamen nähren, die von der schwelgerischen Geistestafel des 18. Jahrhunderts in das unsrige herüberfallen. Das Capital beherrscht alle Gesellschaftsklassen, vom Könige hinab bis zum Fabrikssklaven. Es ist die Seele des großen Motors unserer Zeit, des Industrialismus, mit welchem die moralischen und materiellen Motoren der Vergangenheit, die ich alle unter dem Namen Feudalismus zusammenfasse, einen wilden Kampf auf Leben und Tod kämpfen. Wem der Sieg

zufallen werde, kann nicht zweifelhaft sein. Mit jedem neuen Dampfboot, das von Stapel läuft, mit jedem neuen Dampfroß, das die Schienen beschreitet, fällt ein Stück Feudalismus in den Abgrund unwiederbringlicher Vergangenheit. Jede neue Maschine, deren Eisenarme der Dampf in Bewegung setzt, zerreibt ein religiöses, politisches oder sociales Dogma des Mittelalters zu Atomen. Thörichte Romantik, welche den Leichnam der sogenannten guten alten Zeit, nachdem sie denselben mit allerhand Flittern aufgeputzt, galvanisirt und der Welt einreden will, der Moder sei Leben. Ein ungeheurer Umschwung der Ansichten und Verhältnisse bereitet sich vor, Alles ist auf reelle Ziele und Zwecke gerichtet. Die Menschen glauben, hoffen, lieben und wollen nichts mehr, als was sich verwerthen, zählen, wägen läßt und Interessen, reale, greifbare Interessen trägt. Das Nützliche, nur das Nützliche, immer und überall das Nützliche — das ist's, was unsre Zeit will und mit ungeheurer Arbeit erstrebt. Niemals ist so gearbeitet worden, wie jetzt gearbeitet wird, und wo Arbeit ist, da ist Leben, Bewegung, Zukunft. Ja, Zukunft, und zwar eine solche, welche dem Nützlichen auch wieder das Schöne gesellen wird. Mag es scheinen, ja mag es Wirklichkeit sein, daß unsere Zeit nur noch an den schwarzen Höllengott Mammon glaubt, die lichten Götter der Freiheit und Freude, der Schönheit und Menschlichkeit sind darum nicht todt. Sie harren nur, wie so oft schon in wildgährenden Uebergangsperioden, auch jetzt wieder ihrer Zeit. Die reale Arbeit des 19. Jahrhunderts bereitet den Boden, auf welchem im zwanzigsten ideale Samen ausgestreut werden und fröhlich gedeihen können .....

Sprechen wir, hieran anknüpfend, unsere Gedanken darüber aus. Wir haben schon in der Einleitung zu unseren Vorlesungen: „Ueber die Resultate in der Weltgeschichte" (Leipzig, Baumgärtner 1860) uns mit der Ansicht über die rein materialistische Richtung unserer Zeit *nicht* einverstanden erklärt. Wir sagten: „Vielmehr ist der Charakter unserer Zeit und ihre ganze Tendenz: das Materielle geistig aufzufassen, es geistig zu durchdringen und zum Träger und Werkzeug des Geistigen zu machen" — und glauben dort für diesen Satz aus den verschiedenen Gebieten der menschlichen Thätigkeit genügende Beweise herangebracht zu haben.

Blicken wir nun in die Geschichte der Jahrtausende zurück, so gewahren wir, daß zu aller Zeit die beiden, in der Natur des

Menschen liegenden Momente des Materiellen und des Idealen vorhanden gewesen, die höchste Anstrengung beanspruchten, eine gewichtige Entwickelung nahmen und miteinander in vollem Kampfe standen. Das Materielle ist die Unterlage unserer leiblichen Existenz, die Befriedigung aller unserer sinnlichen Bedürfnisse und Triebe, und da nun der Mensch für diese nur wenig aus der rohen Hand der Natur gebrauchen kann, vielmehr den Boden und seine Erzeugnisse zur Verwendung für sich künstlich bearbeiten muß, und auch hierin die Tendenz hat, sich immer mehr auszudehnen, seine Bedürfnisse zu erweitern, zu bilden und zu verfeinern: so ist hieraus das große Gebäude der menschlichen Industrie entstanden, welches eine unermeßliche Arbeit, eine beständige Fürsorge, ein nimmer rastendes Streben in Anspruch nimmt. Ebenso sehr ist aber im Menschen das Ideale begründet, der Drang, das Wesen der Dinge zu erfassen, die dem Wahrnehmbaren einwohnenden Gesetze und Gedanken zu erforschen, seine eigene Natur als eine über das sinnliche Reich hinausragende, von diesem verschiedene und höhere zu erkennen, demnach ein Reich des Uebersinnlichen anzuerkennen, dem sein Geist in diesem wie in einem jenseitigen Leben angehöre; selbst das Verhältniß der menschlichen Individuen zu einander ließ sich durchaus nicht auf dem nackten Boden des bloßen Austausches, des Erwerbes und Genusses aufbauen, zeigte sich vielmehr immer unhaltbar, wenn man es allein dem rohen Egoismus unterthan machen, aus ihm erklären und auf ihn beschränken wollte. Vielmehr mußte man diesen, in den natürlichen Kreisen der übrigen Erdschöpfung allein waltenden Egoismus für den Menschen als unzureichend erkennen und diesem eine Sittlichkeit zuschreiben, welche den Forderungen des Rechtes und der Liebe als unabweisbaren Elementen des menschlichen Wesens Genüge thun. In dem Gange der Entwickelung lag es nun, daß diese beiden Richtungen mächtig anwuchsen, daß sie in ihrer Nothwendigkeit jede ihren eigenen Werth für den Menschen als vorherrschend und überwiegend ansahen, daß sie sich die Thätigkeit und Würdigung der Menschen einander bestritten, und daß gerade darum in den verschiedenen Zeitaltern bald die eine, bald die andere Richtung äußerlich wie innerlich die Obherrschaft innerhalb der Anschauung und Thätigkeit der Menschen gewann. Der einseitige Idealismus verkannte, daß er, losgerissen vom Realen,

ohne Kenntniß und Verständniß desselben sich steuer- und segellos in der Luft umherbewege, und daß dadurch seine Gebilde immer zu regellosen Auswüchsen entarteten; er sah nicht ein, daß in der Beschäftigung mit dem Materiellen eine große Uebung des Geistes, eine mannigfache Entfaltung desselben liege, und daß daher der Geist sein Wachsthum zumeist der Entwickelung des Materiellen verdanke. Ganz dasselbe verkannte auch die materielle Richtung; sie sah nicht ein, daß in ihr der Geist immerfort thätig sei, daß er allein ihre Arbeiten nicht blos fördere, sondern auch veredle und zur höchsten Blüthe bringe, daß er aber dies nicht vermöge, wenn ihm der ideale Nerv abgeschnitten, der ideale Pulsschlag unterbunden werde. So gab es Zeiten, wo allerdings Genuß und Erwerb, der üppigste Luxus, die raffinirteste Sinnlichkeit und darum die Sucht nach Reichthum den breitesten Raum in der menschlichen Gesellschaft einnahmen, das Ideale verdrängt und mißachtet wurde, wo die Menschen bis zu dem Punkte gelangten, auf welchem sie, sich sehr weise dünkend, alles Ideale und Uebersinnliche für Aberglauben einer in den Kinderschuhen steckenden Vergangenheit belächelten und anfeindeten, und bewußt und unbewußt den Egoismus auf den Thron der Menschheit erhoben und ihn als die wahre Weisheit anbeteten. Nicht minder gab es Zeiten, wo der über seine natürlichen Grenzen hinausgewachsene Idealismus auf allen menschlichen Gebieten die groteskesten und phantastischesten Gebilde schuf, für sie die Menschengeister entflammte und zum eigenen Verderben trieb. Bei genauerer Prüfung erkennen wir, daß jene Zeiten des überwuchernden Materialismus immer mit großer Sittenentartung verbunden waren und in die Perioden des Verfalls und des nahenden Untergangs der Völker fielen; wie andererseits die Zeiten des ausschreitenden Idealismus mit Rohheit und Barbarei, Verwirrung und Unterdrückung vereinigt waren. Wir erinnern z. B. als Gegensätze an die Zeit der römischen Cäsaren und an die der Kreuzzüge. Ehe die beiden menschlichen Richtungen zu solchen Höhepunkten zeitweise gelangten, gingen immer Epochen voran, in welchen Beide, unbekümmert um einander, neben einander bestanden und in sich arbeiteten.

Aus dieser Betrachtung geht Zweifaches hervor: Zuerst, daß es niemals dem Materiellen gelingen wird, das Ideale, dem Materialismus den Idealismus zu erdrücken und aus der Welt der

Menschen zu schaffen; aber ebenso wenig dem Idealen das Materielle, dem Idealismus den Materialismus zu verflüchtigen oder doch als die bloße Sklavenarbeit des Menschen hinunterzudrücken. Beide, als die großen Elemente der Menschennatur erkannt, sind aus dieser gar nicht zu vertilgen, und es ist daher immer geschehen, daß gerade während der vorwaltenden Herrschaft des Einen neue Keime des Anderen aufschossen, ja daß die Obmacht des Einen das Bedürfniß und die Sehnsucht nach dem Anderen erst recht hervorrief. Während die Kurzsichtigen über die Verderbtheit der Welt durch den Materialismus oder über die Verkehrtheit und Schattenhaftigkeit der ins Ideale verlorenen Zeit klagten, hatte bereits der Gegensatz mit neuer Energie zu neuer Blüthe sich hervorgethan. —

Zweitens aber erkennen wir, daß in der gegenseitigen Bekämpfung dieser beiden Richtungen zwar die Erziehung und Entfaltung Beider in kräftiger Frische beruht, nicht aber das Ziel gelegen sein kann, sondern daß sie endlich dazu kommen müssen, erstens sich gegenseitig zu durchdringen und einander dienstbar zu sein, zweitens zur Ausgleichung, zu höherer Einheit und Harmonie zu gelangen. Um es nun kurz zu sagen, so ist unsere Ansicht, daß gerade unsere und die nächste Zeit berufen seien, diese gegenseitige Durchdringung heranzuführen und zu bewirken, an welche sich dann die Ausgleichung schließen werde. Indeß vorsichtig gemacht durch die großen Culturwechsel, die bereits in der Geschichte vor sich gegangen, wollen wir diese unsere Ansicht dadurch begrenzen, daß wir jene Durchdringung und dadurch ermöglichte Ausgleichung auf den Boden unserer jetzigen Culturwelt beschränken, da wir nicht wissen können, welche große, von uns jetzt ungeahnte Culturphasen auf den Trümmern der gegenwärtigen, gleich der mittelalterlichen und modernen Cultur auf den Trümmern des Alterthums, eintreten können, die dann nothwendiger Weise neue gewaltige Entwickelungsprocesse mit sich führen müssen.

Diese gegenseitige Durchdringung charakterisirt sich dadurch, daß durch den energischen Geist, der in alle materiellen Verhältnisse und Kreise eindringt, das gewissermaßen mechanische Fortleben der materiellen Arbeit beseitigt, der Schlendrian und die ausgetretenen Wege verlassen, neue mächtige Bahnen eröffnet, eine gewaltige Bewegung im Großen und Kleinen hervorgerufen, jede mechanische Arbeit durch Erfindung und wissenschaftliche Ergebnisse

gehoben, modifizirt und gefördert werde, sodaß alle Zweige der Industrie, Handel, Gewerbe, Landbau ꝛc. voller Ideen und wissenschaftlicher Ausbildung in die großartigste Gestaltung gebracht werden, und alles materielle Dasein eine geistige Unterlage und einen geistigen Inhalt erhält. Freilich wird es hierbei kommen, daß Anfangs Kunst und Wissenschaft als dienstthuend, als Mägde, wie man sagt, erscheinen, und jede Geistesthätigkeit, die nicht sofort ihren praktischen Zweck darthut, mißachtet wird. Dies kann aber nicht lange dauern und sich nur bei dem blöden Haufen erhalten. Denn bald wird sich die Einheit aller Geistesthätigkeiten, aller wissenschaftlichen Richtungen, aller künstlerischen Leistungen erweisen und es klar werden, daß selbst ohne Philosophie und Poesie die Geistesbildung nicht bestehen kann und deshalb ohne sie der geistige Quell versiegen muß, aus welchem das materielle Wesen seine Begeistigung, seine Ideen und Motive schöpft. Ebenso wird jene gegenseitige Durchdringung auf dem Gebiete des Idealen sich darin äußern, daß alles Ideale einen realen Boden, aus welchem es erwachse, sucht, sich des Realen als Leiter, auf welcher es von Stufe zu Stufe in die Höhe steigt, nicht entäußert, und bei seinem Hinausstreben über das Reale den Zusammenhang mit diesem nicht verliert. Machen wir uns dies an einem Beispiele klar. Man hat erkannt, daß die plastische Kunst unserer Zeit eine realistische ist, d. h. daß sie in ihren Erzeugnissen vorzugsweise nach Naturwahrheit strebt, in den Formen daher sich fast ängstlich an die Wirklichkeit hält und den Ausdruck, die leidenschaftliche Bewegung zu reproduciren sucht, überall also nach dem Charakteristischen verlangt und strebt. In der That erwies sich dies schon im ersten Jahrzehend des Jahrhunderts, indem z. B. die Versuche Goethe's, die Kunst auf die ideale Schönheit der antiken Formen und das in der „Ruhe" bestehende Lebensprincip der antiken Kunst zurückzuführen, Versuche, die der Altmeister theoretisch und praktisch förderte, gänzlich scheiterten. Daß die historische Malerei und das Genre, sowie das Portrait und Zeitcostüm in der Bildhauerei gegenwärtig den Vorderraum einnehmen, ist die nothwendige Folge. Darüber ist es aber bereits zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, daß die Kunst, wie sie auf diesem Wege Vieles gewonnen und sich dem nebulirenden und geistlosen Formwesen entzogen hat, auf der anderen Seite an allem idealen Auf-

schwung, an Adel des Geschmacks, an Erhebung von dem Gewöhnlichen außerordentlich verloren hat, und daß ihr darum innerhalb ihres realistischen Gewinnes ein neuer idealer Inhalt gegeben werden muß, sodaß dies bereits zum Maßstabe der Kritik geworden ist.

Hier stehen wir in der Gegenwart; auf dieser Stufe sind bereits auf beiden Gebieten große Erfolge errungen worden; aber gerade darum tritt bereits überall das Bedürfniß und die Sehnsucht nach dem Idealen wieder kräftig hervor. Sind also die Klagen über den Materialismus unserer Zeit an sich und für den Augenblick recht, so sind sie doch nur einseitig und äußerlich, Ausdruck Dessen, was dem Individuum sich fühlbar macht, aber ohne tiefere Begründung und Wahrheit, und jedenfalls das Mittel, um zum Besseren zu führen, das aber nicht wieder in einem völligen Umschlag ins Gegentheil bestehen kann, wird und darf, sondern vielmehr den Weg zu einer höheren Ausgleichung und Einheit der beiden Richtungen suchen und finden muß.

III.

Die rechte Politik.

Es giebt eine Politik des Augenblicks, welche lediglich die augenblickliche Situation, die momentanen Verhältnisse und Verwickelungen ins Auge faßt, und diese auf die den zeitweisen Wünschen und Forderungen gemäßeste Weise zu lösen sucht, ohne sich darum zu kümmern, welche neue Wirren und größere Stürme daraus hervorgehen werden. Es ist eben nur die Gegenwart, die zu beschwören und zu beschwichtigen, die durch die Klippenstraße, in welche sie hineingerathen, ohne großen Schaden hindurchzuführen, sie für ihre Aufgabe hält. — Es giebt aber auch eine höhere Politik, welche über die Gegenwart hinaus in eine weitere Zukunft blickt, zu erfassen sucht, wie das Gegenwärtige aus der Vergangenheit heraus geworden, und wie es sich in der Zukunft gestalten werde, welche die Erscheinungen nicht als augenblickliche Ereignisse, durch das Zusammentreffen von diesen oder jenen Umständen also geworden, betrachtet, sondern eine Zeitströmung anerkennt, deren Produkte in den einzelnen Thatsachen zu Tage treten, eine geistige Strömung, die zu reguliren, zu fördern, abzulenken, einzudämmen u. dergl. sei; eine Politik, welche ein System anerkennt, sich bildet und zu verwirklichen anstrebt. — Und dennoch giebt es noch eine Politik, welche über alle diese hinwegstrebt, die höchste Politik, die religiöse. Bei aller Wichtigkeit, die sie den Fakten beilegt, bei aller Bedeutsamkeit, die sie in den Zeit- und Geistesströmungen findet, sind ihr diese dennoch nur einzelne Glieder einer großen zusammenhängenden Kette, die Wellen und der Wellenschlag eines unaufhörlich strömenden Flusses, der in seinem ganzen Laufe, in allen seinen Bewegungen, in seiner Tiefe, Breite und Länge auf-

gefaßt sein will. Sie stellt sich auf den Standpunkt der gesammten Menschheit, ihrer ganzen historischen Entwickelung, ihrer großen Epochen, und wie diese sich wiederum in den einzelnen und einzelnsten Phasen wiederspiegeln. Sie geht dabei von festen Prinzipien, von einer sicheren Ueberzeugung aus, welche sie sowohl in dem äußeren Gange des Menschengeschlechtes, als auch in dem großen Gedankeninhalt aller Zeiten, in den Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen der Nationen und Epochen selbst bewährt gefunden, und von diesen Grundsätzen aus beurtheilt sie Vergangenheit und Gegenwart, und wirkt für die Zukunft. Diese Prinzipien sind: daß die göttliche Vorsehung die Menschheit leitet, sie in freier Entwickelung vorgehen läßt, aber durch ihre Fügungen sie den Weg des Fortschrittes führt; dieser Fortschritt aber besteht in der allmäligen Verwirklichung des Rechts und der Liebe, in der Ausbreitung und Vertiefung der Erkenntniß, in der Feststellung des allgemeinen Friedens und der Sicherung des Ganzen wie des Einzelnen.

Es ist nicht anders auch um die Geschichtsschreibung. Wir haben eine pragmatische Geschichtsschreibung, der es lediglich um die Feststellung der Thatsachen und faktischen Zustände zu thun ist, die allein nach der richtigen Zeichnung der wirklichen Geschehnisse in ihren äußeren Kundthuungen strebt. Dann eine Geschichtsschreibung, welche das innere Wesen, den tiefer liegenden Charakter, den geistigen Inhalt, die psychologische Entwickelung, das Leben, die in den vorübergegangenen Zeiten, Nationen, Personen vorhanden gewesen, gewirkt und geschaffen haben, zu erfassen und zu reproduziren strebt. Aber es giebt auch eine Geschichtsauffassung, welche in der Geschichte nicht bloße Thatsache und nicht bloße Geistesströmungen, sondern eine große, einheitliche Entwickelung, einen bestimmten Weltgang, eine Leitung und ein Ziel erkennt — die religiöse Geschichtsschreibung.

Sowohl die religiöse Politik als die Geschichtsschreibung haben selbst ihre Entwickelung, und stehen vielleicht noch in ihren ersten Stadien. Sie sind auch vielfach verwechselt worden mit kirchlicher und hierarchischer Politik, mit Geschichtsschreibung vom kirchlichen und hierarchischen Standpunkte — aber mit welchem Unrecht!

Diese religiöse Politik ist die, welche dem Wesen der israeliti-

schen Religion einwohnt und entsprungen ist. Im Mosaismus wurden die großen Prinzipien niedergelegt und ausgesprochen, deren Verwirklichung in der gesammten Menschheit der Weltgang des Menschengeschlechts zum Inhalt hat. Im Prophetenthum wurde der Grundsatz der menschengeschlechtlichen Entwickelung und das zu erreichende Ziel offenbart. Der Talmudismus und Rabbinismus strebten dahin, in der zerstreuten jüdischen Masse, trotz dem Andrang der fremden staatlichen und sozialen Verhältnisse, mitten im Völkersturme, die vom Mosaismus begründeten Prinzipien der Gesellschaft innerhalb der jüdischen Gemeinden lebendig und bethätigt zu erhalten, so viel es geschehen konnte.

Der israelitische Stamm war dazu bestimmt, diese Prinzipien zuerst zu empfangen, dann zu verkünden, durch die Jahrtausende zu bewahren und an sich selbst, so viel es den Verhältnissen nach möglich war, davon zu verwirklichen; alsdann aber, nach dem Hinaustritt in die gesammte Menschenwelt, vorzugsweise ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung zu sein, vermittelst dessen und an dem insonders die Prinzipien der Gewissensfreiheit und der Gleichberechtigung im Staate sich realisiren sollten.

Frägst Du den modernen politischen Bezeichnungen gemäß, welche von diesen auf die „religiöse Politik" anzuwenden sei? so möchte sich hierzu keine ganz schicken. Die religiöse Politik ist ächt conservativ, denn sie beruht auf alten, geoffenbarten Grundsätzen und hat diese zu ihrem ganzen Inhalte; sie hat die von Gott eingesetzte Ehe und die von Gott als Naturgesetz für den Menschen in dieser eingepflanzte Familie zu ihren ewigen Unterlagen; sie erkennt keinen Bruch mit der Vergangenheit, keinen Sprung in die Zukunft an, sondern allein das historische Herauswachsen. Aber sie ist eben so ächt liberal; denn ihr Lebensprinzip ist die Entwickelung; sie verwirft die Mumifizirung des Abgestorbenen, sie will das lebensvolle Fortschreiten, weil ohne dieses ihr Wesen und ihr Ziel verläugnet würde, und die Aufgabe, die sie sich gestellt, ist die Verwirklichung der höchsten Prinzipien, deren die menschliche Natur in ihrem reinsten Adel, in ihrem reinsten Aufschwunge nur fähig ist.

Erkennen wir aber dies als Wahrheit an, so müssen wir uns gewöhnen, die Dinge in der Menschheit von diesem Gesichtspunkte aus anzusehen. Lesen wir Geschichte, so müssen wir uns die Frage

stellen: was waren diese Ereignisse, diese Zustände, diese Menschen, ihre Gesinnungen, Zwecke und Handlungen für diese Aufgabe der Menschheit werth? Wir mögen sie immer beurtheilen aus ihrem augenblicklichen Bedürfniß, aus ihrer zeitweisen Nothwendigkeit heraus, dann aber müssen wir auch den Standpunkt aufsuchen, den sie im Weltgange der Menschheit einzunehmen berufen waren und berechtigt sind. Nur so können wir eine wahrhaftige Anschauung gewinnen, Schein von Wahrheit unterscheiden lernen, und in uns selbst jene Halbheit, jenes Hinken auf zween Seiten, jene seichte und gefährliche Trennung der Politik von Sittlichkeit und Religion vermeiden, das heißt: wirklich religiös-sittliche Menschen werden. Lesen und erfahren wir die Ereignisse der Gegenwart, so mögen wir immerhin nach den Motiven und Folgen, nach Ursache und Wirkung in der Gegenwart forschen und suchen — aber das Urtheil darüber muß aus keinen sogenannten Nützlichkeitsgründen, nicht aus den sichtlichen, faktischen Erfolgen hervorgehen, sondern allein aus den Prinzipien der religiösen Politik, weil diese die einzig wahren und bleibenden sind, weil alle Völker, alle Fürsten, alle deren Räthe und Lenker berufen und verpflichtet sind, diese Grundsätze zur Richtschnur ihres Thuns zu nehmen, in ihrem Geiste zu handeln, an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. Keiner ist ausgenommen, und dem Gerichte fällt Jeder anheim.

IV.

Der Verfall der Völker.

Ein Moment bildet den Lebensmittelpunkt des ganzen Prophetismus, und um deſſentwillen haben wir den ſchriftlichen Nachlaß deſſelben „das Buch der Völkergeſchichte" genannt*): daß die ſittliche und religiöſe Entartung der Völker, welche auch ihre Machtſtellung und Lebenskraft ſei, unrettbar den Verfall und den Untergang derſelben herbeiführe; ſowohl die Erſchöpfung ihres eigenen Lebens, die Erſchlaffung ihres ganzen Organismus, als auch das göttliche Verhängniß bringen früher oder ſpäter, ſchneller oder langſamer das Ende ihrer Herrſchaft, das Aufhören ihres Daſeins herbei. Hier iſt es nun, wo die Propheten die Wege der Völker von denen Iſraels ſich ſcheiden ſehen. Denn während dieſes „göttliche Strafgericht", welches eben ſo ſehr in den natürlichen und ununterbrochen eintretenden Folgen der Selbſtverderbniß, als auch in den durch die göttliche Vorſehung herbeigeführten Vernichtungskämpfen beſteht, alle die, der ſittlichen Entartung ſich anheimgebenden Nationen zum Untergang ereilt, iſt es für Iſrael ein Läuterungsproceß, aus welchem es entſühnt und verjüngt zu neuem und bedeutendem Daſein hervorgeht. Denn der Beruf Iſraels, für die Menſchheit der Träger der wahren und ganzen Gotteslehre zu ſein, erfordert den dauernden Beſtand dieſes Volksſtammes, und der Umſtand, daß Iſrael eben nur einer Idee lebt, materielle Herrſchaft nie erſtrebt hat, und in den Konflikt der Völker nur defenſiv hineingeriſſen worden, ermöglicht dieſen

*) S. unſere Einleitung zu den Propheten in unſerm Bibelwerke, Bd. II. S. 1560.

dauernden Bestand. Dies ist es, was der Prophetismus den Völkern zu sagen hatte, was diese allerdings nie begriffen, und was sie noch heute nicht begriffen haben. Denn noch hat kein Volk existirt, welches, trotz den offenbarsten Zeichen seines Verfalls, diesen erkannt und durch Besserung, Hebung der Sitten und neuen Aufschwung seines geistigen Lebens aufgehalten hätte. Und wenn auch einzelne Stimmen diesen Verfall klar genug charakterisiren, so verlieren sich diese stets in dem Strom lobhudelnder Phrasen über den Fortschritt der Cultur, über den wachsenden Glanz und Wohlstand: eben so wie die Mahnreden der Propheten selbst von dem Kreischen der falschen Propheten und dem Pomp der Priester verdeckt wurden. Wir sagten oben „die sittliche und religiöse Entartung". Denn auch bei den Propheten klingt keine absolute Verwerfung der religiösen Anschauungen der Völker außerhalb Israels durch. „Mein Name ist groß bei allen Völkern der Erde und hochgepriesen", sagen sie öfters, und verstehen darunter, daß der Begriff und die Anbetung der Gottheit bei allen Nationen vorhanden und ein wesentliches Element ihres Lebens sei, trotzdem diese Anschauung weit von der reinen und wahrhaften Gotteslehre ist, welche Israel übergeben worden. Aber die Ausartung dieses den Menschen einwohnenden Gottheitsbegriffes in das sinnlichste Götzenthum, in den ausschweifendsten heidnischen Cultus, der somit der Sittenlosigkeit, Lasterhaftigkeit und blödestem Aberglauben die religiöse Weihe verlieh, diese macht die religiöse Entartung der Völker aus, welche die Propheten als das andere Moment des Völkeruntergangs bezeichnen. Wohl erkannten die Propheten, daß trotz dieses sich immer wiederholenden Untergangs der einzelnen Völker die Menschheit zu einer fortschreitenden Entwickelung bestimmt und in ihr begriffen ist, und sie verkünden das Endziel dieser Entwickelung in der allgemeinen Erkenntniß des einig-einzigen Gottes, in allgemeiner Herrschaft des Rechts, in allgemeiner Uebung der Liebe, in einer gerechteren und gleichmäßigeren Vertheilung des Eigenthums, darum im allgemeinen Frieden und der Ruhe des Lebens. Aber wir deuten dies hier nur an, um die Vorstellung vom Prophetismus nicht unvollständig zu lassen, der uns hier nur zur Grundlage der folgenden Bemerkungen dienen sollte.

Man wird jene Ansicht der Propheten, daß die Lebensdauer der Nationen von ihrem religiösen und sittlichen Werthe abhängt,

und daß mit der religiösen und sittlichen Entartung der Verfall und Untergang derselben unwiderruflich eintritt, von der einen Seite als selbstverständlich, von der anderen als einseitig oder gar lächerlich ansehen. Beides in großem Irrthum. Die alten Völker haben diese Lehre der Propheten nie gekannt und nie gehabt, und die modernen Völker sind durchaus nicht von ihr durchdrungen — demungeachtet ist sie die allein wahre, die allein richtige. Die Völker bewegten und bewegen sich allein in der **politischen** Auffassung ihres Daseins, ihrer Stellung, ihrer äußeren und inneren Verhältnisse. Hat man doch jederzeit die Politik von der Beachtung aller Moral freigesprochen, und haben dies die Politiker auch genugsam zu aller Zeit bethätigt. Handelt es sich doch bei ihnen nur um die Frage: auf welche Weise und durch welche Mittel die politische Macht nach außen und nach innen (Staatsverfassung) erhalten und vergrößert werde? Und wo die Regierungen ihren Blick auf den religiösen und sittlichen Zustand des Volkes wandten, geschah es zumeist, weil durch jenen die bestehende Macht gestützt werden sollte, und das Hauptgewicht wurde denn doch unverhältnißmäßig auf die materiellen Werkzeuge und die materiellen Mittel gelegt. Es ist also durchaus nicht wahr, daß jener höchste Grundsatz des Völkerlebens selbstverständlich anerkannt sei, vielmehr ist es immer noch eine Stimme in der Wüste, die ihn predigt.

Ueberblicken wir aber die Geschichte der Völker, so sammelt diese all' ihr Licht, all' ihre Strahlen, um sie auf den ausgesprochenen Grundsatz als eine unläugbare Thatsache, als eine höchste Wahrheit zu werfen. Vergebens sträubt Ihr Euch dagegen; vergebens glaubt Ihr diese strenge Mahnung in das Reich der Träumereien verweisen und höhnend als Rigorismus pedantischer Morallehrer beseitigen zu können. Er steht auf jedem Blatt der Weltgeschichte mit blutiger Schrift eingetragen, und alle Trümmer, die Ihr vom Schutte der Zeit befreiet, alle Ruinen und Monumente, die Ihr aus dem Schoße der Erde grabet, geben Euch nur immer neue Belege für die Wahrheit jenes Axioms. Noch ist kein Volk untergegangen in der Blüthe seiner Kraft; noch ist keine Nation von der Erde verschwunden in der Fülle sittlichen Lebens, in der Weihe geistigen Aufschwungs; sondern die Geschichte aller vernichteten Völkerschaften zeigt uns, daß sich ihr Loos in der Decrepidität ihres Wesens erfüllt hat, und daß sie die Beute frischer

Menschenstämme geworden sind, weil sie in ihrer Ueppigkeit, Ausschweifung und Entnervung dem an Zahl gewöhnlich geringeren und an bisheriger Machtstellung unbedeutendern Feinde keinen Damm entgegenzustellen vermochten. So gingen die Völker des asiatischen Alterthums, eines nach dem andern unter, Assyrer, Meder, Chaldäer, Perser; so wurden auch in Europa die Griechen von den Römern, die Römer von den Germanen gebrochen; so stürzten die Araber sich über Vorderasien, Byzanz, Afrika und Spanien; so gingen in schneller Entartung die Hunnen, Vandalen und Gothen unter. Alle diese Nationen, alle diese großen Herrschervölker fanden ihr Verderben nicht in der Macht und Größe ihrer Sieger, sondern allein in ihrer Entartung und Entnervung. Warum gelang es den Türken nicht, außer Griechenland irgend in einem europäischen Lande festen Fuß zu fassen? Warum scheiterte der Siegerzug der Mongolen an der schlesischen Grenze, und mußten seine Trümmer hinter den Kaukasus sich zurückflüchten? Nur weil sie auf kernhafte, sittlich starke Völker stießen, welche mit geringzähliger Mannschaft ihren Heeresfluthen widerstanden, daß diese von dem Felsendamm der sittlichen Nationen zurückprallen und in ihr altes, begrenztes Bett zurückweichen mußten. Warum konnte die ungeheure Siegesmacht Napoleon's die Völker von Europa nur eine sehr kurze Zeit in Fesseln schlagen, und fiel mit diesen zerbrochen nach wenigen Jahren in den Staub? Weil sie ihre Bürde sittlich starken Nationen aufgelegt, welche in sich die Kraft fanden, auch den größten modernen Genius wie ein thönernes Bild zu zerschlagen.

Allerdings ist es nicht zu verkennen, daß, so wie einerseits eine Nation desto kräftiger auf der Bühne der Welt auftritt, je ursprünglicher noch ihre Kraft ist, je unmittelbarer sie noch aus dem Naturzustande hervorgegangen, eine solche desto schneller ihre Kraft absorbirt, je weniger sie der Cultur, der Civilisation fähig ist. Es ist dann eben nur ein schneller Naturproceß in mächtiger Hebung und Senkung. Die Cultur und Civilisation hingegen, wie sie in einer allmäligen Entwickelung, in einer fortschreitenden Entfaltung der geistigen Kräfte bestehen, verlängern den Lebensprozeß einer Nation, lassen sie langsamer die Höhen ihres Daseins erreichen, und halten die Abschwächung und Entartung Jahrhunderte lang auf. Denn einerseits klären Cultur und Civilisation den Geist auf, mildern und verfeinern die Sitten, bändigen die Leiden-

schaften und lassen so lange hin Wahrheit und Recht von dem Tageshimmel der Nation nicht gänzlich weichen; andererseits halten sie das Leben des Volkes in Umlauf, verhindern Stagnation der Säfte, scheiden durch akute und chronische Krisen die krankhaften Stoffe wenigstens theilweise aus, und spinnen so das Gewebe des Lebens weiter hinaus. Aber Wahn wäre es, zu glauben, daß Cultur und Civilisation die Bürgschaften ewigen Bestandes für die Menschenvölker wären. Beide entarten nicht minder; sie werden zur Hypercultur, zu einer Civilisation des Luxus, der Verfeinerung, des Firnisses, unter deren Hüllen der Krebsschaden der Sittenlosigkeit verdeckt, aber desto gefährlicher weiterfrißt. So wenig daher die Griechen und Römer in ihrer bedeutenden Cultur und Civilisation mehr als die Mittel der Lebensverlängerung fanden, wie sie gerade von den rohesten, uncultivirtesten Völkern überwunden und vernichtet wurden: so wenig bieten jene auch den modernen Völkern das Pfand der Dauerhaftigkeit dar. Und fürwahr, es fehlt auch diesen an den Belegen für jene große Wahrheit nicht. Der Süden Europas, der im Mittelalter noch der wahre Mittelpunkt des Lebens war, das eigentliche Vaterland der Civilisation, bietet uns nur den Anblick der Decrescenz. Es sind erst vier Jahrhunderte, daß das oströmische Reich gefallen, und das wiederhergestellte Hellas bietet keine Aussicht, eine würdige Stellung in der Familie der modernen Völker einzunehmen. Trotz der jüngst geschehenen bedeutenden Schritte der Wiedererhebung Italiens muß bei Erwägung anderweitiger Erscheinungen daselbst das Urtheil noch reservirt bleiben, wenn man seine Geschichte von der Zeit des Verfalls der italischen Municipalitäten bis auf die jüngsten Tage verfolgt. Warum hat die pyrenäische Halbinsel ihr Scepter, das sie über die fernsten Welttheile streckte, dem Norden abgegeben, und ist zur Nullität hinuntergesunken? War Polen nicht längst schon zersetzt, zerrissen, zertheilt, bevor die benachbarten Großmächte die Hand auf dasselbe legten? Wie jene das Land der Autodafé's und der auf die Amerikaner gehetzten Bluthunde, das Land des geistigen und politischen Despotismus und des Sklavenhandels war, so dieses das Land des Egoismus, der Käuflichkeit und der Volksherniedrigung.

Freilich dürfen wir hier nur nach Jahrhunderten zählen, es ist das Werk der Vorsehung, wann und wie der letzte Streich auf einen bestehenden Staat, auf ein noch existirendes Volk fallen solle.

Günstige Umstände können auch die Leiche einer Nation noch ein halbes Jahrtausend konserviren. Das Reich der Kalifen war längst zum Tode reif, Byzanz war längst ein bloßes Schattenbild, bevor die stürmende Hand neuer asiatischer Horden Bagdad und Konstantinopel bezwang; und so sehen wir auch in unsrer Zeit altersschwache Nationen vegetiren, weil ihnen die Vorsehung die zerstörende Faust noch fern hält. Aber selbst hierin liegt nur der immer wiederholte Beweis für den vor den Propheten Israels zuerst verkündeten Grundsatz, daß jede sittenverderbte Nation dem Untergange zuwandelt. Es ist wie in der Natur, so in der Geschichte: ein einfaches Gesetz beherrscht alle Lebenserscheinungen; aber es prägt sich in der Mannigfaltigkeit dieser auf die mannigfaltigste Weise aus.

Nichts ist aber gewisser, als daß eine Staatsverfassung an sich nur eine Form ist, die ihre Wesenheit erst durch das wirkliche Leben der Nation erhält, daß es demnach nicht sowohl auf diese Form, als auf den Inhalt und die Richtung des nationalen Lebens ankommt. Dies hat die Geschichte auch vollständig bewährt; die Völker sind in den verschiedenartigsten Staatsverfassungen zur Blüthe und zum Verfall gekommen, der Despotismus hat jene nicht verhindern, die Republik diesen nicht aufhalten können. Eine Staatsverfassung an sich kann demnach niemals als ein Symptom, weder des Aufblühens, noch des Verfalls einer Nation angesehen werden. Auch kann es von einem allgemeinern Gesichtspunkte aus nicht entgehen, daß der Mensch gewissermaßen ein Mittelgeschöpf ist. Wie die Erde an Größe, Dichtigkeit, Schnelligkeit, Abstand von der Sonne, ein mittlerer Planet ist; wie Licht und Schatten, Wärme und Kälte, kurz alle tellurischen Verhältnisse von mittlerer Proportion sind: so ist auch der Mensch in allen körperlichen und geistigen Beziehungen in die Mitte zweier Extreme gestellt, zwischen denen er immerfort hin und her schwankt, von denen das Eine das Andere bekämpft, der Sieg des Einen wieder gerade zu dem Andern führt, und so Mensch und Menschheit nur in diesem Kampfe vorwärts gelangt. Hieraus folgt Zweifaches. Zuerst, daß jedes Extrem, sobald es zur vollen Herrschaft gelangt, Verfall und Untergang bewirkt; zweitens, daß allein die allmälige Entwickelung den wahren Gesundheitszustand für den Menschen enthält und kennzeichnet. Die Stellung des Menschen als Indi-

viduum und als Glied der Gesellschaft zugleich erweist, daß der natürliche Streit dieser beiden Beziehungen ebenfalls nur einen mittleren Zustand als den normalen zuläßt. Wo das Recht des Individuums vor der Macht der Gesellschaft gänzlich verschwindet, wie im asiatischen Despotismus oder in der Theorie des Socialismus, da ist eben so wenig Gesundheit, Tüchtigkeit und Kraft, eben so wenig Sittlichkeit und Bestand wie in der Zügellosigkeit der Anarchie vorhanden, wo das Recht der Gesellschaft vor der maßlosen Geltung des Individuums flüchtig wird. Es giebt unveräußerliche Freiheiten des Individuums; es giebt heilige, unveräußerliche Rechte der Gesellschaft; jene müssen daher durch diese geregelt und abgegrenzt werden; es giebt also keine unbeschränkte Freiheit des Individuums und kein unbegrenztes Recht der Gesellschaft. Die Gesundheit und die Blüthe einer Nation wird demnach allein in der allmäligen Entwickelung zu einem maßvollen Verhältniß zwischen der Freiheit des Individuums und dem Rechte der Gesellschaft bestehen; die wahren Symptome des nationalen Verfalls werden eben sowohl in dauerndem Stillstand, wie in wilden Revolutionsausbrüchen, eben sowohl im unbeschränkten Despotismus, wie in einer zügellosen Freiheit des Individuums erkennbar sein. Dies lehrt uns wiederum die Geschichte. Die asiatischen Völker sind in schneller Aufeinanderfolge durch den Despotismus gefallen, der immer in Serails- und Haremswirthschaften endet; Griechenland und Rom haben in ihren Republiken, als sie zur Ochlokratie, zur anarchischen Herrschaft der Plebs gelangt waren, ihren Untergang gefunden. Wo wir daher bei einer Nation die allmälige Entwickelung auf dem Grunde und mit den Mitteln des Bestehenden innerhalb einer geordneten und sich immerfort regelnden Verfassung erblicken, da können wir sicher sein, daß die Nation in ihrer vollen Kraft zu einem weithin dauernden Bestande existirt; wo aber revolutionäre Ausbrüche und Gewaltherrschaft mit einander abwechseln, wo jene immer wieder erscheinen und immer wieder in dieser enden; wo in fieberhafter Aufregung bald eine unbegrenzte Freiheit als Ziel und Heil der Gesellschaft erstritten, bald eine gewaltthätige Beschränkung aller natürlichen Rechte als Garantie für den Bestand der Gesellschaft angefordert und bethätigt wird — da ist der Verfall bereits vorhanden und unausbleiblich. Denn diese Symptome beruhen auf dem inneren

Grunde der sittlichen und religiösen Entartung, deren nächste Bethätigung in unvernünftigen Gesetzen und in dem Verluste der Achtung vor dem Gesetze liegt. Dabei ist es gleichgültig, ob die allmälige Entwickelung zu einer maßvollen Verfassung aus dem Urzustande des Despotismus oder einer patriarchalischen Anarchie hervorgeht; ihr Vorhandensein genügt, um die Blüthezeit einer Nation zu bezeichnen.

V.

Das Nationalitätsprinzip.

In der Gegenwart spricht die höhere Politik wieder viel von der Nationalität und ihrer Berechtigung, und benutzt „die Befreiung der unterdrückten Nationalitäten" zum Vorwande ihrer Aktionen. Niemand ist wohl berufener, sich hierüber von ihrem Standpunkte zu äußern, als das Judenthum und die Judenheit. Denn von der einen Seite erkennt das Judenthum im *Prinzipe* die Nationalität *nicht* an. Im 23. Capitel des 5. Buches Mosis wird die Zulassung aller Menschen, von welcher Nation sie auch seien, in das קהל ה׳ ausgesprochen, so daß also das israelitische Bürgerrecht durchaus nicht an die Abstammung geknüpft sein sollte. Ausgenommen wurden nur die Ammoniter und Moabiter, sonst aber selbst die Aegypter nicht (V. 8. 9.). Andererseits ist in der *geschichtlichen Wirklichkeit* gerade die Religion Israels vorzugsweise an die israelitische Nationalität gebunden geblieben, und obschon längst kein *Volk* mehr, erhielten die Bekenner des Judenthums eine gewisse Art von *Nationalität* noch durch die ausschließliche Verheirathung unter einander. Endlich hat es dann aber noch nie eine Nationalität gegeben, die so vielfältig und so grausam unterdrückt worden ist, wie die jüdische. Wir sind also an dieser Frage so lebhaft betheiligt, daß wir ein Wort darüber mitzusprechen wohl berechtigt und durch unsre Erfahrungen befähigt sind.

Die *erste* Frage, ob jede Nationalität einen eigenen selbstständigen, von außen unabhängigen Staat zu bilden habe? ob jede Nationalität dies zu fordern das Recht habe? *verneint* die Weltgeschichte auf allen ihren Seiten, verneint besonders unsre Geschichte. Mit welchem Rechte schwingt der Kaiser der Franzosen

dasselbe Schwert *für* die italienische Nationalität, welches er *gegen* die Nationalität der Kabylen, der freien Araber so blutig geführt hat? und was würde er sagen, wenn Jemand zum Schutze der kabylischen Nationalität im Namen jenes Prinzips aufträte? Warum hat er den indischen Aufstand nicht unterstützt? Besteht nicht Großbritannien aus den drei Nationalitäten der Engländer, Schotten und Iren? Wie viel zahllose Nationalitäten umfaßt das russische Reich? Wenn Ungarn ein eigener Staat sein würde, zählte er nicht Magyaren, Slawen, Sachsen ꝛc. in seinem Schoße? Ob die Türken oder die Griechen die Herrscher seien, würde dieser Staat nicht von einem großen Gemisch von Nationen bevölkert sein? Nein! Die Nationen wohnen häufig so unter einander gemischt, daß an eine staatliche Trennung gar nicht zu denken; einzelne Nationen sind so schwach, innerlich so wenig von einem großen Lebensprinzipe durchdrungen und äußerlich so herabgekommen, daß sie sich an andere staatlich anschließen müssen, um sich gegen übermächtige Nachbarn zu schützen; ja, man kann sagen, daß die scharfe Abgrenzung der Nationen in staatliche Einheiten eine solche Einseitigkeit und Schroffheit hervorrufen würde, daß sie der Entwickelung des Menschengeschlechts geradezu entgegentreten und die größten Hindernisse schaffen würde. Im Gegentheile, was schadet es der Schweiz, daß sie aus drei Nationalitäten, Franzosen, Deutschen und Italienern, zusammengesetzt ist? was Nordamerika, daß es seinem britischen Grundstoff Theile aller Nationen der Welt beigemischt hat? Ja, die Nationalität, wie sie nicht immer Grundlage *eines* Staates sein kann, wie eben Großbritannien und Nordamerika beweisen, hindert niemals, daß ein Staat verschiedenartige Nationalitäten ebenbürtig und gleichberechtigt in sich einschließe. Laß England oder Frankreich oder Deutschland Nordamerika angreifen, ob nicht die nordamerikanischen Bürger, von englischer, französischer oder deutscher Nationalität, die Waffen ergreifen werden? Verweigern etwa die deutschen Elsässer, die deutschen Kurländer gegen Deutschland zu fechten? Die *nationalen* Momente waren stets den *staatlichen* untergeordnet — sonst würde es keine Bürgerkriege gegeben haben!

Steht es also in gar keiner Möglichkeit, daß jede Nationalität ihren eigenen Staat bilde, haben von jeher die Staaten mehrere Nationalitäten umfaßt und wird es immer so sein, so kann es

also auch kein absolutes Recht geben, nach welchem jede Nation einen eigenen Staat zu bilden beanspruchen darf.

Hieran knüpft sich nun die zweite Frage: welches ist nun das Verhältniß der Nationalität zum Staate? Die Antwort ist nicht schwierig: besteht ein Staat aus verschiedenen Nationalitäten, so müssen dieselben staatsbürgerlich gleichberechtigt sein, und weder aus der Stellnng, noch aus dem Umfang der Nationalitäten darf eine Herrschaft der einen, eine Unterdrückung der andern hervorgehen. Denn der Staat, die menschliche Gesellschaft ist vorzugsweise dazu da, gerade den Schwächern vor dem Stärkern zu schützen, und wären Macht und Recht identisch, so gebe es eben nur Macht und kein Recht. Es versteht sich, daß es immer Dinge geben wird, worin die Minderheit der Mehrheit, schon aus Einheits- und Bequemlichkeitsrücksichten, nachgeben oder sich anschmiegen müssen wird. In den nordamerikanischen legislatorischen Häusern wird man immer nur englisch debattiren, und die Gesetze, die Rechtspflege und die öffentlichen Institute werden sich dieser Sprache bedienen. Sonst aber wird das Recht des Bürgers nicht nach Abstammung bemessen, eine Nationalität vor der andern nicht bevorzugt oder unterdrückt werden dürfen. „Ein Gesetz, Ein Recht soll für Alle sein", ruft unsere heilige Schrift immer wiederholt aus.

Und hieran schließt sich die dritte Frage an: wenn dies aber nun wirklich geschieht, wenn die Unterdrückung einer und der andern Nationalität in einem Staate vor sich geht, in unverträglichem Maße vor sich geht? — so ist es niemals Sache einer dritten Macht, einzuschreiten! Hat eine Nation nicht die Kraft in sich, sich frei zu machen, so wird es nimmer und nimmermehr durch eine dritte. Dies ist eine Wahrheit, welche die Geschichte durch unzählige Beispiele gelehrt hat. Bestand nicht das ganze Geheimniß der römischen Politik darin, bei Zwistigkeiten in den nahen und fernen Staaten sich der schwächern Partei anzunehmen, als „Befreier" in das Land zu kommen, den Bruch unheilbar, und nach Besiegung der stärkern Partei — beide sich dienstbar zu machen? — Es liegt dies in der Natur der Sache. Einerseits, wer sich nicht selbst frei machen kann, vermag auch nach dem Kampfe sich nicht in seiner Freiheit zu schützen. Er wird stets des Schutzes bedürfen und so stets einen Schutzherrn haben müssen. Andererseits flößt die Rolle des Beschützers unwillkührlich diesem Verachtung gegen

den Beschützten ein, deshalb und aus dem Rechte, Dankbarkeit fordern zu dürfen, wird er bald dem Beschützten Befehle ertheilen und Forderungen stellen, und so kommt der „Befreite" gar bald wieder unter die Herrschaft und hat nur, indem er sich selbst geopfert, den Herrn gewechselt. Griechenland hat sich frei gemacht, ohne äußere Hülfe, die Schweiz leistete Ludwig XI. Hülfe gegen Karl den Kühnen, verlangte aber keine, was Elisabeth den Holländern leistete, war blutwenig, und die Nordamerikaner hätten es ohne Lafayette wahrlich auch vermocht. Der Beispiele für das Gegentheil giebt es nicht wenige.

Blicken wir nun auf die Geschichte der jüdischen Nationalität zurück, so sehen wir schon in der Zeit der Propheten, als das kleine Reich Juda durch das Absterben des religiösen Prinzips innerhalb des Kampfes zwischen der ägyptischen und babylonischen Weltmacht nicht mehr selbstständig zu bleiben vermochte, vom Propheten Jeremias selbst die Forderung an den König und das Volk gestellt, sich Babel zu unterwerfen und in dem Abhängigkeitsverhältniß zu diesem Staate treu zu verharren. Während Jesaias noch anderthalb Jahrhunderte früher den hartnäckigsten Kampf um die Unabhängigkeit den Assyrern gegenüber von dem noch lebenskräftigen Volke verlangte, gab diese Jeremias auf, um in dem Anschluß an das gewaltige Babel den Bestand der Nation zu sichern. In gleicher Weise waren die Juden während ihres zweiten staatlichen Bestandes den Persern, Aegyptern und Mazedoniern und eine Zeit lang auch den Syrern und den Römern unterwürfig. Als aber die Herrschaft dieser beiden ein unerträgliches Joch bereitete, und der Nation in sein innerstes Heiligthum griff, erhoben sich die Juden zum Kampfe, beide Male ohne alle fremde Hülfe. Das erste Mal, von dem Feuereifer für ihre Religion entzündet, einig und im höchsten Heldenmuthe errangen sie den Sieg, warfen die zahlreichsten und geübtesten Heere der Syrer nieder und erwarben sich volle Freiheit und Unabhängigkeit. Anders im Kampfe gegen die Römer. An die Stelle des reinen Religionseifers war der Fanatismus getreten, Uneinigkeit zerriß das Volk in Parteien, die sich mit den Waffen bekämpften, Herrschsucht und Schlaffheit rangen mit einander, und so konnten Tapferkeit und Hartnäckigkeit den tiefen Sturz nicht verhindern. — Mit der Zerstreuung der Juden durch die Länder hörte ihr Anspruch auf eine staatliche

Existenz auf, indem sie ihrer Wiederherstellung zu einem Staate der messianischen Zukunft überwiesen. Auch die Gemeinsamkeit einer Volkssprache verloren sie, da die hebräische Sprache immer nur Gelehrtensprache, nicht die des gewöhnlichen Lebens wurde. Gemeinsame Sitte jedoch und Abstammung erhielten bei ihnen eine Art von Nationalität, welche durch die Gleichartigkeit der Schicksale verstärkt wurde und in der Einheit des Religionsbekenntnisses ihre Weihe fand. In der neueren Zeit ward diese allerdings dadurch noch abgeschwächt, daß die jüdische Sitte bei einem großen Theile verschwunden ist, und auch die Gleichartigkeit der äußeren Verhältnisse und Schicksale nur noch in ganz allgemeinen Zügen geblieben ist. So weit man also hier noch von einer Nationalität sprechen kann, gewahrt man mit Verwunderung einerseits, wie diese sich den staatlichen Momenten vollständig eingeordnet und angeschmiegt hat, andererseits, wie sie aus der tiefsten Erniedrigung und Unterdrückung zu großer Anerkennung sich emporgearbeitet hat, und wo sie das Ziel noch nicht erreichte, unablässig darnach strebt. Als die französischen und österreichischen Heere sich gegenüberstanden, so fochten über 12,000 Juden in den Reihen der letzteren, während nach einer neulichsten Mittheilung des „Nord" allein 350 Juden als Officiere der französischen Armee angehören. Im Kriege von 1866 waren 20,000 Juden in den beiden Heeren unter Waffen. Eben so standen im Krimkriege, eben so früher in den Freiheitskriegen Juden sich in den feindlichen Heeren gegenüber und haben ihre Pflicht treulich geübt. Es ist dies keine neue Erscheinung. Denn die Heere der Ptolemäer bestanden zum großen Theile aus Juden, und nicht selten bekleideten diese das Amt der Heerführer; in den Legionen des west- und oströmischen Reiches dienten Juden in jedem Grade, bis sie von der Unduldsamkeit der christlichen Kaiser aus den Reihen der Armee entfernt wurden. Aber es ist doch jedenfalls hervorzuheben, daß sie nirgends Widerstand geleistet, als ihnen der moderne Staat die Militärpflicht auferlegte; vielmehr erhoben sie ernstlichen Widerstand, als eine finstere Partei sie ihnen wieder entziehen wollte. — Wenn nun andererseits die Juden in mehreren Staaten völlige, in anderen beinahe Gleichberechtigung, in allen bedeutende Verbesserung ihrer Lage erlangt haben, und selbst da, wo sie im Zustande der Unterdrückung noch gehalten werden, das Bewußtsein des sittlichen und politischen Unrechts, das

man gegen sie übt, durchgedrungen ist, und dies innerhalb nur sechzig Jahre geschehen ist, wodurch wurde es erreicht? Nicht durch äußere, noch weniger durch Gewaltsmittel. Die Juden haben nicht einmal die äußeren Mittel in Anwendung gebracht, welche ihnen zu Gebote stünden, und ihre finanziellen Größen haben sich höchstens in einigen wenigen eklatanten Fällen von Gewaltthätigkeit für sie verwendet; aber es ist kein einziger staatlicher und sozialer Fortschritt nachzuweisen, der den Juden auf solche Weise geworden wäre. Eben so wenig haben die Juden durch Belohnung irgend eine Feder für sich in Bewegung gesetzt, und Juden und Nichtjuden, die hierauf gerechnet, haben sich stets getäuscht gefunden. Vielmehr ist die Aufhebung des Druckes, der auf ihnen lastete, und die Erlangung staatsbürgerlicher Berechtigung stets nur durch die von den Juden erlangte Bildung und die Entwickelung des Staatslebens, des Rechts und der Humanität in demselben bewirkt worden. Die Geschichte dieses Prozesses, dieses Kampfes und seiner Erfolge ist daher eine der schönsten Seiten der neueren Geschichte, aber auch entscheidend dafür, daß die Wucht des Rechts und der Humanität selbst die unterdrückteste und verachtetste Nationalität in die Höhe zu bringen und zur staatlichen Berechtigung zu führen vermag.

Das Nationalitätsprinzip mag also ideell viel Verlockendes haben; hüte man sich, es zu mißbrauchen. Es hat noch höhere Prinzipien gegeben, welche die Herrsch- und Raubsucht für sich zu namenlosem Elend der Menschheit ausgebeutet hat. Man erinnere sich, welche und wie viele Greuel unter der Maske der Religion verübt worden sind. Es ist Zeit, daß es immer mehr zum Bewußtsein der Menschheit komme, wie die einzige wahrhafte und dauernde Macht allein im Recht und in der Humanität, wie die einzige dauernde Gewalt allein in der Entwickelung besteht. Alles Andere ist Schein und Heuchelei, und dient nur niedrigen Leidenschaften zu Waffe und Werkzeug.

Das Nationalitätsprinzip, wenn es zur unbedingten Herrschaft käme, würde die ganze Welt in Brand stecken.*)

---

*) Als einen kleinen Beweis führen wir aus der Tagesgeschichte eine Stelle aus dänischen Blättern an, es heißt daselbst:

„Man könnte vielleicht behaupten, es sei nicht in den Gesetzen und Regierungsverordnungen ausgesprochen, daß die Deutschen, die sich bei uns eingedrängt haben, vertrieben werden sollen. Es ist dies auch wahr. Wir sind in den Zeiten des

Absolutismus nur allzu sehr daran gewöhnt worden, Alles von oben zu erwarten und zu fordern, daß Alles von oben her geschehe; doch würden unter allen Umständen die besten und klarsten Regierungsverordnungen nichts ausrichten, wenn nicht die große Mehrheit des Volkes mithilft, auf eigene Hand den kleinen Krieg gegen die Fremden (die Deutschen) zu führen. Kein Mitleid oder Achtung für etwaige persönliche Eigenschaften eines eingewanderten Deutschen darf hier mitsprechen. Der König kann deutsche Beamte einsetzen, denn alle Schleswiger, Holsteiner und Lauenburger, welche nach dem 30. October 1864 geboren sind, haben ja in Dänemark Heimathsrechte behalten; aber kein deutscher Beamter darf in dem Kreise, wo er wirken soll, etwas anderes als Geringschätzung und Widerstand finden, bis er sich entfernt hat oder entfernt wird. Dies ist Pflicht gegen das Vaterland. Kein deutscher Offizier darf gute Kameradschaft bei dänischen Offizieren finden: das ist Pflicht gegen das Vaterland. Kein dänischer Eigenthümer oder Landgutsbesitzer, groß oder klein, darf länger deutsche Pächter oder Verwalter haben oder annehmen, wie so viele unserer Gutsbesitzer früher gethan haben. Dies ist Pflicht gegen das Vaterland. Kein Handwerksmeister darf deutsche Gesellen gebrauchen; kein Bauherr, Ziegeleibesitzer oder welchen andern Betrieb irgend Einer hat, darf deutsche Arbeitsleute gebrauchen. Dies ist Pflicht gegen das Vaterland. Geschieht es dennoch, so müssen die dänischen Handwerksgesellen ihre deutschen Kameraden meiden — — Kein deutscher Gewerbtreibender darf Geschäftsfreunde in Dänemark finden. Dies ist Pflicht gegen das Vaterland. Keine deutsche Familie in irgend einer Stellung, selbst wenn dieselbe privatim noch so achtungswerth ist, darf Umgang in Dänemark finden. Dies ist Pflicht gegen das Vaterland, denn die Deutschen, selbst die besten, können, wenn sie sich an einer Stelle niederlassen oder ansiedeln, Andere nicht dulden, sondern sind hochmüthig und verdrängen die Nichtdeutschen. Sie kommen als schickliche, bescheidene Leute. sind auch, wo es gefordert wird, demüthig, ja kriechend unterthänig, aber kommen sie erst zu Kräften, werden sie Tyrannen. Es giebt kein anderes Mittel, als ihnen und ihrer Sprache gar keinen Eingang zu geben und sie da, wo sie sind, herauszudrängen in der Art, daß man durchweg jedem Deutschen den Aufenthalt in Dänemark unerträglich macht."

VI.

Die Race.

1. Der Racenschematismus.

Wenn die Geister von einem äußerlichen Erfassen der Dinge zu einer tiefern Erforschung des Wesens übergegangen sind, so ist nichts gewöhnlicher, als daß sie entweder im philosophischen Begreifen aus Voraussetzungen oder auf Grund historischer Vorstellungen einem Schematismus verfallen, in dessen Rubriken sie alle Erscheinungen bringen und durch den sie die menschliche Natur nach bestimmten Formeln vereinseitigen und fesseln. Die Richtigkeit dieser Bemerkung erweist sich gegenwärtig wieder an dem Schematismus der Racen, den man jetzt verschiedentlich aufgebaut. Seitdem nämlich die Sprachforschung und das gründlichere Verständniß der ältesten Dokumente den Zusammenhang der indo-graeco-germanischen Völkerstämme, die man unter dem Namen der Arier zusammengefaßt, erkennbar gemacht und diese von den semitischen Völkerschaften, als die Hebräer, Syrer und Araber, unterscheiden gelehrt, faßt man die distinktiven Lebensmomente dieser Racen mit einer Schärfe und Consequenz auf und errichtet zwischen ihnen so große Schranken, daß der neue Schematismus fertig ist, nach welchem nun die Geschichte von neuem construirt wird. Es geht hierbei ebenso zu wie bei dem Nationalitätsprinzip. Indem man jede bedeutsame Nationalität von der andern in schroffen Contouren unterschiedlich zeichnet, jeder einen gesonderten Charakter, eine bestimmte Lebensaufgabe, eine abgegrenzte Stellung zuschreibt, hat man sich eine Rubrizirung geschaffen, in deren Fächer man bequem was nur möglich hineinbringt, aber sehr ungehalten ist, wenn sich etwas nicht hineinschicken will. Bis jetzt ist es das Nationalitätsprinzip gewesen, das sich auch in

politischer und sozialer Beziehung hat geltend gemacht und vielfach für Freiheit und Fortschritt sehr unglückliche Wirkungen gehabt hat. Wir fürchten, daß dies in nicht weiter Zukunft auch mit dem Racenprinzip der Fall sein wird.*) Man vergißt hierbei Zweifaches, einerseits die Einheit des Menschengeschlechtes, die bei aller Nüanzirung der Nationalitäten und Racen im Wesen des Menschengeistes einen breiten Boden hat und in den wichtigsten Elementen des geistigen und leiblichen Menschen, des Bedürfnisses und der Thätigkeit, des staatlichen und bürgerlichen Lebens eine untrennbare Identität erweist. Alsdann übersieht man die Entwickelung, welche die Racen und die Völker einander nähert, sie vermischt, ihre Verschiedenheiten abschleift, ihren Charakter verändert, ihre Bestrebungen ausgleicht, ihre Resultate austauscht und alle gemeinsam weiter führt. Je entwickelter die Nationen werden, je weiter die allgemeine Entwickelung vorwärts schreitet, desto mehr wird jener Schematismus über den Haufen geworfen. Hierzu kommt noch, daß die Forscher über den Charakter und Lebensinhalt der Racen durchaus nicht einig sind und daß sie den Einzelnen sehr verschiedene Momente und Aufgaben vindiziren, woraus hervorgeht, daß die Voraussetzungen jener Schemata durchaus nicht so sicher sind, wie deren Urheber vermeinen und behaupten. Es wird sich dieses im Verlaufe dieses Artikels zeigen.

Diese Gedanken drängten sich uns aufs neue lebhaft auf, als wir in dem jüngsten Hefte der Revue des deux Mondes (XXXIV année, T. 54, 4. livrais.) einen längern Aufsatz des Herrn Emile Burnouf „la science des réligions" lasen. Derselbe nimmt auf unsere „Vorlesungen über die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthume, Christenthume und Islam" Bezug. Nachdem er unsere Ansicht über den Ursprung und Fortgang des Christenthums und dessen Verhältniß zum Judenthume und Heidenthume auseinander gesetzt, stimmt er mit unserer Meinung an sich überein, erklärt sie aber aus anderen Prämissen, bestreitet deshalb unsere Folgerungen und zieht deren ganz andere. Er geht nämlich von der Ansicht aus, daß die Arier den Pantheis-

*) In der jüngsten Zeit begegneten wir schon jenem alten Einspruch gegen die Gleichberechtigung, daß die Juden Fremde seien, in das Gewand ihrer semitischen Race gekleidet. Asiaten mag man sie nicht mehr nennen, denn die Deutschen waren ja auch einmal Asiaten, aber als Semiten stehen sie den Ariern gegenüber!

mus, die Semiten den Monotheismus als ihre religiöse Grundanschauung hätten. Das Christenthum wäre die Religion der arischen Völkerschaften, aber aus dem Judenthume, also aus dem Semitismus entsprungen. Die europäischen Völker wären daher nach Ursprung und Anlage pantheistisch, aber durch eine semitische Religion an den Monotheismus gewöhnt. Das Christenthum wäre daher ein Compromiß zwischen dem semitischen Monotheismus und dem arischen Pantheismus. Es sei richtig, daß die Menschwerdung Gottes das Fundament des Christenthums sei, die Incarnation, durch welche den pantheistischen Ariern Genüge geschehen. Denn während die Semiten Gott als einzig und einig, als Schöpfer der Welt, also nicht mit der Welt identisch, sondern von ihr gesondert, auffassen, hätten die Arier keinen Begriff von der Schöpfung, im Sanskrit fehle sogar das Wort schaffen, die Welt ist ihnen eine Incarnation Gottes oder eine unmittelbare Emanation seines Wesens. Während daher das Christenthum den Monotheismus festhalte, stelle es doch die Dreieinigkeit auf, und während es die Lehre von der Schöpfung sich angeeignet, behaupte es doch eine Incarnation Gottes. — Bis hierher könnten wir nun den Weg des Herrn Burnouf allenfalls mitgehen. Aber seine Folgerungen sind nun ganz anders. Er bestreitet nämlich unsere Ansicht, daß diese Elemente sich beseitigen und im Laufe der Entwickelung schwinden werden und so die reine Gotteslehre, wie sie im Mosaismus begründet liegt, zur allgemeinen Erkenntniß der Menschheit gelangen werde. Burnouf hingegen behauptet, daß die arischen Völkerschaften ihre pantheistische Natur niemals aufgeben können und werden, daß sie die Vorstellung der Menschwerdung Gottes vermöge ihres Ursprungs und ihrer Anlagen auf immer festhalten und den Gedanken der Schöpfung der Welt durch Gott niemals wirklich fassen werden, und daß darum das Christenthum wirklich die rechte Weltreligion sei, weil es ein Compromiß beider religiösen Anschauungen, die durch die ganze Menschheit wie zwei Ströme nebeneinander laufen, sei. Er fügt hinzu, daß eine Rückkehr zum Mosaismus auch darum unmöglich sei, weil die Völker niemals rückwärts gingen. — Es ist nicht schwer, gegen diese Ansichten des Hrn. Burnouf eine Menge kräftiger Einwände zu erheben. Wir wollen nur einige berühren. War der Pantheismus allein das Eigenthum der Arier? War nicht das Heidenthum der Aegypter und Phönizier ebenfalls

pantheistisch? War nicht der Sabäismus der Araber vor dem Auftreten Mahommed's, also eines der bedeutendsten Stämme der Semiten, ebenfalls pantheistisch? Finden wir nicht dagegen die Spuren der Lehre von der Schöpfung auch bei arischen Völkerschaften? Die nordische Mythologie läßt die Welt vom Alfadur schaffen, und wenn die griechische und römische Mythologie ein Chaos annimmt, läßt sie nicht die Welt aus diesem Chaos durch Gott schaffen? Das sagt uns schon Ovid in den ersten Versen der Metamorphosen. Wenn Burnouf behauptet, daß der semitische Islam nur durch die Gewalt des Schwertes arischen Völkern bis nach Indien hinein aufgezwungen worden und nur durch das Schwert erhalten bliebe, so ist dies historisch nicht richtig. Die Verbreitung des Islam, wenn auch durch das Schwert gefördert, hätte sich binnen eines halben Jahrhunderts nicht vom Indus bis zum Ebro ausdehnen können, wenn die Völker ihm nicht entgegengekommen; er hätte z. B. den Parsismus nicht ohne Weiteres völlig verdrängen können, wenn die Völker nicht dazu reif gewesen; gerade daß er in Indien trotz Despotismus nur einen Theil des Volkes bezwingen konnte, den Brahmanismus und Buddahismus nicht verdrängen, ist ein Beweis für unsere Ansicht; am wenigsten aber hätte er sich nunmehr zwölf Jahrhunderte erhalten können, trotz des Auseinanderfallens seiner politischen Macht, wenn er nicht tief in den Anschauungen auch der ihm zugefallenen arischen Völker Wurzel gefaßt. Aber abgesehen hiervon, wie will Herr Burnouf den Menschengeist in so enge Fesseln schlagen, ihn so abgrenzen, der Entwickelung unfähig erklären, daß auch die civilisirtesten Völker trotz aller Entwickelung nicht fähig werden sollten, andere höhere und reinere Begriffe in sich aufzunehmen, sondern daß sie auf immer an ein gewisses Quotum und Quale von Begriffen unauflöslich gebunden sein sollten! Hier zeigt sich jener Schematismus mit seiner Consequenzmacherei in seiner Geistesenge und Einseitigkeit. Was endlich seinen Einwand gegen die Heranbildung der Menschheit zum lautern Monotheismus betrifft, daß die Völker nicht rückwärts gehen, also zum Mosaismus zurückkehren könnten, so ist dieser ganz unerheblich. Wir haben niemals gesagt, daß die Völker wirkliche und völlige Mosaisten werden würden; nicht die Propheten, nicht die Talmudisten haben dies gesagt, denn die letzteren lassen nach dem Erscheinen des Messias sogar auch für das israelitische Volk alle Ceremonial-

gesetze aufgehoben werden, und nicht der Mosaismus selbst, der seine concreten Gesetze nur an das Volk Israel richtet. Sondern es handelt sich hier nur um die höchsten Lehren und Grundsätze und deren Anerkennung und Verwirklichung in der gesammten Menschheit. Allerdings meinen wir hiermit nicht blos das Dogma der Einzigkeit Gottes und der Schöpfung, sondern auch alle Consequenzen desselben, also die Gottebenbildlichkeit des Menschengeistes, die Einheit des Menschengeschlechtes, die allgemeine Nächstenliebe, die Gleichheit vor dem Gesetze, die persönliche Freiheit u. s. w. In der That sehen wir nicht ein, wie bei Ansichten, nach welchen das Menschengeschlecht in so schroff bis in die innersten Geistestiefen gespaltene und an ihre ursprünglichen Begriffe auf immer gebundene Racen zerfällt, die Einheit desselben und die daraus folgenden Prinzipien noch aufrecht erhalten werden können; wir sehen nicht ab, wie auf Grund dieser Ansichten das Sklaventhum der schwarzen Race nicht sehr triftige Gründe finden sollte. Die Geschichte zeigt aber nun hinlänglich, daß die Völker nicht selten zu den Quellen früherer Weisheit und Cultur zurückgehen müssen und daß die Menschheit mühsam nach der Verwirklichung von Prinzipien ringen muß, die bereits vor Jahrtausenden proklamirt worden. Die Entwickelung des Menschengeschlechtes verfolgt eben keine gerade Linie und schreitet nicht nach dem Compaß vor; sie macht Seiten- und Rückgänge, aber um dadurch zu einer größeren und höheren Entfaltung, zu einer in- und extensiven Verbreiterung und Vertiefung zu gelangen. Wie? Was heißt das Wiedererwachen der Wissenschaft, und Kunst wenn nicht ein Zurückgehen zu Plato und Aristoteles, zu Homer und Sophokles, zu Phidias und Praxiteles? Der Mosaismus hatte die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtes, den Wegfall aller Foltern und Torturen, das Geschworenengericht, die Handels- und Gewerbefreiheit, die Selbstverwaltung, die Volksvertretung, die allgemeine Wehrpflicht proklamirt und konkret verwirklicht, und hat nicht erst die moderne Gesellschaft zu diesen Prinzipien zurückgehen müssen, und hat noch heute um deren Verwirklichung den schwersten Kampf zu kämpfen? —

Wir glauben bewiesen zu haben, daß das ganze, auch das semitische Heidenthum in seiner Ausbildung pantheistisch war, aber in der ersten Grundlage des Heidenthums mancher auch arischen Völkerschaften der Gedanke der göttlichen Schöpfung und der Tren-

nung von Gott und Welt vorhanden waren, daß der Menschengeist allseitiger Entwickelung auch in der Begriffswelt fähig und nicht einem dürren Schematismus unterworfen sei, und endlich, daß es in der Entwickelung des Menschengeschlechtes allerdings darauf ankomme, früher verkündete Prinzipien zur allgemeinen Anerkennung und Verwirklichung zu bringen. Hiermit fallen die Ansichten des Herrn Burnouf zusammen. —

Unter den im Winter 1861 zu Karlsruhe gehaltenen Vorlesungen hielt auch der Geheimrath Bluntschli eine solche „über die Gottes- und Weltideen des alten Orients und ihren Einfluß auf das Gemeinleben." Es liegt uns allerdings nur ein ausführlicher Bericht über dieselbe in der „Karlsruher Zeitung" vor, der außer der Einleitung nur noch die altindischen Staatseinrichtungen charakterisirt, bis wohin diese erste Vorlesung reicht. Den Vordergrund nimmt, neben vielen geistreichen Bemerkungen über die Einwirkungen der Natur auf die Entwickelung der Völker, auch bei dem berühmten Professor und Redner der Unterschied zwischen der arischen und semitischen Race ein. Während aber Herr Burnouf beiden Racen eine tiefgehende religiöse Richtung, jener die pantheistische, dieser die monotheistische, zuschreibt, erkennt der deutsche Gelehrte den semitischen Völkern (den Arabern, Hebräern, Phöniziern, Chaldäern und Assyriern) entschieden das religiöse Element, den arischen Stämmen das politische und die Wissenschaft zu. Wir sehen also, daß beide Forscher in der Charakterisirung der beiden großen Völkerfamilien sehr voneinander abweichen, wodurch jedenfalls die Kraft der Folgerungen, die beide aus ihren Voraussetzungen ziehen, sehr abgeschwächt wird. Sehen wir auch Herrn Bluntschli's Auseinandersetzungen etwas näher an. Blickt man auf die Völker, welche als zur semitischen Race gehörig angesehen werden, so sieht man nicht ein, wie die Phönizier, Chaldäer und Assyrer als entschiedene Träger des religiösen Elements angesehen werden können, da sie in dieser Beziehung gar keine wichtigere Rolle als die arischen Völker gespielt, ja den Indern und Persern bei weitem nachgestanden haben. Es bleiben nur die Hebräer übrig, die doch nur einen so kleinen Raum unter den Semiten eingenommen, und die Araber, die erst so spät durch Mahommed einen religiösen Beruf gewannen. In der That haben die Inder durch den Brahmanismus und den Buddahismus für den Süden

und Osten Asiens eine nicht geringere Bedeutung als die Araber durch den Islam für den Westen und die Mitte Asiens erlangt, und nach dieser Betrachtung der wirklichen Geschichte kann man den Semiten das religiöse Element als Charakteristikum durchaus nicht entschieden vindiziren. Man geht hier im Zu- und Absprechen mit einer Verallgemeinerung vor, welche durchaus nicht zutreffend ist und darum um so mehr zu einer Vereinseitigung wird. Herr Bluntschli meint unter anderm auch, daß die Sprache der Semiten „starr und arm sei und ihre Literatur nicht vielseitig", und wir halten dieses Urtheil aus nicht genügender Kenntniß geflossen. Weder die hebräische Sprache ist starr, sondern zeigt sich bis zu ihrer Ausmündung in das talmudische Aramäisch sehr bildsam und entwickelungsfähig, noch wird ein Kenner des Arabischen in seinen verschiedenen Perioden bis zur Gegenwart die reiche Entwickelung leugnen. Wenn die hebräische Sprache vermöge ihrer Zeit und Verhältnisse nur einen begrenzten Raum einnimmt, so zeigt sie sich innerhalb desselben von außerordentlichem Reichthum, namentlich an Synonymen, in deren Fülle sie vielleicht den ersten Platz einnimmt. Wie man der arabischen Literatur die Vielseitigkeit absprechen kann, begreift man nicht, da sie sich im Mittelalter über alle Gebiete des menschlichen Wissens und Forschens ausdehnte und selbst in der Jetztzeit des wissenschaftlichen Charakters bei weitem nicht so sehr entbehrt, wie wir Europäer uns gewöhnlich einbilden, weil so wenig davon zu unserer Kenntniß kommt. Daß die Mathematik auf semitischen Grundlagen beruhe, führt Herr Bluntschli selbst an. Aber müssen wir dies nicht nach den Entdeckungen der neuesten Zeit auch von der Kunst sagen? Weiß man jetzt nicht, daß die assyrische Kunst das Mittelglied zwischen der ägyptischen und griechischen war, daß die griechische unmittelbar sich an die assyrische anlehnt und selbst die griechischen Säulenordnungen ihr Vorbild in Assyrien fanden? Wir müssen also eingestehen, daß alle diese Gegensätze nur hypothetisch sind und dem Anscheine nach nur des Gegensatzes wegen aufgestellt werden.

Von der andern Seite aber können wir ebenso wenig einräumen, daß die arischen Völker ihr Charakteristikum in dem politischen Wesen finden. Denn einerseits erweisen die Seeherrschaft und das Colonialsystem der Phönizier und die den Orient zeitweise beherrschenden Staaten der Assyrer und Chaldäer sowie der Staat

der Hebräer, der anderthalb Jahrtausende bestand, und endlich die mohammedanische Staatenbildung, daß den Semiten das politische Wesen nicht abging. Wer kann den Hebräern ein hohes politisches Bewußtsein absprechen? Sie haben theoretisch nicht blos im mosaischen Gesetze die höchsten Grundsätze der Gesellschaft verkündet, sondern ihr staatliches Leben, welches Republik, Wahl- und Erbmonarchie umfaßt, das sich von dem Despotismus, welchen die davidische Familie angenommen, loszureißen und selbst unter der Oberherrschaft der Perser noch einen Staat zu organisiren, von den Syrern sich frei zu machen und eine neue Monarchie zu schaffen vermochte, hat sich hinlänglich dokumentirt. Andererseits sind es nur einige arische Völkerschaften, welche zu einer höheren politischen Entwickelung kamen. Der indische Staat stand nicht höher als der ägyptische, der persische um weniges höher als der assyrische und chaldäische; der mittelalterliche Feudalstaat bietet wenig von einem politischen Bewußtsein und nur ironisch könnte man ihm einen schöpferischen Geist in der Politik zuschreiben, da er unaufhörlich seine Staaten innerhalb der Lehnsverfassung veränderte. Ein Theil der arischen Völker ringt sich noch jetzt mühsam aus dem asiatischen Despotismus heraus. So sind es nur die Griechen und Römer und die modernen germanischen und romanischen Völker, die eine höhere politische Stufe erreichten, was denn aus einem Zusammentreffen so vieler anderweitiger Momente hervorgegangen, daß man schwerlich daraus den wesentlichen Charakter einer so unermeßlichen Race machen kann. Wir möchten noch eine andere Bemerkung machen. Bei den Hebräern und auf den Grundlagen derselben bei den Arabern bildet das Religiöse und Politische eine Einheit, d. h. das Politische nahm den Charakter des Religiösen an und die Religion hatte Energie und Consequenz genug, die Grundsätze des Politischen als Folgerungen aus sich zu ziehen. Hierin liegt jedenfalls ein hohes politisches Bewußtsein, das schon mit der Bildung der Religion so stark hervortrat, um sich in dieser einen so bedeutenden Platz zu schaffen, während es bei anderen Völkern nur erst infolge eines langen politischen Lebens erwachte und selbstständig seine Gestaltungen begann. Auch bei anderen Völkern stand die Religion an der Wiege ihres Staates, wich aber bald vor dem Vigor des letzteren zurück, wie sie z. B. bei den Griechen mehr die Bildung der Geschlechter als des Staates trug. Wie viel die

Griechen übrigens auch hierin von den Phöniziern lernten, ist jetzt anerkannt, und der deutsche Geschichtsforscher Curtius hat es sehr klar gemacht, wie die Hellenen den Phöniziern ihre Handelswege, ihre Anlegung und Organisirung von Colonien ablauschten, ja ausspionirten und so zuerst die jonischen, dann die griechischen und italienischen Küsten mit Colonien besetzten, die dann zu Staaten wurden.

Möge man sich bei so mannigfaltigen und verschiedenartigen historischen Thatsachen hüten, das Wahre mit dem Falschen zu vermischen. Auch wir erkennen an, daß nicht blos in den Nationalitäten, sondern auch in den großen Racen des Menschengeschlechtes eine ursprüngliche Verschiedenheit, gewisse prototypische Gegensätze stattfanden. Aber man darf darum der geschichtlichen Wahrheit gegenüber nicht die großen Geistesgebiete auf sie vertheilen wollen, und man darf darum der Entwickelung gegenüber, die durch Aus- und Entfaltung, durch Austausch und Vermischung bewirkte Ausgleichung nicht verkennen und eine Dauerhaftigkeit primitiver Zustände annehmen wollen, welcher durch tausend geschichtliche Wahrnehmungen widersprochen wird. Hierunter leidet die geschichtliche Erkenntniß, und unter den Folgerungen können sehr schwerwiegende Nachtheile entstehen.

2. Renan und Egypten.

In dem ersten Aprilhefte der Revue des deux mondes 1865 ist ein ausführlicher Bericht Renan's aus Egypten enthalten, der namentlich die in der jüngsten Zeit von Marietta veranstalteten systematischen Ausgrabungen bespricht, und auf deren Ergebnisse hin das altegyptische Wesen behandelt. Die Art und Weise, in welcher Renan geschichtliche Erscheinungen und große historische Culturepochen zu kritisiren nnd zu beleuchten pflegt, ist bekannt genug, um uns einer Charakterisirung zu überheben. Es wird mit Kühnheit als feststehendes Faktum angenommen, was sonst noch der kritischen Erörterung zu unterliegen scheint; auf dieses dann Hypothesen gebaut, die aber innere Widersprüche nicht vermeiden; die einfach und doch effektvoll gestaltete Form, die flüssige und belebte Sprache, der anregende Geist geben der Darstellung für den Leser eine Ueberzeugungskraft, die in der Sache selbst noch lange nicht liegt.

Es ist hier nicht der Ort, die historischen Daten der altegyptischen Geschichte, wie sie Renan gruppirt und ihre Anfänge bis auf sechs Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung hinaufführt, zu erörtern. Werfen wir nur einen Blick auf den Charakter, welchen der Verfasser dem altegyptischen Wesen zuschreibt und wie er ihn zu erklären sucht. Zwiefaches hebt er hervor; zuerst, daß in der überraschendsten Weise jede Entwickelung in der egyptischen Kunst und Industrie fehlt, vielmehr die ältesten Ueberreste mit den jüngsten in Art und Ausführung gänzlich übereinstimmen, als ob die egyptische Kunst und Arbeit gleich so geboren worden, wie sie dann für immer verblieb, so daß sie sich zu aller Zeit nur selbst kopirte, und zweitens, daß bei einer bewundrungswürdigen Meisterschaft in der detaillirten Ausführung doch alle Genialität fehlt, und Egypten ununterbrochen das Reich der Mittelmäßigkeit blieb, Umstände, welche Renan veranlassen, Egypten mit China zu vergleichen, und die zutreffendsten Analogien zwischen beiden zu finden. Egypten, meint er, beginnt mit keiner mythologischen Geschichte, sondern mit der einfachen, nackten Historie, Chronologie und Registern. Und da zeigt es sich denn, daß alle diese ausgedehntesten Zeiträume keinen einzigen großen Mann aufzuweisen haben, und der lange Faden der egyptischen Geschichte von keinem großen Politiker, keinem großen Philosophen, keinem großen Dichter oder dergleichen unterbrochen wird. Wie ist dies zu erklären? Renan greift zu seinen gewöhnlichen Mitteln, zum Racenschematismus. Wenn das erste Moment, der Mangel an aller Entwickelung, das Vorhandensein der ganzen Kunst schon bei ihrem Beginne so ganz etwas Anderes ist, wie bei der arischen und semitischen Race, so ist dies eben nach Renan die Eigenthümlichkeit der chamitischen Race: sie wird nicht allein mit ihren ganzen Fähigkeiten, sondern auch schon mit der vollen Entfaltung derselben geboren. Dies scheint uns nun freilich keine Erklärung. Zu sagen, daß eine Erscheinung, die eben der ganzen Menschennatur und aller bisherigen Beobachtung widerspricht, die, weil sie schon von dem Entwickelungsgange jedes menschlichen Individuums Lügen gestraft wird, auch nicht in einer ganzen Race vorausgesetzt werden kann, die Eigenthümlichkeit einer Race sei, erklärt nichts, sondern sagt nur mit andern Worten, die Erscheinung ist da und so und so. Wir sehen aber in der That nicht ein, warum man dem

egyptischen Volke zu den angenommenen sechs Jahrtausenden nicht noch ein Dutzend mehr geben will, in welchen die egyptische Arbeit sich langsam kultivirte, deren rohe Produkte später beseitigt wurden, weil sie mit den dann festgestellten Normen nicht übereinstimmten. Denn jemehr Renan die egyptische Kunst bei allem Mangel der Genialität, wegen ihrer außerordentlichen Ausführung bewundert, desto mehr ist es undenkbar, daß der erste egyptische Künstler gleich so gearbeitet haben soll, wie der geübteste und fertigste der spätesten Zeit. — Hier aber ist es, wo sich Renan gleich wieder eines Widerspruches schuldig macht. Er meint hinsichtlich des zweiten Moments, daß, wenn die egyptische Geschichte, wie sie uns durch die Monumente, die Inschriften u. dgl. überliefert ist, von keinem großen Manne berichtet, so ist dies ein Beweis, daß auch keiner existirt hat, und er zeigt an vielen Beispielen aus der arischen und semitischen Race, daß jeder große Mann auch seinen großen Dichter und Geschichtsschreiber findet. Warum aber nimmt er hier nicht auch eine Eigenthümlichkeit der äthiopischen Race an, die, weil sie aus dem Frieden der Mittelmäßigkeit nicht heraus wollte, sorgfältig alle Spuren großer Männer verwischt, und nachdrücklich ihre Werke und Thaten zu dokumentiren verweigert hätte, um nur still bei der Aufzählung ihrer gleichmäßigen Dynastien und der Erwähnung ihrer treuen Beamten verbleiben zu können? Dies wäre doch für Renan viel konsequenter gewesen, als den Geschlechtern von sechs Jahrtausenden jede Fähigkeit, einen großen Charakter hervorzubringen, abzusprechen. Wir heben dies hier hervor, um schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, wie sich hier die Bereicherung und Vollendung des Racenschematismus vorbereitet. Es sollen hiermit charakteristische Momente für die dritte Race, deren Schema bis jetzt noch ziemlich leer war, gewonnen sein, und man wird nun schnell genug diese Charakteristika für völlig erwiesen annehmen, um den Racenfanatismus in seiner Siegestrunkenheit zu bestärken.

Es geht aber ein eigenes Geschick durch alle derartigen Gewaltthätigkeiten an der Geschichte, durch alle solche Versuche, die Geschichte des Menschengeschlechtes zu systematisiren und in ein hölzernes Gefächer zu verwandeln. Unter der Hand des dahin arbeitenden Meisters selbst stellt sich die Widerlegung ein. Renan wird durch die Ueberschwänglichkeit, mit welcher er jetzt die egyptischen Denkmäler betrachtet

und die Verdienste seines Landsmannes allen bisherigen Bestrebungen auf diesem Felde voranstellt, verleitet, alle Erzeugnisse der beiden andern Racen auf die egyptischen zurückzuführen. Die griechische Kunst ist nach ihm doch nichts Anderes, als die egyptische, namentlich die griechische Baukunst in allen ihren Theilen sammt den Säulenordnungen egyptisch. Der semitische Monotheismus hat seinen Ursprung in Egypten, aus dessen ältester Zeit sich Tempel und Altäre ohne alle götzendienerischen Abzeichen erhalten haben — also doch schon wieder eine Verschiedenheit zwischen früher und später auch in Egypten — und selbst der Mosaismus lehnt sich Egypten an, denn die h. Lade und der salomonische Tempel haben Analogien in Egypten. Auf diese Weise steht Renan schon dicht an dem Punkte, wenn auch unbewußt, die Raceneigenthümlichkeiten wieder aufzugeben, und in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes einen solchen Austausch, eine solche Ent- und Aneinanderlehnung walten zu lassen, daß eine Begrenzung der Racen nicht mehr möglich sein würde. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß es nur als ein sehr verunglückter Versuch, und nicht einmal mit dem Verdienste der Neuheit, angesehen werden kann, die Lade und den Tempel auf Egypten zurückzuführen, und darum die israelitische Gotteslehre in Egypten entspringen zu lassen. Eine Lade oder ein Kasten zur Aufbewahrung heiliger und profaner Dinge ist eine sehr einfache Sache, die sich überall wiederfindet. Es kann kein Zweifel darüber stattfinden, daß der salomonische Tempel auf phönizische Baumeister zurückzuführen ist, und bei aller Anlehnung an die anderweitige Architektur konnte in ihm dennoch die eigenthümliche Idee ausgeführt werden; über den altegyptischen Monotheismus wird man aber doch nur lächeln müssen. Gerade in dieser Abhandlung Renan's finden sich im Gegentheil neue und starke Beweise für den auch von uns so oft dargelegten Gegensatz, der im Mosaismus besonders gegen Egypten vorherrschend ist. Renan erkennt in der egyptischen Mumifizirung und Todtenbestattung nichts Anderes als die Bethätigung des Dogmas der Egypter von der Wiederbelebung der todten Leiber durch die unsterblichen Seelen zu einer bestimmten Zeit. Es braucht nun kaum bemerkt zu werden, daß in dem Stillschweigen der mosaischen Urkunde über die Unsterblichkeit, die nur hie und da angedeutet, aber nirgends

gelehrt wird*), sowie daß keine Spur von einer Glaubenslehre über eine Wiedererstehung der Todten sich daselbst findet**), ein Gegensatz gegen das egyptische Wesen liegt, wie er nicht stärker sein kann, und der jede Analogisirung in einigen zufälligen äußerlichen Dingen energisch zurückweist.

Wir wären hier mit dem zu Ende, was uns in der Abhandlung Renan's speziell interessirt. Aber bei der großen Wichtigkeit, welche dieser Schriftsteller in der jüngsten Zeit erlangt hat, kommt es doch darauf an, sich ein treues Bild von ihm zu schaffen, und ihn in seinen Vorzügen und Schwächen kennen zu lernen. Daher noch die Bemerkung, daß sich Renan allerdings von augenblicklichen Eindrücken und Gedanken allzusehr hinreißen läßt, um nicht Behauptungen aufzustellen, die er selbst als einseitig und irrig erkennen müßte. So, nachdem er die Erzeugnisse des griechischen und semitischen Geistes auf Egypten zurückgeführt hat, meint er, Wissenschaft und Kunst des Mittelalters und der neueren Zeit seien nur die Fortsetzung der griechischen, in den Wissenschaften hätten die neueren Völker die Griechen überwunden, aber in der Kunst seien sie hinter ihnen zurückgeblieben. Die letzte Behauptung ist offenbar falsch; denn wenn sie auch von der Bildhauerkunst richtig ist, so hat doch die Malerei und die Musik der modernen Völker die der Griechen bei deren Unkenntniß der Perspective und Harmonie weit übertroffen, und selbst die Architektonik des Mittelalters steht so originell neben der griechischen, daß sie als eine großartige Entwickelung, der griechischen nicht untergeordnet werden kann. Wenn in den vergangenen Jahrhunderten die Geschichtsschreibung nichts Anderes als eine dürre Aufzählung der äußeren Thatsachen und Daten war, so hat man sich jetzt vor nichts mehr zu bewahren, als vor der Sucht, Epochen, Racen, Völker durch Schlagwörter und schematisirende Charakteristika in Schranken einzugrenzen, über welche deren Wesen weit hinausreicht, und durch welche die Geschichte ein reiches, aber doch nur falsches Licht erhält.

3. Orient und Occident.

Was man auch über die Verschiedenheiten der großen Racen des Menschengeschlechtes sagt, dieselben haben keine *geschichtliche*

*) S. unsere Religionslehre Bd. II., S. 235.

**) S. das. S. 242.

Bedeutung, sondern ihre Wichtigkeit beschränkt sich auf das Studium der ältesten Sprachelemente und den hypothetischen Ursprung der ältesten Völkerschaften. Ja, eine geschichtliche Bedeutung hat die Racenverschiedenheit nie gehabt; denn wir sehen die Stämme jeder Race, der arischen, semitischen und chamitischen, untereinander in ununterbrochenen Kämpfen begriffen; wir sehen nicht selten Völkerschaften zweier Racen miteinander verbunden gegen Nationen einer der beiden Racen; wir sehen niemals einen durchgreifenden Kampf einer Race gegen die andere. Wenn wir in der Geschichte der alten Welt eine dauernde Spaltung, einen durch alle Jahrtausende reichenden Gegensatz und Kampf aufsuchen, so begegnen wir demselben nicht zwischen den arischen und semitischen Völkern, sondern zwischen dem Orient und Occident, von welchem Ursprunge deren Völker auch waren.

Betrachten wir Ostafrika, insonders Aegypten mit zum Occident gehörig, während Asien den Orient ausmacht, so sehen wir bereits im 15. Jahrhundert vor d. gew. Zeitr. den Occident tief in den Orient eingreifen. Ramses der Große (Sesostris) von Aegypten soll seine Siegeszüge bis zum Indus und Ganges ausgedehnt haben; jedenfalls zeugen von seiner Herrschaft in Asien noch heute die in der Nähe des alten Berytos an der Mündung des Lykos in den Felsen gehauenen Bilder des Ammon, Ptah und Ra mit den Namensschildern des Ramses Miamen. Von da ab die langen Kämpfe der ägyptischen Dynastieen mit den Assyrern und Chaldäern um die Oberherrschaft in Vorderasien, unter denen auch Israel so viel litt, und die es mit dem ersten Falle Jerusalems bezahlte nachdem dieser Kampf des Occidents und Orients selbst im Schoße dieses kleinen Volkes durch erbitterte Parteien durchgestritten worden. Sie endeten mit der Unterwerfung Aegyptens durch die persischen Könige, hatten aber ein Nachspiel noch in den Kriegen der Ptolomäer und Seleuciden, welche Judäa abermals so schwer empfand.

Ein neuer Akt dieses welthistorischen Streites begann mit den Einfällen der Perser in Europa; der Orient wurde geschlagen und büßte mit der Herrschaft der Griechen im Oriente, nachdem Alexander das persische Reich zertrümmert hatte. Eine Nebenrolle für die äußere, desto wichtiger für die innere Geschichte der Völker spielte der Handel und das Colonialsystem der Phönizier, welche

mit Karthago ein starkes Netz um die Küsten des mittelländischen Meeres gelegt. Auch hier war es der Occident, der sich von dieser Obmacht emanzipirte und sie zerbrach. Bald wurden die Griechen von den Römern abgelöst und der kräftige Occident legte seine eiserne Gewalt über den Orient, der aus seinen Innenländern heraus auf den Schlachtfeldern in seinem Herzen den Widerstand nicht aufgab. Auch diesmal war Judäa eines der Opfer dieses Weltkampfes, und Jerusalem sank unter den Streichen des Occidents zum zweiten Male, weil es abermals in seinem Innern den Kampf der Welttheile durch Parteien voll blutigen Hasses repräsentirte.

Die Völkerwanderung war eine Ausströmung des Orients über den Occident, vor welcher die alte Macht des letzterern in den Staub fiel, nur noch einige Trümmer ihrer Herrschaft in Kleinasien zurücklassend. Da aber die nach Europa geströmten Völker sich in Europa bleibend niederließen und allen Zusammenhang mit ihren Ursprungsländern verloren, so schwand in ihnen bald der Charakter des Orients, und in der Verschmelzung mit den bisherigen Europäern bildeten sie bald den Kern des Occidents. Zu gleicher Zeit aber hatte der Orient noch eine andere Siegesmacht, eine geistige, das Christenthum, nach dem Occidente gesandt, die zwar vieler Jahrhunderte bedurfte, um sich das ganze Europa zu unterwerfen, aber doch zu diesem Ziele gelangte. Aber so wenig wie die Völkerwanderung kann man den Erfolg des Christenthums als einen Sieg des Orients über den Occident betrachten, da es im Oriente selbst nur geringe Wurzeln faßte, und bald nur zur Religion des Occidents wurde. Denn im Gegensatze entstand im Oriente selbst der Islam nnd machte sich durch die schnellste Verbreitung zur Religion des Orients.

Gerade hiermit aber trat eine neue Periode des Weltkampfes ein. Er ging vom Oriente aus. Die neue Religion desselben, getragen von kriegerischen Völkerschaften, brach in den Occident ein, überwältigte Nordafrika und stürmte in Spanien ein, wo ihm am Ebro Halt geboten wurde. Einen, zwar nicht starken, aber langwierigen Widerstand leistete das altersschwache byzantinische Reich. Bald aber ging der Occident zur Offensive über, und Millionen seiner Krieger strömten in den Kreuzzügen nach dem Orient, ohne jedoch hier mehr als augenblickliche Erschütterungen hervorzubringen. Während er aber in Spanien glücklicher war, und die

pyrenäische Halbinsel dem Oriente wieder entriß, war er im Osten desto unglücklicher, und zu derselben Zeit fiel Griechenland mit der Eroberung Konstantinopels in die Gewalt des Orients. Von hier aus machte es immer neue Versuche, in das Herz des Occidents einzudringen; außerdem strömten neue Völkerfluthen mit den Tartaren und Mongolen über die Grenzen des Westens. An den Ringmauern Wiens und an den Ufern der Oder wurden die Entscheidungsschlachten geschlagen, durch welche die Horden des Ostens zurückgewiesen wurden. Seit dieser Zeit hat sich der Kampf gewendet; es ist der Occident, der angreift, der Orient, der sich vertheidigt. Hellas schüttelte das Joch der Türken ab, und an die Pforten Stambuls klopfen die europäischen Völker eines nach dem andern, nur daß sich hier das Verhältniß geändert hat und die gegenseitige Eifersucht der europäischen Staaten die türkische Herrschaft in Europa erhält. Sah man doch vor einem Jahrzehend einen Theil des Occidents gegen den andern im Kriege für den Orient. Andrerseits aber dringt die occidentalische Herrschaft von Norden und Süden her immer tiefer in den Orient hinein. Die Engländer von Süden her, die Russen von Norden her unterwerfen sich immer mehr die weiten Länderstrecken Asiens. In Kleinasien fassen die Franzosen Fuß, während im Osten die europäischen Mächte, bis jetzt noch vereint, China und Japan zu ihren Vasallen herunterdrücken. Hierdurch kommt es aber, daß dieser Kampf nicht mehr blos der zwischen Occident und Orient ist, sondern zugleich auch eine tiefgreifende europäische Frage, so daß es wahrscheinlich ist, daß in nicht zu ferner Zeit die Hauptinteressen der europäischen Staaten untereinander auf asiatischen Schlachtfeldern ausgefochten werden, wozu Napoleon I. das erste Vorspiel gegeben.

So sehen wir von der ersten Epoche der menschengeschlechtlichen Geschichte an den Kampf zwischen dem Orient und Occident mit immer wechselnder Offensive und immer wechselnden Erfolgen bis auf den heutigen Tag bestehen, und noch heute ist dessen Ende nicht abzusehen. Denn wenn auch die heutige europäische Cultur ihren Trägern zu starke Waffen in die Hand gibt, um dem Oriente Chancen des Sieges irgend welcher Art zu gewähren: so bietet doch die Geschichte zu viele Beispiele ungeahnter Wechselfälle in diesem Kampfe dar, um über Fort- und Ausgang eine sichere Aussicht zu eröffnen. Es kommt nämlich hierzu eine Beobachtung,

die sich bei näherer Prüfung aufdrängt. Immer nämlich sehen wir, daß orientalische Völkerschaften sich nach Westen wälzen, im Occident Wurzel fassen und hier eine neue Entwickelung beginnen. Dahingegen gelingt es den occidentalischen Völkern nie, im Oriente heimisch zu werden und sich hier wesentlich in ihrer eigenen Art einen neuen Entwickelungsboden zu gewinnen. Es ist ihnen immer nur im Oriente die Herrschaft des Schwertes in Form einer übermächtigen Colonie gestattet. Griechen und Römer, Byzantiner und Kreuzfahrer gingen über solche Versuche, occidentalische Staaten im Oriente zu bilden, unter. Die Engländer sind noch heute nicht im Geringsten heimisch in Indien; ihre Krieger, Staatsmänner und Kaufleute kehren immer wieder nach England zurück und werden durch junge Sendlinge ersetzt, und der furchtbare Aufstand vor einigen Jahren erwies die Schwäche ihrer Herrschaft. So müssen auch die Russen trotz ihrer viel näheren Verwandtschaft mit dem Oriente den Kaukasus immer von Neuem mit ihrem Blute tränken, und wir haben dagegen das eigenthümliche Schauspiel, daß Hunderttausende von Tartaren deshalb aus ihren asiatischen Marken nach der europäischen Türkei verpflanzt werden. Diese Thatsachen erhalten eine um so lebhaftere Bedeutung, wenn wir dagegen sehen, wie der weitere Westen, die ganze neue Welt binnen kurzer Zeit völlig europäisirt worden ist, oder vielmehr wie die Europäer, die Engländer wie die Spanier, oder die Germanen und Romanen Amerikaner und Australier geworden sind.

Dieser große Weltkampf mit den obengezeichneten eigenthümlichen Erscheinungen muß selbstverständlich in einem tiefen Gegensatz des innersten Lebens bestehen, der nicht blos in genetischen Anlagen, sondern auch in physikalischen Momenten begründet liegt. Jedenfalls hat er mit der Racenverschiedenheit nichts zu schaffen, da die europäischen Völker ebenso arischen Ursprungs sind, wie solche Völker, die im Oriente zurück- und orientalisch geblieben sind.

Inmitten dieses Entwickelungsganges tritt uns nun eine einzige Völkerschaft mit völlig entgegengesetztem Verlaufe ihrer Geschichte hervor, nämlich die jüdische. Ihr Schicksal als selbstständiges Volk in einem Grenzlande zwischen Orient und Occident haben wir bereits berührt. In ihren Uranfängen schon wurde sie aus dem Orient nach dem Occident (Egypten), und wieder zurück aus diesem nach jenem verpflanzt. Ihr Land war stets die nächste

Schaubühne des Weltkampfes, auch nachdem es von dem jüdischen Stamme längst verlassen worden. Nicht nur die Kreuzfahrer vollbrachten hier ihre Kriegsthaten, sondern auch in jüngster Zeit erwiesen der syrische Feldzug Napoleons und der syrische Krieg 1840 zwischen der Türkei und Aegypten, daß der alte Kampfplatz nicht vergessen worden. Mit der Zerstreuung der Juden, die allerdings schon vom babylonischen Exil zu datiren ist, sehen wir nun das eigenthümliche Schauspiel, daß der eine beträchtliche Theil dieses Volksstammes im Oriente verbleibt, der andere sich im ganzen Occidente ansiedelt und mit diesem nach der neuen Welt zieht; wir sehen jenen ganz orientalisch, diesen ganz occidentalisch werden, trotzdem beide sorgfältig ihre Abstammung, ihre Religion und eine gewisse typische Gleichartigkeit bewahren; wir sehen selbst einige Massen desselben aus dem Occidente (Spanien) unter die orientalischen Völker (Türkei, Berberei, Marokko) zurückgehen und unter ihnen wieder orientalisch werden. Man kann die auffällige Erscheinung so ganz wahrnehmen, wenn man den Zustand der nach Holland und England und der nach der Türkei u. s. w. gegangenen spanischen Juden unserer Zeit miteinander vergleicht. Die Juden widersprechen also allen Erscheinungen und Ergebnissen des großen Weltkampfes zwischen Orient und Occident; sie stehen in ihrer Art einzig da, nicht blos weil sie in beiden Welttheilen ihre Abstammung und ihre Religion bewahrten, sondern weil sie zugleich in ganz entgegengesetzter Strömung im Oriente Orientalen, im Occidente Occidentalen wurden und werden. Aber auch hier darf an eine Racenverschiedenheit nicht gedacht werden. Denn die anderen Völker der semitischen Race haben dieselbe Eigenschaft nicht im entferntesten, und die Araber, wo sie in den Occident eindrangen, sei es in reiner oder mit den Türken vermischter Nationalität, verblieben vollständig orientalisch, so daß dadurch ganz Nordafrika vollständig orientalisch wurde. Also auch hierin stehen die Juden in ihrer Art einzig da, in gewissen Beziehungen über den Strömungen des Weltganges, und es ist nur ein neuer Ausfluß des alten Vorurtheils und der alten Geschichtsverfälschung gegen sie, wenn man sie als von semitischem Ursprunge mit den anderen Völkern dieser Race identifizirt, ihre, ihnen allein zugehörigen Vorzüge allen Semiten zuschreibt, und ihnen dagegen die Schattenseiten eines vermeintlichen semitischen Charakters aufbürdet.

4. Race oder Geschichte?

Wir haben es schon ein Mal ausgesprochen: es ist ein Uebel unter der Sonne, daß, wenn sich dem Menschen irgend ein Gesichtspunkt eröffnet hat, der den Vorgängern wenig oder gar nicht bekannt war, alsbald dieser vorzugsweise occupirt wird, und eine seinem Werthe unangemessene Breite einnimmt, oder gar alle anderen Gesichtspunkte verdrängt. Es liegt dies in der Einseitigkeit des Menschen überhaupt, und in der Beschränktheit der meisten, selbst denkenden Personen im Besondern. Der umfassende, geniale Forscher wird sich davon nicht bethören lassen. Er wird den neuen Lichtstrahl zur Beleuchtung seines Gegenstandes benutzen, ihn aber niemals für die alleinige und ganze Sonne halten. Aber wie viele solcher Geister giebt es? Und kommt nun eine derartige neue Anschauung irgend einem Vorurtheile zu Gute, ist es dadurch möglich, einer bewußt oder unbewußt gehegten Gehässigkeit neue Nahrung zu schaffen, die, weil sie aus einem allgemeinen großartigen Prinzipe oder Gesetze zu sprießen scheint, um so mehr das Ansehn der Unparteilichkeit giebt: so kann man gewärtig sein, daß sich daraus ein Spuk bildet, der Einem auf allen Gassen begegnet. Hierin aber liegt wieder das Heilmittel. Denn um so eher wird man darauf gestoßen, die Sache noch ein Mal zu untersuchen, und daraus ergiebt sich zuletzt, daß man das neue Beobachtungsmittel in seine ihm zukommenden Grenzen zu beschränken lernt.

Wo begegnet man jetzt nicht dem Worte „Race"? Welch ein loses Spiel wird mit der s. g. Racen- und Völkerphysiologie getrieben? Früher, wenn man die Zustände eines Volkes beurtheilte, und deren Ursachen zu erforschen suchte, ging man auf seine Geschichte zurück. Man begnügte sich, das Gemälde der Ereignisse und Thaten aufzurollen, durch welche es hindurchgegangen, und aus denen sich seine Gegenwart entwickelt habe. Es war dies einseitig. In dem Leben jedes einzelnen Menschen spielen seine natürlichen leiblichen und geistigen Anlagen eine nicht zu übersehende Rolle, und man wird zu einem sehr einseitigen und irrigen Urtheile gelangen, wenn man lediglich die äußeren Verhältnisse, in denen er von jeher gestanden, seine Lebensschicksale und selbst seine inneren Bildungsprozesse berücksichtigt. Ein bedeutsamer Faktor wird dann fehlen, um eine richtige Auffassung, ein wahres Ver-

ständniß dieser Persönlichkeit zu erlangen, nämlich die genetischen Anlagen und Eigenthümlichkeiten an Leib und Geist, die jedes Individuum mit sich bringt, und die sich an ihm naturgemäß entwickeln. Aber im Gegentheile sieht man auf den ersten Blick, wie einseitig und irrig wiederum der Standpunkt sein würde, wenn man lediglich die natürliche Anlage als den einzigen Boden dieser Individualität ansehen, und diese gänzlich aus jener erklären wollte, wenn man es unterließe, alle die Einflüsse in Betracht zu ziehen, welche die äußeren Verhältnisse und Geschicke, die Menschen, mit denen jene zusammengetroffen, die äußeren und inneren Bildungsmittel, die sie erfahren, die inneren Entwickelungsmotive, die aus allem Diesem für sie hervorgingen, in die sorgfältigste Betrachtung zu ziehen. Und wie bei dem Individuum, so auch bei den Völkern. Als man am Anfang dieses Jahrhunderts die Sprachähnlichkeiten bei, durch Raum und Zeit sehr entlegenen Völkern gewahrte und es sich als eine unleugbare Thatsache herausstellte, daß den Sprachen sehr verschiedener Nationen ein und derselbe Sprachenurstamm zu Grunde gelegen haben muß, konnte man sich auch der Folgerung nicht entziehen, daß alle die Völker, welche in ihren Sprachen diese Verwandtschaft zeigten, zu einer Völkerfamilie gehören mußten. Man erhielt so drei große Gruppen, für welche denn auch die h. Schrift in ihrer genealogischen Tabelle Anhalt und Namen sich bot. Die Racen waren fertig. Auf diesem Boden konstruirte man nun bald die Raceneigenthümlichkeiten und Racenverschiedenheiten, und da es nicht zu leugnen ist, daß es solche giebt und geben muß, so verdrängte diese Anschauung zuletzt alle anderen Gesichtspunkte, und es ist herrschende Mode geworden, das Racenwesen als den eigentlichen Inhalt, als das eigentliche Element der ganzen Menschengeschichte zu betrachten. Man konnte sich natürlich auch vor den Verschiedenheiten der einzelnen Volksstämme innerhalb einer großen Race nicht verschließen, aber man konnte ja sehr bequem dasselbe Prinzip auch auf die einzelnen Völker anwenden, indem man auch hier die genetische Anlage als das Wesen des Volkslebens ansah. Selbstverständlich berücksichtigte man bei solcher Betrachtung auch andere Momente, wie namentlich die geographischen und klimatischen Verhältnisse, um daraus ein Bild des Racen- oder Volkstypus zu gewinnen. Dies ist das Stichwort des Tages geworden; aber wir wollen nicht verhehlen, daß es bei den Fran-

zosen mehr Glück als bei den Deutschen machte, da die letzteren doch zu viel auf das Spezielle und Faktische in der Völkergeschichte zu halten gewohnt sind, um eine Verallgemeinerung mehr als in Einleitungen oder wo es so recht in den Kram paßt, zu lieben.

Sehen wir genauer zu, so wohnt dieser ganzen Richtung ein tieferes Element ein, welches die eigentliche Triebkraft in ihr ist. Um es kurz sagen: sie ist nichts anderes als die materialistische Richtung, welche dem Menschen die Seele und jede geistige Freiheit nehmen, und Alles auf physiokratische Elemente und Naturgesetze zurückführen will. In den Racen und den Völkern existirt nichts als Naturelemente, die sich nach unbedingten Gesetzen entfalten und entwickeln, und außerhalb derer es nur Nebensächliches und Zufälliges giebt. Freie Entwicklung und Bildung giebt es hier nicht; das Menschenwesen ist an das Element und an das unbedingte Gesetz gebunden; die Geschichte ist nichts als die Verwirklichung dieser Gesetze an diesen Elementen. Von einer Einwirkung der historischen Thatsachen, von einem umbildenden, umgestaltenden Einflusse soll keine Spur sein. Man sieht, es ist eine andere Art von Fatalismus, in welchem nur an die Stelle des göttlichen Willens und der Vorausbestimmung die Nothwendigkeit der Beschaffenheit und des Gesetzes gestellt worden. Frägt man, woher diese Anschauungsweise gekommen, so erkennt man bald, daß sie aus den Naturwissenschaften auf das Gebiet der Menschengeschichte übertragen und aus dem Wegfall aller Philosophie und dem Ersatz derselben durch das Experiment entstanden ist. Was aber auf dem Felde der materiellen Natur ganz in Ordnung ist, weil man es hier nur mit der Materie und ihrem Gesetze zu thun hat, das führt auf dem geistigen Gebiete zu den verderblichsten Irrthümern. Man analogisirt, schematisirt, analysirt und componirt so lange, bis man aus der ganzen Geschichte des Menschengeistes nur todtes Gestein von primärer, sekundärer und tertiärer Formation mit einer Anzahl funkelnder Krystalle gemacht hat. Dies heißt dann Racen- und Völkerphysiologie, und damit will man die wechselnden Erscheinungen des Lebens erklären! —

Unsere Leser müssen entschuldigen, wenn wir aus einem so großen und bedeutenden Kreise in einen kleinen und engen herunterspringen, nämlich in die No 26 des Cotta'schen „Morgenblattes für gebildete Leser" vom Jahre 1865 und zwar in den daselbst

befindlichen Aufsatz „Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands.“ Aber darin zeigt es sich am besten, welche Herrschaft bereits irgend eine Anschauungsweise gewonnen, wenn wir sie selbst innerhalb der engen Grenzen eines solchen „Morgenblattes für gebildete Leser“ die Feder führen sehen. Den Vordergrund dieser Skizzen nämlich nehmen die Juden ein, und wenn der Verf. auch nur über das südwestliche Deutschland schreiben will, unter der Hand dehnen sich die paar Tausend Juden in dem gedachten Winkel unseres Vaterlandes zu den Millionen Juden des ganzen Erdkreises aus, sie sind ihm allesammt identisch, ja noch mehr, die zahllosen Geschlechter der Juden, die nach einander über diese Erde gingen, sind ihm Alle ein und dieselbe Masse, die er sich nun wie Thon nach Belieben zurecht kneten kann. „Ein gebildeter Leser“ hat bei Leibe keine Feindschaft und keinen Haß, ja nicht einmal Vorurtheil. Er hat nur Sym= und Antipathien, die in irgend einer natürlichen Eigenthümlichkeit begründet, naturgeschichtlich, und folglich selbst durch die Bildung nicht zu überwinden sind. Wer also in einem „Morgenblatt für gebildete Leser“ schreibt, der hegt keinen Judenhaß, er ist sich nicht einmal der Vorurtheile gegen sie bewußt, aber die naturgeschichtlichen Antipathien, dafür kann er nichts, die kann er nicht los werden, für die ist er nicht verantwortlich. Daher kommt es, daß er zwar mit allen Kräften nach Unparteilichkeit strebt, daß er die Vorzüge und Schattenseiten der Juden gewissenhaft abwägen und zeichnen will, daß unter der Hand aber diese dunkeln Elemente des jüdischen Charakters Berge hoch anschwellen, und die Vorzüge kaum noch unter dem Mikroskope zu sehen sind. Bei diesem Prozesse gestattet sich denn auch der Verf. einen Kunstgriff, der jetzt mehrfach gegen uns angewendet wird. Er meint, gegen derartige Beurtheilungen, wie er selbst sie giebt, sträubten sich die Juden gar sehr, aber als Partei seien sie nicht zu hören. Dies ist die bequemste Weise, um eine Anklage gleich zu einem Urtheile zu stempeln und den Staatsanwalt sofort zum Richter zu machen, und zwar ohne Appellation. Mit Nichten, mein Herr! Wir sind Partei, aber auch Sie sind es, und vor dem unparteiischen Gerichtshofe der Vernunft und der Gerechtigkeit werden nur die Gründe gehört und abgewogen, gleichviel, ob sie von der Anklage oder von der Vertheidigung kommen.

Der Verfasser ist sich aber der Quelle, aus welcher seine

Schilderung fließt, wohl bewußt, und er geht eigentlich nur darauf aus, dieselbe zu erklären. Er sieht zwischen der ganzen abendländischen Bevölkerung und den Juden eine unüberwindliche „Abneigung" herrschen. Er giebt zu, daß der Jude der „Vertrauensmann des Bauern" ist, dem dieser alle seine Geheimnisse, seine zerrütteten Verhältnisse u. s. w. anvertraut, und zu dem er seine Zuflucht nimmt, aber der Bauer soll dies nur aus Mißachtung des Juden thun, die ihm wieder der Jude mit grimmigem Haß vergelte. Der Jude und der Bauer suchten sich daher gegenseitig zu überlisten und zu betrügen, wobei oft der Bauer, nicht selten aber auch der Jude unterliege, und zwar gerade durch den Schein der Einfalt, den der Bauer so meisterlich anzunehmen verstehe. Dies ist das Bild, das sich der Verf. von der gesammten Judenheit und ihrem Verhältniß zur christlichen Bevölkerung ausmalt. Er sieht daher ein, daß jene Abneigung nicht aus der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses entstehen könne, denn man hätte „an dem Verhältniß der farbigen Racen zu den weißen in Amerika den Beweis, daß die Gleichheit des Bekenntnisses nicht hinreicht, natürliche Gegensätze auszugleichen." Wie sollte man auch der „Aufklärung gebildeter Leser" zumuthen, daß sie um des Glaubensbekenntnisses willen sich abgestoßen fühlen sollten! „Sieht man nicht z. B. an der außerordentlichen Eintracht, welche überall zwischen den Katholiken und Protestanten herrscht, namentlich da, wo die Parität der einen oder der andern Seite nicht gewahrt scheint, daß die Ungleichheit der Confession gar nichts mehr ausmacht!" — Auch „die Verschiedenheit der physischen Merkmale reicht dem Verf. nicht hin, die Unheilbarkeit der Antipathie zu erklären." (Hier freilich vergißt der Verf. die eben angeführten farbigen Racen; er vergißt aber auch die Verschiedenheit der physischen Merkmale anzuführen, welche bei den Juden so stark seien, daß sie z. B. die Verschiedenheit der Sarmaten von den Engländern, der Schweden von den Italienern überträfen!) Diese Unheilbarkeit müsse daher in der „einseitigen Richtung" der jüdischen Thätigkeit ihre Ursache haben, welche mit „wenigen, oft noch sehr zweifelhaften Ausnahmen jedem technischen Betriebe ab- und ausschließlich dem Handel zugewendet ist." Und diese Thätigkeit liegt dem Verf. in dem „unveränderlichen inneren eigenthümlichen Wesen des jüdischen Volkes," in welchem es „einer eisernen Naturnoth-

wendigkeit folgt, welche, indem sie ihm das scharfe Auge für die Ziffer und den Werth der Dinge verlieh, den Sinn für Formen in Beziehung auf deren Erfindung, das Gefühl für das physische Verhalten der Dinge, und somit das Geschick zur Arbeit versagt hat." Jene Thätigkeit ist also „die Eigenart der Juden, die in naturgeschichtlichen Ursachen zu suchen ist."

Dies ist also des Pudels Kern. Nicht die veränderten Zustände und Verhältnisse, nicht die veränderte Bildung, nicht die innere und äußere Entwickelung haben irgend eine Bedeutung, üben irgend einen Einfluß, sie sind nur ganz äußerliche Dinge, die eigentlich nur ein Firniß der äußeren Erscheinung sind: sondern jedes Volk hat seine Eigenart, die, eine eiserne Nothwendigkeit, in unveränderlichen naturgeschichtlichen Ursachen beruht! Vergebens wird man auf die geschichtlichen Thatsachen hinweisen; vergebens wird man daran erinnern, daß die Germanen zu Tacitus' Zeit und die Germanen von heute doch wohl ganz andere sind; daß es eine Zeit der Rohheit und Barbarei, der Unwissenheit und Rechtslosigkeit gab, und daß dieselben Völker sich aus diesen zur modernen Cultur herausgearbeitet haben; vergebens, daß es ein Wiedererwachen der Wissenschaften, eine Wiederbelebung der Bildung durch das Studium der Classicität gab; daß geschichtliche Erschütterungen durch die Menschenwelt gingen, welche das ganze Leben der Völker umgestalteten, indem sie lang vorbereitete Entwickelungsphasen zum Ausdruck, zur Gestaltung, zur Verwirklichung brachten, u. s. w. — für die neuen Physiokraten existirt nur eine eiserne Nothwendigkeit, die in naturgeschichtlichen Ursachen beruht, und welche die Menschenvölker auf ewig an den Felsen ihrer Eigenart fesselt, bis dieser verwittert, zusammenbricht und die Nation unter seinen Trümmern begräbt! — Das Lächerlichste hierbei ist, daß diese Leute alle entgegenstehenden Meinungen vom freien Willen des Menschen, von der freien Entwickelung des Menschen, von der göttlichen Vorsehung als Mysticismus bezeichnen und bespötteln — während ihre eiserne Naturnothwendigkeit mit ihren naturgeschichtlichen Ursachen doch nichts Anderes, als mindestens ebensoviel Mysticismus darbietet, das Räthsel noch viel weniger löst und dabei das kleine Ungemach herbeiführt, aller Geschichte ins Gesicht zu schlagen!

Gerade an den Juden aber hat der Verf., wenn es ihm darum

zu thun war, diese Racenschule zu befestigen, ein unglückliches Beispiel gewählt. Wir wollen einen Augenblick absehen davon, daß der Verf., dessen Autorität noch der von ihm wiederholt citirte Dichter Hebel ist, die Veränderungen, die seit einem halben Jahrhundert in der Thätigkeit der Juden vor sich gegangen, wenig zu kennen scheint oder absichtlich übersieht, daß er ebenso nur auf einen Winkel des südwestlichen Deutschlands blickt, und zwar nur aufs Land, und keine Gegenden kennt, wo die Juden seit Jahrhunderten den eigentlichen Handwerkerstand bilden wie in Volhynien, Podolien, Persien; der Verf. soll einen Augenblick Recht haben, daß alle Juden ausschließlich im Handel thätig seien — weiß er nicht, daß dasselbe Volk fünfzehn und ein halbes Jahrhundert innerhalb eines eng begrenzten Binnenlandes wohnte, wo es nichts als Ackerbau trieb, und nicht einmal verstand, seine Landesprodukte durch Ausfuhr zu verwerthen? Da hatte es nicht einmal einen Hafen; wir erfahren kaum von einer Karavanenstraße, die hindurch geführt, und die zweimaligen Versuche, an Schifffahrt und Handel einen Antheil zu erlangen, fielen unglücklich aus, so daß sie eben als Versuche aufgezeichnet wurden; und noch Josephus beruft sich darauf, daß die Juden nichts weiter als ein ackerbauendes Volk gewesen, bis sie aus ihrem Lande vertrieben wurden. Aber auch nachher dauerte es Jahrhunderte, bis die Juden, durch die Nothwendigkeit ihrer Stellung (nicht durch eine eiserne Naturnothwendigkeit) gezwungen wurden, sich dem Handel zu ergeben. In Persien (Babylonien) wie in Rom betrieben sie alle Berufsarten, und diejenigen römischen Schriftsteller, welche feindlich gegen sie gesinnt sind, Tazitus wie Juvenal, würden gewiß so gut wie der Schreiber im „Morgenblatt" über die Handelsthätigkeit der Juden geschmäht haben, wenn sie derselben, wenn auch nur vorzugsweise angehört hätten. Erst als die Juden im Abend- wie im Morgenlande von den neuen Religionen für vogelfrei erklärt, vom Staatsdienste, Militair, Grundbesitz, von Handwerken und Künsten ausgeschlossen wurden, dann erst fielen sie — und zwar zum großen Nutzen der mittelalterlichen Völker — dem Handel anheim.

Dies ist geschichtliches Faktum, so notorisch, daß wir nichts zum Belege anzuführen brauchen. Wie will nun der Verf. seine Naturnothwendigkeit mit naturgeschichtlichen Ursachen retten, wenn er sieht, daß dasselbe Volk, noch dazu noch ein unvermischter Stamm,

der sich mit anderen Völkerschaften nicht verschwägert hat, fünfzehn Jahrhunderte lediglich dem Ackerbau, und fünfzehn Jahrhunderte dem Handel obgelegen hat? Wenn er eingestehen muß, daß diese totale Umwandlung durch die äußeren Verhältnisse, in welche man dieses Volk hineingebracht, geradezu erzwungen worden ist?... Wir fordern ihn hiermit öffentlich auf, eine Erklärung zu geben.*) — — Denn man sieht leicht ein, daß mit dem Wegfall solcher eisernen Naturnothwendigkeit auch die Behauptungen des Verf. von der Unfähigkeit der Israeliten zum Arbeiten in's Nichts verschwinden. Nein! Wir wollen uns hier nicht in eine detaillirte Widerlegung des Verf. einlassen und die zahlreichen Beispiele anführen, welche den Schilderungen des Verf. widersprechen. Man kann Alles verdrehen und in die Klasse der Ausnahmen werfen. Wir begnügen uns nur, ihm sein Prinzip unter den Füßen wegzunehmen — dann fällt sein Bauwerk von selbst ein.

Nein! So wenig wie man das Leben des Individuums lediglich aus seinen natürlichen Anlagen erklären, sein Wesen als in diesen begriffen, seine Entwickelung und seine Lebensgeschicke durch diese als bloße Naturnothwendigkeit ausgeben kann: so wenig und noch weniger bei einem Volke, am wenigsten bei einem Volke von vier Jahrtausenden, welches die außerordentlichsten Umwandlungen erfahren hat. Die genetischen Anlagen sind nur ein geringer Anfang und ein einzelner Faktor in der Entwickelung einer großen und langlebigen Nation. Was man gewöhnlich den Charakter einer Nation nennt, ist bei weitem noch nicht bloß natürliche Anlage, sondern durch ihre geschichtlichen Verhältnisse herausgebildet und kann und wird sich unter veränderten Verhältnissen wesentlich verändern und umgestalten. Und so ist es auch mit den Juden der Fall, seit den wenigen Jahrzehnten, in welchen für sie die Ausschließung aufgehört hat. Daß dies nicht so schnell geschieht, wie der Verf. es zu verlangen scheint, liegt in der Natur der Sache, namentlich in der Natur der Thätigkeit, zu welcher man die Juden anderthalb Jahrtausende gezwungen hat. — Daher sei nur noch der eine Gedanke ausgesprochen: jeder Geschichtsforscher weiß, daß es auch einen Charakter und eine Richtung ganzer Zeitepochen giebt — wie will man nun diese erklären, wenn

*) Die Antwort — blieb aus, obgleich wir unserm Gegner durch Zusendung unsere Aufforderung zugänglich gemacht.

es eine „eiserne Naturnothwendigkeit" giebt, die jedes Volk aus seiner „naturgeschichtlichen Eigenart" heraus seine eigene und bestimmte Bahn zu gehen zwingt? —

5. Nur Eine Menschheit soll es sein!

Auch d. h. Schrift kennt das Racenverhältniß. Mit einer Sicherheit und Bestimmtheit, welcher die moderne Sprachforschung erst mühsam nahekommt, stellt sie uns in der Völkertafel im 10. Kapitel des 1. B. Moses die semitische, arische, äthiopische Race auf. Daß hier unter Japheth die Race zu verstehen ist, welche man jetzt die arische nennt, wobei an den griechischen Japetos, den Vater des Jaon (יון) zu erinnern ist, geht aus dem Einzelnen klar hervor. Soweit dies noch erklärlich ist, sehen wir das südliche Rußland, den Kaukasus, Medien, Jonien, Armenien, Thracien, Hellas, Tarteſſus, die Inseln des Mittelmeeres und das vieldeutige Aschkenas unter Japhet vereinigt, so ungefähr ein Bild der zu einer Race verbundenen Völkerschaften der Inder, Perser, Griechen, Slaven, Germanen und Romanen skizzirend. Mit noch größerer Bestimmtheit tritt uns die semitische Race mit Elam, Assyrien, Kaldäa, Arabien und Syrien entgegen, wohingegen Cham Aethiopien, Aegypten, Libyen, Kanaan mit deren verschiedene Kolonien umfaßt.*) Aber nicht bloß als äußerliche Spaltung und Gliederung faßt d. h. Schrift die Racen auf, sondern in der prophetischen Andeutung, die (9, 25—27) im Segen und Fluch Noah's gegeben wird, drückt sich offenbar ein historisches und ein Culturmoment aus. Die semitische Race werde einen Theil der chamitischen (Kanaaniter und Phönizier) unterdrücken, die japhetische aber als die sich ausdehnende und den weitesten Länderstrich einnehmende**) große ausgebreitete Dynastien gründen, welche selbst die semitischen Stämme überwältigen und in Botmäßigkeit erhalten***) würden, wodurch aber die kanaanitische Familie nicht restaurirt, sondern nur immer tiefer gestellt wurde. Innerlich wird hierdurch die japhetische Race als die bezeichnet, welche vorzugsweise die soziale Kultur schaffen und verbreiten werde, wogegen der semitischen die

*) Siehe das Nähere in unserm Bibelwerke zur Stelle.

**) יפת אלהים ליפת.

***) וישכן באהלי שם

religiöse Bildung*) zugeschrieben wird, während die Chamiten in den materiellsten Interessen**) erscheinen.

Aber trotz allen diesen Unterscheidungen, in der geschichtlichen Entwickelung sich immer mehr ausdehnenden Spaltungen, Veräste-lungen und Zersplitterungen steht hoch über diesen das einigende Wort (1 Mos. 5, 1.): „Dies ist das Buch der Geschlechter Adam's; am Tage, da Gott Adam schuf, machte er ihn in Gottes Aehnlich-keit." Ueber dem Bewußtsein aller Racen- und nationalen Verschiedenheiten steht das Bewußtsein der Einheit des ganzen Menschengeschlechtes. Und wie die h. Schrift dieses aus einer Quelle entspringen läßt, so führt sie es auch zu einem Ziele der Gotteserkenntniß, der Liebe, des Rechtes und des Friedens. Wie vielfach auch in der Schrift, in deren geschichtlichen und prophetischen Theilen das Bild der Völkerkämpfe in ihrer ganzen Furchtbarkeit, Dauer und Mannigfaltigkeit vor uns erscheint, wie sehr auch hier und da die Erinnerung an die Verbindungen und die Gegensätze innerhalb des Racenbestandes erinnert wird, die Familienverbände gewisser Völker und die Gegensätzlichkeiten anderer in West und Ost hervorgehoben werden: die allgemeinen Prinzipien, welche die Schrift verkündet, die Menschennatur, die Gottesanbetung, die Liebe, das Recht, die Freiheit, die göttliche Vorsehung und Gerechtig-keit, sie alle kennen keine Unterschiede, keine Besonderheiten, keine Stammes- oder Raceneigenthümlichkeiten, sondern sie gelten für Alle, zu ihnen sollen und werden sich Alle bekennen, sie gehören Allen zu und sollen von Allen erkannt und verwirklicht werden. Wie wir schon äußerlich im 27. Kapitel Ezechiels alle jene Racen und Völkerschaften aus jener genealogischen Völkertafel des 1. B. Mosis mit ihren Erzeugnissen auf dem tyrischen Weltmarkt erscheinen sehen, um in einem einheitlichen Austausch der Produkte die fried-liche Einigung aller Menschenvölker zu bekunden, so geht selbst schon durch das konkrete Gesetz des Mosaismus das Bewußtsein der Gleichheit aller Menschenstämme und wird in den Propheten zur vollen Verbrüderung, zur ausnahmslosen Einheit erhoben! Sie, die h. Schrift, welche selbst innerhalb des Volkes die Stämme, Geschlechter und Familien so eifrig aufrecht erhält, kennt doch für alle Menschen nur ein

*) ברוך ה' אלהי שם.

**) עבר. Man erinnere sich an die ägyptische Industrie und den phönizischen Handel.

Wesen, eine Bestimmung, eine Pflicht und ein Recht, lehrt in der Entwickelung der Zeiten die Verbrüderung aller Völker, die Ausgleichung aller Differenzen und steckt das Ziel auf: „Und der Ewige wird König sein über die ganze Erde; an selbigem Tage wird, wie der Ewige einzig, auch sein Name einzig sein". (Sechar. 14, 9.).

Gehen wir diesem leuchtenden Vorbilde nach. Niemals wird das Individuum aufhören, seine Individualität zu besitzen. Sie geht hervor aus der Anlage und Entwickelung, aber auch aus der Familie, dem Orte, dem Lande, der Zeit. Wie aber? Wie zahllose Individuen werden aus ihrer Familie, ihrem Orte und Lande entwurzelt und nach den entlegensten Fernen und in die fremdartigsten Verhältnisse geschleudert, und sie vermögen sich hineinzuschicken, darin zu reüssiren und zu wirken! Aus der weitesten Vergangenheit wirken aufs Lebendigste die Schöpfungen der größten Geister auf uns und die Menschen aller Zukunft, und wenn ihnen auch manches Eigenthümliche ihrer Zeit und Verhältnisse anhaftet, so sind doch die allgemein menschlichen Elemente in ihnen so groß, daß ihr Einfluß auf alle Geschlechter aller Zeiten und Orte ein unermeßlicher ist. Nicht anders ist es mit der Individualität der Völker. Auch diese ist vorhanden und wird vorhanden bleiben. Aber sie ist durchaus nicht so beschränkt, wie man sie jetzt so gern hervorhebt! Auch sie, von Anlage und Entwickelung, vom Lande und der Zeit des Ursprungs bedingt, vermag, wenn die Nation, wie es geschehen ist, nach den entlegensten Zonen verschleudert wird, auch dort zu wurzeln und zu ganz anderm Leben sich zu gestalten. Wenn man von den besonderen Aufgaben und Missionen der Völker spricht, so ist dies wohl wahr, aber doch nur unter sehr beschränkenden Bedingungen. Zuerst sind es doch immer nur einzelne, ganz besonders begabte Völker, die sich mit einer besondern Mission aus der großen Masse der Völker abheben und erst unter hunderten von Nationen können wir einer die hervorragende Lösung einer Aufgabe für das ganze Menschengeschlecht zuerkennen. Alsdann sehen wir, daß sich das Leben einer solchen Nation darum durchaus nicht auf diese einzige Aufgabe beschränkt. Wir sehen bei den Griechen nicht blos Kunst und Wissenschaft, sondern auch das politische Leben zu großartiger Entwickelung kommen, und wenn dem jüdischen Stamme die besondere Mission des religiösen Elements

zukommt, so mögen wir doch nicht vergessen, daß die Juden seit der Zerstreuung die commerzielle Vermittelung zwischen den Völkern während einer langen Zeit des Mittelalters nicht minder zur Bestimmung hatten und überhaupt auf dem Gebiete des Handels sehr Bedeutendes geleistet haben. Endlich trägt hier, wie wir schon öfter betont haben, die Entwickelung der geschichtlichen Verhältnisse, die großen Veränderungen durch das Geschick viel dazu bei, die Richtung der Völker umzuwandeln, ihren Charakter zu modifiziren, ihre Kräfte zu vermannigfaltigen. Gehen wir nun noch einen Schritt weiter und stellen uns auf den Boden der gesammten Menschheit: so kann es nicht verkannt werden, daß sich seit Jahrtausenden ein allgemeines Culturleben herausarbeitet, in welches auf dem Grunde der internationalen Verbindungen ein Volk nach dem andern immer vollständiger eintritt, an welchem immer mehrere und immer kräftigere Völker mitarbeiten und das sich immer beherrschender durchbildet. Dieses allgemeine Culturleben aber bringt unter die Völker, die an ihm Theil nehmen, so viel Ausgleichung an Sitte, Bestrebung, Charakter, Inhalt der Gedankenwellt, politischen und socialen Grundsätzen und Einrichtungen, an allen Bedürfnissen und deren Befriedigung, an Industrie, Kunst und Wissenschaft, daß zwar die nationale Individualität dadurch durchaus nicht völlig beseitigt, aber doch sehr beschränkt und vielfach abgeschwächt wird. Jemehr nun aber die großen Racen aus den vielfältigsten Völkerschaften bestehen, d. h. je mehr und verschiedenartiger durch undenkliche Zeiten hindurch Völkerschaften aus dem gemeinsamen Racenursprung sich entwickelt haben, desto geringer wird das Maß ihrer Gemeinsamkeit sein, desto weniger wird es gelingen, einen gemeinschaftlichen Charakter in diesen Racen aufzufinden, desto irriger werden alle doktrinären Erklärungen sein und desto gefährlicher alle Folgerungen, die daraus gezogen werden. Wenn es schon reine Phantasie wäre, z. B. die jetzigen Deutschen mit ihren Vorvätern am Kaukasus irgendwie auf *eine* Linie zu stellen, wie will man sie mit den Indern am Ganges unifiziren? Was können wir für das richtige geschichtliche Verständniß gewinnen, wenn wir nachweisen, daß die jetzigen Slaven und Spanier beide der arischen Race angehören? Wenn hingegen viele der asiatischen Völker, wie die Perser und Araber, verschiedenen Racen entsprungen sind, haben sie nicht viel mehr Identisches gegenwärtig miteinander,

als die Perser und Engländer, trotz deren Racengleichheit? Allerdings für die Sprachforschung ist es von großer Bedeutung, weil eben das Hauptelement der Sprachen aus jener grauen Vorzeit entsprungen ist. Aber die Geschichte, die seitdem so große Zeiträume zurückgelegt hat, kann nichts daraus ziehen; und es wird noch mehr zu großen Irrthümern führen, wenn dem Racenelement auf Leben und Zukunft irgend ein bestimmendes Moment eingeräumt werden soll.

In der That ist es merkwürdig, wie schnell und total die Ansichten in der Zeit sich ändern. Das vorige Jahrhundert war von den Begriffen der Humanität, der Gleichheit der Menschen und dem Streben nach ihr durchdrungen und beherrscht, während in unserer Zeit Nichts eifriger betrieben wird, als das Menschengeschlecht wieder in Theile und Theilchen aufzulösen und überall die Momente der Verschiedenheit aufzufinden und geltend zu machen. Wir geben zu, daß jene Richtung des vorigen Jahrhunderts zu Oberflächlichkeiten und Einseitigkeit, und, eingeführt in das politische und soziale Leben zu gefährlichen Doktrinen und Consequenzen führen konnte. Aber bei weitem gefährlicher scheint uns das vorwiegende Streben unserer Zeit. Wir haben ein großes geschichtliches Beispiel, das uns davor warnen müßte. Das Christenthum trat in seiner ersten Epoche mit den Grundsätzen der Gleichheit und der Aufhebung aller Unterschiede in Nationen und Ständen auf, und trotzdem brachte mit schneller Wendung das christliche Mittelalter das Streben nach immer tiefer greifender und immer schrofferer Trennung in Nationen, Stände, Lebensberufe, nach korporativer Spaltung der mannigfaltigsten Art herein und zu Wege. Mag also auch unsere Gegenwart ein Correctiv für die allzugroße Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit des vorigen Jahrhunderts sein, denn die Menschheit kann sich mit bloßen Voraussetzungen und Annahmen aus Gedanke und Gefühl niemals begnügen, und die Gestaltung des wirklichen Lebens will sich immer nur aus der gründlichsten und factischesten Durcharbeitung erschaffen. Aber wir dürfen nie vergessen, daß auch die tüchtigste und scharfsinnigste Ergründung zu gleicher Einseitigkeit zu führen geneigt ist und wir dürfen niemals das wahre Ziel und den rechten Zweck aus den Augen lassen, und diese bestehen noch heute in dem Ausspruch des Propheten: Nur Eine Menschheit soll es sein!

VII.

Kosmopolitisch oder national oder wie?

Aristoteles, und nach ihm Maimonides war der Meinung, daß, um von einem Laster geheilt zu werden, der Mensch erst durch das entgegengesetzte Laster gehen müsse, um dann in die rechte Mitte, das ist die Tugend zu kommen. Der Geizige müsse erst Verschwender werden, um ein besonnener Freigebiger, sparsam und ordnungsliebend zu werden. Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit dies nur theoretisch, aber weniger praktisch wahr sei; ob, da in der That diese Gegensätze sich berühren, und daher ein Laster von dem entgegengesetzten gar nicht zu fern ist, der Mensch sich nicht zu selten von einem in das andere wirft, er nicht dann aber in dem Gegensatze stecken bleibe? Beobachten wir nämlich die Strömungen der Zeiten im Allgemeinen, so gewahren wir, daß sie sich meist nach entgegengesetzten Richtungen bewegen, und einer dieser mit aller Kraft folgen, um mehr oder weniger plötzlich sich zu wenden und nach der entgegengesetzten hinzufluthen. Man möchte sagen, das Schiff der Menschheit lavirt immerfort, und gelangt nur durch diese Zickzackbewegung langsam etwas vorwärts.

Zu derartigen Streitfragen gehört auch: ob der Mensch mehr berufen sei, sich den allgemeinen menschlichen Bestrebungen hinzugeben, oder den besonderen? ob seine Natur sich in mächtiger Fülle innerhalb eines speziellen Kreises oder innerhalb allgemeiner Kreise entfaltet? ob seine Pflicht daher mehr auf das Allgemeine oder auf das Besondere gehe? Die verschiedenen Zeiten haben dies sehr verschieden beantwortet. Es war eine Zeit, wo das Streben nach und für Kosmopolitismus vorherrschend

und maßgebend war, wo allein die Tendenz für allgemein menschliche Zweck rühmenswerth erschien und die Begeisterung allein für das Humane aufflammte. Dann aber wandte sich der Strom, das Nationale trat aus seiner Mißachtung hervor, wurde als das edelste, bedeutendste, erhabenste Moment in der Natur des Menschen gepriesen, worauf Erziehung, Entwickelung, Kraftanstrengung des Volkes wie des Einzelnen gerichtet sein müsse, und das s. g. Kosmopolitische oder Humanitäre wurde verlacht und als leere Schwärmerei verhöhnt. Dieses Nationale sollte aber auch jedes Speziellere verdrängen. Stadt, Provinz, Glaubensgenossenschaft sollten nicht minder vor dem Nationalen schwinden, und jedes Interesse für jene eine ungerechte und engherzige Beschädigung der nationalen Interessen sein. Ja noch mehr, auch die freien Staatsinstitutionen, auch die bürgerliche, geistige und persönliche Freiheit sollten vor der Macht der Nationalität zurückweichen, vor Allem diese zur Selbstständigkeit und Obmacht, sei es auch auf Kosten jener kommen.

Das Judenthum konnte unter solchen Zeitströmungen bei denen, welche sich ihnen unbedingt hingaben, nur großen Schaden erleiden. Nicht allein, daß ihm die thatkräftige Liebe entzogen ward, Viele gab es, die sich seiner geradezu schämten, nicht Wenige, welche es sogar anfeindeten, weil es eine besondere Existenz, nicht kosmopolitisch und nicht von der Nationalität sei, innerhalb derer man gerade lebte. Sowohl diejenigen, welche zu der Fahne des Allgemeinmenschlichen, als auch die, welche zu der Fahne der Nationalität schworen, waren Gegner des Judenthums und glaubten, daß das Interesse jener die Abschwächung dieses erfordere.

Es möchte kaum schwer werden, das Gegentheil von allem Dem zu erweisen, und zu zeigen, daß jede dieser einzelnen Richtungen an sich einseitig sei; daß der Kosmopolit wie der Nationale, sobald er sich hierin eingränzt, gerade so einseitig ist wie ein Stadtphilister und Pfahlbürger. Der Mensch ist darauf angelegt, daß seine Verhältnisse und Beziehungen sich wie konzentrische Kreise in immer weiterer Ausdehnung, in immer größerem Umfange um ihn legen, er so aus immer engerem Verhältnisse in das weitere trete, und dabei für das engere an Wärme und Kraft durchaus nichts verliere. Die Individualität des Menschen, die Familie, die Commune, das Vaterland, die Glaubensgenossenschaft, die

Menschheit, alle anderen Wesen um uns, sie sind allesammt kräftige Lebensmomente, sie gehören allesammt zum Dasein des Menschen, können nicht von ihm entbehrt werden, bilden den Kreis seiner Pflichten und dürfen daher durchaus einander nicht ausschließen; er ist allen diesen seinen Theil schuldig, und sein Verdienst um das eine rechtfertigt noch nicht seine Vernachlässigung des anderen Momentes. Die eifrigste Bemühung um seine eigene Geisteskultur erhebt den Menschen um keinen Zoll über den Egoismus; die hingebendste Liebe zur Familie entschädigt nicht für die Hintansetzung der Pflichten gegen die Glaubensgenossenschaft; die Aufopferung für die Stadt wirft kein Licht auf den Verrath am Vaterlande, und der eingefleischte Nationale, der die höheren Interessen der Menschheit aus den Augen setzt, der sich dem Despotismus unterwirft, um seine Nation äußerlich groß zu machen, steht auf einem beschränkten Standpunkte. Aber ebenso wenig ist es dem eifrigsten Patrioten gestattet ein schlechter Familienvater zu sein, und wer der Menschheit durch irgend ein Werk eine große Wohlthat gethan, ist, wenn ein schlechter Sohn, ein großer Sünder. Diese einfache Darlegung zeigt schon, wie irrthümlich jedes ausschließliche Vorherrschen *eines* jener Momente ist, und auf welchen falschen, oft verderblichen Weg es führt.

Gehen wir darüber noch etwas tiefer ein.

Das menschliche Individuum ist bestimmt, aus sich selbst heraus zu wachsen, während das Thier immer in sich bleiben sollte. Weder die körperlichen noch die geistigen Bedingungen des menschlichen Daseins können durch das Individuum erfüllt, weder seine körperlichen, noch seine geistigen Bedürfnisse durch dasselbe befriedigt werden. Darum muß der Mensch aus sich selbst heraus, in die Beziehungen zu seinen Mitmenschen und seinen Mitwesen hineinwachsen, und diese Beziehungen sind eben mannigfaltiger Art, und setzen darum einen sehr verschiedenen Inhalt voraus. Aber sie alle sind nothwendige Theile der menschlichen Existenz, unentbehrliche Depositа seiner Gefühle und Gedanken, seiner Pflichten und Rechte, seines Strebens und Schaffens, seines Worts und seiner That. Je natürlicher aber der Mensch in alle diese Verhältnisse hineingekommen und hineinkommen mußte, je natürlicher ihm Familie, Vaterland, Glaubensgenossenschaft, Menschheit sind, so daß er diesen allen angehört und sich von keinem ganz

frei machen kann: desto unrichtiger und irrthümlicher ist es, die Ausschließung des einen durch das andere Moment bewirkt, die Gefährdung des einen durch die Berücksichtigung des andern hervorgerufen sehen zu wollen, und gerade darum in diese Fehler zu verfallen. Der Nationale behauptet, daß das kosmopolitische Streben der Pflichterfüllung gegen die Nationalität entziehe, und aus diesem Irrthum wird er jedem allgemeinen Gesichtspunkt entfremdet und jedem allgemeinen Rechte feindlich. In seinem Fanatismus will er in seinem Staate nur den Gliedern seiner Nationalität das volle politische Recht einräumen, sowie er Opfer lediglich seiner nationalen Sache gebracht haben will. Man weiß, wie sich dies selbst auf ganz kühle Gebiete verpflanzt, und wie man bereits von Nationalitäten in den naturwissenschaftlichen Arbeiten spricht. Nicht minder nehmen es Kosmopoliten wie Nationale sehr übel auf, wenn Jemand noch ein Herz für seine Religion und noch einiges Interesse für seine Glaubensgenossen besitzt und bethätigt. Was hierfür geschieht, ist doch nur geradezu der Humanität und der nationalen Sache gestohlen! Wer erinnert sich hierbei nicht auf's lebhafteste an den religiösen Fanatismus, welcher seinerseits jedes Streben verurtheilt, das nicht in seine Hürde, und jede Gabe verketzert, die nicht in seine Hände fällt.

Aus diesem Wenigen leuchtet schon ein, einerseits, daß alle jene Momente zum wirklichen Wesen des Menschen gehören, daß er in der That einer Familie, einem Vaterlande, einer Glaubensgenossenschaft, der gesammten Menschheit, die auch nur eine große Menschenfamilie ist, angehört; und andererseits, daß die Ausschließung des einen durch das andere ein Irrthum, ein Unrecht, mit mehr oder weniger Gefahr, mit mehr oder weniger Vergehen verbunden ist. Es kann allerdings kommen, daß zu Zeiten eines dieser Momente unsere ganz besondere Aufmerksamkeit, unsere höchste Hingabe und Anstrengung fordert und zu fordern berechtigt ist — eine lange Vernachlässigung oder eine große Gefahr kann die Conzentrirung auf diesen einen Punkt nothwendig machen — aber hiermit ist ihm doch nicht mehr eingeräumt, als ihm gebührt und es darf auch dann nicht den sittlichen Forderungen der anderen Momente geradezu entgegentreten.

Weder der Kosmopolitismus, noch die Nationalität, noch die Glaubensgenossenschaft stehen sich an sich feindlich gegenüber; die

edlere Entfaltung in einem derselben wird sogar die Entwickelung des andern fördern. Des Menschen Herz ist fruchtbar genug, um in seinem Garten alle diese veredelten Anpflanzungen zu pflegen. Wo sie einander ausschließend sich gegenübertreten, da sind sie bereits, wer von ihnen es auch sei, in der Entartung begriffen. Es ist wahr, auch hier kann eine Collision der Pflichten momentan eintreten; es kann das Eine verlangen, was dem Andern zu gehören scheint. Solche Augenblicke werden dem edleren Geiste peinlich sein. Aber er muß sich eben durchkämpfen, und mit einem richtigen Takte und gutem Willen wird der Ausgang nicht zweifelhaft sein.

Sicher ist es daher, daß alle diese großen Lebensmomente vollberechtigt sind; wer sich einem von ihnen entzieht, thut nicht allein Unrecht, sondern verstopft sich auch selbst eine mächtige Quelle des Lebens. Aber auch hier kommt es darauf an, das rechte Maaß, die wahre Harmonie, die sittliche Uebereinstimmung zu finden, welche zwischen ihnen eingehalten und bewahrt werden müssen. Denn erst da, wo das eine Moment sich an die Stelle aller anderen stellt, sie verdrängen und zum Schweigen verurtheilen will, wird jedes derselben zu einem sittlichen Feinde und der daraus entspringende Fanatismus den Weg der Wahrheit und des Rechtes verlieren. Allerdings meinen wir nicht jene Abschwächung aller Energie, welche durch kärgliches Zumessen des Allernothwendigsten allem männlichen Fühlen und Streben die Spitze abbricht, und, weil sie allem gerecht sein will, nichts vollbringt und ungerecht gegen alle wird. Sondern wir meinen nur Zwiefaches: ein warmes volles Herz für alles menschlich Edle und Große zu haben und den unsittlichen Fanatismus zu vermeiden, genügt, um überall das Richtige herauszufinden und thatkräftig auszuführen. Warum sollte der wahrhaft Religiöse, der in seinem Glauben mit ganzem Herzen lebt und dessen Interessen nach Kräften fördert — vorausgesetzt, daß er vor dem Dämon des Fanatismus sich hütet — nicht mit derselben ganzen Seele seinem Vaterlande anhängen und für dasselbe leben und sterben? Wie könnte er anders, als mit ganzem Gemüthe dem Kampfe der Menschheit um die höchste Entwickelung angehören und seine Kräfte dafür aufbieten? Läßt es sich nicht voraussetzen, daß der Mensch, welcher ein volles Herz für seine Familie hat, nicht auch

die edelsten Gefühle für alle großen Güter der Menschheit besitze? Nein! Familie, Religion, Vaterland und Menschheit haben nur einen gemeinsamen Feind — den Egoismus — und in der Tiefe ist der Fanatismus nichts anderes, als der durch ein geistiges Moment potenzirte Egoismus! Sie selbst sind nur die in einander verflochtenen Fäden eines und desselben Nervengeflechts.

Aus dem Vorhergehenden ist es klar geworden, daß im Kreise des Menschen, wie das Allgemeine so auch alles Besondere sein volles Recht besitzt, und darum auch Pflichten gegen dasselbe für den Menschen bestehen; daß es Lagen giebt, wo ein Besonderes vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit, Anstrengung und Aufopferung beansprucht, daß aber jedes Moment, sei es ein allgemeines oder ein besonderes, welches die anderen ausschließen und sich als das allein gültige an die Stelle der anderen setzen will, im Unrecht sei. Wir gehen weiter, und es wird uns offenbar, daß durch die richtige Erfüllung und Förderung des Besonderen auch das Allgemeine gefördert und erfüllt werde. Durch die Entfaltung des Individuums selbst werden die allgemeine Geisteskultur und das Gemeinwohl vorwärts geführt, durch den sittlichen Bestand der Familie werden Nation und Staat wesentlich erhalten, und in der Blüthe der Nationen besteht der Fortschritt des Menschengeschlechtes. Im Gegentheil ist aller Fanatismus und Zelotismus eines einzelnen Momentes von zerstörender Wirksamkeit; nur sehr mittelbar kann daraus Gutes sich entwickeln, das aber von den vielfachen Gefahren und von dem tiefgehenden Verderben, die jener bewirkt, sehr aufgewogen wird.

Von diesen Ueberzeugungen aus treten wir unserem eigentlichen Gegenstande näher. Jahrhunderte hindurch hatte man die Bekenner des Judenthums von allen Lebenskreisen ausgeschlossen, ihnen alle Lebensmomente entzogen. Es war ihnen nichts geblieben, als die Familie und die Religionsgenossenschaft. Das ganze Menschengeschlecht stellte sich ihnen feindlich gegenüber, der Staat betrachtete sie als einen aufgedrängten Auswuchs, die Nation als einen fremden, widerwärtigen Zuschuß. Es ist rühmenswerth genug und ein Zeugniß wahrhaft sittlichen Kernes, daß unter solchen, anderthalb Jahrtausende wirkenden Verhältnissen dennoch kein feindseliger Geist im jüdischen Stamme erzeugt wurde, und daß die Geschichte keinen einzigen Akt des Hasses seitens dieses

Volkes gegen Menschheit, Staat, Nation und Gesellschaft, welche es so fürchterlich behandelten, aufzuweisen hat. Daß aber die Energie dieses Stammes lediglich auf die Familie und die Religionsgenossenschaft beschränkt blieb, versteht sich von selbst.

Ganz entgegengesetzt wurde das Verhältniß von der Zeit an, wo die Welt ihre Ausschließung gegen die Juden aufzugeben begann. So schnell auch, ja so bewunderungswerth schnell auch sich die Juden in das bürgerliche Wesen, in die staatlichen Verhältnisse, in das Culturleben der Menschheit hineinschickten, hineinlebten, darin thätig wurden, und angemessene Leistungen vollbrachten; schneller jedoch waren die Forderungen, die man an sie stellte, die Vorwürfe und Beschuldigungen neuer Art, die man gegen sie richtete. Was sie auch für allgemeine Interessen thaten, es genügte nicht; immer beschuldigte man sie, für Staat, Nation, Menschheit, für allgemeine Zwecke, Arbeiten und Interessen keine Theilnahme zu haben, sie gerade sollten alles Besondere abstreifen und als Nationale oder Kosmopoliten vom reinsten Wasser erscheinen und im Patriotismus Alle übertreffen, welche nun schon seit vielen Jahrhunderten die Vortheile der Gesellschaft im reichsten Maße genossen hatten. Hingen sie noch an ihrem Glauben und ihrer Glaubensgenossenschaft, thaten sie noch Etwas für die Institute ihrer Religion, vergaßen sie nicht ganz der Mitbekenner ihrer Religion, so waren sie unverbesserliche Anhänger ihres spezifischen Wesens, verschworene Verbündete, Parasiten am Baume der Gesellschaft und so weiter. Man bilde sich nicht ein, daß diese Art von Anklagen bereits zu den überwundenen und verschwundenen gehören. Es sind noch nicht Wochen vergangen, wo wir sie abermals zurückzuweisen hatten, und sie können jeden Augenblick erneuert werden. Ueberall, besonders wo die Nationalität einmal wieder in den Vordergrund getreten ist, hört man sie wiederholen; aber merkwürdiger Weise gerade da, wo die Nationalität entweder zu einem entschiedenen Leben noch nicht vorgedrungen war, wie in Deutschland, oder durch die Anwesenheit noch anderer Nationalitäten im Lande, wie in Ungarn, eine einseitige Herrschaft anstrebt; wogegen in Staaten, in welchen die Nationalität eine völlig entschiedene und energische ist, wie in Dänemark, Frankreich, England, eine solche Behauptung gegen die Juden niemals erhoben worden ist. Widerlegt wird diese aber faktisch dadurch, daß von

reaktionärer und ultraradikaler Seite die entgegengesetzte Bezüchtigung nicht selten betont wird, nämlich, daß die Juden sich viel zu viel in die allgemeinen Angelegenheiten mischten, ihre Betheiligung an denselben anmaßend beanspruchten, und ihre Stimme lautbar machten. Das Gegentheil muß doch wohl das Gegentheil aufheben, und den Beweis für das richtige Maß liefern.

Gehen wir daher hierüber hinweg; haben wir es vielmehr mit denjenigen Juden zu thun, welche selbst zu der Meinung gekommen, daß es viel angemessener und pflichtgemäßer sei, sich mit allgemeinen, als mit speziell jüdischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Es versteht sich von selbst, daß auch wir die Pflichten gegen die Menschheit, den Staat, die Nation, der wir angehören, im ganzen Maße würdigen, hochstellen und ihre Erfülluug verlangen; aber nicht minder giebt es Pflichten gegen seine Religion und Religionsgenossenschaft, und auch diese wollen wir erfüllt haben. Ist doch so schon nicht Jedermann berufen, über das gewöhnliche Maß seiner Bürgerpflichten für und in das Allgemeine zu wirken. Auch ist es wohl zu beachten, daß wir viel öfter durch die kräftige Beförderung eines Besonderen mehr für das Allgemeine thun, als durch die unsichere Wirksamkeit für das Allgemeine, die doch nur allzu oft auf ein Parteiwesen hinausläuft. Wer aber für das Judenthum strebt und handelt, befriedigt dadurch seine Pflicht in dreifacher Richtung. Zuerst fördert er dadurch sein eigenes und der Seinen Seelenheil. Er stellt sich in die engste Beziehung zu Gott, zu dessen Bekenntniß, zum Leben in diesem; er zieht aus der Religion eine höhere Erkenntniß und eine tiefere Versittlichung seines Wesens und Thuns; er schafft sich Demuth im Glücke, Kraft und Trost im Unglücke in die Seele, und vermeidet jene Blasirtheit, welche gegenwärtig so viele gute Herzen verhärtet, so viele tüchtige Geister lähmt, so viele Unglückliche in Verzweiflung und Selbstmord treibt. Zweitens wirkt er schon durch sein Beispiel, dann durch die Fürsorge, die er den Gemeinden und ihren Instituten zuwendet, segensreich auf und für seine Mitbrüder und schafft so vieles Gute, dessen Einfluß auf das gegenwärtige und das zukünftige Geschlecht nicht abzumessen ist. Endlich macht er sich zum Mitträger jener weltgeschichtlichen Mission, die dem Judenthum jetzt selbst seine Gegner nicht mehr absprechen. Die religiöse Ueberzeugung, gerade weil sie in ihren

bisherigen Gestaltungen vielfach veraltet, vom Leben, von der Wissenschaft und von Parteien angefeindet und zersetzt wird, findet im Judenthume ein unerschütterliches Fundament, und mitten in der geschichtlichen und nationalen Hülle liegt das unentbehrliche Kleinod der lauteren Gotteslehre im Judenthume geborgen und aufbewahrt für alle Zeiten. Wie daher die Lehre des Judenthums vor Jahrtausenden schon einen Theil ihres Inhalts der Menschenwelt abgegeben: so bewahrt sie ihren ganzen Schatz auch noch für die Zukunft der Menschheit auf, und ist bereit, ihr davon zu spenden, wann und wo die Zeit gekommen sein wird. Wer sieht daher nicht ein, daß der treue Bekenner des Judenthums zugleich auch eine hohe Pflicht für die Menschheit erfüllt, und zwar viel sicherer, als dies ihm durch die Einmischung in das politische Parteileben des Staates immer gelingen mag?

Frägst Du mich also: ob kosmopolitisch oder national oder religiös oder wie? so lautet die Antwort: sei Alles nach dem richtigen Maße, innerhalb der gegebenen Verhältnisse, und mit Aufbietung aller Deiner Kräfte! Du gehörst dem Allen an, und so mußt Du nach allen diesen Richtungen hin nach bestem Wissen und Gewissen thätig und wirksam sein, wo und wie Du nur kannst.

VIII.

Der Krieg.

1. Die Sturmwolken des Krieges.

Der Wonnemonat hat begonnen. Nach wenigen Tagen fruchtbaren Regenwetters ist er in aller Herrlichkeit eingezogen. Vom hellblauen Himmel wirft die leuchtende Sonne ihre vergoldeten Strahlen über den Rasenteppich, die vollen, grünen Saaten, die blüthenreichen Bäume und Sträucher und den frischbelaubten Wald an und auf den Höhen. Alles athmet Lust, Segen, friedliches Werden und Wachsen . . . aber der Himmel des Menschen hat sich mit schwarzen Gewitterwolken überzogen. Schon lange am Saume des Horizontes sichtbar, sind sie nach und nach immer höher hinaufgestiegen, bis sie jetzt fast schon die ganze Wölbung des Himmels bedecken, und die Sonne des Friedens nur noch einen Scheidegruß herabzuwerfen scheint. Von fern her hörte man das Grollen, immer lauter dröhnte der Donner; hier und da lief schon ein Blitz seine schnelle zackige Bahn. Aber immer noch war die Hoffnung laut, daß sich der Hauch des Friedens mit größerer Kraft aufmachen und das schwarze Gewölk wieder zerstreuen werde. Dieser Hauch ist aber immer schwächer geworden, jetzt bereits dem Ersterben nahe, und vielleicht hat der furchtbare Sturm des Kriegsgeschickes bereits seine entfesselten schwarzen Schwingen in Bewegung gesetzt, und die Nacht eines furchtbaren Völkerkampfes hat sich über die Menschheit herabgelassen . . .

Wer könnte hierbei sich schweigend verhalten? Wer gegen die Wehen der Zeit so kalt und gleichgültig sein, daß er in den Tagen solchen Druckes, solcher Aengste und Befürchtungen die Feder allein mit gelehrter Forschung oder ruhiger Berichterstattnng beschäftigen möge?

Es sind jetzt ungefähr zwanzig Jahre, als bei allen Höherge-

sinnten die Meinung verbreitet war, daß es in der civilisirten Welt zu einem Kriege nicht mehr kommen könne, daß die Waffen höchstens nur noch zum Schutze und der Ausbreitung der Civilisation gegen rohe Völkerstämme gebraucht werden dürften. Die Solidarität der Interessen, die Macht der öffentlichen Meinung, die friedliche und gerechte Stimmung der Völker, wahrhafte Religiosität und Sittlichkeit, das Rechtsbewußtsein und die Bildung hätten, so glaubte man, eine solche Stärke gewonnen, daß alle sich erhebenden ernsten Fragen nicht mehr durch Waffengewalt, sondern durch friedliche Ausgleichung, durch das Gewicht der Völkermehrheit gegen die einzelnen Störer des Friedens, ausgeglichen würden.

Das Jahr 1848, das den Faden ruhiger, aber sicherer Entwickelung abgeschnitten und die Wellen des stark, aber innerhalb seines Bettes fließenden Stromes aufgestauet, brachte einen unermeßlichen Wandel mit sich, und enttäuschte so jene Meinung, die sich jetzt als ein vorübergegangener Traum erweist. Die Leidenschaften wurden vom Grunde aus wieder geweckt. Der Leidenschaft der Revolution folgte die Leidenschaft der Reaktion. Die öffentliche Meinung verlor ihre Geltung; die Stimme des Volkes, weil dieses selbst in schroffe, gegensätzliche Parteien zerfallen, gerieth in Mißachtung und in schnöden Mißbrauch; an die Stelle der Religion trat wieder die Kirche, an die Stelle des Rechtsbewußtseins das Interesse der Stände und der Nationalitäten; die Friedensliebe und die Solidarität der Völker wurden wieder von der Eifersucht und Ländergier der Herrscher und der Machtstellung der Staaten verdrängt und unterdrückt. Zuerst begann man mit dem sogenannten bewaffneten Frieden, mit dem Hinaufschrauben der Kriegsmacht auf die möglich höchste Stufe, und bald begann wieder der Krieg. Auf die kleineren Kriege gegen die Revolution folgten die großen Kriege der Staaten unter einander. Im Osten Europa's begann das grausame Waffenspiel, verpflanzte sich dann nach der apeninischen, später in die jütische Halbinsel; tauchte hierauf die Hände in Nord- und Mittelamerika in unermeßliches Bruderblut, und wendet sich nun nach dem Herzen Europa's, in die Mitte des deutschen Vaterlandes. Zwar erstand mitten dieser Kämpfe der Gedanke eines europäischen Congresses, der die Streitigkeiten vor einem europäischen Areopag zu schließen berufen sei. Aber schwerlich wird ein Areopag der Fürsten Solches zu Stande

bringen, und dann: aus der blutbefeuchteten Hand Davids selbst sollte der Bau eines Heiligthums nicht angenommen werden.

Die Religion steht weit ab, und trauert, daß abermals ihre Kinder sie verleugnen, und mit dem Namen des Herrn auf den Lippen, sich mitten in die Zeit der Barbarei und der Gewaltthätigkeit wieder versenken. Wir dürfen uns nicht täuschen: ist solch ein Dämon erst entfesselt, so hat er keine Ruhe, bis daß er die ganze Erde durchzogen, und sein Fußtritt überall Trümmer und Verderben hinterlassen hat. Jedweder Friede ist dann nur die den Felsen sprengende Quelle eines neuen Krieges, und es ist nicht abzusehen, wann das Maß voll sein werde. Was haben wir hierbei zu thun? Der älteste Sang unseres Glaubens und Volkes ruft uns schon zu: „Der Ewige ist der Meister des Krieges, der Ewige ist sein Name". Prophet und Psalmist rufen uns zu: „Nicht durch Macht und nicht durch Heere, nicht durch Rosse nnd nicht durch Waffen, sondern allein durch den Geist Gottes und nach dem Willen Gottes!" Stellen wir unser Geschick der göttlichen Vorsehung anheim, die durch ihre Fügungen allein das Loos der Völker entscheidet. Vertrauen wir auf Gott und thuen wir unsere Pflicht nach allen Seiten hin; vor Allem aber hüten wir uns vor Einem: lassen wir uns nicht von Leidenschaft oder Haß ergreifen. Was das Vaterland und sein Heil verlangt, thuen wir willig, und geben Blut und Gut daran; aber begeistern wir uns nicht für den Krieg, und hassen wir unsere Gegner nicht, sondern wo sie uns als Menschen begegnen, seien wir Menschen gegen sie. Wer kann über Kriege der Völker mit mehr Recht trauern, als Israel? Denn seine Söhne wohnen unter allen Völkern, gehören ihnen allen an, haben ihr Vaterland in allen Ländern und kämpfen so in allen Heeren, einer wider den andern. Wenn von sterbenden Lippen auf den Schlachtfeldern der letzte Hauch des Lebens schwindet, so ist er von der einen wie von der andern Seite der Kämpfenden, der Sieger, wie der Besiegten, von manchem „Schema Israel" begleitet.

Wenn der Mensch sein Auge voll Weh und Leides von der Erde abwenden muß, so hebt er es um so eher zum Himmel empor, um da den Trost und den Frieden zu finden, welchen ihm der kampfdurchwühlte Boden versagt. Wohlan, wenden wir unsere Seelen um so mehr der Religion zu: wir wissen nicht, wie bald

wir ihres lindernden Balsams bedürfen werden. Werfen wir ihre Interessen, ihre Aufrechterhaltung, ihre Förderung nicht hinter uns in dem wilden Gewühle — damit wir immerhin noch im Stande sind, uns mitten im Zwiespalt der Menschen einen stillen Platz des Friedens zu erhalten. Es leuchtet ein, daß in unserer Zeit der Krieg ein noch fürchterlicherer Zerstörer als in früheren Zeiten sein muß. Denn wenn auch früher die Wildheit, die Grausamkeit, die Vernichtungswuth viel stärker waren, so begrenzten sich die Folgen des Krieges doch mehr auf die Oertlichkeiten, die er mit seinem ehernen Fuße be- und zertrat. Bei der außerordentlichen Verbindnng aber, welche jetzt die Mehrzahl der Völker eng an einander knüpft, bei der, ich möchte sagen, organischen Gliederung, in welche sie mit einander getreten sind, bei der unermeßlichen Verkettung der Besitzthümer, der gewerblichen Thätigkeit, des äußeren und inneren Verkehrs, werden alle Völker, alle Stände und Schichten vom Kriege betroffen; schon das Nahen, noch mehr die Dauer eines Krieges untergräbt die Wohlfahrt zahlloser Familien und stürzt sie in Armuth und Noth. Nicht blos die Arme, welche kämpfen, sondern auch die viel zahlreicheren Arme derer, die durch die Stockung aller Gewerbe feiern müssen, werden von erdrückenden Drangsalen beschwert, und nicht blos unter den Völkern, die den Krieg führen. Lassen wir uns deshalb um so mehr vom Gemeinsinn erfüllen, von den Gefühlen der Barmherzigkeit, der Anhänglichkeit und Treue beseelen. Ziehen wir uns nicht selbstsüchtig zurück, wie die Schnecke in das eigene Haus, das doch ebenso bald zertreten werden kann, sondern schließen wir uns um so enger an die Unsrigen, an Freunde und Nachbarn an, und theilen wir unser Gerettetes mit Denen, die Nichts gerettet. Dann wird auch unter dem Steinregen des Kampfes manche Saat der Gottesfurcht und Menschenliebe, des Edelmuthes und der Großherzigkeit aufsprießen und erreifen. Es ist Alles vorübergehend, und mitten im Kriege — hoffen wir auf Frieden.

2. Das Pfingstfest und der Krieg.

Zu keiner Zeit erscheint der Krieg verabscheuenswerther, als in der des schönsten Festes, des Pfingstfestes, das wir in diesen Tagen feiern.

In unserem Vaterlande, im ganzen Europa haben soeben die

Blüthen Baum und Saat verlassen und den sich ansetzenden Früchten Platz gemacht. Alles athmet das friedliche Schaffen, Wachsen und Gedeihen; und wenn die Morgensonne ihre glänzenden Strahlen über die üppigen Felder, über das grünende Thal und die bewaldeten Höhen breitet, oder das Purpurroth des Abendhimmels die Fluren und Menschenwohnungen verherrlicht: so ist Nichts niederschlagender, Nichts betrübender, als der Gedanke, all dieser Frieden soll durch das frevle Thun der Menschen zerstört, all dieser Reiz von der Hand der Menschen vernichtet, und durch einen zerstörenden Kriegslärm die entzückende Idylle erdrückt werden! — Die Natur kennt keinen Krieg. In der Schöpfung Gottes ist Alles Einheit. Alle Wesen und Existenzen sind nur ineinandergreifende Glieder eines unendlichen, und doch einheitlichen Ganzen. Was wir Menschen Sturm und Kampf der Elemente nennen, ist nichts weiter als Vertheilung und Ausbreitung dessen, was an dem einen Orte überflüssig, am andern nöthig ist. Ist in der Schöpfung die Erhaltung der einen Gattung durch das Verzehren der anderen geboten, so doch niemals das Verzehren derselben Gattung untereinander, und der Mensch ist darüber hinausgehoben, und bewirkt seinen Bestand lediglich durch den Austausch seiner Arbeit; der Mensch ist untereinander darauf angewiesen, daß Einer für den Andern gegenseitig arbeite. Der Krieg zerstört und vernichtet nur; selbst was für ihn produzirt wird, ist nutzlos und Vergeudung. So verdammt die Natur, die allgemeine wie die besondere des Menschen, den Krieg, und zeugt wider denselben als ein Verbrechen des Menschengeschlechtes, das ganz außerhalb der göttlichen Naturgesetze liegt und wider sie streitet.

Aber sehen wir ab hiervon. Lauter und eindringlicher noch ruft uns dieses Fest die Verdammniß des Krieges zu. Dies ist das Fest, welches den Tag jener großen Offenbarung auf Sinai, jener erhabenen Verkündigung der Zehn-Worte aber- und abermals feiert. Sie sind so einfach, diese ewig wiederhallenden Worte; nicht philosophisch und nicht poetisch; aber von überwältigender Wahrheit, von unzweideutiger Ueberzeugungskraft, daß das Heil der gesammten Menschheit doch nur in ihrer getreuen Beachtung und Ausübung beruht. Da höreſt Du:

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut!“

Und was sind nun die Ursachen aller Kriege, die gewesen, sind und sein werden, anders, als daß Einer nach dem Gute des Andern begehrt, oder es ihm vorenthält? Gehen wir die ganze Menschengeschichte durch, und suchen nach allen wirklichen Motiven, die dem Angriff wie der Vertheidigung zu Grunde liegen, so beschränken sie sich in ihren Quellen immer wieder auf das Unrecht, das Einer dem Andern angethan hat oder anthun will. Freilich erben hier oft die Enkel an den Sünden der vorangegangenen Geschlechter; freilich verstehen es die Menschen, hier oft den Schein für die Wahrheit geltend zu machen, die vermeintliche Ehre oder die lange Dauer des Besitzes vorzuschützen — aber endlich einmal müßte doch die einfache Wahrheit und das einfache Recht zu entschiedener Geltung kommen und Alles verabscheuen lassen, was mit ihnen nicht übereinstimmt. So lange dies nicht der Fall ist, hat die Religion nur eine halbe, eine schwächliche Existenz, und die Wirklichkeit des Völkerlebens ist eine wahre Verhöhnung derselben. So lange sie in ihrem Unrecht ungestört verharren können, so lange ihre Gewaltthätigkeiten nicht angefochten werden, rühmen sie sich der Religion, beugen sich vor ihr und pflegen sie. Aber sobald sie einander zu berauben gedenken, sobald ihr Begehren darauf gerichtet ist, das dem Andern zugehörige Gut sich anzueignen, oder das Angeeignete zurückzubehalten, ist ihnen der Mahnruf der Religion ein leerer Schall, ein belächeltes Geschwätz, ein nebliges Ideal, das keine Würdigung erhält. — Da höreſt Du ferner:

„Du sollst nicht morden!“

Und dieses Verbot ist kurz und unbedingt ausgesprochen, und die einzige Ausnahme ist die Nothwehr, und da im Kriege diese Nothwehr immer nur auf der einen Seite stattfinden kann, enthält der Krieg immer eine gröbliche Verletzung des „Du sollst nicht morden!“ Jedermann weiß, was es zu bedeuten hat, das von Gott verliehene Leben eines Mitmenschen zu vernichten, und mit dem Bruderblute die Erde zu tränken. Welch ein Mitgefühl, wenn durch irgend eine Fügung ein Mensch um sein Leben kommt; welcher Aufruhr, welche Mühewaltung der Richter, welche Sorgfalt in der Untersuchung, Aengstlichkeit im Urtheilsspruch, wenn ein Mensch durch eine verbrecherische Hand sein Leben verliert — der Krieg aber, der viele Tausende von Menschen in der Blüthe und Kraft ihres Lebens hinrafft, dieser große Mörder, der alle Kunst

und Wissenschaft, alle Mittel, allen Muth, alle Energie der Menschen benutzt, um Menschen durch die Hand von Menschen, die sich einander nie gesehen, einander nie zu nahe getreten, zu vernichten, zu verstümmeln, ihre Besitzthümer zu zerstören, die Werke von Jahrhunderten in einem Tage zu zertrümmern, der wird für loyal, für pflichtgemäß, für großsinnig erklärt, und die Begeisterung für ihn gefordert!... Es gab kurzsichtige Menschen, die da glaubten, auch der Krieg habe sein Gutes, habe seinen Segen! Diese Thoren, Heuchler oder betrogenen Betrüger! Der Krieg kann Nichts, als zerstören. Wir brauchen die vorgeschützte Verbindung der Völker, die er bewirken soll, wahrlich nicht. Er trennt nur die Nationen, und zerreißt die Bande, die der Friede um sie geschlossen. Sie sagen: ohne den Krieg erschlaffen die Völker, verweichlichen und werden unmännlich. Welch ein sündhafter Wahn! Die Leidenschaften, welche der Krieg entzündet, sind nur Haß, Zerstörungswuth, wilder Genuß — und gerade diese nehmen dem Menschen die wirklichen Kräfte des Geistes und machen ihn unfähig, unermüdlich zu arbeiten und rastlos zu schaffen. Der Krieg bringt nur einen Rausch hervor, und die Energie, die er bewirkt, ist nur wie die Kraft, welche die Spirituosa gewähren; schnell ist sie verflogen, und die Erschlaffung, die ihr folgt, ist um so größer. Nein! die wahre Energie des Menschen besteht in der Arbeit, der geistigen und körperlichen, in der Selbstaufopferung für Tugend und Pflicht, im Kampfe für Wahrheit und Recht, in der Selbstbeherrschung seiner Leidenschaften, und hierin allein werden die wahren Heldenthaten geübt. Die Folge des Krieges ist immer die Herrschaft der Gewalt; lange nach ihm regiert noch das Schwert, auch wenn es wieder in der Scheide steckt; Freiheit und Recht liegen Jahrzehende darnieder, und werden in einem kriegerischen Volke nie feste Wurzeln fassen. Solche Folgen haben selbst Kriege um Freiheit und Recht; das predigt doch wohl die Geschichte unserer Zeit so laut, daß selbst der absichtlich Taube dieses Wort vernehmen und verstehen sollte. Krieg gebärt immer wieder Krieg; der Friede, der auf ihn folgt, ist nur ein Compromiß für die nächste Zeit; er ist nicht eine Krise, die zur Heilung führt, sondern ein Wechselfieber, das nach kurzer Zeit von Neuem ausbricht. Und so bleibt der Krieg, was er immer gewesen, ein tausendfaches Verbrechen gegen „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut" und „Du sollst nicht morden!"

Das Menschengeschlecht ist älter geworden. Es hat angefangen seine Geschichte verstehen zu lernen. Die trügerischen Nebel, die diese umhüllten, weichen allmälig. Und so ersteht dennoch die Hoffnung, daß die Völker immer mehr einsehen werden, wie verabscheuungswürdig der Krieg ist.

3. Der Krieg und seine Folgen.

Wenn die Zukunft des Menschengeschlechtes dereinst den Krieg nicht mehr kennen soll, so wird hierzu nothwendig sein, daß der Gedanke des Krieges in der gesammten Menschheit ein so Abscheu erregender werde, daß er eben gar nicht mehr gefaßt werden kann. Dergleichen hat die Geschichte schon mehrfache Beispiele aufzuweisen. Wenn auch nicht das Verzehren von Menschenfleisch jemals eine allgemeinere Sitte bei den Menschen gewesen sein mag, so waren es doch die Menschenopfer, und zwar bis in die Zeiten des römischen Kaiserthums hinein, wenn es auch noch die heidnischen Kaiser waren, welche sie selbst mit polizeilicher Hülfe abzuschaffen sich bemühten.*) Die Scheiterhaufen, auf denen die Ketzer verbrannt wurden, lohten noch einzeln bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein. Die sg. „Gottesurtheile", die Folter, als gesetzlich gerichtliche Mittel, die Hexenprozesse u. s. w. sind Dinge, die am Rande der Zeit, welche wir die neuere nennen, noch mit feurigen und blutigen Charakteren verzeichnet stehen. Sie sind den Menschen zum Abscheu geworden, und haben keine Zukunft mehr. Ist darum der Gedanke zu kühn, daß dereinst auch der Krieg, die Entscheidung über das Geschick der Völker durch die Waffengewalt, verbunden mit der Tödtung zahlloser Menschenbrüder, mit dem Morde zahlloser Unschuldiger, mit Raub und Plünderung, abgesehen von den allgemeinen Calamitäten, welche der Krieg mit sich

*) Während das mosaische Gesetz jedes Menschenopfer bei Todesstrafe verbot (3. Mos. 20. 2—5), die hebräische Sitte es schon seit Abraham durch Thieropfer beseitigte (1. Mos. 22), und jedenfalls das israelitische Alterthum, wenn auch der phönizische Molochdienst zur Zeit der Könige mehrmals in Israel wieder eindrang, seit dem ersten Falle Jerusalems völlig frei davon blieb; so ist es doch das Verdienst des absterbenden Heidenthums, die Menschenopfer wenigstens im Umkreise des damaligen römischen Reiches abgeschafft zu haben, obwohl ihm dies erst unter Hadrian (117 nach der gewöhnlichen Zeitrechnung) gelang, wenn auch die römische Polizei sie schon früher zu verhindern suchte.

bringt, welche ihm sogar wie die Dämmerung vor der dunklen Nacht voraufgehen, daß dieser Krieg ebenso der Gedanken- und Gefühlswelt der Menschen verabscheuungswürdig werde, wie Menschenopfer, Scheiterhaufen, Foltern und Hexenprocesse? . . . Ihr werdet mir antworten: vor sechsundzwanzig Jahrhunderten sprachen zwei Größere, vom Geiste Gottes Beseelte, sprachen Jesaias und Micha schon: „Sein wird's in der Folge der Zeiten, daß die Völker schmieden ihre Schwerter zu Sensen nud ihre Speere zu Winzermessern: nicht hebt Volk gegen Volk das Schwert und nicht lernen sie fürder den Krieg". (Jes. 2, 2—4, Mich. 4, 1—3) — und daß sie es Beide mit denselben Worten in derselben Zeit aussprechen, beweist, daß dieser Ausspruch schon von einem früheren Propheten ausgegangen — sechsundzwanzig Jahrhunderte verliefen seitdem, und wir haben den Krieg noch, und die besten Kräfte der Völker werden während des Friedens selbst auf den Krieg verwendet, und wir haben noch ganze Stände, die in ihm ihren Lebensberuf finden. Aber dies macht gar nichts aus. Die Menschheit ist nicht auf Jahrhunderte angelegt, und die Geschichte beweist, daß, wenn auch Irrthümer und Wahngebilde ein zähes, langwieriges Leben besitzen, ist erst einmal die Zeit gekommen, wo sie zum Absterben reif geworden, es rasch mit ihnen geht, und ihre Verwerfung sich mit einer Schnelligkeit ausbreitet, die man nicht für möglich gehalten.

Eines der Vorurtheile, auf welchen die Idee des Krieges beruht, und das daher zu verdrängen und auszurotten ist, besteht in der Meinung, daß die wahre Mannhaftigkeit in der Kriegslust bestehe, in der Kriegsunlust sich die Schwächlichkeit eines Geschlechtes, die Entartung und Verweichlichung zeige. Unter Umständen kann dies wahr sein, nämlich wenn ein Volk sich dem frechen Angreifer nicht muthig gegenüberstellt und das Härteste über sich ergehen läßt, bevor es zum Schwerte greift. Aber als Allgemeinsatz ist es unwahr und ein Wahn. Die wahre Kraft und Energie bewährt sich in ganz anderen Werken, als die Strapazen eines langen Marsches, das Elend von Bivouaks und die Tollkühnheit, die sich gedankenlos in den Kampf stürzt, sind. Unsere Zeit, welche den Erdball mit ehernen Banden umfaßt, welche durch Meere und über Wüsten ihre Drähte zieht, Riesenberge durchbohrt, Brücken über unbändige Ströme schlägt, unsere Zeit, welche Tag und Nacht arbeitet, jedes

Ziel, das sie sich gesetzt, unermüdlich verfolgt, bis sie es erreicht, und sei es die Vollendung eines Domes, bedarf keiner kriegerischen Beweise ihrer Energie, ihres Muthes, ihrer Thatkraft; sie bewährt mehr als irgend ein Geschlecht, das jemals über diese Erde gegangen, daß sie Muth, Unerschrockenheit und Hingebung in einem unerschöpflichen Maße besitzt. Unserem Bedünken nach zeigt der Seefahrer, der sein ganzes Leben den Gefahren eines trügerischen Elements ruhig entgegengeht, der Reisende, der wissenschaftlicher Zwecke wegen, in das Innere unbekannter Länder dringt, der Kaufmann, der sich des Handels wegen in die Mitte der Kaffern und Buschmänner wagt, der Jüngling, der sich in die Wellen stürzt, um ein Menschenleben zu retten, der Arzt, der die Stätten der Seuche aufsucht, um seinen Mitmenschen zu helfen, ja selbst der Kaufmann, der sein Vermögen auf combinirte industrielle Speculationen wagt, keinen geringeren Muth, als der Soldat, der dem Kugelregen sich aussetzt, oder in eine Bresche hineinstürmt. Wahrlich, sollte das Menschengeschlecht, um sich kräftig zu erhalten, von Zeit zu Zeit es bedürfen, sich einander todtzuschlagen und den Wechselfällen des Krieges sich auszusetzen, so wäre es der Mühe nicht werth, so viel Aufhebens von ihm zu machen. Aber es ist eben dieses ein Wahn wie der von den segensreichen Wirkungen des Krieges, die darin bestehen, das man eine Stadt niederbrennt, um mit der Asche ein Stück Feld zu düngen.

Allerdings ist es wahr, daß die großen Interessen der Menschheit so unsterblich sind, wie sie selbst. Wenn der Krieg Handel und Industrie vernichtet, Kunst und Wissenschaft verdrängt, Recht und Humanität erdrückt: so sind dies Dinge, die nach dem Kriege wieder erstehen, und in ihrer ewigen Nothwendigkeit niemals für immer untergehen. Zwar haben wir schon Beispiele in der Geschichte genug, wo für ganze Völker, ganze Länder die ausgelöschten Fackeln sich niemals wieder entzündeten, wo die Verwüstung, Knechtung und Verwilderung eine so vollständige war, daß der Boden dieser Nationen und Landschaften auf immer verödete. Aber für die Menschheit im Ganzen können die großen Triebfedern ihrer Thätigkeit, worin ihre Athemzüge und Pulsschläge bestehen, nicht für immer absterben, sondern müssen sich immer und immer wieder gebären. Freilich kommt es vor, daß in Folge solcher Bewegungen, wenn sie allgemein geworden, eine ganze Culturepoche zertrümmert,

und auf ihren Trümmern ein tausendjähriges Reich der Rohheit und Barbarei aufgerichtet werden kann, zuletzt aber entfaltet sich die Blüthe der Bildung und Gesittung um desto reicher, und die unter der Asche verborgenen Säfte dringen belebend durch den neuen Stamm bis in die äußersten Zweige und Kronen . . .

Doch lassen wir die Ironie. Es ist schwerer, trüber Ernst um die Sache. Das Geschlecht, das lebt, und das darauf folgende und das dritte und vierte haben so gut ihr Recht an eine freie, blüthenreiche Existenz, wie die Generationen, welche nach Jahrtausenden kommen werden. Es ist barer Hohn, uns zu vertrösten, daß nach langer Zeit die Wunden vernarben werden, die man uns schlägt, daß der dereinstige Friede schon wieder ersetzen werde, was wir verlieren. Nichts ist sicherer, als daß Recht und Freiheit, wenn sie einmal vom Schwerte niedergehauen worden, für lange Zeit auf dem blutgetränkten Boden liegen und daß an den Sieg der Waffen sich eine lange Herrschaft der Waffen knüpft. Der Krieg hebt alle Prinzipien der menschlichen, alle Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft auf, und es dauert lange und kostet unendliche Anstrengungen, um jene wieder zur Geltung zu bringen. Es sind also nicht allein die unermeßlichen materiellen Güter, nicht allein die zahllosen Menschenleben, die durch den Krieg verloren gehen, sondern, und das wiegt wohl noch schwerer, die humane Entwickelung, die rechtliche und freiheitliche Entfaltung wird durch ihn gewaltsam unterdrückt, und es ist sehr fraglich, wann und wie sie wieder erstehen werden. Ja, die Aussichten werden nur um so trüber, je weiter wir über den Krieg hinaussehen, durch den der echte Cäsarismus seine Schatten über Europa nur um so weiter und dichter ausbreiten wird.

Wir wollen an dieser Stelle die politischen Verhältnisse weder untersuchen, noch beurtheilen; wir wollen nicht fragen, wer den Zwist begonnen und des blutigen Haders Urheber ist, auf wessen Seite das Recht oder das Unrecht; wir haben nur die Dinge vom höheren, allgemeinen, religiösen Standpunkt zu betrachten. Und da ist es unsere heilige Obliegenheit, den Gedanken des Krieges in seiner ganzen Verabscheuungswürdigkeit zu charakterisiren, und unseren Theil dazu beizutragen, daß die Menschen diesen Gedanken hassen lernen. Darum vermögen wir auch unsere Entrüstung über denjenigen Theil der deutschen Presse

nicht stark genug auszudrücken, welcher zum Kriege, zum deutschen Bruderkriege schürt und hetzt, wie wenn sie sich vom blutgefüllten Taumelkelch berauscht hätten! Wissen diese Deutschen, welche die Feder führen, die zum Volke sprechen und sich zu Interpreten der öffentlichen Meinung machen, wissen sie, was sie thun? Wenn sie es wissen, so sind sie um so verdammenswerther. Sie werden es schwer empfinden, und sie am ersten. Würden sie die fremden Völker über Deutschland ausgießen helfen, so werden sie am ersten verstummen müssen; wenn sie erst das Schwert über Deuschland ausstrecken geholfen, so werden sie zuerst erfahren, daß das Schwert die Feder neben sich nur so lange duldet, wie sie sich unbedingt in seinen Dienst begiebt — vom Rechte der Deutschen, von der constitutionellen Freiheit der Deutschen wird keine Rede mehr sein, und die Obmacht, welche die Deutschen beanspruchen, wird in eine völlige Hintenansetzung umgeschlagen sein. Wir bedauern und betrauern es, daß unter diesen Publizisten, welche für den Krieg in Deutschland schwärmen, auch Juden sind. Aber freilich, so wenig diese jüdischen Publizisten vom orthodoxen Judenthume bewahrt haben, so wenig haben sie vom wahren Geistesinhalte des neuern Judenthums in sich aufgenommen. Das Judenthum in seiner neueren Entfaltung hat wesentlich die großen sozialen Lehren und Prinzipien des Mosaismus aus dem Zeitenstaube, unter welchem sie verborgen lagen, wieder hervorgehoben und zum Lichte des Tages gebracht; es hat sie in sich aufgenommen, und mit zu seinem Lebeneinhalte gemacht, indem es die alte Consequenz, Solidarität und Integrität in der Gotteslehre wieder herzustellen suchte, in welcher Gotteserkenntniß, Sittlichkeit und Gesellschaft nur ein einziges, untrennbares Ganze bilden, dessen Spaltung, Bruch und Zerbröckelung so große Irrthümer und so schwere Leiden über die Menschheit gebracht. Wer solches Judenthum in sich aufgenommen, der kann nie für den Krieg sprechen oder schreiben, der wird stets mit aller Kraft und Begeisterung sich gegen ihn erheben und es für die segensreichste That seines Lebens halten, wenn er ihn auch nur in Einem Schritte aufzuhalten vermochte.

Der große Humboldt sagte einmal, daß er alle seine wissenschaftlichen Verdienste dafür hingeben würde, wenn er vermöchte, nur Etwas zur Abschaffung der Sklaverei beizutragen. — Ihr seid keine Humboldte und habt keine wissenschaftlichen Verdienste hinzu-

geben, aber könntet Ihr beitragen, Europa den Frieden zu bewahren, so hättet Ihr unschätzbares Verdienst erworben. Thut Ihr es nicht, so werdet Ihr den Fluch dessen zu tragen haben.

Wir aber wollen die schwarzen Wetterwolken mit Gott ruhig herannahen sehen, den Sturm, wenn er einmal unausweichlich, mit aller Kraft bestehen, und dafür sorgen, daß die Pflanzungen, die so mühsam aus der Erde gezogen worden, nicht gänzlich darüber untergehen. Die Hände müßig in den Schooß zu legen und abzuwarten, was das Unwetter uns übrig lassen werde, dies ist schwach und unmännlich.

Zweiter Abschnitt.

Politisches.

IX.

Staat und Religion, die religiöse Gesellschaft.

1.

Der Satz: Religion und Staat müssen von einander getrennt sein — ist falsch. Im Gegentheil: Religion und Staat müssen sich einander durchdringen, müssen sich organisch assimiliren — dies ist das Ideal. — Wir können aus der Religion nicht blos jene Metaphysik der Moral machen, die den wirklichen Menschen nur aus der Vogelperspektive beschaut, und die ewig ausruft: „das sollte, das möchte!“ niemals: „das soll und muß!“ Wir können aus dem Leben nicht jenes, bloß materielle, sich selbstbestimmende Treiben machen, das grundsatz- und ziellos den Strom hinabdrängt, sondern es muß vom Prinzip des Göttlichen wie der Körper vom Nervenfluidum durchdrungen werden. Es hat öfter Zeiten gegeben, wo man die Religion in ihr Luftkabinet eingeschlossen, wo man ihre Grenzen für sich abgesperrt zu haben glaubte, wo man sich vor ihr sicher meinte: plötzlich stürzten die religiösen Fragen mit neuer Gewalt über die Menschheit, daß die Grundvesten der Gesellschaft davor erbebten. Nein! sagen wir, Religion und Gesellschaft können zu keinem Ziele gelangen, wenn sie beide nicht zu einem einigen Ganzen in einander verwachsen.

Das Christenthum sagte: „mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Damit war der Religion für die Gesellschaft die Seele gebrochen. Denn allerdings muß die Religion in dieser Welt ihr Reich haben, denn nur dadurch kann sie den Menschen für eine eine andere angemessen erziehen. Das Christenthum hat darum auf der einen Seite Asketiker, auf der andern eine Priesterherrschaft geschaffen, welche an die Stelle der Religion die Kirche setzte —

mitten inne lag eine Welt, auf die es keinen Einfluß übte, weil es einmal, um das Individuum zu beherrschen, die Gesellschaft aufgegeben.

Es war damit aber gerade vom Judenthum abgefallen, und es wird einst eine große Verwunderung sein, wenn das Christenthum auch in diesem Abfall von seiner Mutter einen riesigen Fehler begangen zu haben erkannt haben wird. Denn gehen wir auf die Grundgestaltung des Judenthums ein: so sehen wir gerade in den mosaischen Institutionen eine völlige, organische Verschmelzung der Religion und der Gesellschaft. Religion als das Prinzip des Göttlichen, und Gesellschaft als das Element des menschlichen Lebens durchdringen sich da vollkommen. Wir haben also hier schon was das Ideal der menschlichen Gesellschaft ist, in seinen Grundzügen verzeichnet. Wenn nun allerdings *erstens* die mosaischen Institutionen nicht ohne Lokal- und Zeitfärbung bleiben konnten und durften; *zweitens* damit nicht gesagt ist, daß wir Juden darum einen Staat im Staate, eine Gesellschaft in der Gesellschaft bilden, und vom wirklichen Leben tausendfach isolirt sein müßten: so liegen doch darum nichts desto weniger die Grundzüge dieser Vereinigung des Religiösen und Sozialen in jenen *für immer*. *So gut wie die Grundfragen der* **Moral** *durch den Mosaismus auf immer entschieden sind: sind auch die Grundfragen der* **Gesellschaft** *auf immer darin entschieden.*

Indem freilich dieser Satz erst aus dem Verfolge als erwiesen hervorgehen wird, ziehen wir doch hier schon einige Schlußfolgen heraus.

Das Judenthum wird, und mit Recht, die Lehrmeisterin der Menschheit genannt, da so Vieles von ihm in die Menschheit übergegangen ist und immerfort übergeht: gut, so kann sie noch einmal zu ihm zurückkehren, und sich Raths erholen bei seiner Weisheit und seiner Erfahrung.

Denn daß die gegenwärtige Gesellschaft auf einer schiefen Ebene schreitet, wer weiß es nicht; daß in ihr alle möglichen Elemente in Aufregung sind, daß sie endlose Wirren, die weder mit den Künsten der Diplomatie zu lösen, noch mit dem Schwerte zu durchhauen sind, als ihre Zukunft vor sich hat. Nicht eine vorübergehende Unzufriedenheit mit der oder jener Regierung, ja

mit dem oder jenem Regime, keine Verfassungsfrage ist es, auch handelt es sich nicht um Provinzen, um Allianzen u. dgl. — die Elemente der Gesellschaft selbst sind ganz von selbst in Widerstreit gerathen, die — wie es schien — naturwüchsige Organisation der Gesellschaft mit ihren allgemeinen Gesetzen ist in Frage gekommen.

Die Heilmittel, die da weder homöopatische Zuckerpulver, noch allöopathische Palliativmittel sein dürfen, sondern nur in durchgreifender Umgestaltung, in völliger Verjüngung des Organismus bestehen können: wem sollen wir sie abfragen? Der Religion — Niemandem anders. Denn indem diese das höchste Gesetz der Sittlichkeit aufstellet und festhält: so kann sie die Gesellschaft als solche diesem nicht entziehen, sondern dasselbe nur auf die Gesellschaft in ihrer Totalität auch anwenden. Was nur sonst eine Antwort geben könnte, Vernunft, Geschichte, Wissenschaft — das kann, ja, das wird trügen, weil es von Voraussetzungen ausgeht, die ihren Zweck und Inhalt aus sich selbst nehmen, während die Religion nur das höchste Sittengesetz und als dessen Grundlage das Prinzip des Göttlichen selbst zum Lebensmittelpunkt und Maßstabe hat. Da nun aber das Christenthum sich der Einwirkung auf die Gesellschaft als Ganzes begeben hat — und dies zeigt die Geschichte auch, indem innerhalb des Christenthums alle Gebrechen und Sünden der klassischen Staaten bestanden, ohne daß das Christenthum sich dadurch verletzt erklärte*) — so ist es wiederum das Judenthum, zu dem die Gesellschaft, um sich Raths zu erholen, ihre Zuflucht nehmen muß.

Freilich hat sich die Politik als solche stets geweigert, die Religion in irgend einer Art als Lehrmeisterin oder Rathgeberin anzuerkennen. Praktisch hatte sie darin Recht, denn sie sah in der Kirche nur einen großen Parasit auf den Baum des Staates gepfropft, der zum Verderben des Staates mehr beitrug als der Staat selbst, indem er seine Existenz auf die Erniedrigung des Staates stellte, und stets nur den eigenen Vortheil, sei es auch zum Schaden des Staates, im Auge hatte. Theoretisch aber schloß die Politik die Religion in die Grenzen der Metaphysik ab, und verachtete diese nun. Aber wie oft schon im Leben hat man

*) Wenn der Staat der Israeliten in seiner Wirklichkeit nicht minder Gebrechen hatte, so wurden diese doch stets als Abfall vom Mosaismus angesehen.

zuletzt seine Zuflucht bei dem genommen, was man verschmähete, und sich dem in die Arme geworfen, was man selbst entfernt und abgewiesen hatte. —

Kurz, wir sehen, die Politik, für sich bestehend, leidet Schiffbruch — sehen wir zu, wie sie durch die Religion gerettet werden könnte.

2.

Was in der menschlichen Gesellschaft zuerst den Blick auf sich zieht, was das wichtigste Moment ist, ja bis jetzt im Ganzen ihr Schicksal entschieden hat: das ist ihre allgemeine Anlage.

In Indien und Aegypten sehen wir seit uralter Zeit die Gesellschaft in eisern streng geschiedene Kasten vertheilt, die genau sich über einander ordneten, und in denen unnachsichtlich der Sohn dem Vater folgen mußte. Dabei war die Priesterherrschaft vorwaltend, selbst die königliche Gewalt beschränkend. In Phönizien war die Verfassung aristokratisch, und zwar jene Geldaristokratie, die der neuern Zeit so oft vorgeworfen wird, und welche in Staaten, denen Industrie und Handel vorzugsweise Lebensmoment ist, immer zum Vorschein kommt. In dem vielseitig sich entwickelnden Griechenland haben wir in Sparta die herrschenden Herakleiden und Dorer, denen allein die Staatsverwaltung gehört, die Lakedaimonier zwar frei, aber ohne an der Staatsverwaltung Theil zu haben, die leibeigenen Heiloten, welche — arbeiten mußten. Athen erfreute sich allerdings einer Verfassung, in der der freien Entwickelung des Menschen viel mehr Spielraum gegeben war, allein die Regierungsrechte waren nach Maßstab der jährlichen Naturaleinkünfte vertheilt, so daß nur drei Kasten (γεννῆται) zu Staatsämtern zulässig waren, die vierte nur an den Volksversammlungen Antheil haben konnte, die Beisassen (μέτοικοι) waren auch hiervon ausgeschlossen, die ἰσοτελεῖς entrichteten Steuern, hatten aber kein Bürgerrecht, die Zahl der Sklaven war überaus groß. In dem republikanischen Rom standen die Plebejer unter der drückendsten Herrschaft der Patrizier, und waren von allen Staatsämtern ausgeschlossen; die Bürger waren nach Verhältniß des Vermögens in sechs Klassen getheilt, so daß die Reichen ein entschiedenes Uebergewicht hatten; konnte ja nach mächtigem Kampfe erst 445 vor der gew. Ztrch. das Verbot der Heirathen

zwischen den Patriziern und Plebejern aufgehoben werden: aber auch nach dem Siege des Volkes hatten jene, welche allein den Senat bildeten, die oberste, oft gemißbrauchte Gewalt, das Volk verarmte, während die aristokratischen Familien unermeßliche Schätze sammelten, bis der Parteigeist und der Sieg den Charakter Rom's vernichteten, und die Welt zu Sklaven despotischer Imperatoren machten.

Die germanischen Völker nahmen die europäischen Länder durch das Schwert in Besitz, die christliche Kirche brachte eine feste, gegliederte Hierarchie in den Staat. Da baute sich der Staat des Mittelalters durch die Lehensverfassung und Leibeigenschaft und die Privilegien der Kirche zu jenem Monstrum auf, welches endlich durch die entwickelte Kraft des dritten Standes ein Gegengewicht erhielt, die Gesellschaft aber zuletzt in die erschütterndsten Umwälzungen, in die krampfhaftesten Bewegungen warf, die noch lange nicht zu Ende sind. Die Tendenz der neuern Gesellschaft war bis auf die neueste Zeit durchaus noch aristokratisch. Kaum war die Anarchie in Frankreich unter der Hand Napoleon's beschwichtigt, als er einen neuen Adel schuf, und auch das Jahr 1830 wußte Frankreich nur eine Verfassung zu geben, in welcher die Größe der Abgaben den Antheil an der Staatsgewalt verlieh. Wie England vom Adel und Güterbesitz beherrscht wird, wie selbst die Reformbill bis jetzt nur wenig daran zu verändern vermochte, ist bekannt. Und doch galten Frankreich und England bis jüngst für die europäischen Staaten, in welchen das persönliche Recht des Menschen und Bürgers am meisten anerkannt ist.

Allen diesen Staaten des Alterthums und der neuern Zeit gegenüber stellt uns die mosaische Institution das Bild vollkommener Parität, völliger Gleichstellung des Menschen im Volke auf. Die mosaische Institution kennt keinen einzigen Unterschied zwischen Bürger und Bürger, ja zwischen dem Eingebornen und dem eingewanderten Bürger, ja zwischen dem Bürger und Ansäßling.

Die mosaische Gesetzgebung proklamirt als obersten Staatsgrundsatz:

Ein Gesetz und ein Recht soll Allen sein*). Die

*) 2 Mos. 12, 49. 4 Mos. 15, 15. 16. 29.

mosaische Gesetzgebung kennt daher keine Aristokratie, weder Geburts-, noch Verdienst-, noch Besitzadel[1]). Sie kennt keinen eximirten Gerichtsstand, und der verbrecherische Priester mußte vom Altar hinweggenommen werden[2]). Sie kennt keine Steuerfreiheit[3]). Sie kennt keine Klassifizirung der Bürger, keinen vorbehaltenen Antheil an der Administration, so wie keine Verweigerung dieses Antheils für eine bestimmte Klasse.

Die mosaische Verfassung zeichnet sich folgendermaßen: Israel war in zwölf Stämme getheilt, jeder Stamm hatte ein Stammeshaupt, zerfiel in Geschlechter und Familien, die wieder ihre Geschlechts- und Familienhäupter hatten. Außerdem war jeder Stamm nach dem Dekadensystem in Rotten von Tausenden, Hunderten, Funfzigen, Zehnen getheilt, welche Obersten sowohl zum Kriege als Anführer, als in Streitsachen zu Richtern hatten. An der Spitze des Staates sollte ein Schofet, Richter stehen, welcher Präsident des ganzen Volkes in administrativer Hinsicht war und neben sich ein Kollegium von siebzig Aeltesten, d. i. Angesehensten hatte; Richter und Aeltesten waren frei aus dem Volke gewählt. In juridischer Beziehung sollte das Priesterkollegium die oberste Instanz sein, insofern dieses wie der ganze Levitenstamm mit der Erhaltung und Repräsentation der geoffenbarten Lehre betraut war. In den Städten sollte die freie Wahl des Volkes sich Richter und Vorsteher setzen, ebenfalls aus seiner Mitte. Die mosaische Institution dachte sich hierzu die Leviten empfohlen, ohne dies aber irgend gesetzlich zu machen, indem die Leviten als Lehrer des Volkes aufgestellt wurden. An die Stelle des Oberrichters sollte eventuell auch ein König, aus der Mitte des Volkes gewählt, treten können[4]).

Aus dieser Skizze geht deutlich hervor, daß die mosaische Institution durchaus auch praktisch den Grundsatz festhielt: Ein Gesetz, Ein Recht Allen. — Blicken wir nun in das Innere des Volkes hinein. Das mosaische Gesetz kennt drei Ausdrücke: אזרח

[1]) Von letzterm ist sie die entschiedenste Feindin, wie wir später sehen werden. So auch Jesaias, dessen erstes Wehe denen gilt, welche „Haus an Haus reihen, Feld an Feld fügen" 5, 8.

[2]) 2 Mos. 21, 14.

[3]) Selbst die Leviten mußten den Zehenten von ihrem Zehenten geben.

[4]) S. unsere israel. Bibel, Bd. I. S. 915 ff. und a. O.

der Eingeborne, der Israelit, גר der Fremdling, תושב der Beisasse. Welche sind die bürgerlichen Verhältnisse derselben? Wir übergehen hier noch die schönen Vorschriften der thätigen Liebe, welche die Schrift gegen den Ger (Fremden) im Allgemeinen giebt, ohne hier irgend einen speziellen Unterschied zu machen, da sie den Israeliten in Aegypten ebenfalls einen Ger nennt. Dieselben Vorrechte, welche sie der Wittwe, Waise und dem Armen verleiht, ertheilt sie auch dem Ger. In spezieller Bezeichnung ist Ger der Nicht-Israelit, welcher sich in Israel niedergelassen, und durch die Beschneidung in den Bund Gottes mit Israel hat aufnehmen lassen. Wie nun zwischen Israelit und Israelit auch nicht der geringste Unterschied, sondern eine völlige Rechtsgleichheit statt fand, so galt dieselbe in völlig ebenmäßiger Weise vom Ger. Es wird dies bei einzelnen Veranlassungen immer wiederholt, und in jeder Beziehung, in religiöser, bürgerlicher, juridischer, war er alles dessen theilhaftig, wozu der Israelit berechtigt war [1]). Der תושב war, der sich niedergelassen im Lande, ohne durch die Beschneidung sich in den israelitischen Bund aufnehmen zu lassen [2]); war er so natürlich von den religiösen Beziehungen ausgeschlossen, in bürgerlicher Beziehung aber war auch er völlig gleichgestellt. Dies beweisen die einzelnen Fälle, in denen er namhaft gemacht wird. Die Rechtswohlthat der „Freistädte" wird ihm zugesichert [3]), auch von ihm soll kein Zins genommen werden [4]), ihm ist unbeschränkter Erwerb gestattet — ja, noch mehr, er kann sogar einen Israeliten sich zum Knechte kaufen, nur daß derselbe das Recht sich loszukaufen zu aller Zeit behält ff. [5])

So war die völlige Gleichheit der Menschen in der mosaischen Institution völlig durchgeführt, und im grauen Alterthum, in der arabischen Halbinsel, im Vaterlande des absolutesten Despotismus, war sie als ein leuchtender Strahl in das Geschlecht der Menschheit

---

[1]) Die aus den Zeitumständen fließende Ausnahme der Edomiter und Aegypter bis zum dritten Gliede, und der Ammoniter und Moabiter — bestätigt gerade die Regel.

[2]) Man sieht dies am klarsten aus 2 Mos. 12, 45 und 48.

[3]) 4 Mos. 35, 15.

[4]) 3 Mos. 25, 35. Die Trad. faßt dies allerdings nicht so (Ramb. Hilch. Malveb V, I.)

[5]) 3 Mos. 25, 47 ff. Vergl. noch unsere israel. Bibel 1. S. 435.

geworfen, dessen Feuer nicht erlöschen kann Noch ringet die Menschheit danach, noch hat, außer den nordamerikanischen Staaten, der große mosaische Staatsgrundsatz: Ein Gesetz und ein Recht Allen — nirgends auf Erden völlig Wurzel gefaßt.

Mit Nichten sehen wir hier auf die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten hin, wir haben es hier noch mit einem viel Größern zu thun, mit der Emanzipation der Menschheit selbst: — wir haben es erwiesen, die mosaische Institution sagt nicht bloß zum Individuum „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — sie sagt noch mehr, sie sagt zum Staate: „in deinem Schooße soll Ein Gesetz, Ein Recht Allen sein," keine Bevorrechtung und keine Ausschließung!

Blicken wir nun auf die Geschichte Israel's: so wissen wir zwar, daß der israelitische Staat niemals ward, was er durch die mosaische Institution werden sollte; allein die Grundzüge finden wir darin doch wieder. Es läßt sich nirgends, weder Kastenwesen noch Aristokratie nachweisen, weder Bevorrechtuug, noch Ausschließung. Die Richter stiegen aus der Mitte des Volkes hervor, Saul war von hinter dem Pfluge, David von hinter der Heerde hinweggenommen, das Reich Israel — zehn Stämme — blieb ein Wahlreich. Die religiöse Kultur, die Blüthe des geistigen Lebens lag in den Prophetenschulen, die in keiner Priesterkaste, in keinem aristokratischen Institute, sondern im Herzen des Volkes wurzelten, und deren Schüler Männer des Volkes waren.

Aber selbst in der Zerstreuung blieben die jüdischen Gemeinden dem Grundsatze der Parität treu. Wo nur irgend sich ein aristokratisches Element entwickeln wollte, ging es bald wieder unter, z. B. die Resch-Glutha's, das Patriarchat, weil es von außen hinein getragen, nicht im Volke selbst wurzelte. Die Statuten der Gemeinden nehmen überall die Stimmenmehrheit der Gemeindeglieder zum Grundsatze, und der höhere Kultusbeitrag sichert Niemandem eine Stimme mehr; wo es anders, ist es unjüdisch. Ja selbst das Ansehen der Gelehrsamkeit sollte kein Vorrecht erschaffen, und das Rabbinerinstitut war — es sei denn anders in Konstantinopel — immer nur ein Lehrinstitut ohne weltliche Bevorrechtung.

3.

Es war die Bestimmung des Judenthums von vorn herein: **die Religion des ganzen wirklichen Menschenlebens zu sein** und darum zu umfassen: 1) die religiöse Erkenntniß, 2) das moralische Leben des Individuums, 3) das soziale Leben in der Gesellschaft.

Gerichtet an eine einzelne Nation, die der großen menschengeschlechtlichen Lehre nationales Werkzeug, Träger, sein sollte, mußte erstens die allgemeine Lehre von nationalen Institutionen umgeben werden, zweitens die geschichtliche Wirklichkeit dieser Nation vielfach von jener Lehre modifizirte Erscheinungen zu Tage fördern.

Liegt es uns daher ob, stellen wir es uns zur Aufgabe, das Allgemeine vom Speziellen, Nationalen und Geschichtlichen zu trennen, so giebt uns das Judenthum in den drei, oben aufgestellten Beziehungen drei ganz allgemeine, aber sicherste Prinzipien, durch welche es eben der ganzen übrigen Menschheit entgegentrat, um sie auf seinem nationalen Boden für die dereinst entwickelte Menschheit zu bewahren, nämlich:

1) in der religiösen Erkenntniß das Prinzip: Es giebt nur Einen, Einigen, unkörperlichen, nur im Geiste anzubetenden Gott;
2) im moralischen Leben des Individuums: Du sollst Dich heiligen, und Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst;
3) im sozialen Leben in der Gesellschaft: Ein Gesetz und Ein Recht für Alle.

Das Judenthum stellte daher als die Basis alles menschlichen Lebens auf: Es giebt nur Einen Gott, und soll nur Einen Menschen geben; Einen Menschen, der in seiner moralischen Individualität durch die Heiligung und Nächstenliebe, in seiner gesellschaftlichen Eigenschaft durch vollkommne Gleichheit sich darstellt.

Es darf daher mit Nichten eingewandt werden, daß der mosaische Staat bloß für Israel instituirt war, und eben so wenig, daß der mosaische Staat niemals existirt hat. Auch der mosaische Kultus hat niemals vollständig existirt, und so gut wie wir in religiöser und moralischer Beziehung vom Nationalen und Historischen

absehen, und das Allgemeine als allgemeine Lehre aufstellen, so sind wir es auch in sozialer und politischer Beziehung berechtigt. „Du sollst dich heiligen, wie Gott heilig ist," ist ein Satz, der dem Menschen das allgemeine Ideal aufstellt; „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst," ist ein Satz, der dem Menschen das allgemeine Ideal aufstellt; so stellt auch nicht minder „Ein Gesetz und Ein Recht für alle Menschen" der menschlichen Gesellschaft das Ideal auf, nach dessen Verwirklichung um so mehr zu streben ist, je mehr hierdurch den verworrenen Verhältnissen der Gesellschaft, wie diese sich seit Jahrtausenden gemacht haben, entgegengetreten wird.

Was haben wir aber hierdurch gewonnen? Wir haben für diesen ewigen Grundsatz der Gesellschaft den festen, religiösen Boden gewonnen. Er ist nicht mehr ein Produkt der Zeit, einer kurzen Vergangenheit, nicht mehr das Produkt des von der Geschichte abstrahirenden Verstandes: er ist das auf dem unmittelbaren Boden der Religion unerschütterlich wurzelnde Grundgesetz der Gesellschaft, er ist der seit vier Jahrtausenden überkommene Grundgedanke der menschlichen Gesellschaft, dem diese seit vier Jahrtausenden durch alle Phasen der Entwickelung ebenso zureift, wie der Lehre vom einigen Gotte.

Es ist nun jedenfalls höchst merkwürdig, daß das Judenthum, trotzdem der mosaische Staat nie ganz existirte, und trotzdem die Juden aufhörten, ein Volk zu sein und einen Staat zu haben, dennoch bis in die neueste Zeit den Charakter einer gesellschaftlichen Institution behalten hatte. Die Völker und Staaten, in deren Mitte die Juden geschleudert wurden, zwangen durch Ausschließung und Druck die Juden, ein Volk im Volke, einen Staat im Staate zu bilden. So behielt das Judenthum außer seinem religiösen Inhalt immer noch auch einen sozialen und politischen Charakter, und war so, wie die mosaische Institution wollte und war, ein religiös-sozialer und religiös-politischer Körper. Dabei ist es denn leicht zu beobachten, daß, ebenso wie im jetzigen Judenthum sein allgemeiner religiöser Inhalt der vorwiegende geworden, vor dem die speziellen und historischen Elemente immer mehr erbleichen, so auch in gesellschaftlicher Beziehung durch die Emanzipation der politische Charakter der Gemeinden immer mehr verwischt wird, je tauglicher und befähigter das Judenthum wird, auch seinen allgemeinen sozialen Inhalt herauszuschaffen.

Um so mehr also ist es an der Zeit, dem Judenthume auch seine soziale Bedeutung zu vindiziren und zu verschaffen. Es scheint uns von der größten Wichtigkeit sowol für die ganze Gesellschaft, als auch für das Judenthum im Besondern. Nach dem Beispiele des Christenthums hat das Judenthum bis jetzt nur seinen intellektuellen und moralischen Inhalt bearbeitet, und den sozialen gänzlich liegen lassen. Aber seine große gesellschaftliche Lehre muß herausgefördert werden. Es ist an der Zeit.

Man sagte bis jetzt: die Religion ist für den Menschen als Individuum, für die Gesellschaft der Staat. Die Religion lehret den Menschen Gott erkennen, lehret ihn sich selbst als unsterbliches Wesen begreifen, lehret ihm die Liebe und die Heiligung, daß er durch einen solchen Wandel befähigt werde in das ewige Leben einzugehen. Aber die Religion hat Nichts mit dem Staate, mit der bürgerlichen Gesellschaft zu schaffen, dieser ist von jener unabhängig, bildet, gestaltet sich und bestehet durch sich selbst.

So sagte man. Aber die Folgen dessen waren erstens: ein ewiger Zwiespalt zwischen der Religion und der menschlichen Gesellschaft. Die Religion gebietet: liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und die Gesellschaft übet den Haß, zwischen Volk und Volk, Stand und Stand, Konfession und Konfession. Die Religion will durch die Liebe einen einigen Bund aus allen Gliedern des Menschengeschlechts machen: aber in der Gesellschaft ringt Einer gegen den Andern, es ist ein Kampf Aller gegen Alle. Die Religion gebietet: Du sollst nicht tödten, und die Gesellschaft drückt dem Menschen den Mordstahl in die Hand. Die Religion gebietet: Du sollst nicht stehlen, und die Gesellschaft nimmt ganzen Völkern ihren Grund und Boden, zerstört durch Razzia's das Eigenthum ganzer Stämme.

Und die zweite Folge: eine maßlose Verwirrung in der menschlichen Gesellschaft, die von Tag zu Tage wächst. Da ist Drang und Druck aller Orten. Neben dem Palast, darin Ueppigkeit ohne Maß, stehet die Hütte, darin Elend ohne Maß; Zehn haben Ueberfluß, Hunderttausende hungern; Zehn genießen, Hunderttausende arbeiten. So ist aus der Menschheit ein dumpfes Chaos geworden, in welchem die Lösung verloren gegangen

Alles dies hat seine Ursache darin, daß die Gesellschaft und die Religion von einander ganz gesonderte Existenzen geworden,

die Gesellschaft die Religion völlig ausgeschieden hat, die Religion aber entweder zum dumpfen Kirchengewölbe versteinte, oder zur stillen Kammer geworden, in die der Einzelne nur dann und wann nach dem Verlangen seines Herzens eintritt. Die Religion, welche aus dem Judenthume hervorgegangen ist, hat aus demselben die höchsten Moralgesetze gezogen, das Uebrige aber verworfen. Sie hat sich auf ein geistiges Eiland versetzt, und ihre Schiffe verbrannt.

Aber nach der Tora Israel's sollte es anders sein; nach dieser sollte Religion und Gesellschaft ein einiges Ganzes sein, der Staat eben so sehr unmittelbarer Ausfluß der Religion, wie der Kultus, eben so sehr unmittelbare Einrichtung Gottes, wie der Gottesdienst; Moral und Politik sollen verschmolzen, desselben Stammes Zweige sein.

4.

Wenn also von diesem Standpunkte der religiösen Lehre es durchaus kein Einwand ist, daß der mosaische Staat niemals ganz existirte, ja, im Gegentheil gerade dadurch die mosaische Institution für die Zukunft der Gesellschaft die rechte Bedeutung erhält, weil die mosaische Institution mehr die Elemente der Zukunft als einer alten Vergangenheit enthält; so mußte doch die israelitische Gesellschaft immerhin auf dem mosaischen Boden wurzeln, und, wo nur das Judenthum einen sozialen Charakter annahm, das Grundgesetz, so weit es ging, verwirklichen. Wir haben in 2. bereits darauf hinverwiesen, kommen aber hier noch einmal darauf zurück.

Wir sagen: das Grundgesetz der vollkommnen Parität zeigt sich durch die ganze Geschichte des Judenthums. Als Moscheh Richter und Vorsteher wählen will, heißt es: „Erküre aus dem ganzen Volke kräftige Männer, Gottesfürchtige, Männer von Wahrheit, Gewinn hassend[1]." An dem Fuße des Sinai stand das ganze Volk[2]. Zu dem Heiligthum mußte jeder Israelit einen gleichen Antheil geben, „der Reiche nicht mehr, der Arme nicht weniger[3]." Der Bund mit Gott wurde geschlossen mit dem ganzen Volk, „mit allen Mannen, Kindern, Weibern, Fremdlingen, von dem Holzhauer bis zum Wasserträger[4]." Jehoschua erneuete

[1]) 2 Mos. 18, 21
[2]) Das. 19, 17.
[3]) Das. 30, 15.
[4]) 5 Mos. 29, 10.

diesen Bund in einer allgemeinen Volksversammlung [1]). Sämmtliche Richter waren Männer des Volkes, bald aus diesem, bald aus jenem Stamme, oft aus den ärmsten Geschlechtern [2]). Schaul wurde in einer Volksversammlung zu Mizpah zum Könige aus der unbedeutendsten Familie erhoben [3]). David war der jüngste seiner Brüder [4]). Abgesehen von dem Wahlreiche Israel, hat sich auch in dem erblichen Königreiche Juda nie eine bestimmte Aristokratie ausgebildet, und wo von den Gewalthabern des Volkes (משלי עם) die Rede ist, sind die Ausdrücke überall so vage, daß an eine bestimmte Kaste nirgends zu denken ist. — Nach der Rückkehr von Babel wurden die Verhältnisse in Volksversammlungen geordnet [5]). Als die Institution des Synedriums sich ausbildete, war es Grundgesetz: daß Mitglieder des Synedriums alle gebildeten Bürger sein konnten, was auch sonst ihr Geschäft sein mochte. Als die Gemeinden außer Palästina sich bildeten, so lag ihnen der Grundsatz der Parität vollkommen zu Grunde. Alle Unterschiede von Ständen hörten in ihrem Schoße auf; der Proselyt war vollständiges Mitglied der Gemeinde. In die Klasse der Gelehrten (Sophrim, Rabbanim, Thalmidim) trat Jeder ohne Unterschied, so bald er die Fähigkeit hatte. Die größten und angesehensten Lehrer trieben Handwerke nebenbei, bis zum Lasttragen, ohne daß dies ihrer Autorität im Geringsten zu nahe trat. Zwar bildete sich das Rasi-Amt erblich aus, erhielt sich aber so nicht lange. Das Resch-Gluthaamt ging aus den Steuerverhältnissen der babylonischen Juden hervor, war meist käuflich, und endigte 1040. Seitdem haben die jüdischen Gemeinden niemals wieder ein Ganzes gebildet, und jede erhielt sich autonom.

Die Verfassung der Gemeinden in der Türkei wird folgendermaßen gezeichnet. „Durch die Vermehrung der Gemeinden in den größeren Städten hat sich von selbst eine Art Verfassung den Juden aufgedrängt, die echt republikanisch genannt werden kann.

[1]) Jos. 24.

[2]) Richt. 6, 15. Das. 8, 22. 23. wollen die Israel. Gideons Familie zum erblichen Richteramte erheben, er aber verweigert's mit sehr charakteristischen Worten.

[3]) 1 Sam. 10, 17. 15, 17.

[4]) S. die charakteristischen Worte 1 Sam. 16, 7.

[5]) Esra 3, 1. 10, 7. 9. Nehem. 8, 1. 10, 29.

Jede Gemeinde nämlich konstituirte sich mittelst eines geschriebenen, von allen Mitgliedern unterzeichneten Urvertrages. Jede Gemeinde wählt auf bestimmte Zeit ihre Vorsteher, bestehend aus 3, 5, 7, 9 oder 12 Mitgliedern, deren Verfügungen als Gesetze gelten. Die Rabbinen der Gemeinden bilden jeder einen koordinirten Gerichtshof. Der gilt als überwiegend, den das allgemeine Vertrauen über alle Anderen stellt, und man appellirt an denselben in letzter Instanz. Zu allgemeinen Angelegenheiten versammeln sich die sämmtlichen Vertreter aller Gemeinden eines Ortes." — Auch im Abendlande, wenn der Druck noch so stark war, ordneten die Juden ihre Verfassung ohne Einmischung fremder Behörden, und behielten das Recht, ihre Vorsteher, Rabbinen und Offizianten selbst zu wählen. Die Rabbinen, so groß auch ihre Autorität in religiösen und juridischen Dingen war, hatten doch in administrativer Hinsicht stets nur eine berathende Stimme, und fanden hier immer in den Wohlhabenderen einen Widerspruch.

Man bedenke wohl: vier Jahrtausende fast ist Israel alt, die ganze Volksmasse hielt sich im Ganzen so streng innerhalb der Abstammung, und dennoch haben wir keine besonderen, bevorrechteten, bevorzugten Geschlechter, keine Familien von einem besondern, allgemeinen Rufe, Nichts, was auch nur im Entferntesten einem aristokratischen Schimmer gliche. Alle Juden sind sich durch die Geburt gleich, jeder Jude muß seinen Weg durch sich selbst macheu, tritt nicht auf die Schultern seiner Väter, kommt nicht zu einem gedeckten Tisch, wie es so vielen Geschlechtern bei den übrigen Völkern ergeht. Jeder Jude, und sei er der armseligste Bettler, hat dieselbe kirchliche Bedeutung, dieser so gut wie etwa ein König oder Oberpriester macht auf gleiche Weise Minjan, und hat ganz dieselben religiösen Pflichten und Rechte in der Synagoge und im Hause. Wie bei der Geburt, so gilt dieselbe Gleichheit bei dem Tode. Gleichheit der Todtenbekleidung, des Sarges, der Bestattung, der Gebete für den Todten, und wenn hier irgend ein Unterschied gemacht wird, so ist dies nach Maßgabe — der Frömmigkeit.

So sehen wir in der ganzen Geschichte Israel's dasselbe Grundgesetz walten, welches die mosaische Institution zugleich als Religionsstaatsgrundgesetz heiligt: Ein Gesetz und Ein Recht für Alle!

5.

Das Volk Israel, welches das Religionsvolk sein sollte für die gesammte Menschheit, war nicht gewählt aus den stolzen, mächtigen, siegreichen Nationen — es war ein geknechtetes Volk, das erst dem Joche seiner Bedrücker entzogen werden mußte: und noch heute gilt in diesem Volke ein Herr von Rothschild, der über viele Millionen Thaler kommandirt und an allen Höfen der Welt mächtigen Einfluß übet, in nationaler und religiöser Beziehung genau so viel wie der jüdische Knecht eines polnischen Fuhrmanns. Beide sind als Juden ganz gleich berechtigt, in gleicher Weise verpflichtet, und in gleichem Maße befähigt. Im Judenthume gilt der Grundsatz: „Jeder, der eine Seele erhält, ist so gut wie wenn er die ganze Welt erhielte;" er war aber nie bloß Lehre, sondern stets auch Praxis und alle Folianten des Talmuds und der Midraschim, der Turim, des Schulchan Aruch ff. ff., was man auch sonst sagen mag, enthalten keinen einzigen Ausspruch, der der vollkommnen Gleichheit entgegentrete. Die einzigen Vorzüge, die im Judenthume jemals in Betracht gezogen wurden, waren die der Gelehrsamkeit, der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Aber auch hierdurch konnte Niemand mehr als persönliche Würde erlangen, von einem bleibenden Rechte war niemals die Rede.

Es wäre wirklich thöricht, alles dies, was so konsequent durch die viertehalbtausendjährige Geschichte der Juden greifet, und wodurch diese allen Völkern des Alterthums, des Mittelalters bis zur neuesten Zeit so schnurstracks gegenüberstehen, nur als Zufall, zufällig betrachten zu wollen. Es ist der Stamm, der aus bestimmter Wurzel trieb. Die Wurzel liegt in der mosaischen Institution; und dieser Grundsatz wurde so zum Wesen der Juden, daß sie es aus Palästina in die ganze Welt mitnahmen, und aller Orten in der Wirklichkeit ausprägten. Nimmermehr ist der Druck, der alle Gedrückten auf eine Stufe stellt, die Mutter dieses Charakteristikums, wenn er auch immerhin die Erhaltung desselben förderte. Wir sehen an den Griechen das Gegentheil. Meist will auch der Gedrückte — wieder drücken, und wo fände sich dazu nicht die Gelegenheit?

Unsere Leser mögen durchaus nicht glauben, daß es unser Zweck ist, die Juden hiermit zu präkonisiren — nein! wir wollten

damit nur Thatsachen heranführen, die beweisen, daß wir mit dem Religionsstaatsgrundgesetz: „Ein Gesetz und Ein Recht für Alle!" nicht bloß in der mosaischen Institution, sondern mitten im neunzehnten Jahrhundert stehen, daß das Judenthum zu aller Zeit die Verwirklichung dieses Grundgesetzes war.

6.

Sollte indeß dieser große Grundsatz eine nachhaltige Wesenheit erhalten, sollte er am Ende doch nicht bloß so in der Luft schweben, daß er die nur ernähre, welche hoch gestiegen: so mußte er ganz auf materiellem Boden nicht minder seine Verwirklichung finden. Sollte der Mensch, dem Einigen Gotte gegenüber, nur Einer sein: so mußte er nicht allein an Recht und Gesetz, er mußte auch Einer sein — an Besitz.

Man weiß, daß dies die schwierigste Frage auf dem ganzen sozialen Gebiete ist. Wer, in der Geschichte irgend Bewanderte, weiß nicht, daß die Ungleichheit des Besitzes die Klippe war, an der die mächtigsten Nationen scheiterten, daß sie die geordnetsten Staaten unterwühlte, bis der Fels einstürzte? Man kann mit Sicherheit behaupten, daß die Ungleichheit des Besitzes die Ursache der meisten Uebel, ja der meisten Verbrechen, der meisten Menschenentartung ist, und daß ein mäßiger, genügender Besitz die Ueberzahl der Erdensöhne im Guten erhalten würde. Es ist daher nicht zu verwundern, daß viele edle Männer sich dem Fluge der Phantasie überließen: auf welche Weise die Ungleichheit des Besitzes zu heben wäre?

Denn von der andern Seite steht der Gleichheit des Besitzes die Mannichfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse, die Heiligkeit des Eigenthums und die unabweisbare Forderung der persönlichen Freiheit entgegen. Die menschliche Gesellschaft würde die unerträglichste Tyrannin sein, wollte sie dem Eigenthum und dem Rechte des Erwerbes entgegentreten: sind aber diese frei gegeben, so ist auch in der nächsten Stunde die Ungleichheit des Besitzes wieder da.

Wollte aber die mosaische Institution den Staatsgrundsatz: „Ein Recht und Ein Gesetz für Alle!" in der That ausführen, so mußte sie auch den Menschen als Einen an Besitz aufstellen, weil einen Theils, wenn Besitz in der Gesellschaft vorhanden ist, der Mensch mit einem Rechte daran geboren wird, liegend in der

Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, andern Theils jenes Grundgesetz überhaupt vielfach nur schimärisch wird durch Ungleichheit des Besitzes. Die mosaische Institution wollte aber eine Schimäre nach keiner Seite hin — und so war sie auch nicht im Geringsten geneigt, an eine solche völlige Gleichheit des Besitzes zu denken, die aus der menschlichen Gesellschaft nur eine Zwangsanstalt machen würde, sondern sie wollte nur:

Vermeidung des Reichthums und Vermeidung der Armuth;

wie es auch ausgesprochen ist:

„Nur daß kein Dürftiger unter dir sein soll — wenn Du nur höreſt auf die Stimme des Ewigen, deines Gottes, wahrend zu thun dieſes ganze Gebot." (5 Mos. 15, 4. 5.)[1])

Wie wollte die mosaische Institution dies nun ausführen?

A. Sie sah als Grundlage der ganzen Volksexistenz den Boden und dessen Bearbeitung an, und an diesen sollte das **ganze** Volk Theil nehmen. Dieser Bestimmung blieb auch das israelitische Volk, so lange es in Palästina ansässig war, getreu. Der zweimalige, höchst unbedeutende Versuch, an Schiffahrt Theil zu nehmen, verschwand spurlos, und noch Josephus sagt: „wir sind ein ackerbauend Volk, in unsre Grenzen eingeschlossen." So wie die geistige Richtung des Volkes allein auf das Religiöse gewendet sein sollte, so die materielle auf den Ackerbau. Das ganze Volk sollte daher dem Boden zugehören, und — der Boden dem ganzen Volke. Es war da von vornherein auf keine übermäßige Fülle abgesehen. Denn ein Land von ca. 460 Quadratmeilen sollte einem Volke genügen, das beim Einzuge 600,000 streitbare Männer, also ca. $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen zählte[2]). Wir erhalten dadurch eine Bevölkerung, der nur wenige in den zivilisirtesten Staaten Europa's gleich kommen.[3]) Hingegen haben

[1]) V. 11 setzt voraus. daß Israel das ganze Gesetz nicht ausführen würde, und daß daher auch Dürftige sein werden; so Raschi, Aben-Esra, s. unser Bibelwerk I. S. 910.

[2]) Pudet dicere latitudinem terrae repromissionis. ne ethnicis occasionem blasphemandi dedisse videamur. Hieron-ep. 129 ed Dardan.

[3]) Dieser Bevölkerung kommt die der venetianischen Provinz nahe 456 □ Meilen mit $2\frac{1}{2}$ Millionen. Ebenso beträgt die Rheinprovinz 487 □ Meilen mit $3\frac{1}{4}$ Millionen Einwohner. Reicher bevölkert ist Sachsen mit mehr als 8000 Einwohnern auf die □ Meile, England mit beinah ebensoviel. Allerdings

die alten Israeliten, wovon noch jetzt die Spuren aufzufinden, mit so unermüdlicher Sorgfalt jeden Fleck des Landes zu benutzen gesucht, daß, wenn wir die viel geringeren Bedürfnisse jener Länder und Zeiten bedenken, leicht das Doppelte der Einwohner daselbst hätte wohnen können.

B. Sie vertheilte nun sämmtlichen Boden je nach den Stämmen, Geschlechtern, Familien in gleichem Maßstabe durch das Loos[1]). Alle Familien Israels hatten also ihr Familiengut; sie waren allesammt Landbebauer; von vorn herein fand also weder Reichthum, noch Armuth statt, sondern ein gleicher Besitzstand, der, wenn er im Boden besteht, sich außerordentlich lang zu erhalten vermag.

C. Diese Familiengüter sollen unveräußerlich sein, indem sie in dem, alle fünfzig Jahre eintretenden Jobeljahre (ohne Rückzahlung des Kaufschillings) an die ursprünglichen Besitzerfamilien zurückfallen sollten. Es liegt in der Natur der Sache, daß durch diese Institution der Verkauf der Familiengüter unmöglich werden sollte, indem der Verkauf auf immer sich in eine Verpachtung auf soviele Jahre, wie noch bis zum nächsten Jobeljahre gezählt würden, für ein Pauschpachtgeld (nicht jährlich) verwandelte. Diese Institution hat daher durchaus nicht das Gezwungene, was man in ihr gewöhnlich finden will. Was Majorate für einzelne Familien, mit der Ungerechtigkeit, daß bloß der Erstgeborne den Besitz hat, das mußte das Jobeljahr für das ganze Volk bewirken: Erhaltung des Besitzstandes, wobei nun der weite Raum von funfzig Jahren dem Individuum Freiheit der Bewegung genug ließ. Durch diese Institution war 1) eine allgemeine Verarmung der Volksmasse, 2) ein übermäßiger Güterkomplex einzelner Männer und Familien unmöglich gemacht. Die

war das heilige Land später noch bevölkerter, denn wir würden nach 2 Schem. 29 ca. 5 Millionen, 1 Chron. 21. 6 Millionen haben. Allein auch hierfür finden wir einen Maßstab in den belgischen Provinzen, z. B. Ostflandern, mit 14,800 Einwohnern und die anderen mit fast ebensoviel Einwohnern auf die Quadratmeile. Auch dafür, daß früher sehr bevölkerte Länder jetzt sehr verödet sind, hat man Beispiele genug. Spanien, das 16 Millionen Einwohner zählte, hatte in der Römerzeit 40 Millionen, Aegypten zu derselben Zeit 8 Millionen, jetzt nicht 2 Millionen.

[1]) Je kleiner die Parzellen des Bodens für die einzelnen Familien sind, desto besser wird dieser bearbeitet, und destomehr vermag er zu leisten.

einzelnen Verarmten kamen nach einiger Zeit immer wieder zu einem Besitze, und die Erwerbung von Gütern war kein Anhäufen derselben, sondern der Nutzen bestand nur in dem erworbenen Ertrage durch eine Reihe von Jahren. Es war so das wirksamste Mittel, Verarmung und Bereicherung im Ganzen der Volksmasse zu verhindern. Mag daher diese Institution des Jobeljahres ausgeführt worden sein viel oder wenig: es liegt ein Gedanke der Zukunft darin. Denn wie man ein Recht der vergangenen, verstorbenen Geschlechter zum Vererben ihrer Güter, so wird man auch ein Recht der zukünftigen, noch nicht geborenen Geschlechter anerkennen müssen, daß es nicht in der Hand des lebenden Individuums liegen darf, die überkommene Habe seiner Familie zu vergeuden, um den Nachkommen — Luft zu hinterlassen, wie Salomo sagt. Jedenfalls liegt aber der allgemeine Gedanke darin: daß der Staat sowohl Verarmung als auch Bereicherung zu verhindern habe.

D. Um aber zu diesem Ziele noch sicherer zu kommen, wollte die mosaische Institution das Schuldenwesen unmöglich machen. Das ganze Volk sollte ein produzirendes, sollte ein besitzendes sein, Gewinn vermittelst des Gutes Andrer, Borg und Schuld sollten nicht sein. Hierzu schlug die mosaische Institution einen doppelten Weg ein:

1) verbot sie innerhalb des ganzen Landes[1]) allen Zins, sowohl am Gelde, als an Naturalien (nach der Trad. auch nicht als Geschenk für das Borgen Ramb. Hilch. Malveh IV, 8. 9.), sondern gestattete diesen nur vom Ausländer, weil mit diesem eigentliche Handelsgeschäfte in Aus- und Einfuhr getrieben werden sollten;

2) sollten in jedem siebenten Jahre die Schulden erlassen sein.[2]) Auf diese Weise sollte alles Leihen eigentlich nur eine Wohlthat sein, ein Geschenk mit dem Vorbehalt, das Geliehene wieder zurückfordern zu können, welcher Vorbehalt

[1]) Auch vom Ger und Thoschab durfte Zins nicht genommen werden.

[2]) Man hat zwar in neuerer Zeit den Schulderlaß im Schmittehjahre leugnen und nur annehmen wollen, daß in diesem Jahre die Schulden nicht eingefordert werden sollten, allein jede unparteiische Erwägung der Textesworte erweist die Richtigkeit der traditionellen Annahme, die auch Philo hat (de septen. fol. 1173. 1181.) S. unser Bibelwerk Bd. I. S. 657.

aber im siebenten Jahre eo ipso erlosch. Deshalb fügt die Schrift auch dringende Mahnungen hinzu, um der Nähe des Erlaßjahres willen dem Bedürftigen sowohl zu leihen, als auch ihn nicht zu drängen.

Wer irgend mit der Geschichte der Völker und dem Leben der Menschen vertraut ist, der weiß, welche Erschütterungen der Staaten, welche Wirren der Verhältnisse und wie viel Unglück der Privaten aus dem Schuldwesen hervorgehen. Athen wie Rom hatten die schrecklichsten Kämpfe durch dieses erlitten, und der Zustand der modernen Gesellschaft vermittelst des Schuldwesens und seiner Konsequenzen liegt dem Beobachter offenbar. Wie viele einzelne Versuche und Vorschläge, wie Bürgerrettungs-, Vorschußinstitute, Arbeiterbanken ff. sind gemacht worden, die in ihrer Beschränktheit allesammt erfolglos blieben. Mag man nun welcher Ansicht es sei über die Praxis für unsere Zeit sein, dies muß man zugestehen, daß die mosaische Institution das Richtige bezeichnet, das Richtige für Jahrtausende im Voraus bezeichnet.

E. War hierdurch Volksverarmung auf's Wirksamste verhindert, so konnten doch den Einzelnen immerhin noch Uebel genug treffen, die ihm Bedürftigkeit, Mangel erzeugten. Mißwachs, Trägheit, Krankheit, Liederlichkeit, Brand ff. konnten für den Einzelnen traurige Lagen genug schaffen. Hiergegen mußte die mosaische Institution wirksam auftreten. Sie bewährte auch hier das Ideal, welches sie überall aufstellt: Vereinigung der allgemeinen Rechte und der privaten Freiheit. Den Bedürftigen wurde von Rechtswegen überlassen: der Ertrag des siebenten Jahres, soweit dieser ohne Bearbeitung sich stellte, ferner die Früchte an den Rändern der Felder, die einzelnen Abfälle bei der Erndte, und die Nachlese des Weinbergs und der Oelbäume; [1]) ferner die zweiten Zehenten des dritten Jahres; endlich ein Antheil an den Freudenfesten. Wenn aber schon in diesen Bestimmungen es vielfach dem Einzelnen frei überlassen ist, wie weit er das Maß dieser Gaben stellen will (z. B. in der Peah): so wird auch nun außerdem es dem einzelnen Israeliten zur unumgänglichen Pflicht gemacht, dem Dürftigen, Israelit oder Fremdling, beizuspringen, und ihm mit

[1]) Das Einzelne mit den Bestimmungen der Tradition s. unser Bibelwerk a. a. O S. 434.

ganzem, freudigem Herzen zu geben, was ihm mangelt.[1]) Wir sehen, daß hier der Schutz der Dürftigen von Seiten der Gesellschaft als ein Recht an das besitzende Individuum in Anspruch genommen wird, und daß, mitten in den kräftigsten Wirkungen, die Wohlthätigkeit des Einzelnen zu beleben, doch die Ernährung der Unglücklichen dem guten Willen des Individuums allein nicht überlassen wird. Wer sieht aber nicht, daß hiermit auch dem ganzen Volke eine Erziehung zur Barmherzigkeit gegeben worden. Bedenken wir diese Anrechte des Armen gegen die herrschende Beschränkung, nach welcher eine aus dem Acker gezogene Kartoffel schon als schwerer Felddiebstahl bestraft wird, so wird man den Unterschied leicht begreifen.

7.

Die Gleichheit und Freiheit sind zwei Prinzipien, die, so nahe sie miteinander verwandt sind, doch nicht miteinander verbunden zu sein brauchen. Auch in einem despotischen Staate kann die Gleichheit existiren: Alle sind daselbst Sklaven und in gleichem Maße der Willkür des Herrschers unterworfen. So hat in unsrer Zeit das Prinzip der Gleichheit im französischen Staate eine sehr große Verwirklichung erhalten, während die Freiheit, sowohl in den allgemeinen Institutionen als auch als persönliche Freiheit nur in sehr bedingter Weise vorhanden ist. Im Gegensatz hat die letztere eine große Stätte in England gefunden, während der Staat und die Gesellschaft sich daselbst noch aus aristokratischen Bausteinen zusammenfügen, und selbst die jüngste Reformbill das Wahlrecht noch nach dem Steuercensus vertheilt.

Darum haben wir es hier nachdrücklich hervorzuheben, daß in den mosaischen Institutionen ebenso wie das Prinzip der Gleichheit, auch der Grundsatz der Freiheit zum Fundamente des Staates und der Gesellschaft überhaupt gemacht worden. Daß dies in den allgemeinen Einrichtungen der Fall war, brauchen wir nicht mehr nachzuweisen: wo, wie wir oben zeigten, die großen Zweige des Staats- und Volkslebens aus dem einen Stamm der freien Volkswahlen herauswuchsen, kann darüber kein Zweifel sein. Aber die persönliche Freiheit war es, welche neben der Gleichheit als

[1]) Nur nebenbei wollen wir hier bemerken, wie schön im mosaischen Gesetze das Pfandrecht zu Gunsten des Armen beschränkt ist.

oberster Rechtssatz proklamirt und verwirklicht wurde, und dies wollen wir hier mit kurzen allgemeinen Strichen zeichnen.[1])

Schon im ersten der Zehn-Worte wird hervorgehoben, daß das Volk aus dem „Hause der Knechte" zur Freiheit geführt worden, daß es also zur und für die Freiheit bestimmt sei, und immer wieder wird es ausgesprochen, daß die Israeliten keines Menschen, sondern nur Gottes „Knechte" sein sollten.[2]) Die persönliche Freiheit wird für so unantastbar erachtet, daß das mosaische Gesetz außer der Untersuchungshaft[3]) keine Freiheitsstrafen kennt, weder Schuldhaft, noch Strafhaft. Die Internirung des unfreiwilligen Todtschlägers in eine der beliebigen sechs Freistädte bis zum Tode des jeweiligen hohen Priesters war dem Inkulpaten zum Schutze gegen die im Volke noch lebende „Blutrache." Wer gestohlen, mußte das Gestohlene mit einem Aufgeld ersetzen; wer dies nicht vermochte, wurde auf sechs Jahre dienstbar gemacht. Ein anderer Beweis, wie hoch die persönliche Freiheit geschätzt wurde, liegt darin, daß über denjenigen, der einen Menschen stahl, ihn also seiner persönlichen Freiheit beraubte, der Tod verhängt ward.[4]) Alle, aus der persönlichen Freiheit fließenden Rechte des Individuums waren gewahrt. Die Berufs- und Gewerbefreiheit war uneingeschränkt, was dem altindischen und egyptischen Kastenwesen gegenüber von großer Bedeutung und ein vollständiger Gegensatz war; ebenso die Handelsfreiheit, die in Indien und anderen alten Staaten von so vielen drückenden Gesetzen beengt war; die einzige Ausnahme aus höherem Zwecke heraus fand bei der Veräußerung des Bodens statt. Auch die Denk- und Glaubensfreiheit war gesichert; denn außer daß die öffentliche Verehrung von Götzen untersagt war, ließ das Gesetz der kultuellen Uebung des Individuums freien Raum, und wo es ihm eine solche Handlung auferlegte, ist auf die Unterlassung nur die Strafe des Himmels (die Ausrottung) angedroht. Gegen den Fremden wurde in keinerlei Weise ein Zwang ausgeübt, und es stand ihm frei, sich zur israelitischen Religion zu bekennen oder nicht. Die Redefreiheit in Wort und Schrift wurde in Israel unbeschränkt geübt, wie die

[1]) Siehe unsere Israel. Religionslehre B. III. S. 158—170.
[2]) 3 Mos. 25, 42. 55.
[3]) 3 Mos. 24, 12. 4 Mos. 15, 34.
[4]) 2 Mos. 21, 16.

Propheten sattsam erweisen, und erst im Leben Jeremias' kommt ein Antrag vor, die Censur einzuführen, der jedoch ohne Erfolg blieb.[1]) Daß Gegner dem Propheten zu Leibe rückten, ging aus den Parteikämpfen hervor und war ungesetzlich. Nur die öffentliche Gotteslästerung wurde bestraft, aber auch dies von der Tradition so eingeschränkt, daß nur die Lästerung des Namens יהוה, strafwürdig erklärt ward, während die Lästerung eines Beinamen Gottes straflos blieb[2]). Nicht minder war das Vereinsrecht uneingeschränkt, wie in älteren Zeiten die Volksversammlungen, die Prophetenschulen, später die Essäer und die in den Gemeinden aller Orten bestehenden Verbrüderungen und Vereine (Chebroth) beweisen, welche letztere von dem fruchtbaren Assoziationswesen, wie es seit alter Zeit im jüdischen Volke lebendig war, Zeugniß geben. — Der Hauptmoment auf diesem Gebiete liegt aber nothwendig auf der Abschaffung der Sklaverei. Daß dies, der allgemeinen Institution des Sklaventhums bei allen Völkern des Alterthums gegenüber, von deren Nothwendigkeit und sogar Naturgemäßheit selbst die einsichtsvollsten Philosophen überzeugt waren, nicht mit einem Federstriche möglich war, sieht man leicht ein. Das mosaische Gesetz hob jedoch prinzipiell und faktisch für sämmtliche Glieder des israelitischen Volkes das Sklaventhum auf, indem es dasselbe in eine Verdingung auf sechs Jahre verwandelte. Mit dem Beginn des siebenten Jahres, oder, wenn das Jobeljahr früher eintrat, mit diesem, mußte der Knecht frei ausgehen, ohne Kaufgeld zurückzuzahlen und mit Geschenken versehen. Es heißt daher: „Wie ein Lohnarbeiter soll er bei dir sein," ferner „sein Kaufpreis sei nach der Zahl der Jahre, wie wenn es die Zeit des Lohnarbeiters bei ihm gewesen."[3]) War hiermit für die Glieder des israelitischen Volkes das Sklaventhum beseitigt, so mußte dieses mit der Ausbreitung der israelitischen Religion bei einem andern Volke bei diesem, wenn sie allgemein geworden, überhaupt aufhören. Bekanntlich hat aber das Christenthum auch von diesem mosaischen Gesetze wie von allen übrigen abstrahirt, und das Sklaventhum blieb auch

[1]) Jerem. 29, 27.

[2]) Sanhedr. 56, 1 ff.

[3]) 2 Mos 21, 2. 3. Mos. 25, 45. 46. 5 Mos. 15, 12. 13—15. 18. Der Talmud hob auch diese Art der Dienstbarkeit auf. Erachin 29, 1.

unter seiner Herrschaft, so daß selbst die Kirchen zahlreiche christliche Sklaven besaßen, und die Sklaverei in Amerika durch einen christlichen Geistlichen, wenn auch in menschenfreundlichster Absicht, um die Eingeborenen Amerikas zu schonen, eingeführt wurde. Erst späterer humanerer Bildung gelang es, das Sklaventhum zu beseitigen. Unterdeß jedoch war das freie germanische Volk, und später auch die anderen Racen in die Leibeigenschaft gebracht, eine andere Art des Sklaventhums, mit einigen Vorzügen, aber auch mit anderen sehr wesentlichen Nachtheilen im Vergleich zur Sklaverei. Und dieser Leibeigenschaft konnte erst die neueste Zeit ein Ende machen. Diesem Zustande bei den anderen Völkern mußte das mosaische Gesetz für die aus dem Auslande gekommenen Sklaven den Besitz auch den Israeliten nachgeben. Wie ungern es dies that, ersieht man aus den Beschränkungen. Der flüchtige Sklave durfte nicht ausgeliefert werden, sondern war, sobald er den Boden Israels betreten hatte, frei. Die geringste dauernde Körperverletzung, z. B. das Ausschlagen eines Zahnes, gab dem Sklaven die Freiheit, seine Tödtung wurde mit dem Tode bestraft, am Sabbath mußte ihm Ruhe gegeben werden, er konnte sich zu aller Zeit loskaufen. [1])

Aus allem diesem geht klar hervor, daß der mosaische Staat der Staat der gesetzlichen Freiheit und Gleichheit war, allen antiken und mittelalterlichen Staaten gegenüber, und daß der moderne Staat erst mühsam nach der Anerkennung und Verwirklichung der Prinzipien unter furchtbaren Erschütterungen und Krämpfen ringt, welche das mosaische Gesetz vor so viel tausend Jahren aufgestellt und in seinen Spezialgesetzen ausgeprägt, soweit dies nur die zeitlichen, örtlichen und nationalen Bedingungen gestatteten. In der That ist der Mosaismus auch für die politische und soziale Entwickelung ein Pharus in dunkler, stürmischer Nacht, dessen Strahlen durch die ganze Vergangenheit fallen und deren selbst noch die Zukunft der Menschheit nicht entbehren kann.

[1]) 2 Mos. 20, 10. 21, 20. 21. 26 27. 5 Mos. 5, 14. 12, 18. 16, 11. 14. 23, 16.

8.

Wie kommt denn eigentlich das Judenthum dazu, sich in die sozialen Zeitfragen zu mischen?

Diese Frage zu hören, wird nicht in Erstaunen setzen. Denn über welche allgemeine Angelegenheit Jude und Judenthum sich vernehmen lassen wollen, schlägt man ihnen alsbald auf den Mund: „Du, schweige!" —

Diese Frage zu beantworten, ist jedoch gar nicht schwer. Aber anstatt vieler Antworten will ich nur Eine geben, und der soll Niemand etwas zu erwidern wissen.

— — Weil das Judenthum die erste **Arbeitsordnung** eingeführt hat, die sich noch heute nach drei- bis viertausend Jahren als wirksam, wohlthätig, als unentbehrlich bewährt hat, ja zu der Religiöse und Irreligiöse, Reiche und Arme immer wieder zurückkehren müssen.

Weil es, in warmherziger Sympathie für das Schicksal aller Arbeitenden, noch weit über die Grenzen der heutigen Theilnahme hinaus — eine Einrichtung in die Welt gebracht hat, die in allen Ländern Wurzel gefaßt, und die Segenswünsche von Millionen erweckt hat, daß Millionen ohne dieselbe gar nicht leben möchten — den **Ruhetag.**

Wenn heutzutage ein St. Simon, Fourrier oder Owen aufstände und spräche: alle Lebenstage der Arbeitenden zu Tagen des Genusses zu machen ist unmöglich; allein ich will es bewirken daß ein bedeutender Theil — das ganze Siebentheil ihres Lebens, von aller Last befreit sei, daß ihnen da die Gelegenheit gegeben werde, es zu erfahren und zu bethätigen, daß sie höhere Wesen sind als Hammer und Weberschiff, als Bedienstete der Dampf- und anderen Maschinen; ich will nicht allein die materielle Bürde von ihren Schultern nehmen je alle sieben Tage vier und zwanzig Stunden, und ihnen körperliche Erholung schaffen, sondern ich will auch ihr inneres Bewußtsein heben, auf ihren Geist erkräftigend wirken, diesen einen Tag sollen sie fühlen, daß sie mehr sind als Söhne des Staubes, bestimmt im Staube zu wühlen — — ja noch mehr, ich will es erzwingen, daß die Reichen den Armen diesen Rasttag, diese Befreiung, dieses höhere Leben nicht nur gönnen, sondern auch in dem Arbeitslohne der

übrigen Tage diesen Ruhetag mit lohnen, daß sie, die Reichen, so eifrig auf diese Ruhezeit halten, als wäre ihr eigenes wichtigstes Interesse daran geknüpft. — — —

Lachen würde man des Thoren, der Solches verspräche. Siehe hin nach England, würde man sagen, dort findet und erklärt das ganze Parlament es für unmöglich, daß den kleinen arbeitenden Kindern eine von ihren täglichen zwölf Arbeitsstunden erlassen werde, man befürchtet, die Interessen der ganzen Nation dadurch gefährdet — und Du willst allen Arbeitern, großen und kleinen, ein Siebentheil ihrer ganzen Zeit schenken!? Unmöglich!

Nun so gehet nach allen Weltgegenden, und sehet euch um: das Unglaubliche, das Unmögliche ist geschehen! Von der Behringsstraße bis an's Kap, von Kabul bis Chili ist bei allen Völkern jeder siebente Tag von Arbeit befreit, und der Mund, der da sonst seufzet, lacht und singt an diesem Tage, der Tisch deckt sich mit besserer Nahrung, der Leib mit besserer Kleidung, Reinlichkeit verdrängt den Schmutz, und lichtere, frohere Gedanken dringen in die Seele.

Wer hat dies bewirkt? Das Judenthum.

Wem dankt dies die Welt? Dem Sabbat, dieser jüdischen Institution.

Hätten die Juden, die Jesus „das Salz der Erde" nennt, auch nur den Sabbat in die Welt gebracht, ihnen gebührte der ewige Dank der Menschheit! — —

Und so ersieht man an diesem einen Beispiel schon, was die Religion für die Politik, für die sozialen Zustände zu thun vermöchte, die rechte Religion!

Hieraus erkennt man aber auch, daß damit gar Nichts gesagt sei, der mosaische Staat habe in seinem ganzen Umfange nicht existirt. Es sind aus der mosaischen Institution höchst bedeutende Momente, Grundmomente in das gesellschaftliche Leben der Menschheit übergegangen; die mosaische Institution hat in höchst wichtigen Beziehungen auf die Gesellschaftlichkeit der ganzen Menschenwelt gestaltend eingewirkt, und darin liegt ihre ewige Lebenskraft, daß sie neben dem, was sie bereits gewirkt, was bereits aus ihr in die Menschenwelt übergegangen, noch Gedanken und Institutionen für die Zukunft hat, und die, seit Jahrtausenden verursachten, in unserm Zeitalter mit immer größerer Mächtigkeit

herandringenden, bald unabweisbaren Bedürfnisse der Gesellschaft in's Auge gefaßt und zu ihrer Befriedigung den Weg gebahnt hat.

Als das Volk sich in Kanaan festsetzte, war es noch zu roh, zu einfach, um die Nothwendigkeit aller dieser Institutionen zu fühlen; in der spätern Zeit waren aber die Verhältnisse schon verdorben dafür, und die Herrschaft des Buchstaben konnte weder beglücken, noch gegen das Drängen des Lebens aushalten.

Indeß lag der Geist dieser Institutionen zu tief in dem Wesen des israelitischen Volkes — der vollkommenen Parität — begründet, als daß er nicht dennoch eine mächtige Einwirkung hätte haben sollen. Das Volk war ein ackerbauendes. Das Land war gleichmäßig vertheilt worden. Das Prinzip der Nichtveräußerung der Familiengüter blieb herrschend[1]). Auch das Prinzip des Schuldenerlasses drang von Zeit zu Zeit durch, indem es im Bewußtsein des Volkes verblieben[2]). Vor Allem aber durchdrang das jüdische Volk von Egypten her bis heute die Pflicht der Armenversorgung, die Pflicht, für das Heil der verarmten Menschen umfassend zu sorgen.

9.

Die mosaische Institution stellte den Grundsatz auf: die Hülfe, die dem Hülfsbedürftigen geleistet wird, ist Schuldigkeit des Besitzenden und Hülfeleistenkönnenden.

Neben dem daher, daß die Liebe zum Nächsten allgemein empfohlen, und dem Bedrängten beizuspringen auf die Seele gebunden wird: wird das Hingeben von seinem eignen Besitz zum Vortheil des Dürftigen nicht als Ausfluß des guten Herzens allein hingestellt, sondern als Pflicht, als Nothwendigkeit; die mosaische Institution giebt Gesetze, was dem Bedürftigen gegeben werden soll, und es übertritt daher ein Gesetz, wer die Hülfe nicht leistet — während bis in unsre Zeit es als eine gute That angesehen wird, wenn sie geleistet wird.

---

[1]) Sehr klar zeigen uns dies die Worte Naboth's, als der König Achab ihm seinen Weinberg abkaufen wollte 1 Kön. 21, 3.

[2]) Den Beweis dafür liefert das fünfte Kapitel des Buches Nechem.

Dieser Geist nun beherrschte das Judenthum in allen seinen Stadien und Phasen, und war stets Israel's edelstes Kleinod.

Armenanstalten, Krankenhäuser, Volksschulen, Waisenpflege, Auslösung der Gefangenen, Ausstattung armer Bräute, Leichenbestattung, Tröstung der Leidtragenden — diese sind die Erfindungen des jüdischen Geistes, diese hat Israel mit sich geführt durch die ganze Welt, diese hat es errichtet und ausgeführt, sobald und wo ihm nur ein Fuß Landes für seinen flüchtigen Ballen gegönnt ward, große und kleine, Stadt- und Dorfgemeindn haben diese, und, noch bevor ein Ort zur Anbetung des Einigen eingerichtet wurde, mußte eine Gemeinde eine Gemilath-Chassadim-Anstalt und eine Talmud-Tora haben; so halten es die Juden noch heute, wenn sie in den Savannen Amerika's oder in den Steppen Australien's eine neue Gemeinde gründen.

Werfen wir hier einen Blick auf die Gesetzbücher der Juden. Das **Gesetz** der Armenversorgung bildet einen eigenen Abschnitt, aus dem wir hier das Vorzüglichste hervorheben wollen.

Joreh Deah, Hilch. Zedakah. Abschn. 247—259. 247, 1. Es ist ein Gebot (מצות עשה), Almosen zu geben nach seinem Vermögen, Wer dies nicht thut, ist so gut wie ein Götzenanbeter. 2. Almosengeben macht niemals arm. — 248, 1. Jeder Mensch muß Almosen geben, sogar der Arme, der sich von Almosen ernährt, muß wieder etwas davon geben. 8. Man muß dem Armen vom Besten geben, z. B. wer einen Hungrigen speist, soll ihm vom Besten seines Tisches reichen. — 249. 1. Im Allgemeinen soll man, wenn man ein Geschäft beginnt, im ersten Jahre den fünften Theil des Vermögens geben, in den folgenden Jahren den fünften Theil seines Erwerbes, wenigstens aber den zehnten Theil. 3. Es ist nothwendig, mit freundlichem Angesicht, mit Freude und gutem Herzen zu geben, dem Armen wohlwollend zuzusprechen und ihn zu trösten: wer das Gegentheil thut, dem geht das Verdienst seiner Handlung verloren. 4. Hag. Wenn es irgend möglich, soll man niemals einen Bittenden ganz leer fortgehen lassen. 5. Der, der Andere zum Geben veranlaßt, hat noch größeres Verdienst als der Geber. Es ist gut, vor jedem Gebete schon ein Almosen zu geben. 15. Armenvorsteher können mit den in Händen habenden

Geldern auch arme Bräute ausstatten, denn eine größere Wohlthat giebt es nicht. — 250. 1. Man muß dem Armen so viel geben, als ihm mangelt, und zwar nach dem Maßstabe seiner Gewohnheiten. 4. Einem Armen, der von Ort zu Ort reiset, muß man nicht weniger als ein Brod geben, bleibt er über Nacht, noch eine Schlafstelle und Oel, bleibt er über Sabbat, zu drei Mahlzeiten, Oel, Fische und Gemüse. — 251. 6. Die Armen seien die Söhne deines Hauses (sollen dein Haus mitbewohnen). 7. Erst muß man den Hungrigen speisen, dann den Nackenden kleiden. 8. Eine arme Frau geht einem armen Manne vor. 10. Verlangt Einer zu essen, so untersucht man nicht, ob es ein Betrüger ist, sondern speist ihn sofort. — 252. 1. Gefangene auszulösen geht allen Wohlthaten vor; selbst die bereits zu einer Synagoge angeschafften Materialien können verkauft werden, um Gefangene auszulösen. — 253. 9. Einem Armen, der aus Schamhaftigkeit kein Almosen nehmen will, überlistet man, und giebt es ihm als Geschenk oder Darlehen. — 255. 1. Ein Jeder soll sich so lange wie möglich enthalten, Almosen zu nehmen, und schränke sich lieber möglichst ein, wie die Weisen befohlen: Mache lieber deinen Sabbat zum Wochentage, nur daß du der Menschen nicht bedürfest; auch soll ein geehrter, aber armer Gelehrter lieber das niedrigste Handwerk betreiben. — 256. 1. Von Ewigkeit her haben wir weder gesehen, noch davon gehört, daß eine israelitische Gemeinde keine Armenbüchse (קופה של צדקה) gehabt. — —

Welches Gesetzbuch, das irgend noch existirt, kann sich dieses Theiles rühmen?

Daß die Menschheit auch hier noch in die Schule des Judenthums gehen kann — wer will es leugnen?

Die Versorgung der Armen wird als eine unumgängliche Pflicht der Gesellschaft und jedes Einzelnen im ganzen Umfange verwirklicht.

X.

Der platonische und der mosaische Staat.

Viele glauben, daß Theorieen über den Staat und seine Einrichtungen ohne Bedeutung, Beschäftigungen müßiger Philosophen, Hirngespinste, ohne Einfluß auf die Wirklichkeit sind. Der Staat sei etwas ganz Reales, von realen Bedingungen und Verhältnissen beherrscht, bei denen Theorieen, und seien sie noch so tief gedacht und gut gemeint, nichts vermögen. So pochen sie auf ihren Realismus, und thun sich etwas zugute darauf; sie schelten ihre Gegner Idealisten oder Ideologen. Und doch irren sie ganz und gar. Denn es giebt nichts Reales, in welchem nicht eine Idee lebte, nach und aus der es geworden, durch die es sich gebildet, mit der es lebt, absirbt und vergeht; so wenig wie es etwas Materielles giebt ohne in ihm wohnendes Gesetz. Derjenige Staatsmann der neueren Zeit, welcher am meisten auf die „Ideologen" schimpfte, ja sie haßte und verfolgte, Napoleon I., war vielleicht derjenige, welcher am meisten von gewissen Ideen beherrscht war, um derentwillen er die realen Verhältnisse ganz übersah, und an denen er auch unterging. Die Weltherrschaft, die er anstrebte, die Ausnutzung der Völker, die Continentalsperre, der Feldzug in Rußland waren Ideen, die allen realen Bedingungen Hohn sprachen. In ihm bestanden nur zwei Begriffe: die Idee und die rohe Materie; seine Idee sollte herrschen und alles Menschliche nur Materie und Material für sie sein. Gerade das echt Reale fehlte ihm gänzlich, und er befehdete die „Ideologen" wahrscheinlich nur, weil sie seiner Idee andere Ideen gegenüberstellten, denen er keinen Raum lassen wollte. Sein Haß war instinktiv, und er selbst ein großer Ideologe.

Staatstheorieen sind aber in zwiefacher Beziehung zu betrachten und von Wichtigkeit. Jeder Denker steht auf dem Boden der Gegenwart, und die Gegenwart hat sich aus der Vergangenheit entwickelt. Mag der Denker auch noch so sehr von Oertlichem und Zeitlichem zu abstrahiren suchen; was in ihm lebt, woraus sich seine Combinationen entfalten, ging aus Vergangenheit und Gegenwart hervor, knüpft sich an Erfahrungen und Anschauungen der vergangenen und gegenwärtigen Zeit. Eine jede Staatstheorie bietet uns daher nach einer Seite hin ein Charakterbild der Zeit und des Volkes dar, in welchen sie entstanden, sie trägt das Gepräge eines Erzeugnisses derselben; sie zeichnet uns mehr oder weniger die Prinzipien, welche den realen Verhältnissen und Bewegungen einwohnten. Da sie aber auch Combinationen, Folgerungen und Schlüsse umfaßt, reicht sie auch andererseits in die Zukunft hinaus, und übt auf diese einen bildenden Einfluß, wirkt auf deren Gestaltung ein, und kann so in größeren und kleineren Zügen innerhalb der spätern politischen Erscheinungen wieder aufgefunden werden. Es versteht sich von selbst, daß wir hier nicht von jedem beliebigen Machwerk sprechen, sondern von den Ausflüssen großer, hervorragender Geister.

Aus dem mächtigen Geistesleben des hellenischen Volkes erheben sich zwei Männer, welche, wie sie die genialsten Denker des Alterthums waren, auch auf Mittelalter und Neuzeit den nachhaltigsten Einfluß übten und uns noch heute am nächsten stehen. Man hat lange geglaubt, daß es Aristoteles sei, welcher der modernen Welt am meisten gegeben und am ehesten Geist von ihrem Geiste gewesen. Aber bei tieferer Auffassung verhält es sich nicht so, und so mächtig auch seine Einwirkung war, so lag diese doch mehr im Formalen für Denken, Wissenschaft und Leben. Sondern sein Lehrer Plato war es, dessen tiefes Gemüths- und Geistesleben der späteren Welt viel näher stand, die leuchtendsten und wärmendsten Flammen für sie entzündete, und ihr, wenn auch weniger sichtbar, aber darum mehr in der Tiefe, an Inhalt und Wesen abgab.

Bekanntlich hat Plato eines seiner größeren Werke der Politik gewidmet. Die „Republik" überliefert uns seine Ansichten über den Staat, wie er sein sollte, wie er ihn aufgebaut haben möchte. Je weiter er darin von der geschichtlichen Wirklichkeit alter und

neuer Zeit sich zu entfernen, je mehr er seinen Staat nach seinen Prämissen und Tendenzen zu gestalten schien, desto mehr wurde lange Zeit dieses Werk als ein Spiel idealistischer Träumerei angesehen, welchem jeder reale Boden fehle, und der „platonische Staat" erweckte nur das Lächeln der selbstbewußten Staatsmänner. Die neuere Zeit mit ihrer höheren Geschichtsanschauung, mit ihrer tieferen Auffassung des geistigen Inhalts, mit ihrer schärferen Verbindung der äußeren und inneren Wesentlichkeiten des historischen Stoffes ist auch hierin gerechter geworden, und es hat sich der Forschung nicht entzogen, daß auch der platonische Staat seine Wurzeln in den realen Verhältnissen und Erfahrungen habe und einen mächtigen Einfluß auf das christlich mittelalterliche Leben geübt, ja, daß er zwar in seinen Prinzipien denen des modernen Staates gegensätzlich ist, in seinen einzelnen Einrichtungen aber dennoch einige Aehnlichkeit mit dem Letzteren besitzt. Solche, ganz faktisch gehaltene Nachweisungen entziehen auch die Republik Plato's dem Reiche der Träumereien, und erweisen sie als ein großes Produkt des hellenischen Geistes, den er uns in seinen Grundzügen abermals offenbart.

Von hier aus erhält das Werk Plato's speziell auch für uns eine neue Bedeutuug. Als ein höchstes und letztes Produkt des wahren hellenischen Geistes fordert es uns zu einer Vergleichung mit dem mosaischen Staate in prinzipieller und spezieller Rücksicht heraus. Wir müssen uns die Fragen stellen: sind sie sich ähnlich? oder verschieden? gehen sie von denselben Grundsätzen aus und streben nach denselben Zielen? oder nicht? Und da wir nun alsbald auf ihre völlige Verschiedenheit stoßen, so fragen wir: worin liegen diese Gegensätze? — Wir haben in einer früheren Abhandlung[1]) nachgewiesen, daß bezüglich des Gottesbegriffes Plato unter allen griechischen Philosophen derjenige gewesen,

[1]) S. die Aussprüche der griechischen Philosophen über Gott als Beilage 1 in unserer „Israelitischen Religionslehre" Bd. I, S. 182 ff. In der vortalmudischen Zeit hat daher auch, wo die Juden mit der griechischen Bildung in Berührung kamen, der Platonismus bei ihnen schnell und üppig Wurzel gefaßt: der talmudischen Entwickelung dagegen stand Aristoteles an Geistesrichtung und Methode um Vieles näher, und die talmudgeschulten jüdischen Denker hielten sich daher stets an Aristoteles, trotzdem dieser der Gotteslehre und ihren Consequenzen völlig fern steht.

welcher der Gotteslehre der h. Schrift am nächsten kam. Auch in ethischer Beziehung bietet er sehr viele Anknüpfungspunkte, wenn er auch auf diesem Gebiete im weiteren Verfolge dem Christenthume näher steht, auf dessen Entwickelung der Platonismus einen sehr großen Einfluß geübt. Gerade darum liegt uns die Frage, die uns jetzt beschäftigt, um so näher. Denn bei Plato wie im Pentateuch ist die Staatsidee eine organische Konsequenz ihrer Gottes- und Weltanschauung. Um der Unparteilichkeit willen aber legen wir dieser unserer Untersuchung bezüglich des platonischen Staates lieber die Abhandlung eines anderen Autors zu Grunde, der nicht im Entferntesten die Absicht gehabt, eine Vergleichung mit den mosaischen Staatsgrundsätzen und Einrichtungen anzustellen. Wir entgehen dadurch dem Vorwurfe, welchem man sich bei derartigen Gegenüberstellungen aussetzt, daß man unwillkürlich oder absichtlich nur solche Züge auswähle und hervorhebe, welche der einen Seite mehr Licht, der anderen mehr Schatten zuführen. Wir meinen nämlich die Abhandlung des Professors Zeller: „Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit."

Bevor wir jedoch näher auf das platonische System eingehen, müssen wir einen Blick auf die genetische Verschiedenheit werfen. Plato lebte im 4. Jahrhundert vor der gew. Ztr. Er stand ziemlich am Ende einer großen politischen Entwickelung in Griechenland. Die hellenischen Demokratieen hatten sich bereits überlebt, und waren in Ochlokratie und Anarchie ausgeartet. Im Innern waren sie an der Selbstsucht der Privatinteressen, der persönlichen Hab- und Herrschgier gescheitert; nach außen hatten sie die Wirren des peloponnesischen Krieges hervorgebracht; die wiederhergestellte Demokratie in Athen hatte damit begonnen, dem Sokrates den Schierlingsbecher zu reichen. Unter allen hellenischen Staaten hatten allein die spartanischen Institutionen sich als lebenskräftig und dauerhaft erwiesen. In Griechenland war es durchaus unbezweifelte Ansicht, daß der Einzelne dem Ganzen gegenüber rechtlos sei und der Staat die begründete Befugniß habe, Jedem das Maß seines Rechtes zuzuertheilen, denn die Bürger seien um des Staates willen, nicht der Staat um der Bürger willen da. In Sparta war den Bürgern der Besitz von Gold und Silber untersagt und nur Eisen zu Münzen verwandt; im Falle des Bedürfnisses durfte man sich fremder Vorräthe, Werkzeuge, Hausthiere

und Sklaven wie der eigenen bedienen; die männliche Bevölkerung wurde auch im Frieden durch Gemeinsamkeit der Mahlzeiten, Uebungen, Erholungen, selbst der Schlafstätten dem Hause fast gänzlich entzogen; die Erziehung war eine öffentliche, und auch die Mädchen nahmen an den Leibesübungen Theil; die Ehe wurde vom Staate überwacht, ihre Schließung gesetzlich beschränkt, innerhalb ihrer aber aus Staatszwecken viele Freiheit gewährt; Reisen in's Ausland waren untersagt, Neuerungen und fremde Sitten durch die strengsten Maßregeln verpönt. Die Griechen verachteten die Handarbeit und sahen in der Beschäftigung mit ihr, in Sparta auch mit dem Landbau, eine Erniedrigung für den freien Bürger. Wer sich dieses vergegenwärtigt, der wird den platonischen Staat als völlig aus dem Boden des Hellenismus und jener Zeit erwachsen anerkennen, und in ihm nicht ein Spiel der Phantasie, sondern eine Consequenz des Philosophen erblicken. Diesem gegenüber steht der Gesetzgeber Moses völlig verschieden da. Er tritt nicht am Ende einer politischen Entwickelung seines Volkes auf, sondern an deren Beginn; er erwächst nicht aus gegebenen Verhältnissen, sondern bildet und gestaltet sie; er zieht nicht die Consequenz aus den Erfahrungen der Vergangenheit, sondern er ebnet, umzeichnet und theilt ab den Boden, auf welchem das politische Leben seiner Nation für die Zukunft bestehen und sich bewegen soll. Man hat unzählige Male wiederholt, daß Moses seine Ansichten und Einrichtungen aus Egypten mitgebracht. Die Wiederholung eines Irrthums sanktionirt diesen nicht. Alle seine Staatseinrichtungen sind eher das Gegentheil der egyptischen, als daß sie Aehnlichkeit mit ihnen hätten; und wenn man einmal seine völlige Selbstständigkeit nicht anerkennen will, so könnte man eher behaupten, er habe in Egypten gelernt, wie es *nicht* sein solle. Diese verschiedenartige Stellung gestattete Moses eine viel größere Freiheit des Geistes, als sie dem griechischen Philosophen einwohnen konnte, der aus bitteren Erfahrungen, aus Umsturz und Wirren seine Folgerungen und aus einseitigen Musterbildern seine Ideale ziehen und in seinen Prinzipien den Grundanschauungen seines Volkes folgen mußte.

Stellen wir uns nun den platonischen Staat in seinen Umrissen vor, und zwar mit den Worten Zeller's. Er ist „ein Staat, in welchem die Philosophen regieren, und mit unbedingter Macht-

vollkommenheit, ohne eine Verfassung oder sonst eine gesetzliche Schranke, regieren sollen; in welchem die Trennung der Stände so streng durchgeführt ist, daß den Kriegern und Beamten jede Beschäftigung mit Landwirthschaft und Gewerben untersagt wird, die Landbauer und Gewerbetreibenden ohne Ausnahme von aller politischen Thätigkeit ferngehalten, zu steuerzahlenden Unterthanen herabgedrückt werden; in welchem andererseits die Staatsbürger ganz nur dem Staate, nie und in keiner Beziehung sich selbst gehören sollen; ein Staat, welcher für seine höheren Stände die Ehe, die Familie, das Privateigenthum aufhebt; wo alle Verbindungen von Mann und Weib für den einzelnen Fall von der Obrigkeit angeordnet, die Kinder, ohne ihre Eltern zu kennen, von ihrer Geburt an in öffentlichen Anstalten erzogen, die sämmtlichen Aktivbürger auf Staatskosten gemeinschaftlich gespeist, die Mädchen ebenso, wie die Knaben, in Musik und Gymnastik, in Mathematik und Philosophie unterrichtet, die Weiber, wie die Männer, zu Soldaten und Beamten verwendet werden; ein Staat, welcher auf wissenschaftliche Bildung gegründet sein will, und doch der freien Bewegung des geistigen Lebens die stärksten Fesseln anlegt, jede Abweichung von den herrschenden Grundsätzen, jede sittliche, religiöse und künstlerische Neuerung streng unterdrückt." So wollte also Plato für den Staat ein System zu Grunde legen, das alle Sittlichkeit auf das Wissen basiren wollte: aus der Furcht, die Bürger in die Beschäftigung mit der Sinnenwelt zu verwickeln, aus der Ueberzeugung, daß nur eine gründliche Geistes- und Charakterbildung zu den höheren Aufgaben des Kriegers und des Staatsmannes befähigen könne und daß diese mit dem Streben nach irdischem Gewinn, mit einer Thätigkeit, welche den sinnlichen Bedürfnissen und Begierden dient, unvereinbar sei, wollte er die Stände trennen und diese Trennung verewigen. Den Gefahren, von welchen die Wohlfahrt der Staaten durch die Selbstsucht der Einzelnen bedroht ist, wollte Plato vorbeugen, indem er jener Selbstsucht die Wurzel abschnitt, und durch gänzliche Aufhebung des Privatbesitzes, der Ehe und Familie den Streit der Privatinteressen gegen das allgemeine Interesse unmöglich machen.

Stellen wir nun diesem Bilde ein ebenso umrissenes Gemälde des mosaischen Staates gegenüber. Er ist ein Staat, in welchem alle Bürger ohne Unterschied völlig gleich berechtigt sind, die ganze

Masse nach Abstammung und Oertlichkeit zu Stämmen, das ist zugleich Provinzial-, und zu Ortsgemeinden organisirt ist, jede Ortsgemeinde selbstständig durch gewählte Vorsteher und Richter verwaltet, jeder Stamm durch gewählte Führer administrirt, das ganze Volk, sei es durch gewählte Oberrichter oder Könige, regiert wird, und zwar nach den gegebenen und niedergeschriebenen Gesetzen, welche an sich nicht modifizirt, aber durch Auslegung, Erweiterung, Ueberlieferung flüssig erhalten werden; in welchem die Volksgemeinde, wie auch die Ortsgemeinde in letzter Instanz über ihre Geschicke bestimmt, und aus der ganzen Masse nur Ein Stamm und Eine Familie, mit dem Priesteramte und dessen Bedienung betraut, zur Aufrechterhaltung der Lehre und des Rechtes vorzugsweise bestimmt, hervorragt, ohne aber mit irgend einer Machtvollkommenheit und wesentlichen Standesvorzügen, mit umfänglichem Grundbesitz, überhaupt mit besonderer politischer Bedeutung versehen zu sein; [1]) ein Staat, in welchem also eine Trennung der Stände nicht besteht, alle Bürger ihre gewerbliche Beschäftigung, namentlich den Landbau, ohne irgend ein Hinderniß oder eine Beschränkung betreiben, die ganze männliche Bevölkerung vom zwanzigsten bis fünfzigsten Lebensjahre im Falle eines Krieges wehrpflichtig ist, und nach Beendigung desselben in das Volk zurück tritt, ein Beamtenstand gar nicht besteht, sondern Verwalter und Richter vom Volke gewählt werden, und alle Bürger ohne Ausnahme aller politischen Rechte theilhaftig und gleicher Besteuerung unterliegend sind; ein Staat, der sich auf der Familie aufbaut, das Privateigenthum und die Ehe für heilig erklärt, der Bewegung des Eigenthums keine Schranke gesetzt hat, außer daß das gleichmäßig unter die Familien vertheilte Grundeigenthum nur unter der Bedingung veräußert werden kann, daß es im Jobeljahre der

---

[1]) Allerdings war der Priesterstand mit den Leviten bestimmt, durch ihre unmittelbare Abstammung dem Lehr- und Richteramte eine besondere Stütze zu gewähren, so daß sie auch in schlimmen Zeiten diesen zum Anhalt dienen könnten; doch war denselben durchaus keine Geheimlehre übergeben und ausdrücklich die Kenntniß der Lehre und des Gesetzes dem gesammten Volke zur Pflicht, und durch öffentliche Vorträge, denen auch Frauen und Kinder beizuwohnen hatten, zugänglich gemacht. So geschah es denn auch wirklich, daß im Laufe der Zeiten die Priester und Leviten eben nichts weiter als Kultusdiener wurden, und später nur selten Gelehrte und Autoritäten aus ihren Reihen hervorgingen.

Familie wieder zufalle; wo die Ehe nach freier Wahl geschlossen aber nur nach gesetzlichen Normen wieder gelöst werden kann, Alles, was in das Privatleben gehört, der eigenen Bestimmung nnd dem Leben in der Familie überlassen ist, die Eltern aber verpflichtet sind, ihre Kinder in der Lehre und im Gesetze sorgfältig zu unterrichten und sie damit zu erfüllen; ein Staat, wo für die Bewegung des geistigen Lebens keine Fessel besteht, außer daß sie dem Götzendienste und der Gotteslästerung, so wie der öffentlichen Verletzung der geheiligten Grundgesetze des Staates nicht zuführen dürfe, wo die Gesetze der Liebe nicht blos für die Bürger unter einander, sondern auch für die Fremden, die sich im Lande niederlassen und für die Ausländer, die zeitweise sich aufhalten, in bestimmtesten Vorschriften ausgeprägt und gewisse Rechtsansprüche der Bedürftigen normirt sind; wo das Recht und dessen Handhabung für Alle ohne Unterschied zur strengsten Pflicht gemacht und Ein Gesetz und Ein Recht für Alle, Einheimische wie Fremde, geltend ist.

Wir haben hier Punkt um Punkt den angeführten platonischen Sätzen die mosaischen gegenübergestellt. Auch der mosaische Staat hat sich in seinem vollen Umfange niemals ganz realisirt. Das Volk hatte erst in seinem Schoße einen tausendjährigen Kampf zwischen der Gotteslehre und dem Heidenthume zu bestehen, und als es sich endlich dem Mosaismus ganz hingab, hatten sich seine Verhältnisse nach Innen und Außen gänzlich verändert. Trotzdem waren in großen und kleinen Zügen auch die bürgerlichen und sozialen Gesetze Moses' in die Wirklichkeit übergegangen, gestalteten das Leben dieses Volkes, und leiteten es so weit wie möglich selbst innerhalb der Zerstreuung bis auf den heutigen Tag.

Es kann uns nun hier weniger darauf ankommen, die bedeutenden Berührungspunkte zu betrachten, welche Zeller zwischen dem platonischen Staate und der christlichen Kirche und dem christlichen Staate des Mittelalters mit vielem Geiste hervorhebt, wo die Philosophen Plato's durch die Priester ersetzt werden, deren freiwillige Armuth und Cölibat der platonischen Güter- und Weibergemeinschaft in den prinzipiellen Motiven sehr nahe stehen, der Krieger- und die gewerblichen Stände scharf getrennt, und diese letzteren zu unberechtigten Steuerzahlern wie bei Plato herabgedrückt wurden. In der That hat die platonische Philosophie von Beginn

an und zur Zeit der Entwickelung auf das Christenthum einen so entschiedenen Einfluß geübt, wie bekannt ist und Zeller nachweist, daß diese Aehnlichkeiten gar nicht auffallen können. Dagegen heben wir vielmehr hervor, in welchem Gegensatz der platonische Staat zu allen politischen und sozialen Grundsätzen und Anschauungen des modernen Staatslebens steht. Zeller sagt hierüber: „Für unsere Anschauungsweise baut sich der Staat von unten her auf: die Einzelnen sind das Erste, der Staat entsteht dadurch, daß sie zum Schutz ihrer Rechte und zur gemeinsamen Förderung ihres Wohls zusammentreten. Ebendeshalb bleiben aber auch die Einzelnen der letzte Zweck des Staatslebens; wir verlangen vom Staate, daß er der Gesammtheit seiner einzelnen Angehörigen möglichst viel Freiheit, Wohlstand und Bildung verschaffe, und wir werden uns nie überzeugen, daß es zur Vollkommenheit des Staatsganzen dienen könne, oder daß es erlaubt sei, die wesentlichen Rechte und Interessen der Einzelnen seinen Zwecken zu opfern. Dem Griechen erscheint umgekehrt der Staat als das Erste und Wesentlichste, der Einzelne nur als ein Theil des Gemeinwesens; das Gefühl der politischen Gemeinschaft ist in ihm so stark, die Idee der Persönlichkeit tritt dagegen so entschieden zurück, daß er sich ein menschenwürdiges Dasein überhaupt nur im Staate zu denken weiß; er kennt keine höhere Aufgabe, als die politische, kein ursprünglicheres Recht, als das des Ganzen: der Staat, sagt Aristoteles, sei seiner Natur nach früher als die Einzelnen. Hier wird daher der Person nur so viel Recht eingeräumt, als ihre Stellung im Staate mit sich bringt: es giebt, streng genommen, keine allgemeinen Menschenrechte, sondern nur Bürgerrechte, und mögen die Interessen der Einzelnen vom Staate noch so tief verletzt werden, wenn das Staatsinteresse dies fordert, können sie sich nicht beklagen: der Staat ist der alleinige ursprüngliche Inhaber aller Rechte, und er ist nicht verpflichtet, seinen Angehörigen an denselben einen größern Antheil zu gewähren, als seine eigenen Zwecke mit sich bringen. Auch Plato theilt diesen Standpunkt, ja er hat ihn in seiner Republik auf die Spitze getrieben." — Wir bemerken hierzu, daß diese Gegenüberstellung in den Prinzipien Jedem als richtig einleuchten werde. Ging und geht doch der ganze politische Kampf in der neueren Zeit dahin, dem alten geschichtlichen Staate das persönliche Recht und die persönliche

Freiheit des Einzelnen abzuringen, und die des Staates wegen nothwendige Beschränkung jener auf das möglich geringste Maß herabzusetzen. Gehen doch selbst die Staatsanstalten für Bildung, für Wissenschaft und Kunst nur aus dem Gesichtspunkte hervor, daß hierzu große gemeinsame Kräfte erforderlich sind, zu deren Herstellung der Staat am besten taugt und verpflichtet ist, weil die Ergebnisse Allen zu Gute kommen; während man dennoch in Ländern, wo man dem Selfgovernment am meisten zuneigt, diese Staatsanstalten immer mehr durch Institute von Privatgesellschaften und freie Konkurrenz zu ersetzen sucht. Sogar ob der Staat das Recht habe, den Schulzwang auszuüben, wird jetzt häufig diskutirt. Andererseits frägt man sich, wie der hellenische Geist, der doch der Freiheit so zugeneigt gewesen sein soll, zu einem Prinzipe kam, welches die unbedingte Beschränkung aller persönlichen Freiheit, die völlige Abhängigkeit des Bürgers vom Staate enthält? Ohne auf die Lösung dieser Frage hier näher einzugehen, wollen wir nur auf die faktische Ursache aufmerksam machen, daß in allen hellenischen Staaten die politische Freiheit und die aktive Theilnahme am Staate auf eine kleine Zahl Bürger beschränkt war, denen gegenüber die große Masse der Bevölkerung völlig rechtlos blieb. Um diesen Zustand zu erhalten, wie er in Sparta, Athen, u. s. w., in den letzteren Städten auch zur Zeit der ungezügeltesten Demokratie sich vorfand, mußte für die herrschende Klasse alles individuelle Interesse schwinden und alle ihre Kraft ihrem Staatswesen zugewendet werden, weil jede Zersplitterung dieser bevorzugten Klasse sofort den Untergang ihrer Vorrechte bewirkt und die Plebejer jenen Patriziern ebenso gleichgestellt hätte, wie es in Rom der Fall ward. Begriff der Grieche den Staat nur als ein Vorrecht einer Klasse Bürger und die unbedingte Unterordnung aller Uebrigen, so durfte er dem Individuum dem Staate gegenüber kein Recht zuertheilen. Der griechische Staat unterschied sich also vom Feudalstaate nur insofern, als der letztere auch in die herrschende Kaste eine Gliederung und Unterordnung brachte, während die griechische Demokratie für die herrschende Bürger-Klasse, aber nur für diese, die Gleichberechtigung anerkannte. Je konsequenter und schroffer daher Plato seinen Staat nach dem griechischen Begriff durchführte, desto größer wurde dessen Aehnlich-

keit mit dem mittelalterlichen Feudalstaate und der Staatskirche dieses Zeitalters.

Fragen wir nun, wie sich das Staatsprinzip des Mosaismus zu diesen beiden sich gegenüberstehenden Grundsätzen des griechischen und des modernen Staates verhalte, so müssen wir schon aus den Einzelheiten, die wir oben kurz angeführt, erkennen, daß es sich ebenfalls mit dem platonischen im Gegensatz befindet. Der Grundsatz der Selbstverwaltung von Provinz und Ort unterhalb der Centralgewalt, die freie Wahl der Beamten, die Rechtsgleichheit aller Bürger, der Wegfall aller Stände, die Wehrpflicht des ganzen Volkes, die Anerkennuug der Arbeit, die freie Bewegung des Eigenthums, des Verkehrs, der Gewerbe u. s. w. bezeugen, daß der mosaische Staat das Recht und die Freiheit des Individuums dem Staate gegenüber vollkommen anerkannte, und daß er hierin die Prinzipien des modernen Staates verkündet, verwirklicht und vorbereitet hat. Dennoch aber hat er in seinem Zwecke und Ziele einen Standpunkt, der über den Zweck und das Ziel des modernen Staates hinausgeht, und welchem der platonische Staat, so sehr er ihm sonst widerspricht, näher steht. Der mosaische Staat hatte seinen Zweck nicht in der bloßen Gemeinsamkeit wie der platonische, und nicht blos in dem Schutz, dem Wohlstand und der Bildung des Einzelnen, wie der moderne Staat, sondern in der Erkenntniß und Ausübung der Gotteslehre, welche nicht etwa allein in dem Bekenntniß des Dogmas vom einzigen unkörperlichen Gotte bestand, sondern in der organischen Consequenz der sittlichen, sozialen und politischen Freiheit, die mit jener Erkenntniß völlig identisch ist. Für diese Gotteslehre, ihren Bestand und ihre Verwirklichung war die Gesammtheit, waren alle Einzelnen da; um ihretwillen bestand die Gesammtheit als Staat, existirten alle Einzelnen. Ihre Segnungen begründeten und erhielten den Staat, und ergossen sich auf alle Einzelnen als Solche.[1]) Gerade weil aber die Gotteslehre organisch und integrirend die sittliche, soziale und politische Freiheit enthielt, konnte der Staat nichts anders als diese enthalten, und mußte sie allen seinen Individuen gewähren und sichern. Es waren also nicht blos die äußeren Momente von Rechtsschutz,

[1]) Für die Befolgung des Gesetzes wird den Einzelnen der besondere Segen an vielen Stellen der h. Schrift verheißen, z. B. 5 Mos. 15, 10. 23, 21. 28, 8.

Wohlstand und Bildung, welche den Zweck des mosaischen Staates ausmachten, sondern das innere Moment der Gotteserkenntniß, der Sittlichkeit, der sozialen und politischen Freiheit, der Liebe und des Rechtes, als nothwendige Ausstrahlungen eines einzigen Lichtfokus, das er in seiner Gesammtheit als Staat und in allen Einzelnen als den Söhnen und Angehörigen jenes verwirklichen wollte. Plato's leitende Idee ist, wie Zeller richtig bemerkt, „die Verwirklichung der Sittlichkeit durch den Staat: der Staat soll seine Bürger zur Tugend heranbilden, er ist eine großartige, das ganze Leben und Dasein seiner Mitglieder umfassende Erziehungsanstalt." Aber weil bei ihm die Sittlichkeit nur eine willkürliche Prämisse ist, weil er dieselbe zwar in der Ueberzeugung wurzeln läßt, aber nicht begreift, daß eine solche Ueberzeugung ohne die freie Bewegung des Geistes und des Lebens gar nicht möglich ist, und glaubt, daß sie durch den höchsten Zwang, die schärfste Abgrenzung, die strengsten Vorbeugungsmaßregeln beschaffen werden kann, fällt er in den hellenischen Staat zurück, und büßt diesen Irrthum durch die Uebertreibung der dem hellenischen Staate zu Gebote stehenden Mittel. Die Sittlichkeit kann einerseits ohne die wahre Gotteserkenntniß, andererseits ohne die Freiheit der Individuen nicht bestehen. Weder der Staat ist sittlich, welcher auf der Unfreiheit sich aufbaut, noch die Individuen sind in allem dem sittlich, worin und wozu ihnen die Freiheit fehlt. Dies macht auch im obersten Prinzipe den Unterschied zwischen dem mosaischen und platonischen Staate aus. Fehlt dem modernen Staate ein solches oberstes Prinzip für den höchsten Zweck des Staates, so sieht er sich eben in der Gefahr, den Individualismus zu übertreiben, wie der griechische Staat das Recht des Staates übertrieb, in der Gefahr, sich durch diesen Individualismus zersetzt und aufgelöst zu finden, wie sich dies bereits durch die Hervorrufung seines extremen Gegensatzes, des Communismus und Sozialismus andeutet. —

Wenn wir in obiger Parallele etwas ausführlicher waren, so geschah dies, abgesehen von dem Interesse, welches der Gegenstand besitzt, auch aus folgender Betrachtung. Es ist nicht zu verkennen, daß von vielen Seiten her gegenwärtig gestrebt wird, dem jüdischen Volke den Ruhm, den Monotheismus in die Welt gebracht, derselben überliefert und erhalten zu haben, zu schmälern, wenn nicht

gänzlich zu entziehen. Wir nehmen nicht an, daß hierbei geradezu eine böswillige Absicht zu Grunde liege. Vielmehr ist Vielen, daß eine einzige kleine, historisch sonst unwichtige Nation in der gesammten Menschheit, unter all den großen, mehr oder weniger auf hohen Culturstufen stehenden Nationen die einzige gewesen, welche den Monotheismus er- und bekannte, eine zu unbegreifliche Erscheinung, als daß sie ihr den Boden wegzuziehen nicht suchen sollten. Die Einen, namentlich die Franzosen, schreiben daher den Monotheismus der semitischen Race als naturwüchsiges Eigenthum zu, während der Pantheismus und aus ihm der Polytheismus die Naturgabe der japhetischen Race sei. Freilich können sie außer den Hebräern nicht einen einzigen semitischen Volksstamm nachweisen, der monotheistisch gewesen, weder die Phönizier, noch die Assyrer, noch die Chaldäer, noch die Araber (vor dem Islam). Die anderen, namentlich die Engländer, bemühen sich vielmehr, nachzuweisen, daß der Monotheismus die Urreligion aller Urvölker gewesen, von der die späteren abirrten; während doch unter den Engländern gerade jene neuere Theorie, daß der Mensch vom Affen, und der Affe aus dem Urschlamme herstammt, am meisten Anhänger gefunden, die Entwickelungstheorie also doch nicht mit dem Höheren anfangen und zum Niedrigeren übergehen kann. Endlich wieder Andere, insbesondere die Deutschen, beeifern sich, nachzuweisen, daß die Hellenen eigentlich doch nur Monotheisten gewesen, und Alles was unter den Griechen denken konnte, monotheistisch dachte und philosophirte, während die Mythologie den Hellenen nur von Homer und Hesiod aufgeschwatzt sei; obschon die vielen Tausende von Altären, Götterbildern, Tempeln, Opfern, ja Menschenopfern, u. A. auch der Giftbecher des Sokrates, die Verbannung des Anaxagoras und Anaximenes u. s. w. lautes Zeugniß geben, was bei den Hellenen wirklich Religion war. Doch wir überlassen diese Hypothesen, von denen die eine die andere geradezu aufhebt, ruhig sich selbst, und wollten an dieser Stelle nur zum Bewußtsein bringen, daß es auf alle solche Ahnungen und Keime gar nicht ankomme, selbst irgend ein Begriff von einem pantheistischen Gottwesen keine große Bedeutung habe, sondern der Monotheismus des jüdischen Volkes darin bestehe, daß aus der klaren Erkenntniß des einzigen Gottes der Begriff des Menschenwesens und dessen Bestimmung, die Sittlichkeit, die sozialen Verhältnisse, die ganze Gesellschaft als

Staat und Menschheit einheitlich und konsequent hervorgehen, und so erst der Monotheismus eine wahre und volle Realität erhalte. Dies haben wir an dem Gegensatze des platonischen und des mosaischen Staates nachweisen, in ihrem Prinzipe wie in ihren Einzelheiten, zeigen wollen, wie der mosaische Staat alle die Prinzipien des Rechts und der Freiheit enthalte, nach welchen die Menschheit erst in unsern Zeiten ringt, in seinem obersten Zwecke aber auch über das moderne Wesen hinausrage, so daß, je weiter die Zeiten schreiten, es desto klarer zur Ueberzeugung kommt, wie er wahrhaft aus göttlichem Geiste geflossen!

XI.

Die drei Gewalten.

Wenn eine genauere Erforschung des sozialen und politischen Gehaltes des Mosaismus schon darum ein noch junges Erzeugniß unsrer Zeit ist, weil die Staatswissenschaft überhaupt, nachdem sie im Alterthum seit Plato und Aristoteles geschaffen worden, erst in der neueren Zeit eine gründliche und von freieren Gesichtspunkten ausgehende Bearbeitung gefunden hat, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn über Nichts mehr und allgemeiner Vorurtheile und falsche Ansichten verbreitet sind, als über die Verfassung, die das mosaische Gesetz seinem Volke habe geben wollen. Zu immer richtigerer Würdigung erachten wir auch folgende Betrachtungen für geeignet, denen man wohl einiges Neue nicht absprechen wird.

Damit wir unsere Ansicht kurz und bündig voranstellen, sagen wir: der große Gesetzgeber hat in Israel drei Gewalten begründen und zu einem gewissen Gleichgewichte vereinigen wollen; die weltliche, die priesterliche und die Intelligenz. Alle drei Gewalten sollten in der Religion, das heißt in dem Begriffe von Gott, ideell und faktisch ihre Einheit finden. Führen wir dies nun näher aus.

In dem Beginne seiner Führung vereinigte Moses diese drei Gewalten in seiner Person: er war weltliches Oberhaupt, Priester und Prophet zugleich.[1]) Aber schon am Fuße des Sinai spaltete Moses die drei Gewalten, und organisirte sie zu konkreter Gestalt

[1]) Sein Bruder Ahron war ihm nur Gehülfe und Sprecher am Throne Pharao's. Noch am Fuße des Sinai vollzog Moses selbst die priesterlichen Funktionen (2 Mos. 24.), wie auch die Einweihung der Ahroniden zu Priestern.

und für die ganze Zukunft des Volkes. Für die weltliche Gewalt setzte er das Kollegium der 70 Aeltesten ein, stellte Stammhäupter oder Fürsten an die Spitze jedes Stammes, und theilte die Stämme in Rotten von 1000, 100, 50 und 10, welche ihre Anführer, die zugleich ihre Richter und Verwalter waren, hatten.[1]) Für die Zukunft ließ er zur Vereinigung des gesammten Volkes an dessen Spitze „Richter" (Schoftim) zu,[2]) und gestattete auch in der Entwickelung des staatlichen Lebens die Wahl eines Königs.[3]) Für die priesterliche Gewalt wählte er den Stamm Levi an Stelle der eigentlich dazu bestimmten Erstgeborenen aller Israeliten, da diese sich hierzu nicht als geeignet bewährt hatten,[4]) und in ihm die Familie Ahron mit einem Hohenpriester an der Spitze. Neben diesen beiden aber konstatirte er die Prophetie[5]) als die von Gott berufene und begeisterte Intelligenz, für welche auch zukünftig die Träger und Werkzeuge nicht fehlen würden.[6]) Es lag nun nicht in der Absicht und Ansicht Moses, die Obliegenheiten, Pflichten und Rechte dieser drei Gewalten sorgfältig durch genaue Gesetze festzustellen, sie dadurch zu binden, und der Lebensentwickelung des Volkes auf diese Weise unübersteigliche Hindernisse oder eine Aus-

---

[1]) 2 Mos. 19, 21. 4 Mos. 11, 16.

[2]) Als oberste Instanz: „Zu dem Richter, der in selbigen Tagen sein wird" 5 Mos. 17, 9.

[3]) 5 Mos. 17, 14 ff.

[4]) Der Gedanke, die Erstgeborenen jeder Familie im Volke mit dem priesterlichen Charakter zu bekleiden und mit den priesterlichen Verrichtungen für die Familie zu betrauen, und sie damit zu Trägern der Gotteslehre und des Gesetzes zu machen, ist ein erhabener, mächtiger und von unermeßlicher Tragweite — aber er setzte voraus, daß das ganze Volk bereits von der Gotteslehre durchdrungen gewesen, daß die Hingebung an dieselbe schon in allen Stämmen und Kreisen zu finden, und darum stellte er sich bei der ersten Veranlassung — dem „goldenen Kalbe" — als unausführbar dar Dennoch wurde wenigstens der Gedanke festgehalten, so daß die Erstgeborenen fortwährend als eigentlich Gottes symbolisch gelöst werden sollten.

[5]) 5 Mos. 18, 15.

[6]) Wenn die weltliche Macht zur Monarchie führte, das Priesterthum einen aristokratischen Anstrich hatte, so blieb die Prophetie wesentlich demokratisch. Sie bewegte sich innerhalb des Volkes, ging stets aus demselben hervor, stützte sich auf dasselbe, und vertrat dessen Interessen. Wünschte doch Moses, daß das ganze Volk Propheten seien, und verkünden mehrmals die Propheten, daß dereinst der prophetische Geist sich über Alle ergießen werde.

artung in Kasten zu schaffen. Da er vielmehr das ganze eigentliche Leben Israel's in der Hingebung an die Erkenntniß Gottes und an den Geist und die Bestimmungen des Gesetzes wußte, setzte er voraus, daß die drei Gewalten, sobald sie von jenen Momenten durchdrungen wären, die Einigung und den Frieden von selbst darin finden, bei etwaigem Abfalle aber von jenen in genauen und sorgfältig abgemessenen Abgrenzungen doch nur die Quellen um so heftigerer Befeindung und Ausschreitung haben würden. Es genügte daher, diesen Gewalten neben einander Dasein zu geben, und ihr eigentliches Gebiet anzuweisen, die genauere Begrenzung aber der zukünftigen Entwickelung zu überlassen. Die weltliche Gewalt schnürte er deshalb in keine feste monarchische, oligarchische oder demokratische Verfassung ein, sondern begründete nur in sicherer Weise die allgemeinen Prinzipien der Gleichheit Aller, mit Vermeidung jeder Aristokratie, und der persönlichen Freiheit, und unterstellte jene in allen religiösen Fragen und kultuellen Verrichtungen der priesterlichen und der prophetischen Instanz. Den Priestern nahm er jede materielle Macht, indem er ihnen, wie dem ganzen Stamme Levi, den Stammesantheil an Grund und Boden entzog, sie durch das Land zerstreuete, ihnen nur kleine Mittelpunkte gewährte, sie in Rechtssachen in keinerlei Weise bevorzugte, sie von den Gaben des Volkes abhängig machte und dem geistigen Uebergewicht der Propheten unterwarf. Diese endlich stellte er nur als eine freie Bewegung des göttlichen Geistes hin, durch die Macht der Wahrheit und das Feuer des Enthusiasmus wirksam, frei an Motiven und mit freier Autorität, also nur mit geistiger Obherrschaft und ohne alle materielle Mittel, darum jedoch von großem Gegengewicht gegen jede selbstische Ueberhebung einer der beiden anderen Gewalten.

Gerade dieses Verfahren sicherte den Absichten des Gesetzgebers den dauerndsten Bestand, ohne der Freiheit des Volkes zu nahe zu treten und jene Despotie und Tyrannei hervorzurufen, die in den übrigen Völkern des Morgenlandes Knechtschaft und Erniedrigung, Verdumpfung und Verknöcherung der großen Masse geschaffen. Wenn Moses, wie es in der Natur der Sache lag, während der Züge durch die Wüste bis zu seinem Tode die weltliche Oberleitung und die Prophetie behielt, und nur die kultuellen Verrichtungen den Priestern überließ, so mußte dasselbe auch bei

seinem Nachfolger Josua behufs der Eroberung des Landes stattfinden. Nach dessen Tode aber traten die drei gespaltenen Gewalten gesondert neben einander auf. Die weltliche Macht lag zuerst in den Händen der „Aeltesten" und ging dann, wie die Zeiten es mit sich brachten, auf die einzelnen erstehenden „Richter" über.[1]) Die beiden anderen, sowohl die priesterliche als die prophetische[2]) bestanden weiter, aber bei der Zerfahrenheit der Zustände und der Rohheit des Lebens nur in schwachen Maßen. Mit dem Richter Eli sehen wir den seltenen Fall eintreten, die weltliche und priesterliche Macht in einer Person vereinigt zu finden, wie denn auch dessen Söhne als Feldherren und Priester mit der Bundeslade in den Kampf ziehen. Um so zutreffender ist es, daß alsbald noch neben Eli Samuel als Prophet auftritt, und, wenn auch noch Jüngling, die Vereinigung jener beiden Gewalten in Eli bekämpft, und deren Vererbung verneint. In Samuel selbst erkennen wir dagegen die Vereinigung der weltlichen und prophetischen Gewalt. Aber auch diese wurde verworfen, und Samuel selbst hat in seinem Alter die weltliche Macht auf einen König übertragen, während er nicht minder durch die Gründung von Prophetenschulen den Bestand der Prophetie sichert, sie zu einem konkreten Stande entwickelt, indem er sie zugleich zu einer eigentlichen Gelehrsamkeit ausbildet. Nicht zu übersehen ist dabei, daß Samuel den Uebergriff Saul's in die priesterlichen Rechte heftig rügt und bekämpft.[3]) Von da ab sehen wir denn auch ganz konkret die weltliche Macht des Königs neben dem Priesterstande und den Propheten bestehen, welche letztere theils geschulte Jünger, theils frei begeisterte Männer waren. Während wir daher nur einmal einem Eingriff der Priester in die weltliche Herrschaft bei dem Sturze der grausamen Athalja begegnen, sehen wir während des ganzen Bestandes des Königthums, selbst schon unter David, die Propheten die Verirrungen des Königs und seiner Großen, der Priester und des Volkes mit einer beispiellosen Energie bekämpfen, die höhere Politik Israels vertreten, die Gotteslehre und das Gesetz im Bewußtsein erhalten und so Israel über den tiefen Sturz, dem es entgegen ging, hinüber retten.

[1]) S. Richt. 2, 7. 16. Ruth 1, 1.
[2]) Vgl. z. B. Richt. 2, 1. 17, 7. 10.
[3]) 1 Sam. 13, 11.

Während des babyloniſchen Exils ruhete ſelbſtverſtändlich die weltliche[1]) und prieſterliche Macht, während die Prophetie das Volk in die Verbannung begleitete, bei ihm beharrte, und es in das Land der Väter zurückführte, wie wir am Ezechiel, an der Geſtalt und Wirkſamkeit des Daniel und am zweiten Jeſajas ſehen.[2]) Sobald aber Jeruſalem wieder reſtaurirt war, erſcheinen die drei Gewalten wieder in ihrer Sonderung. Die weltliche Macht zuerſt von Abkömmlingen des Davidiſchen Hauſes repräſentirt, die Prieſter und Leviten ſchon an dem aufgerichteten Altar, bevor noch der Tempelbau beendet war, in Funktion getreten, die Propheten in ihrer alten Wirkſamkeit. Die Letzteren gingen nun aber vollſtändig in einen Gelehrtenſtand über, wie dieſer ſeine Konzentration in der „großen Verſammlung“ (הכנסת הגדולה) und dann im Sanhedrin fand und in der genauen Kenntniß des Geſetzes und der Traditionen und in der weiteren ſcharfſinnigen Auslegung und Entwickelung beruhete. Das Sanhedrin gewann allerdings als höchſter Gerichtshof auch einen bedeutenden weltlichen Einfluß, während dieſer an ſich unter der Obherrſchaft der Perſer, Aegypter und Syrer nicht erheblich ſein konnte. Eine ſtärkere Entfaltung erhielt aber die weltliche Gewalt wieder durch die makkabäiſchen Freiheitskriege, und trat hierſelbſt wieder als Königthum[3]) auf, und zwar, da die Hasmonäer prieſterlichen Geſchlechtes waren, vereinigte ſich die Krone und der hoheprieſterliche Kopfbund auf einem Haupte. Gerade dieſer Umſtand aber fachte den furchtbarſten Bruderzwiſt in der Hasmonäiſchen Familie an, der die Römer in das Land brachte, und die Kraft des Volkes ſchwächte. So ging unter der Römerherrſchaft die weltliche Macht in die Hände der Fremden über, neben welchen nur das Sanhedrin eine beſchränkte Gewalt beſaß, während das Prieſterthum nur vegetirte, der Gelehrtenſtand aber, der ſich ſtets friſch aus allen Schichten des Volkes rekrutirte, den weſentlichſten Einfluß auf dieſes übte.

---

[1]) Aus Ezechiel 8, 1. erſieht man übrigens, daß die exilirten Juden in Babylonien Gemeinden bildeten, an deren Spitze „Aelteſte“ ſtanden, ſowie aus Kap. 34, daß die letzteren ihre Stellung zur Bedrückung der ihrer Obhut Anvertrauten mißbrauchten.

[2]) Der zweite Jeſajas iſt bekanntlich der Prophet, welcher die in Kap. 40—66 enthaltenen Reden verfaßt hat.

[3]) Mit Hintenanſetzung der Rechte des Davidiſchen Geſchlechts!

Mit der Zerstreuung der Juden in die Länder ging dennoch die alte Institution der drei Gewalten nicht verloren, sondern blieb bis auf den heutigen Tag bestehen. Nachdem in den Patriarchen eine kurze Zeit der Glanz weltlichen Ansehens und die Wirksamkeit der jüdischen Intelligenz vereinigt war, in Babylonien aber zwischen dem weltlichen Oberhaupt der Juden, dem Resch-Gluta, und dem Gelehrtenstande oft bittere Kämpfe stattgefunden, bildeten sich in allen Ländern dieselben Normen für die Judengemeinden. Die weltlichen Vertreter und Verwalter waren die Vorsteher der Gemeinden, der Gelehrtenstand bildete das Rabbinerthum zu einer Art geistlichen Amtes, während die Priesterschaft, an sich ganz bedeutungslos, doch sorgfältig in der Abstammung und in einem Schatten von Funktion und Recht gewissenhaft erhalten wurde. Wir sagten eine Art geistlichen Amtes, da dem Rabbiner gewisse Funktionen und Rechte beigelegt wurden, ohne daß jedoch diese ihm als ein gesetzlich feststehendes Privilegium gehörten und ohne daß sie eine sakramentale Bedeutung erhielten. Zu aller Zeit entschied nur das Wissen sowie das Vertrauen der Gemeinde über die Qualifikation zum Rabbiner, und Jedweder aus der Gemeinde, welcher Beschäftigung er auch angehörte, konnte zu dem Amte gelangen. Das Rabbinerthum war daher niemals ein Priesterthum, sondern lediglich zu Amt berufenes Gelehrtenthum. Merkwürdig ist es hierbei, und dies ist entscheidend für unsere Auffassung, daß niemals in großen und kleinen Gemeinden das Vorsteher- und das Rabbineramt sich in denselben Händen befand, sondern daß beide Aemter stets getrennt neben einander bestanden. Andererseits gab es einem Vorsteher oder einem Rabbiner auch nicht ein Titelchen Bedeutung mehr, wenn er zufällig ein Ahronide war.

Was wir hier also erweisen wollten, ist, daß Moses in unverwischbarer Weise dem Bestande eines Volkes eine Dreifachheit der Gewalten eingesetzt und eingeprägt hat, und daß eine dieser die Intelligenz war. Es ist dies eine Erscheinung, wie sie in den Staaten des Alterthums und der neueren Zeit nicht wieder vorkommt, bei denen vielmehr nur immer zwei Gewalten, die weltliche und die priesterliche oder kirchliche, während die Intelligenz nur das Eigenthum der Individuen und durch diese nach ihren Zufälligkeiten wirksam ist. Motivirt ist diese eigenthümliche Erscheinung dadurch, daß überhaupt das Volk und die Gesellschaft Israels

ausschließlich auf einer Idee beruhete, um derentwillen, und durch diese sie geschaffen und erhalten wurden. Wenn nun einerseits gerade durch den Bestand der drei Gewalten ein Gleichgewicht hergestellt wurde, welches die Freiheit des Volkes sicherte, und einen anderthalb Jahrtausende dauernden Bestand des Staates und nach diesem den immerwährenden der zersplitterten Gemeinden in innerer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit bewirken half: so fanden sie andererseits ihre Vereinigung in der Idee Gottes, in seiner Anbetung, in der Aufrechthaltung seiner Lehre, in der Beobachtung des Gesetzes, um derentwillen jede einzelne dieser drei vorhanden war oder doch sein sollte. Wenn dieser oberste Grund und Zweck alles an Israel Vorhandenen als Theokratie angesehen und bezeichnet werden soll, so haben wir nichts dagegen; nur darf dann Theokratie als der Ausdruck für den in Gott und der Idee Gottes allein beruhenden einheitlichen Bestand des Volkes und aller seiner Institutionen begriffen werden, und jede Verwechslung mit Hierarchie (Priesterherrschaft) oder irgend einer im Namen Gottes auftretenden Despotie muß mit dem nachdrücklichsten Ernste abgewiesen werden. Denn gerade um jede Despotie der weltlichen Macht und jede Herrschaft des Priesterthums unmöglich zu machen, fand die Aufstellung der Intelligenz als dritte Macht und die Dreitheiligkeit der Gewalten überhaupt statt; wie denn auch recht eigentlich weder Despotie noch Priesterherrschaft jemals in Israel geherrscht hat. Wie viel die moderne Gesellschaft hiervon noch lernen könnte, sieht der Kundige leicht ein.

XII.

Die Theokratie.

Man hat den israelitischen Staat, wie ihn der Pentateuch in großen Zügen vorgezeichnet, eine Theokratie genannt. Der erste, der ihn so bezeichnete, war Josephus, indem „der Gesetzgeber die Herrschaft und die Macht in Gott gelegt habe“ [1]). Zu wie vielen Mißdeutungen, falschen Auffassungen, Verwechselungen und Schmähungen hat aber diese Bezeichnung seitdem veranlaßt und zu absichtlichen und unbeabsichtigten Verdrehungen geführt! Man hat diese mosaische Theokratie ganz besonders mit der Hierarchie verwechselt, von welcher doch, weder theoretisch noch faktisch, nichts im israelitischen Staate vorhanden war [2]). Wo irgend ein theo-

---

[1]) Josephus contr. Apion. II, 16: *ὁ δ' ἡμέτερος νομοθέτης εἰς μὲν τούτων οὐδοτιοῦν ἀπεῖδεν, ὡς δ ἄν τις εἴποι βιασάμενος τὸν λόγον, θεοκρατίαν ἀπέδειξε τὸ πολίτευμα, θεῷ τὴν ἀρχὴν καὶ τὸ κράτος ἀναθείς.*

[2]) Die israelitische Theokratie war sehr fern von einer Hierarchie (Priesterherrschaft). Die israelitischen Priester, Cohanim, Abaroniden, hatten nicht den geringsten Einfluß auf das Familienleben. Nicht die Beschneidung, nicht die Trauung, nicht die Todtenbestattung, überhaupt keine Art von Seelsorge hing von ihnen ab. Aber eben so wenig übten sie einen dauernden Einfluß auf die Staatsverhältnisse aus. Nicht ein Priester war es, der die ersten Könige von Israel einsetzte und salbte, sondern Samuel. Auch das war nur eine Fügung, nicht eine Consequenz der Verhältnisse, daß die Makkabäer aus priesterlichem Stamme waren, und so zuletzt der Kopfbund des Hohenpriesters und die Krone des Königs auf einem Haupte sich vereinigten. In der That war es weder der priesterliche Stand überhaupt, der sich als solcher für die Erhaltung und Entwickelung des Glaubens und des Volkes entschiedene Bedeutung errang, da er in Zeiten des Abfalls meist dem letzteren nachgab, noch waren es priesterliche Persönlichkeiten, die gestaltend in die Geschichte Israels eingriffen, so daß man recht gut den ganzen priesterlichen Stamm aus der israelitischen Geschichte streichen könnte, ohne daß diese eine wesentliche Veränderung erleiden würde. Der Nachfolger Mosis war kein Priester, unter den sämmtlichen Richtern nur der Eine, Eli, unter sämmtlichen Propheten nur der Eine, Jeremias, die Könige entsprossen dem Stamme Juda, und obschon die Könige des Reiches Israel Wahlkönige waren, fand sich kein Priester unter ihnen. Hingegen war der Begründer der Synagoge, Esra, aus

kratischer Versuch oder eine Priesterherrschaft sich geltend machte, sollte die h. Schrift die Ursache und den Stoff dazu hergegeben haben. Um die Unrichtigkeit alles dessen einmal so recht schlagend nachzuweisen, wollen wir hier ein Bild einer wirklich durchgeführten Theokratie auf christlichem Boden entwerfen und, um jede Verdächtigung einer parteiischen Darstellung zu vermeiden, geben wir dasselbe aus den vor Kurzem erschienenen Vorlesungen des verstorbenen Julius Stahl, der S. 37 ff. über Kalvin Folgendes aufführt: „Kalvin begründete nicht blos eine eigenthümliche Glaubenslehre, die in wesentlichen Punkten von der Luther's abweicht und zu der bis zu dieser Stunde eine große Abtheilung der evangelischen Kirche sich bekennt. Er trug auch in sich ein Bild von dem ganzen öffentlichen Zustand eines christlichen Volkes, von der äußerlichen Gestalt christlichen Gemeinwesens in Staat und Kirche, und zwar ist es das Bild eines christlichen Gemeinwesens, das in sich selbst rein und heilig, auch äußerlich nicht unter der Welt steht, sondern die Welt beherrscht — er gab selbst eine Probe desselben in Genf. Auf diesem Bilde beruht der Puritanismus."

„Das, was Kalvins Seele erfüllte, ist eine Theokratie im evangelischen Geiste — eine Theokratie von dem nüchternsten Charakter, ohne Wunder und Inspiration, ohne Orakel und Priester, aber auch von dem strengsten Charakter."

„Das ganze öffentliche Leben soll durch und durch eine Herrschaft Gottes sein dadurch, daß es ein Dienst Gottes ist: Ausgeschlossen sind darum alle weltlichen Beschäftigungen, soweit nicht die Nothdurft des Lebens sie erfordert, ausgeschlossen alle welt-

---

hohenpriesterlichem Geschlechte; aber gerade mit dem Erstehen der gelehrten Theologie im Judenthume verblich der Glanz des Priesterthums immer mehr; galt doch bei den Talmudisten der einfachste Gelehrte mehr als ein unwissender Hoherpriester. Es war daher natürlich, daß mit dem Falle des Tempels der Priesterstamm seine letzte Bedeutung verlor, und leiteten die Resch-Glutha's eben so wie die Patriarchen ihre Abstammung nicht von Aharon, sondern von David ab. Bekanntlich legte Jehuda Hanaßi einen großen Werth auf diese Abstammung. So erscheinen uns die Cohanim als die harmlosesten Priester, die es in irgend einer Religion und Nation gegeben hat. Hat hierzu das Gesetz in der heiligen Schrift den Grund gelegt, so muß diese in der Geschichte einzige Erscheinung auch im Charakter und der Anschauungsweise des jüdischen Volkes gelegen haben, wie dies auch in der Geschichte Korachs, der sich der Errichtung eines besonderen Priesterstandes widersetzte, angedeutet ist.

lichen Vergnügungen. Alles, was der Mensch thut, soll allein und soll unmittelbar zur Ehre und Verherrlichung Gottes dienen."

„Das vornehmste Stück der Verherrlichung Gottes ist aber der Gehorsam des Menschen und seine Heiligung und Hingebung, sohin die Erhaltung einer priesterlichen Gemeinde und ihre stete Einigung (communio) mit Gott. Die Reinheit des Altars, daß das Abendmahl durchaus von wirklich Geheiligten gefeiert werde, ist darum der Mittelpunkt des Kirchenwesens, ja der Mittelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens."

„Dazu dient die strengste Kirchenzucht — die Prüfung sowohl des äußeren Wandels als selbst des Seelenzustandes der Gemeindeglieder durch Visitation, die seelensorgerliche Besprechung, die kirchliche Ahndung bis zur Excommunikation, und dient die Unterstützung dieser Kirchenzucht durch die gleiche Zucht des Staates, durch bürgerliche Strafe für sittliche und religiöse Uebertretung."

„Staat und Kirche sind darnach kaum mehr unterschieden, sie dienen nur einem Zweck: eine wirkliche Gemeinde der Heiligen herzustellen zur Ehre Gottes."

„Eben darnach soll aber auch die Herrschaft für das ganze öffentliche Leben, für Staat und Kirche, dieser Gemeinde der Heiligen zukommen. Wer nicht zu ihr gehört, d. h. wer nicht abendmahlsfähig ist nach jenen strengen Anforderungen, der hat auch kein politisches Recht. Erforderniß des Vollbürgerrechts ist nicht blos die äußere Angehörigkeit an die christliche resp. evangelische Kirche, wie das bei uns bis 1848 bestand, sondern der wirkliche, innerliche christliche Glaube und die Heiligung und ihre Bewährung im Wandel. Christliche Erweckung, Abendmahlsfähigkeit und Aktivbürgerrecht fallen in eins zusammen. Die aber abendmahlsfähig sind, diese zusammen führen die alleinige und unumschränkte Gewalt."

„Das ist das Centrum der theokratischen Idee. Gott soll herrschen, indem die herrschen, die von seinem Geiste erfüllt sind und deshalb nur seinen Willen vollbringen."

„Es ist das eine evangelische Theokratie von republikanischen Formen und innerlichem Charakter, im Unterschiede der Theokratie des Katholizismus mit ihren hierarchischen Formen und ihrem mehr äußerlichen Charakter."

„Der theokratische Grundgedanke ist derselbe, auf welchem der Katholizismus im Mittelalter die Obergewalt des Papstes über

den Kaiser gründete: Die Ueberordnung des Geistlichen, Ewigen über das Weltliche, Zeitliche. Allein Träger des Geistlichen ist hier nicht ein abgesondertes Priesterthum, sondern die gesammte geheiligte Gemeinde, und Norm und Maß ist nicht die Herrschaft der kirchlichen Organe über das öffentliche Leben, sondern die Heiligung des öffentlichen Lebens."

„Getragen und gestützt ist nun das alles noch durch Kalvin's Dogma von der Prädestination, d. i. von einem ewigen Rathschluß Gottes, in welchem er einen Theil der Menschen zur Seligkeit, den andern zur Verdammniß bestimmt hat, so daß die einen gar nicht aus der Gnade zu fallen, die anderen nicht zu ihr zu gelangen vermögen. Wenn dem wirklich so wäre, wenn ein Theil des Volkes von Gott unwiderruflich ausersehen ist, selig zu werden und heilig zu sein, der andere Theil, verdammt zu werden und sündlich zu sein, was ist natürlicher, als daß die Reinen und Seligen Herrschaft und Gewalt führen sollen über die Sündigen und Verdammten? Die Prädestination ist für die Herrschaft der kalvinisch heiligen Gemeinde eben das, was die Inspiration, für die Herrschaft des katholischen Episkopats. Der Papst findet sich berufen zur Gewalt über die Könige kraft seiner Erleuchtung, die hiesige Gemeinde kraft ihrer Erwählung."

Um diesem allgemeinen Bilde einige Detailzüge hinzuzufügen, führen wir aus dem Buche „Johann Kalvin von P. Pressel", das zur Gedächtnißfeier des dreihundertsten Todestages Kalvin's (24. Mai 1564) aufforderte, nur Folgendes an: „Unter dem Namen von Luxusgesetzen bestanden eine Masse von Verordnungen, welche das äußere soziale Leben gegen Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen schützen sollten. Verboten waren Kartenspiel, Tanz, Gesang unreiner Lieder, Lärm im Wirthshause, lange Haare und geschlitzte Pumphosen bei Männern, auffallender Haarputz, ausgeschnittene Kleider, bloße Arme u. s. w. bei Frauen. Für Festmahle wurde der Speisezettel und die Gästezahl je nach den verschiedenen Ständen, für Hochzeiten das Maß der Geschenke, bei Wöchnerinnen das Besuchswesen u. s. w. ganz im einzelnen vorgeschrieben. — Gegen die nebelhaften „Abgötterei- und Zauberei-Sünden" ging Kalvin unerbittlich los. Die Feuerstrafe gegen Hexerei blieb in Kraft und es wurden in Genf binnen sechszig Jahre urkundlich 150 Personen verbrannt. Die einmalige

Verabsäumung des Abendmahls zog Landesverweisung nach sich; der Nichtbesuch der Predigt hatte Unannehmlichkeiten zur Folge; wer sich unanständige Reden, Gesänge, Spielen um Geld, Fluchen u. dergl. zu Schulden kommen ließ, wurde öffentlich ausgepeitscht oder zu entehrender Ausstellung verurtheilt. Die Folter fand nach wie vor bei den peinlichen Prozessen ihre grause Anwendung." — Es ist bekannt, daß aus dem Kalvinismus der noch härtere und ausschließlichere Puritanismus hervorging.

Wo wäre nun im Pentateuch irgend eine Aehnlichkeit zu diesem Bilde zu finden? Widerspricht es nicht vielmehr demselben vollständig in seiner Gesammtheit wie in seinen Details? Schon die Grundidee der Prädestination, nach welcher der eine Theil von vornherein zur Seligkeit, der andere zur Verdammniß von Gott bestimmt ist, widerspricht allen Lehren der h. Schrift, nach welchen das Gesetz dem freien Willen der Menschen zu selbstbestimmender Wahl übergeben ist (5 Mos. 30, 15—20.). Ebenso wenig findet nach der h. Schrift innerhalb der Masse eine Erwählung oder Erweckung seitens des göttlichen Geistes statt. Es werden dem Volke für außergewöhnliche Fälle und um es vor Abfall und religiös-sittlicher Entartung zu verwarnen, inspirirte Propheten verheißen, nicht aber für den regelmäßigen Gang der Gemeinde eine Inspiration zugesichert, auf deren Grund die eigentliche Frömmigkeit ruhe, und kann daher die israelitische Gemeinde ganz ohne Propheten gedacht werden und bestehen[1]). Noch weniger ist bürgerliches Recht und politische Macht an bestimmte Zeichen und Kundgebungen äußerlicher Frömmigkeit geknüpft. Alle Glieder der israelitischen Gemeinde besitzen dasselbe Recht und kann sich ihr jeder Fremdling anschließen. (Dies beweisen gerade die Ausnahmen, die in 5 Mos. 23, 4—9. angeführt werden). Die Aeltesten, Vorsteher, Richter und Beamte werden von den sämmtlichen Gliedern der Ortsgemeinde, des Stammes, des ganzen Volkes gewählt (5 Mos. 1, 13) und sind gerade die Priester und der Levitenstamm zu dieser Wahl nicht berufen. Es ist dem Volke überlassen, sich einen König oder einen Oberrichter zu wählen, also die republikanische oder die monarchische Form anzunehmen (5 Mos. 17, 9. 14. ff.). Visitationen des äußeren Wandels seitens der Geistlichen, Kirchen-

[1]) Dürfen doch die Propheten ausdrücklich nichts am Gesetze ändern (5 Mos. 13, 1 — 6).

zucht und Kirchenstrafe bis zur Exkommunikation sind Dinge, die völlig unbiblisch sind, und wenn von der letzteren im späteren Judenthume einige Elemente vorkommen, so sind sie in dasselbe von außen her eingedrungen. Jene Dumpfheit und erzwungene Stille des öffentlichen Lebens, welche der Kalvinismus und Puritanismus den Menschen aufdrang, entspricht nicht im entferntesten dem Geiste der h. Schrift, die selbst drei große Nationalfeste einsetzte, bei welchen die Festmahle eine Hauptrolle spielten und zur „Freude" (וְשָׂמַחְתָּ) geradezu aufgefordert wird. Von Luxusgesetzen keine Spur, während das Gesetz die Natürlichkeit und Einfachheit durch erziehende Vorschriften zu fördern und zu befestigen suchte. Wo selbst das Gesetz zur Beseitigung grober Unsittlichkeit theoretisch eine harte Strafe festsetzt, da geschah es mehr zur Verwarnung, und die Praxis trat lindernd ein, so daß der Talmud den Gerichtshof verdammt, welcher ein Todesurtheil in sieben oder gar in siebzig Jahren fällt (Makkoth 7. 1.).

Dies genüge, um zu zeigen, daß, wenn der israelitische Staat nach dem Vorgange des Josephus, der sich da nur Griechen und Römern verständlich machen wollte, ein theokratischer genannt werden sollte, er doch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit allen diesen bisherigen Versuchen von Theokratien, weder mit dem Kirchenstaat noch mit dem Kalvinismus, weder mit der puritanischen Gemeinde noch mit dem Staate des Dalai Lama hatte. Vielmehr kann der israelitische Staat ein theokratischer nur in dem Sinne genannt werden, als die organische Zusammengehörigkeit desselben in dem religiös-sittlichen Lebensprinzipe (Erkenntniß und Anbetung des einzigen Gottes und Erfüllung seines Gesetzes), die Quelle des Gesetzes und Rechtes in Gott, das Grundgesetz als ein von Gott gegebenes, der Bestand und das Gedeihen von der göttlichen Führung ausgehend und in einzelnen Momenten durch Gott begeisterte Männer beeinflußt befunden werden sollte. Auf diesem Grunde sollte aber das israelitische Volk in seinem Bestande und in seiner Organisation ein völlig freies sein, so daß ihm die Annahme des Gesetzes selbst wiederholt zur freien Entschließung und Zustimmung vorgelegt worden, daß Moses selbst ihm Vorschläge macht, die es annimmt, und wiederum das Volk Wünsche vorträgt, denen Moses zustimmt (5 Mos. 1, 13. 14. 22. 23.).

XIII.

Centralisation und Selfgovernment.

1.

Die große Frage unserer staatlichen Einrichtungen ist: Centralisation oder Selfgovernment? Die geschichtliche Entwickelung ist leicht zu fassen und entscheidet eigentlich an sich schon die Frage. Das Mittelalter hatte auf allen Gebieten die Tendenz der sozialen Gliederung, daher die Trennung des großen sozialen Körpers in lauter korporative Theile, die dann in aufsteigender Linie sich gliederten; die Masse des Volkes theilte sich in Stände, jeder Stand in verschiedene Ober- und Unterabtheilungen, und jede dieser Körperschaften ward mit besonderen Rechten versehen, Rechten, die sie eifersüchtig wahrten. So war der Adel als Lehnsadel in mehrfache Grade gespalten, die ihre Spitze im Oberlehnsherrn hatten; so der Gewerbestand in eine große Zahl von Zünften, die es sehr liebten, sich immer wieder für besondere Zweige eines Gewerbes zu besonderen Zünften zu spalten. Nicht minder hatte jede Stadt, jeder Flecken Selbständigkeit und eigenthümliche Rechte. Der Staat war nur das große Gefäß, in welchem alle diese Rechtskörper so gut wie es anging, zusammenlagen; das Recht des Staates begann erst da, wo das Recht des einzelnen Körpers aufhörte. Man kann daher dem Mittelalter das Prädikat des Selfgovernment nicht absprechen, aber es war dies in so unorganischer Weise ausgebildet, daß der Staat nur zu einem schwerfälligen Mechanismus verdammt war, in welchem jedes einzelne Glied das möglich geringste Maß für die Allgemeinheit zu leisten gesonnen war und trachtete, und seinen eigenen Bestand weit über den Bestand des Ganzen setzte. Dies war es daher, was der absolutistische Staat zunächst bekämpfen mußte, ja, worin eben das

Werden seiner Existenz bestand. Er entzog jeder besondern Existenz ihr Recht und unterwarf sie seinem Willen und seinen Zwecken unbedingt; er hob die Stände und ihre Unterabtheilungen auf, und wenn er dem Adel einige Vorrechte, den Zünften einige Privilegien ließ, so geschah dies immer mit dem Vorbehalt, auch diese nehmen zu können, sobald es ihm dienlich sei, und lediglich in Angelegenheiten, die einen allgemeinen Charakter nicht hatten. Die Centralisation war daher die Natur und der Zweck des absolutistischen Staates; er verlieh dem Staate eine unbedingte Machtvollkommenheit und konzentrirte diese im Staatsoberhaupt. Da aber dieses der Werkzeuge nicht entbehren kann, so stellte er ein Beamtenthum auf, das sich in konzentrischen Kreisen bis zum Volke herab erstreckte, in welchem aber die unteren Kreise völlig abhängig von den oberen und diese vom Staatsoberhaupt waren. Allerdings kam es hierbei auf den Charakter der einzelnen Nationen an, inwiefern diese Centralisirung in alle Kreise des sozialen Lebens eindrang, sich selbst die Individuen unterwarf, ihnen ein bestimmtes Gepräge aufdrückte und jede Selbständigkeit entzog; oder aber ob der individuelle Geist stark genug war, dem Hang zur Centralisirung zu widerstehen, seinen eigenen Weg zu verfolgen und den Staat machen zu lassen, was er wolle. Stellen wir z. B. Frankreich und Deutschland nebeneinander, so hat jenes den absolutistischen Staat mit der Einheit der Nation identifizirt, und nachdem jener sich mit Ludwig XIV. vollendet hatte, wurde die Centralisirung nach allen Richtungen hin aus- und durchgeführt, so daß sich sogar das ganze Leben der Nation in der Hauptstadt konzentrirte, welcher die übrigen Theile des Staates wie fast nur mechanische Glieder anhingen. Es fand hier also der völlige Gegensatz mit dem Mittelalter statt: während in diesem der Staat mechanisch und die Korporationen lebendig waren, war der französische absolutistische Staat das Lebendige und das gesammte Volk ein bloßer Mechanismus. In Deutschland hingegen hatte der bestehende Staat nicht die Kraft, seine einzelnen Theile zu konzentriren; es entstanden vielmehr aus den einzelnen Lehnskörpern eine Menge von Staaten und Staatchen, welche sich absolutistisch gestalteten. Das Leben der deutschen Nation gab sich aber darum auch der Centralisation durchaus nicht ganz gefangen, und soviel auch der absolutistische Staat nivellirte, konnte er doch den individuellen Geist

im Deutschen nicht erdrücken, und wo dieser irgend Raum und Luft hatte, wie z. B. in Wissenschaft und Kunst, rang er sich zu selbständigem Wachsthum auf. — Es versteht sich von selbst, daß mit der Richtung der neueren Zeit, den absolutistischen Staat in einen konstitutionellen zu wandeln, auch das Streben nach Selfgovernment wiederhervorkam und der Centralisation entgegentritt. Denn da der Verfassungsstaat in der Theilung der Gewalten oder vielmehr in dem Antheil des Volkes an der Gesetzgebung und in der Kontrole über die Verwaltung besteht, so erfolgt auch von selbst das Verlangen, die Staatsverwaltung in allen Dingen zu beschränken, welche nur einen lokalen und individuellen Werth und ein solches Interesse enthalten. Eine Provinzial-, Kreis-, Städte- und Landgemeindeordnung ist, wenn aufrichtig gemeint, nichts anderes als die selbständige Leitung und Verwaltung der Interessen, welche diesen partiellen Gliedern eigen sind. Gerade darin aber, daß der Verfassungsstaat das gesammte Volk in eine Körperschaft durch Vertreter konzentrirt, liegt wiederum die Gewähr, daß er dem mittelalterlichen Verfall des Staates, der Ueberwucherung des Sondergeistes und Sonderbestandes der einzelnen Glieder vollkräftig entgegenstrebt. Der konstitutionelle Staat geht deshalb dahin aus, die Centralisirung und das Selfgovernment in organischer Weise zu vereinigen und auszugleichen, weder den Staat die Lebensthätigkeit des Volkes erdrücken, noch das Volk die Lebenskraft und Energie des Staates aufheben zu lassen, überall den Mechanismus zu beseitigen und ein lebendiges Dasein an die Stelle zu setzen. Darum ist auch der wahre konstitutionelle Staat vorzugsweise monarchisch, weil ihm bei dem Vigor aller einzelnen Volkssphären eine persönliche Konzentration unentbehrlich ist, wenn der Staat nicht jeden Schwer- und Mittelpunkt verlieren soll. Es kann dabei eine verschiedene Ansicht über die Machtgrenze, die der Krone zustehe, stattfinden, die Krone selbst wird dem Verfassungsstaate nicht fehlen dürfen, wenn er nicht den furchtbarsten Stürmen und Schwankungen ausgesetzt sein soll.

Die Frage, ob Centralisirung oder Selfgovernment? läßt sich daher nach dieser Betrachtung aufs leichteste lösen. Der centralisirte Staat hat allerdings den Vortheil einer starken konzentrirten Gewalt, die er sowohl nach außen als auch bei der Ausführung einzelner Werke im Innern zu bethätigen vermag. Aber er erstickt und

tödtet allmälig den Geist und das Leben in allen einzelnen Gliedern, entzieht diesen das Interesse, die Bewegung und die Kraft, bis sie gänzlich abgestorben sind. Das Selfgovernment hingegen führt, wenn es den Staat selbst überwuchert, zur Schwäche und Ohnmacht des letzteren, stärkt den Geist der Sonderinteressen, daß er das staatliche und nationale Leben aufs höchste gefährdet, verhindert jedes größere gemeinsame Werk und führt so den Tod des Staates herbei. Die wirkliche Wohlfahrt, das wahre Heil kann daher nur in einer organischen Verbindung und Ausgleichung beider Richtungen bestehen, in einer gegenseitigen Beschränkung auf ihre natürlichen Gebiete, woraus gerade wiederum eine gegenseitige Belebung und naturgemäße Entwickelung entspringt. — Wir dürfen uns hierbei allerdings von der blos äußerlichen Erscheinung eines konstitutionellen Staates nicht beirren lassen; denn es kommt darauf an, ob er einen bloßen Schein der Verfassung an sich trägt, oder ob diese zum wirklichen Leben geworden. Die Franzosen haben mehrfache Perioden eines verfassungsmäßigen Staates gehabt, aber dieser war stets mehr äußerlich und wurde vom Staatsoberhaupt mehr als eine neue mechanische Vorrichtung gehandhabt, als daß er das Volk wirklich durchdrungen, ergriffen und in sich aufgenommen hätte. So unter der Restauration, unter Ludwig Philipp, mit dem hohen Census und der Bestechlichkeit, so unter Napoleon III. Die Centralisirung ist nicht um ein Haar breit gewichen, die Verwaltung ist unverändert absolutistisch geblieben und der kleine Fährmann auf der Loire bedarf noch heute der ministeriellen Erlaubniß, mit seinem Nachen hinüber und herüber zu fahren, wie unter Ludwig XIV. Dagegen ist in Deutschland der konstitutionelle Geist vollständig erstarkt, wenn auch die Staatsverfassung noch den größten Schwankungen unterliegt; das konstitutionelle Leben hat in Deutschland einen breiten und festen Boden gewonnen, während es in Frankreich, seiner eigentlichen Geburtsstätte für das Festland, noch lange keine Aussicht hat. Darum hier die angestrebte und schon vielfach erstrebte Ausgleichung zwischen Centralisirung und Selfgovernment; in Frankreich dagegen die Centralisirung in vollster Kraft und erst ein erwachendes Bewußtsein über die Schädlichkeit derselben in einigen selbständigen Geistern.

Die natürlichen Triebe im Menschen gehen ebensowohl auf das Selfgovernment als auf den centralisirten Staat hin. Denn

es drängt den Menschen, seinen freien Willen auch frei bethätigen und sein eigenes Interesse nach seinem Wissen verfolgen zu dürfen und nicht erst von einer weit außer ihm liegenden Gewalt die Bestimmung seines Handelns und das Urtheil über sein Interesse zu empfangen. Aber nicht minder treibt es ihn, sich als ein Glied eines großen Ganzen zu betrachten, als solches zu leben und zu wirken, in dieser Gesammtheit eine Stellung einzunehmen und dafür von seinem freien Willen und seinem eigenen Interesse aufzugeben und zu opfern, was zur Erhaltung und zum Gedeihen des Ganzen nothwendig ist. Ist Leben in einem Volke, fühlt es sich als solches, so übersteigt die Freudigkeit, mit welcher zahllose Individuen das staatsbürgerliche Recht in bestimmten Akten ausüben und für Staat und Vaterland Gut und Blut hingeben, bei weitem noch ihr Wohlbehagen über einen erlangten persönlichen Vortheil, und das dulce est pro patria mori ist so wahr wie das dulce est pro patria vivere et agere. — Werfen wir nun einen Blick darauf, wie es sich hiermit im israelitischen Volke verhielt.

2.

Von der Eroberung Kanaans an bis nach der Rückkehr aus Babel sehen wir die Grundlage des israelitischen Volkslebens in starker Selbständigkeit des Gemeindewesens bestehen. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf bildete eine eigene Gemeinde mit ihrer völlig freien Verwaltung und eigener Gerichtsbarkeit, die sich sogar auch über Leben und Tod erstreckte. Im Buche Ruth nimmt Boas, um einen rechtsgültigen Vertrag zu bewirken, in seinem Wohnorte Bethlehem „zehn Männer von den Aeltesten der Stadt", bringt sie nach dem Ring am Thore und vollzieht hier den Lösungsakt für die der Naemi von ihrem verstorbenen Manne zugefallenen verkauften Aecker. Die Anzahl der Aeltesten der Stadt mußte also eine größere als zehn sein (Vgl. Jirm. 32, 6 ff.). Als Isebel den Naboth mit einer Anklage überraschen und verderben will, wird die Stadtgemeinde Jesreel zu einem Gerichtstage versammelt und Naboth der Vorsitz gegeben; dann treten die erkauften Zeugen gegen ihn auf, schwören einen Meineid, bewirken dadurch die Verurtheilung Naboths, und seine Hinrichtung erfolgt durch das Volk. In gleicher Weise fand auch die Selbstverwaltung statt, und der

Einfluß der königlichen Macht bestand wesentlich nur in der Auferlegung von Steuern und in der Aushebung von Soldaten. Wurden diese drückend, so wurde das Volk schwierig, wie eben der Abfall der zehn Stämme es bethätigte und wie dies oft genug den Bürgerkriegen im Reiche Israel zu Grunde gelegen haben mag.

Bei genauerer Prüfung gewahren wir, daß das alte Israel der inneren Ruhe in einer merkwürdigen Weise sich erfreute.

Wir haben für einen Zeitraum von fünf Jahrhunderten von der Eroberung Kanaans bis zur Trennung in zwei Reiche, eigentlich nur den allgemeinen Bürgerkrieg gegen Benjamin, den partiellen zwischen Ephraim und Jephta und die Empörung Absaloms. Der erste hatte einen tief sittlichen, doch nur momentanen Grund, der zweite war blutig, aber ohne allgemeine Bedeutung und Folge; nur der dritte hatte einen politischen Charakter. Wir werden aber über diese außerordentliche innere Ruhe und Stetigkeit des israelitischen Volkes noch mehr staunen, wenn wir einen Blick auf seine Verfassungszustände werfen. Schon in Egypten bestand die Stammesabtheilung in Israel, denn sie war aus den Familien herausgewachsen und daher vor dem Volke da. Die mosaische Gesetzgebung ließ dieselbe nicht blos bestehen, sondern pflegte ihrer. Sie baute den Volksbestand auf den Bestand der Stämme auf. Jeder Stamm sollte ein für alle Zeiten abgegrenztes Gebiet besitzen, und selbst durch Erbschaft Landstücke des einen Stammes auf Personen des anderen nicht übergehen können; ein jeder Stamm hatte einen selbstgewählten Fürsten aus seiner Mitte an der Spitze, jeder seinen Heerkörper für sich gesondert. Hiermit war in dem Volke, so lange es sich auf diesem Grunde erhielt, die Stammesabtheilung verewigt. Erwägen wir, daß die mosaische Gesetzgebung mit derselben Energie die Selbstständigkeit der einzelnen Ortsgemeinden und wiederum das Bewußtsein der nationalen Einheit als „die ganze Gemeinde des Ewigen", „alle Söhne Israels", „das Haus Israel", nährte und stärkte: so ist es offenbar, daß ihr der Bestand der Stämme als ein Mittelglied nothwendig erschien, um jeden Despotismus der Nationaleinheit oder des Gesammtstaates gegen das Selfgovernment der Ortsgemeinden und die persönliche Freiheit der Individuen zu verhindern, und von diesem Standpunkte aus konnte ihr daher auch die Frage: ob Republik oder Monarchie? bei aller Vorliebe für die erstere soweit gleichgültig erscheinen, daß sie die

letztere für zulässig erklärte. Ein Blick auf den Verfolg der Geschichte erweist denn auch, daß sie sich nicht geirrt, wenn auch dieses Mittel bei dem Zunehmen des religiösen und sittlichen Verfalls der Nation nicht ausreichte, um den Sturz derselben zu verhindern. Welche andere Gefahr konnte aber nun aus diesem kräftigen Bestande der Stämme innerhalb der Nation hervorgehen? Die der inneren Kämpfe und Kriege zwischen den einzelnen Stämmen um Obherrschaft und Gebietsvergrößerung. Unter den Stämmen gab es größere und kleinere, mehr und minder kriegerische: wie sollte nicht die Versuchung naheliegen, daß sie unter einander in Hader gerathen und unaufhörliche Zerrüttung erfolgen würde? Vergleichen wir, was für Kämpfe unter den hellenischen Stämmen geführt wurden, welch erbitterter Streit bei ihnen um die Hegemonie stattfand, und wie Griechenland hierdurch nach kurzer Blüthe unter das mazedonische und dann das römische Joch sank: so müssen wir eine ähnliche Erscheinung auch im israelitischen Volke voraussetzen. Aber das gerade Gegentheil erweist sich uns als Thatsache. Die Stämme leben fünf Jahrhunderte friedlich neben einander; friedlich einigen sie sich, eine Monarchie zu gründen, und als die Krone vom Stamme Benjamin auf den Stamm Juda übergehen soll, genügt der Hinweis auf die Bruderschaft, um die streitenden Parteien auf dem Schlachtfelde selbst zu trennen; in friedlicher Weise wird die neue Dynastie anerkannt. Wenn zu diesem Ergebnisse beitrug, daß vom Beginne an zwei ziemlich gleich starke Stämme bestanden, Juda und Ephraim, daß ferner Moses in der Wüste das ganze Volk in vier große Lager zu je drei Stämmen theilte, so genügt dies doch lange nicht, es zu erklären, sondern wir müssen zwei große Momente hervorheben, durch welche es bewirkt ward: einerseits das ungetrübte, in seiner Einfachheit freie Leben des Individuums und der Ortsgemeinde, andererseits das starke Gefühl der Nationaleinheit in religiöser und nationaler Beziehung, gesichert durch die Feindseligkeit der umwohnenden Völker, welchen Israel stets ein Eindringling in das Land und in seinem Wesen von markirter Opposition war. Sowie also die Stammesabtheilung ein schützendes Mittel gegen die Staatsdespotie, für das Selfgovernment und die individuelle Freiheit war: so waren wiederum die letzteren mit dem Bewußtsein der Nationaleinheit die schützenden Mittel gegen die Kämpfe und den Zerfall der Stämme

unter einander. Dies ist eine große Lehre, welche uns, ja der ganzen politischen Welt, aus diesem Stück Geschichte des israelitischen Volkes hervorgeht. Wir gestatten uns nur die eine Bemerkung, daß die eben erkannte politische Wahrheit in unseren Tagen auch den Schlüssel zu der großartigen Erscheinung giebt, die in dem Siege der amerikanischen Nordstaaten über die Südstaaten liegt. Wenn in der Union die Souveränität der einzelnen Staaten die Staatsdespotie verhindert und damit die Freiheit der Individuen sichert, so sind die letztere und das Bewußtsein der Nationaleinheit stark genug gewesen, den Süden zu überwinden, wenn sie auch nicht vermocht hatten, die Rebellion des letzteren um seines vermeintlichen Rechtes auf Sklaventhum willen zu verhindern. Hätte die Sklaverei in den Südstaaten nicht bestanden, wäre die Gleichheit der Verhältnisse und des Gesetzes, wie in Israel, auch in den Süd-, wie in den Nordstaaten vorhanden gewesen, so wäre auch in der Union ein solcher Bürgerkrieg unmöglich gewesen.

3.

Wir haben also gesehen, daß das israelitische Volk auf die Prinzipien der persönlichen Freiheit, Gleichheit und des Selfgovernments gestellt war, und ein Grundgesetz hatte, in welchem diese höchsten Grundsätze bethätigt und gesichert waren, und daß die alte Stammesabtheilung gepflegt und nach Besitznahme des Landes in der Vertheilung desselben erst recht realisirt worden, wie uns die älteste Topographie (Jos. 15 ff.) erweist. Auch wurde es uns deutlich, daß ein sehr starkes Nationalgefühl und Nationalbewußtsein vorhanden, vom Gesetzgeber genährt und durch das religiöse Element gestärkt und gesichert war. Es fragt sich daher, welche Centralgewalt war nun gegeben, um die Nationaleinheit zu tragen und zu erhalten? Wir sehen uns hierbei gewissermaßen vor derselben Frage stehen, wie die nordamerikanischen Staaten, welche in ihrer Unabhängigkeitserklärung die Grundrechte der nordamerikanischen Bürger, das Selfgovernment der örtlichen Gemeinden und die Autonomie der einzelnen Staaten aufgestellt und verbürgt hatten, nach dem glücklich beendigten Kampf gegen die Engländer aber nun eine Constitution zu schaffen hatten, durch welche eine gesetzliche Centralgewalt errichtet werden sollte, die Trägerin der

Union, die Vertreterin der Nationaleinheit. In solcher Frage geht man nun gewöhnlich dahin auseinander, daß man von der einen Seite eine *starke* Centralgewalt verlangt, um dem Gesetze nöthigen Falls Individuen und einzelnen Staaten gegenüber Gehorsam verschaffen zu können, von der andern Seite eine *schwache, möglichst begrenzte*, um jedem Uebergriffe in die persönliche Freiheit, das Selfgovernment und die Selbstständigkeit der einzelnen Staaten vorzubeugen. Uns scheint diese Frage falsch gestellt, weil sie eben nur das Dasein einseitiger politischer Parteien ins Auge faßt, während die einzig richtige Frage ist: auf welche Weise wird das Nationalgefühl und das Nationalbewußtsein erhalten, genährt und gestärkt? Denn hieraus ergiebt sich die Nationaleinheit von selbst. Eine s. g. starke Centralgewalt wird der Nationaleinheit viel gefährlicher werden und das Ziel zuletzt verfehlen, wie wir gerade am israelitischen Volke sehen werden; sie wird jene höchsten Grundsätze und Güter der Nation, durch die Machtfrage getrieben, verletzen, den Kampf gegen sich heraufbeschwören, und entweder eine Reihe furchtbarer Erschütterungen, wie es bei den Franzosen der Fall ist, oder einen Zerfall der Nationaleinheit, eine Spaltung hervorbringen. Hingegen wird eine s. g. schwache und begrenzte Centralgewalt, getragen von einem starken und unwiderstehlichen Nationalbewußtsein, in der Stunde der Gefahr eine unermeßliche Kraft gewinnen, wie die amerikanische Union in diesen Tagen gezeigt hat.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird es uns deutlich, warum in der mosaischen Gesetzgebung, während sie die persönliche Freiheit, das Gemeinde- und Stammesleben mit so vielen Bürgschaften umgeben und das Nationalgefühl im stärksten Maße geweckt hat, eine Centralgewalt in nur schwachen Umrissen und ohne sie mit irgend äußeren Zwangsmitteln zu versehen, vorgezeichnet ist. Es ist einsichtlich, daß eine von ihr eingesetzte mächtige, mit bedeutenden Vorrechten ausgerüstete Centralgewalt zur Despotie umgeschlagen und ebenso bedrohlich für das religiöse Element, wie für die Freiheit der Individuen und die Selbstständigkeit der Stämme geworden wäre. Moses stellte daher nur behufs des bevorstehenden Eroberungskampfes Josua, den von seinem Geiste erfüllten und als Heerführer erprobten Jünger, als seinen Nachfolger mit denselben unbegrenzten Vollmachten, die er selbst besessen,

auf. Nach diesem war der Gedanke der Centralgewalt ungefähr folgender: es sollte ein Nationalheiligthum an einem bestimmten Orte bestehen, welches den Mittelpunkt der ganzen Nation bilden sollte; an diesem Orte sollte ein vom Volke gewählter „Richter", der aber auch der jeweilige Hohepriester sein konnte, die höchste Instanz in richterlicher und wohl auch administrativer Beziehung bilden; dieser oberste Richter war von Männern umgeben, die mit ihm den obersten Gerichtshof bildeten und theils aus den „Aeltesten", den Vertrauensmännern des Volkes, theils auch aus Priestern bestehen würde. War kein Richter da, so fungirten auch die Aeltesten allein. Alle Streitigkeiten konnten von den Ortsgerichten an diese oberste Instanz gebracht werden, und war dann der Gehorsam gegen ihre Entscheidung zur strengsten Pflicht, dauernde und tückische Widersetzlichkeit zum Capitalverbrechen gemacht. [1]) Trat nun Gefahr von außen heran, so war dieser Richter selbstverständlich auch zum Heerführer berufen. Man kann ihn also als den Präsidenten der Republik betrachten, als den Träger und Vollstrecker der Centralgewalt. Jedenfalls war diese durchaus nicht mit der priesterlichen Würde verbunden, und ebenso war auch das Prophetenamt nicht in ihm enthalten gedacht, obgleich sich diese Aemter auch in einer Person finden konnten (5 Mos. 16, 18 ff.). Daß der Schofet nicht blos in juridischer Beziehung als die Spitze gedacht war, ersieht man daraus, daß derselbe Titel den Präsidenten oder Consuln der karthagischen Republik beigelegt war. In der historischen Wirklichkeit nun gestaltete sich dies so: nachdem nach dem Tode Josua's die „Aeltesten", also ein oberster Rath ohne eine bleibende Spitze die Angelegenheiten des Volkes geleitet, die feindlichen Angriffe aber von den verschiedensten Seiten und mit ungünstigem Erfolge für Israel sich mehrten, erstand bald hier, bald dort ein tapferer und begeisterter Mann, welcher die Gefahr abwehrte und den Feind zurückwarf, und nun vom Volke als „Richter" anerkannt wurde, und als solcher bis zu seinem Tode fungirte. Da aber diese Feinde an den verschiedenen Grenzstrichen standen, so folgten gewöhnlich nur die zunächst

[1]) Nach der Tradition ist nur der Richter, Mitglied eines Ortsgerichtes, welcher gegen die Entscheidung des Obergerichtes nicht blos sich ausspricht, sondern zum Dawiderhandeln veranlaßt, des Todes schuldig (Sanhedr. Mischn. 10, 2. 4.).

bedrohten Stämme dem Heerbann des Richters, und seine Autorität erstreckte sich nur über diese Stämme. So kam es, daß bisweilen sogar mehrere Richter zu gleicher Zeit bestanden, ohne daß jedoch hierdurch irgend ein Kampf unter ihnen entstanden wäre, da eben das Richteramt nur auf freiwilliger Uebertragung beruhete. Als aber endlich die feindlichen Nachbarvölker immer mächtiger wurden, besonders der kriegerische Stamm der Philister im Westen, von Süden her die Amalekiter und Midjan, von Osten Moab und Ammon, von Norden die Aramäer, wurde sich das Volk bewußt, daß die zersplitterten Kräfte der vereinzelten Stämme nicht ausreichten, um den Bestand der Nation zu sichern, und das Institut der freigewählten und in ihrer Autorität lokal beschränkten oder nur wenig geachteten Richter erschien abgenutzt. Es verlangte daher nach einer stärkeren Centralgewalt, nach einer, die Stämme zu fester Nationaleinheit bindenden Macht, nach dem Königthume.

Schon in der mosaischen Gesetzgebung war dies vorausgesehen, und da, wo über die Centralgewalt gehandelt und diese in einem Schofet aufgestellt wird, wird sofort zugestanden, daß dieser auch ein „König" (מלך) sein könne (5 Mos. 17, 14 f.). Wie war nun dieses Königthum von der mosaischen Gesetzgebung gedacht? Sie sieht es allerdings als eine fremde Institution an, welche von Israel angenommen werden dürfe.[1]) Sie giebt aber nicht im Entferntesten zu, daß es ein absolutes oder gar despotisches werden solle. Der König wird auf das gesammte bestehende Gesetz verpflichtet, und darf an demselben so wenig, wie ein anderer Israelit, Etwas ändern; vielmehr hat er es in allen seinen Handlungen als einzige Richtschnur vor Augen zu haben — und soll deshalb eine Abschrift selbst verfertigen, darin stets lesen und sie bei sich haben (V. 18. 19), und vor Allem die Israeliten als gleichberechtigte Brüder ansehen (V. 20). Andrerseits wird ihm verboten, Rosse, Frauen und Reichthümer allzusehr zu mehren. Der König wurde vom Volke gewählt, und dieses war hierin allein insofern beschränkt, als es ein Israelit, kein „ausländischer Mann" sein durfte (V. 15.). Der zukünftige König

[1]) Es geht dies aus V. 14 „wie all' die Nationen, die rings um mich" klar hervor. Die Tradition aber sah von V. 14 ganz ab, berücksichtigte nur das שוס.

sollte auch zu diesem Amte von Gott erwählt sein, ohne daß in der Schrift angegeben ist, auf welche Weise sich diese Wahl bekunden sollte. Hierzu kommt, daß bei allen Akten des israelitischen Volkes ein vertragsmäßiges Vorgehen angenommen wurde. Selbst das Verhältniß zur göttlichen Offenbaruug, die Verpflichtung auf das Gesetz wird als auf einem Vertrage beruhend, durch eine öffentliche feierliche Zustimmung des gesammten Volkes geschlossen dargestellt. So war auch vorausgesetzt, daß das Königthum auf einem solchen Vertrage zwischen Volk und König, in welchem also die Rechte und Pflichten von beiden Seiten ausgesprochen wären, beruhen werde. Diese Wählbarkeit des Königs beschränkte sich zwar auf dessen Person, doch ist V. 20 auf eine Erbfolge als möglich hingedeutet. Das israelitische Königthum war also durchaus ein konstitutionelles, indem das bestehende Gesetz, der Vertrag und das Wahlrecht des Volkes die konstitutionellen Garantien ausmachten.

Als nun die israelitische Republik wirklich in die Monarchie überging, wurden alle diese Bedingungen aufrecht erhalten; die strenge Einhaltung des Gesetzes wurde zur ersten Bedingung und davon die Aufrechterhaltung des Königthums bei der Person des Königs und dessen Familie abhängig gemacht. Das Volk hatte zwar sein Wahlrecht in die Hände Samuels gelegt, aber er hielt doch eine Volksversammlung, um die Wahl von ihr bestätigen zu lassen; und es wurden die Rechte und Pflichten des Königs wie des Volkes niedergeschrieben und so ein förmlicher Vertrag geschlossen (1 Sam. 10, 25). Als Saul vom Gesetze abwich, wurde er von Samuel des Thrones verlustig erklärt, und obschon dies für die Person des Königs keine faktische Folge gehabt zu haben scheint, so fand darin doch Samuel die Berechtigung, einen Nachfolger zu erwählen, dessen Regierung aber die Schrift selbst erst von dem Zeitpunkte an datirt, wo das Volk ihm huldigte, und zwar theils als ihn Juda, sein väterlicher Stamm, anerkannte, theils nachdem ihm ganz Israel zugefallen, bei welcher letzteren Gelegenheit wiederum ein wirklicher Vertrag abgeschlossen wurde (2 Sam. 5, 3). Die Abschließung eines solchen Vertrags zwischen König und Volk wird auch noch bei der Huldigung des Königs Joas erwähnt (2 Kön. 11, 17.).

Allein zu diesen Bedingungen des israelitischen Königthums, das somit ein wählbares, konstitutionelles und bei gröblicher Ver-

letzung des Gesetzes sogar widerrufliches war — denn selbst der Abfall der zehn Stämme (unter Jerobeam) wird von der Schrift als ein von Gott vorgesehner und gebilligter Vorgang geschildert, und Jerobeam durch einen Propheten zum Abfall aufgefordert, ihm die königliche Würde über zehn Stämme verliehen und im Falle des Gehorsams gegen das Gesetz ein dauerndes Königthum verheißen (1 Kön. 11, 38) — zu diesen Bedingungen, sagen wir, kam vom Beginne an noch ein anderes eigenthümliches Element. Dem tiefblickenden Geiste Samuels mußte es einleuchtend sein, daß gerade die Einschränkungen, welche diese konstitutionellen Bedingungen dem Könige setzten, diesen leicht veranlassen mußten, um seine Machtsphäre zu erweitern, über das Gesetz hinaus zu gehen; ja, daß er oder seine Nachfolger im Laufe der Dinge der Versuchung anheimfallen werden, gegen das ganze religiöse Wesen Israels aufzutreten, es zu beseitigen, um an dessen Stelle ein rein politisches Königthum, ein absolutes und despotisches, wie es in Asien überall zu finden, aufzurichten. Samuel wollte daher dem israelitischen Königthume ein besonderes religiöses Moment einsenken, und dies war dem gottbegeisterten Propheten völlig natürlich. Ihm war, und so stellte er es auch dem Erkorenen und dem Volke selbst vor, der König von Israel ein Erwählter Gottes, auf welchen ein göttlicher Geist gelegt werde; und in diesem Sinne salbte er den König mit dem heiligen Salböl, mit welchem der Hohepriester gesalbt wurde (1 Sam. 10, 1). Er spricht dabei ausdrücklich die Worte: „Siehe, so salbet dich der Ewige über sein Erbe zum Fürsten." Ebenso salbte er, als er Saul verworfen hatte, den David (1 Sam. 16, 13); ja, als David von allen Stämmen anerkannt wurde, salbten ihn „die Aeltesten Israels zum Könige über Israel" noch einmal. Hierdurch wurde der israelitische König auf einen ganz eigenthümlichen Boden versetzt. Man erinnere sich, daß dieses Salböl aus ganz besonderen Stoffen vorschriftsmäßig bereitet, und selbst seine Bereitung durch Nichtpriester mit der Strafe der Ausrottung bedroht war. Mit diesem Salböle wurden die Heiligthümer, der Hohepriester und die Priester gesalbt: es sollte hochheilig und Alles, was damit gesalbt würde, heilig sein (2 Mos. 30, 22 f.). Wurde also der König mit diesem Salböl gesalbt, so war er dadurch aus der Sphäre einer blos politischen Macht, wie es der „Richter"

war, in die des Heiligthums, oder doch des Heiligen versetzt. Verbinden wir diesen Begriff mit jenem Grundsatz, daß der israelitische König, wenn er das Gesetz dauernd verletzte, der Krone verlustig sein sollte, so beschränkt sich die durch die Salbung bewirkte Heiligung auf die Unantastbarkeit der königlichen Person. In diesem Sinne wurde es auch sofort verstanden, und als die Person Sauls in die Hände Davids gefallen, und die Genossen des letzteren ihn aufforderten, sich zu rächen, verweigerte er es, „seine Hand gegen den Gesalbten des Ewigen auszustrecken, denn der Gesalbte des Ewigen ist er" (1 Sam. 24, 7.), ja er machte sich Vorwürfe, daß er nur den Zipfel seines Mantels abgeschnitten (V. 6.). Es ist offenbar, daß der König hierdurch einen religiösen Nimbus erhalten sollte, der nicht allein den König, so lange er dem Gesetze folgte, vor jeder Widersetzlichkeit bewahren, sondern ihn auch an die Lehre und das Gesetz, mit einem Worte, an die Religion Israels knüpfen sollte. Zog der König aus der Religion eine höhere Weihe seiner Würde und Person, so war er darauf hingewiesen, diese Religion selbst zu stützen und festzuhalten.

In der That ging der Zweck, den die Annahme der Monarchie hatte, in Erfüllung. Schon Saul und Jonathan, noch mehr David demüthigten alle feindlichen Nachbarvölker so sehr, daß nicht allein die vierzigjährige Regierung Salomons eine völlig friedliche war, sondern überhaupt von da ab eine Gefahr für Israel erst wieder durch die großen asiatischen Dynastien der Aramäer, Assyrer und Chaldäer hereinkam. Dahingegen stieß die Stärkung der Centralgewalt alsbald auf ihre natürliche Opposition. Zunächst ergaben sich Beschränkungen und Belastungen der Individuen, welche in dem, ungebundener Freiheit gewohnten Volke den Geist der Widersetzlichkeit weckten. Die unaufhörlichen Kriege, welche die Könige zu führen hatten, um das Land von den darin noch wohnenden Völkerschaften zu säubern, die Grenzen zu sichern und zu erweitern, brachten ein stehendes Heer wie von selbst mit sich und erforderten die Anstrengungen des Landes. Mit der Entwickelung des Königthums kamen neue Bedürfnisse in Hofstaat und Bauten, und mit dem Siege auch die größere Machtfülle und deren Ausübung. David mußte an Organisation der Verwaltung denken, Städte befestigen, Burgen bauen, Statthalter und Beamte einsetzen, wodurch die Freiheiten des Volkes beschränkt wurden.

Selbst die Gerichtspflege mußte sich stärker konzentriren, da jetzt ein allgemein anerkannter und dauernder oberster Richter vorhanden war; auch dies mußte in vielen Individuen Feindseligkeit erwecken. Von der anderen Seite wurde die Selbstständigkeit der Stämme in ihren abgegrenzten Landestheilen betroffen, und die Rivalität geweckt, da der Stamm, welchem der König angehörte, eine gewisse Superiorität beanspruchte. So war es Benjamin, der ganz besonders überredet werden mußte, als die Krone von der Familie Sauls auf David übergehen sollte (2 Sam. 3, 19.). Das Stammesgefühl und das Nationalbewußtsein lagen hier immer im Streite mit einander. Als die Stämme Israels David zum Gesammtkönig machen wollen, sagen sie: „Siehe, dein Gebein und Fleisch sind wir" (2 Sam. 5, 1.) — dies ist der Ausdruck des Nationalbewußtseins; während bei jedem Abfall sie sprechen: „Wir haben keinen Theil an David und keinen Erbbesitz am Hause Isai's" (1 Könige 12, 16.) — dies ist der Ausdruck des Stammesgefühls.

Von hier aus sind sowohl die Empörungen unter David als auch der Abfall der 10 Stämme erklärlich. Der große Erfolg, den die Empörung Absaloms hatte, läßt sich lediglich aus den Lasten und Beschränkungen herleiten, welche die starke Centralgewalt dem Volke auferlegte; denn der Stamm Juda nahm ebenso vielen Antheil daran, wie die übrigen Stämme. Aber nach dem Siege drängte sich der Stamm Juda, obwohl er anfänglich sich zurückgehalten hatte, den König zurückzurufen, vor den übrigen Stämmen vor, so daß die letzteren davon verletzt wurden (2 Sam. 19 12 ff.), und eine neue Rebellion unter einem gewissen Scheba aus Benjamin diese Mißstimmung benutzen wollte, aber doch nicht genug Anklang fand, und darum bald niedergeschlagen wurde.

Unter Salomo wurden die Lasten immer größer und die Centralgewalt straffer, und nahm zuletzt den Charakter des Absolutismus an. Wenn auch der friedliche Charakter, den die Regierung Salomo's bewahrte, dem Volke viele Belastung ersparte und ihm Ruhe gewährte, seinem Gewerbe, das ist dem Ackerbau, obzuliegen, so entfaltete doch der König eine Verschwendungssucht, die, nachdem sie das wohlthätige Werk der Errichtung eines Nationalheiligthums vollbracht, sich in Prachtbauten aller Art befriedigte, in der Verbindung mit den Herrschern anderer Völker, insbesondere in

der Vermählung mit fremdländischen Prinzessinnen, in der Etablirung einer Haremswirthschaft, ja auch in kostspieligen Versuchen, Schiffahrt und Handel dem dazu ungeeigneten Volke zu schaffen, die Kräfte des verhältnißmäßig armen Landes erschöpfte und das Volk mit Steuern und Abgaben bedrückte. Hierbei ist nicht zu übersehen, daß Salomo auch zur Erschlaffung des religiösen Geistes, der sich unter David so herrlich gekräftigt und im Beginne der Regierung Salomo's einen so großen Aufschwung genommen hatte, viel beitrug. Er, der Erbauer des Tempels, ließ den Götzendienst seiner fremden Weiber zu, und erbaute ihnen Altäre und Capellen. Bei der noch immer wenig befestigten religiösen Energie des Volkes, bei der Beweglichkeit, mit welcher es sich noch immer dem Heidenthume der Nachbarvölker so leicht hingab, war dieses Beispiel von unberechenbar schlimmen Folgen, und leitete gewissermaßen das Volk an, sich dem Nationalheiligthum zu entfremden. Daß der religiöse Geist unter Salomo bedeutend an Kraft verlor, giebt auch die spätere Zeit zu erkennen, da sie sonst schwerlich das Buch Kohelet dem Salomo zugeschrieben hätte, und die Legende von Asmodi, der die Stelle Salomo's eine lange Zeit eingenommen habe, das Urtheil der Nachwelt in dieser Hinsicht einschließt. Ein Abfall vom Davidischen Hause war daher, wie die Erzählung von dem Begegniß des Ephraimiten Jerobeam mit dem Propheten Achijah erweist (1 Kön. 11, 26 f.), bereits unter Salomo verbreitet, und hier trat nun das Stammesbewußtsein als Faktor hervor; man setzte eine Trennung von zehn Stämmen voraus, so daß nur Juda, mit welchem durch seine geographische Lage und durch seinen gemeinsamen Antheil an Jerusalem, Benjamin politisch verschmolzen war, bei dem Davidischen Hause verbliebe. Salomo aber hielt die Zügel der Regierung in festen Händen, wie er denn auch die Verbrechen bestrafte, die David wegen der noch fühlbaren Schwäche der Centralgewalt ungerächt gelassen hatte, und es wurde ihm leicht, den Aufstand des Jerobeam, den er selbst über Ephraim und Manasse gesetzt, niederzuhalten. Mit um so größerer Gewalt brach der Aufstand nach seinem Tode aus. Doch noch immer waltete das Gefühl der Nationaleinheit vor, und hielt anfänglich das Volk zurück. Abgeordnete trugen dem jungen Könige Rehabeam die Beschwerden vor und verlangten Erleichterung und Abhülfe. Wäre der junge

Erbe des Thrones sich des Ursprungs seiner Krone, des Wahlrechtes des Volkes, des Vertrages, auf welchem die Monarchie beruhete, und des Grundgesetzes, auf das die Volksexistenz gestellt war, bewußt gewesen. so hätte er nachgegeben und das Volk in seinen gerechten Forderungen befriedigt. Damit hätte er aber den Absolutismus der Centralgewalt, den sein Vater geschaffen, aufgeben müssen, und dies wollte er nicht. War es auch rühmlich, daß er in die schlaue Hinterlist, welche ihm die alten Räthe seines Vaters vorschlugen, nicht willigte, so lag denn doch nur das absolutistische Motiv zu Grunde, und dies brach sich nun an dem Freiheitsgefühle des Volkes, welchem das Stammesgefühl zu Hülfe kam. Diesmal trat dem Stamme Juda der mächtige Stamm Ephraim gegenüber. In der ganzen bisherigen Königsgeschichte hatte dieser keine Rolle gespielt; durch Jerobeam war sein Geist geweckt, und so trat er an die Spitze des Volkes. Der Bruch war geschehen; die zehn Stämme bedienten sich ihres Wahlrechtes, einen neuen König zu wählen; es bestanden nunmehr zwei Reiche nebeneinander; die Nationaleinheit war gebrochen.

XIV.

Das Königthum „von Gottes Gnaden."

Veranlaßt durch die Krönung in Königsberg entspann sich in der Presse ein lebhafter Streit über das Königthum „von Gottes Gnaden", d. h. die Heilighaltung der Königswürde als einer unmittelbar auf Gott zurückzuführenden Institution. Es ist nun nicht unsere Absicht, über den Begriff, die Richtigkeit und die Wirksamkeit dieser Bezeichnung unsererseits uns auszulassen. Aber man hat dieselbe als jüdischen Ursprungs, als aus unserer heiligen Schrift erflossen ausgegeben; man bezeichnete diese Vorstellung als eine jüdisch-byzantinische, die aus dem Judenthume in das byzantinische Reich, und von da aus im Mittelalter in die ganze Christenheit übergegangen sei. Es ist doch eigenthümlich, daß die deutsche Gründlichkeit und Gelehrsamkeit die deutschen Gelehrten überall im Stich läßt, sobald Etwas Judenthum und Juden berührt. Sehen wir also ganz vom objektiven und geschichtlichen Standpunkte aus nach, wie sich die Sache eigentlich verhält. Es ist bekannt, daß das mosaische Gesetz der monarchischen Staatsverfassung nicht geneigt war. Wie überall im vollen Gegensatz zu Aegypten befindlich, setzte Moses eine republikanische Verfassung unter dem jeweiligen Hohenpriester, oder einem zeitweiligen Schofet (Richter, Präsident) ein, und gestand die Monarchie nur als eine Eventualität, welche die Israeliten nach dem Beispiele der umwohnenden Völker annehmen könnten, zu. „So du in das Land kömmst, das der Ewige, dein Gott, dir giebt, daß du es einnimmst und darin wohnest und du sprichst: ich will über

mich einen König setzen, wie all' die Nationen rings um mich, so magst du über dich einen König setzen u. s. w.", heißt es 5 Mos. 17, 14.[1])

Wirklich ging daher auch der staatliche Entwickelungsgang bei den Israeliten gegensätzlich wie bei den Griechen und Römern. Bei diesen ging das Königthum in die Republik über, bei den Israeliten die Republik in das Königthum. Daß dieseser Uebergang vom israelitisch-religiösen Standpunkte aus nicht gebilligt, sondern als unisraelitisch von den umwohnenden Völkern angenommen und als eine Verletzung Gottes selbst angesehen wurde, ist aus 1 Sam. Cap. 8 ersichtlich. Hier heißt es: „Da versammelten sich alle Aeltesten Israels und kamen zu Samuel nach Ramah und sprachen zu ihm: Siehe, du bist alt und deine Söhne gehen nicht in deinen Wegen: setze uns nun einen König, uns zu richten, wie alle Völker. Die Sache mißfiel aber in den Augen Samuels, als sie sprachen: Gieb uns einen König, uns zu richten u. s. w." (4—6.). Ja, es wiederholt sich dies 10, 19: „Ihr aber habet heute verschmähet euren Gott, der euch geholfen aus allen euren Nöthen und euren Leiden, indem ihr sprachet zu ihm: Einen König setze über uns!" Vgl. 12, 12. Es versteht sich, daß diese Mißbilligung die Institution des Königthums an sich betraf; war sie aber einmal angenommen, so mußte die Wahl des israelitischen Königs unter der Einwirkung Gottes geschehend gedacht werden, wie schon 5 Mos. 17, 15. angedeutet wird: „welchen der Ewige, dein Gott, erwählen wird", und auch im Buche Samuels an den angeführten Stellen. Die traditionelle Auslegung ging freilich von der entgegengesetzten Ansicht aus, und erhob, das ואמרת und 1 Sam. 8. ff. unberücksichtigt lassend, sondern שום תשים als Imperativ annehmend, die Einsetzung eines

[1]) Die moderne Kritik hat dieses ganze Kapitel über das Königthum für ein späteres Einschiebsel ausgeben wollen. Dann würde also Moses die monarchische Verfassung nicht einmal zugegeben haben. Aber die Unhaltbarkeit dieser Hyperkritik zeigt sich leicht. Jeder Vorurtheilslose wird an der Naivetät und Einfachheit, die aus diesem ganzen Abschnitt über das Königthum in die Augen springt, die Ursprünglichkeit desselben erkennen und einsehen, daß einem entwickelten, wirklichen Königthum gegenüber eine absichtliche Einschiebung ganz andere, nachdrückliche, entweder befestigende oder beschränkende Bestimmungen enthalten haben würde.

Königs zum Gebote[1]), so daß es den Israeliten als Fehler angerechnet wird, sich nicht sogleich nach der Einnahme des Landes einen König eingesetzt zu haben.

Sehen wir nun auf die Geschehnisse bei der Einsetzung des Königthums, so vollzieht diese Samuel, indem er bei der Begegnung mit Saul ihn mit Oel salbet[2]), so wie er auch den Jüngling David zum zukünftigen Könige salbt. Dann aber läßt er den Saul auch durch das Volk zum Könige wählen. Wie das Königthum alsbald angesehen ward, ersieht man aus den Worten Davids in der Höhle, als man an den ihn verfolgenden Saul Hand anlegen wollte (1 Sam. 24, 7.): „Fern lasse es von mir der Ewige sein, daß ich solche Sachen meinem Herrn thue, dem Gesalbten des Ewigen, meine Hand wider ihn auszustrecken, denn der Gesalbte des Ewigen ist er.“ Hieraus erkennt man Zwiefaches: 1) daß in der Salbung eine symbolische Heiligung, eine Verbindung der Königswürde mit Gott, ein unmittelbares Verhältniß der Königswürde zu Gott und darum die Unantastbarkeit der gesalbten Person des Königs enthalten war, 2) aber daß diese Begriffe, so wie die Sitte selbst gleich mit dem Beginne des Königthums in Israel geltend waren, ohne etwa vom Gesetze vorgeschrieben zu sein, so daß sie wie das ganze Königthum von den anderen Völkern nach Israel mit hinübergenommen sein müssen. Dies wird dadurch bestätigt, daß schon im Buche der Richter in der bekannten Parabel (9, 7 ff.) aus einer Zeit, bevor ein König in Israel eingesetzt war, vom Salben des Königs die Rede ist: „Es gingen die Bäume, einen König über sich zu salben“, so daß also die Vorstellung des Salbens der Könige, identisch mit ihrer Einsetzung, gang und gäbe war. So soll auch Elias 1 Kön. 19, 15. 16. einen nichtisraelitischen König, so wie Elischa „zum Propheten“ salben, und letzteres wird auch Jes. 61, 1., wenn auch nur figürlich, gesagt.

[1]) Sanhedr. 20, 2.; Rambam Hilch. Mel. I, 1. Zu bemerken ist, daß nach den angeführten Stellen sowohl aus der Thora als aus 1 Sam. das Königthum als חוקת הגוי bezeichnet, also dargethan wird, daß, wo es keine götzendienerischen und lasterhaften Gebräuche und Gesetze gilt, die Nachgiebigkeit gegen חוקת הגוי durchaus nicht dem Sinne und Geiste der heiligen Schrift widerspricht.

[2]) Siehe über das Salben der israelitischen Könige Ausführliches in unserm Bibelwerke Th. II, S. 286 ff.

Und dies erweiset denn auch die Geschichte hinlänglich. Bei allen alten Völkern fand die Vorstellung statt, daß das Königthum unmittelbar von den Göttern herrühre, daß der königlichen Würde und Person die Heilighaltung gleich den Göttern zukäme, unbedingter Gehorsam und Unantastbarkeit den Königen von ihren Unterthanen pflichtschuldigst gebühre. Geben wir hierfür einige Beweise. Bei den Indern fand die Verehrung des Königs gleich den Göttern im ausgedehntesten Maße statt. Manu's Gesetzbuch führt die Vergleichung des Königs mit allen Göttern bis ins Detail aus; dann heißt es: „Niemals darf der Herrscher verachtet werden, auch wenn er noch ein Kind ist, denn es wohnt eine große Gottheit in dieser menschlichen Form." (Manu 7, 8.)

Aber noch früher, als bei diesen, war die Vergötterung der Könige bei den Egyptern heimisch, und so hoch auch über dem Volke die Priesterkaste stand, so war diese dennoch gleich dem übrigen Volke den Königen sklavisch unterworfen. Diodor berichtet: „Die Egypter hätten ihre Könige geehrt und wären vor ihnen niedergefallen als ob sie wirklich Götter wären. Von Denjenigen, welche so große Wohlthaten erzeigen könnten, wie die Könige, hätten die Egypter angenommen, daß sie der Natur der Götter theilhaftig seien" (1, 90.). Nach der Lehre der egyptischen Priester stammten ihre Könige nicht allein von den Göttern ab, sondern sind selbst Götter. Sie heißen nicht blos Söhne Ammons, Söhne der Sonne, sondern sie sind ihren Unterthanen diese „Sonne selbst, welche der Welt geschenkt ist", welche über dem Lande strahlt und Segen und Gedeihen giebt, sie sind „Spender des Lebens" wie der Sonnengott u. s. w., ja, sie wurden selbst von den Göttern gepflegt und bedient, wie die Darstellungen in Tempeln und Palästen vielfach sehen lassen. Diese Vorstellung der Egypter reicht bis in die älteste Zeit der Pyramiden, also lange vor der Auswanderung Israels, hinab und erhielt sich über die Ptolemäer bis zu den römischen Kaisern hinaus. Die persischen Könige verlangten nicht nur eine ähnliche Verehrung, sondern verhängten, nicht etwa bei offenbarer Widersetzlichkeit, sondern wenn in leisester Weise ihrem Willen oder selbst nur ihrem Wunsche nicht unbedingt Genüge geschah, die scheußlichsten Strafen, wie sie die Geschichte in den rohesten Zeiten nicht härter aufzuweisen hat. —

Aber auch bei den Griechen war die gedachte Vorstellung die ursprüngliche. Bei Homer wird den Königen aufs häufigste die Bezeichnung διογενής, von Zeus erzeugt, beigelegt, womit nicht sowohl die wirkliche Abstammung, als daß sie von Zeus eingesetzt, geschützt, geheiligt sind, angedeutet werden soll. Hesiod (Theog. 96) nennt sie ἐκ Διὸς βασιλῆες. Dies ist um so prägnanter, als bei Aeschylus die Götter selbst Θεοὶ διογενεῖς heißen. In gleicher Weise wird den Königen bei Homer das Beiwort διοτρεφής, von Gott genährt, gepflegt, geschirmt, gegeben, und noch Pindar besingt sie als ἱεροὶ βασιλεῖς „heilige, geheiligte Könige."

Wenn wir demnach hier nicht zu untersuchen haben, in wie fern die geschilderte Vorstellung in der monarchischen Verfassung überhaupt berechtigt sei, und in der modernen Welt noch im Bewußtsein der Völker liege, so geht doch aus der obigen Untersuchung klar hervor, daß sie kein Erzeugniß des Judenthums, sondern bei allen alten Völkern vorhanden gewesen, vielmehr erst von diesen in Israel übergegangen sei. Wir glauben dies so klar und zweifellos nachgewiesen zu haben, daß wir mit Recht abermals die Warnung herausziehen können, hinsichtlich dessen, was man dem Judenthume zuschreibt, vorsichtiger zu sein, um nicht immer wiederholt der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen.

XV.

Die stehenden Heere.

Um was es sich gegenwärtig, wie seit langer Zeit, auf dem europäischen Continente handelt, das ist: ob Militärstaat, ob Verfassungsstaat, der erstere gleichbedeutend mit dem Absolutismus und konkret ausgesprochen in den großen stehenden Heeren, während der Verfassungsstaat die bürgerliche Freiheit in gesetzlicher Ordnung enthält, und auf der Volksbewaffnung oder dem Volksheere beruht. Diese Frage beschränkt sich nicht etwa gegenwärtig auf Preußen: sie ist dieselbe in Frankreich, Oesterreich und Rußland, sie ist dieselbe in Italien. Stellen wir uns bei den großen geschichtlichen Erscheinungen niemals ganz und gar auf eine Seite, um von hier aus das Verdammungsurtheil gegen die andere zu schleudern, streben wir vielmehr nach einem objektiven Verständniß. Die Inhaber der absoluten Macht, welche sich diese bewahren wollen, und hierzu den großen Apparat von Werkzeugen, den sie zu Gebote haben, benutzen, haben für sich eine gewisse Berechtigung aus ihrer aus der Geschichte erwachsenen Stellung. Um so weniger aber haben sie das Recht, die Verkünder und Träger der ihnen entgegenstehenden und entgegenwirkenden Grundsätze als Sünder und Verbrecher zu behandeln. Die großen stehenden Heere haben sich nicht blos in prinzipieller, sondern auch in materieller Weise für die Völker lästig und endlich gefährlich bewiesen. Es ist dies immer der Gang der Vorsehung innerhalb der Menschenwelt, daß ein großes Prinzip zuerst ideal erscheint, theoretisch sich Bahn bricht, als Gedanke und geistiges Bedürfniß sich Geltung verschafft, dann aber auch sich materiell fühlbar macht, bis die ideale und reale Nothwendigkeit sich untrennbar verschmolzen haben, und so die

Frucht am Baume des Lebens reif geworden. So lange ein großes stehendes Heer, in seinem Geiste und seiner Instituirung vom Volk getrennt, besteht, so lange kann von einer dauerhaften konstitutionellen Verfassung, von den Garantieen, welche sie der bürgerlichen Freiheit gewährt, nicht die Rede sein. Nicht blos, daß jenes zu aller Zeit die Waffe hergiebt, um die Verfassung zu verletzen oder ganz niederzuschlagen, wozu die Konflikte niemals ausbleiben, nicht blos, daß ein großes stehendes Heer früher oder später zu Plänen der Einwirkung auf andere Staaten, zum Kriege führt, ja nöthigt; sondern es wird schon an sich auf den Geist eines Theiles des Volkes so wirken, daß dieser von einem konstitutionellen freiheitlichen Staatsleben gar keinen Begriff hat, und so auch die oberen Werkzeuge nicht fehlen, um jenes zu stören oder zu zerstören. Das Beispiel hiergegen giebt England, welches stets nur ein kleines stehendes Heer, das in der Masse des Volkes verschwindet, besaß, und dessen militärische Hauptstärke glücklicherweise nur in der Marine besteht, die auf das Innere keinen Einfluß üben kann. Aber abseitens dessen ist die Erhaltung großer stehender Heere finanziell und nationalökonomisch eine sich immerfort steigernde Bürde, welche den Ruin des Finanzwesens und eine immer fühlbarer werdende volkswirthschaftliche Beschädigung herbeiführt. Und dies ist dann die Achillesferse, welche eine unheilbare Wunde für den gewaffneten, mit Schwert und Geschoß gerüsteten Mann empfängt.

Die Frage liegt uns daher ganz nahe: wie steht der Mosaismus diese Verhältnisse an? Und mit Recht sagen wir ganz nahe. Denn die großen Kriegerkasten in Aegypten und in Indien, die großen stehenden Heere in Persien und Syrien, die Legionen Roms brachten schon dasselbe Loos über die alte Welt, und ihnen unterlag wiederholt, wenn auch mehreremal nach schwerem Kampfe, das kleine Judäa. Ja in diesem selbst ging diese ganze Frage über die Bühne, und brachte Jerusalem zu seinem ersten Falle. Es sind nur einfache Worte, welche uns aus der Thorah selbst hierüber entgegenklingen. Da Israel gestattet wird, nach der Entwicklung seines staatlichen Lebens einen König über sich zu setzen, da wird es als Bedingung aufgestellt: „Nur (רק) mehre er sich Rosse nicht, und nicht führe er das Volk nach Aegypten zurück, um viele Rosse zu erwerben“ (5 Mos. 17, 16.). Die Reiterei war aber vorzugs-

weise der Haupttheil der ägyptischen Heere, steht hier daher für Heer überhaupt, in ihrer Erwerbung liegt der Charakter des stehenden und abgesonderten Heeres, der nationalen Heerverfassung Israels gegenüber. Von dieser Seite her stellte dann auch Samuel dem Volke, das einen König haben wollte, die Gefahr vor, indem er als die nothwendige Folge die Aufstellung eines mächtigen Heeres mit Militäraristokratie [1]) und allen den Wirkungen gegen Verfassung und durch Steuerdruck klar und beredt schilderte (1 Sam. 8, 11 — 18). So zählte denn auch David schon das Volk aus militärischen Motiven, und Salomo besaß bereits eine Reiterei von 12,000 Mann. In ganz bestimmter und erkennbarer Weise organisirte aber Moses die Volksbewaffnung, und setzte das Volksheer als Gegensatz zu den großen stehenden Heeren Aegyptens und der asiatischen Dynastien ein. Durch das Gesetz wurde jeder Israelit vom 20sten Lebensjahre an kriegspflichtig, und dauerte je nach der Tüchtigkeit des Mannes die Kriegspflichtigkeit deren Endziel durch eine Zahl nicht angegeben wird. Zu diesem Zwecke waren die Stämme in Rotten von je 1000, diese von je 100, 50 und 10 Mann mit ihren Anführern getheilt, und darüber Listen geführt. Hieraus ging auch hervor, daß die Verwandten im Kampfe zusammenstanden. Brach ein Krieg aus, so wurde je nach dem Bedürfniß an Streitkräften eine bestimmte Zahl aus der Masse der Kriegspflichtigen von jedem Stamme gestellt, wofür sich mehrere Beispiele in der Schrift finden. Nach Beendigung des Krieges wurden sie nach Vertheilung der Beute in ihre Heimath entlassen. Diese nationale Heeresverfassung erhielt sich bis selbst in die spätere Zeit der Könige, wenn auch die vielfachen Kämpfe nothwendig machten, daß sich allmälig ein kleines stehendes Heer aus dem Volksheere heraus entwickelte.

Wir haben also allerdings auch in diesen wenigen Zügen eine scharfe Ausprägung der Prinzipien. Dem Militärstaate und den abgesonderten großen stehenden Heeren gegenüber das staatliche Verfassungsleben, die allgemeine Wehrpflicht und das Volksheer als Prinzip, in der bestimmten Gestaltung und mit vollem Bewußtsein der Konflikte und Schäden, welche aus dem ersteren fließen müssen. —

[1]) In allen Sprachen ist aus dem „Reiter" der „Ritter" hervorgegangen.

XVI.

Das Mittelalter und seine Folgen.

Der Himmel lächelt so blau. Die Saaten sprießen in gesegneter Fülle, daß die Fluren bald einen gelben, bald einen grünen, und dann wieder einen rothen oder bläulichen Teppich ausbreiten. Hörst Du das Rauschen in den Wipfeln der Wälder, wie der Odem der Berge bald durch Eichen- und Buchenhaine braust, bald durch die Föhren rasselt, bald durch den Birkenforst lispelt? Wer diese Bergluft athmet, wie hebt sich ihm die Brust, wie rascher pulset das Blut, wie erweitert sich ihm Herz und Sinn. . .

Und nun, freundlicher Leser, steige mit mir auf das Dach jenes hohen Gebäudes, oder auf die Gallerie dieses Thurmes, und schau Dich um. Siehst Du das Meer von Häusern unter Dir, wie es sich um den Fuß des ehrwürdigen Domes legt? Bemerkst Du die tiefen, schmalen Einschnitte, welche die Straßen und Gassen in den großen wirren Knäuel der Bauwerke machen? Das sind die dichtgedrängten Paläste, Häuser und Hütten, Fabriken und Stallungen, kaum hier und da noch von einem bescheidenen, hochummauerten Gärtchen unterbrochen, welche man zusammengenommen eine große Stadt nennt. . . Ha! die Welt ist so groß, der Rücken des Erdballs dehnt sich so weit aus, und die Hand Gottes hat der Schönheit und Majestät, des strahlenden Lichtes und der wehenden Luft eine solche Fülle ausgebreitet — da sind Meere und Gebirge, Thäler und Ebenen, Flüsse und Bäche, Wälder und Felder — aber der Mensch hat sich zu Hunderttausenden und zu Tausenden auf einen engen, kleinen Raum zusammengepfercht, hohe Häuser, drei-, vier- und fünfstöckig aufgeführt, in schmale Straßen eingeengt, Mauern und Thore darum gebaut und sich da

hineingeschlossen mit seinen großen und kleinen Thieren, mit den Vorräthen für sich und sie, mit seinen und ihren Auswürfen. Da strahlt das Licht vom blauen Himmel, aber nur dürftig und schwach dringt es in die Wohnungen der Menschen; da wehet die frische Gottesluft, aber sie ist abgesperrt von den Räumen, in denen der Mensch sein Leben verbringt, oder gelangt nur mit den Ausdünstungen der Fabriken und Ställe, der Menschen und Thiere geschwängert hinein; von dem erkräftigenden Dufte der Wälder, von dem erfrischenden Hauche der Wiesen dringt Nichts hinein, denn der Rauch der Dampfmaschinen und der Staub der Chausseen lagert sich um diese großen Wohnstätten der Menschen wie eine Wolke. . .

War es immer so? „Ninive war eine große Stadt vor Gott, drei Tagereisen zu durchwandeln; und Jonah begann, in die Stadt hineinzugehen, eine Tagereise, und predigte." (Jon. 3, 3. 4.). Und doch wohnten nach Jon. 4, 11. kaum 600,000 Menschen darin. Aber die orientalischen Städte bestanden nur aus Häusern, die ein Stockwerk, selten zwei Stockwerke hatten, und umfaßten zugleich zahllose Gärten und Felder. So noch heute; denn der unermeßliche Umfang von Peking entspricht der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung nach europäischen Begriffen durchaus nicht. Wenn man in den ausgegrabenen Straßen von Pompeji und Herkulanum wandelt, so begreift man nicht, wie die alten, reichen und verschwenderischen römischen Bürger in so kleinen und kleinlichen Räumen leben konnten, die sie jedoch trefflich auszuschmücken verstanden; so großartig ihre öffentlichen Plätze und Gebäude, ihre Tempel, Bäder und Theater waren, so unbedeutend stellen sich uns ihre Privatwohnungen dar, so daß der Umfang der Städte, nach der Einwohnerzahl bemessen, ein ungeheurer war. Vergleichen wir damit die gegenwärtigen Städte, Flecken, ja Dörfer Italiens, ihre himmelhohen Häuser, die wie Burgen sich erheben, ihre engen, schmutzigen und dunstigen Gassen, aus denen der heftigste Platzregen den Koth nicht wegzuwaschen, der stärkste Sturmwind die mephitischen Dünste nicht zu vertreiben vermag, so liegt die Frage nahe: woher diese Veränderung? was bewog die Menschen, in solche freiwillige Gefängnisse sich zu begeben und vom Genusse des frischen Naturlebens sich abzuschließen?

Das ist das Mittelalter, und seine Folgen liegen noch

heute drückend auf den Menschen und werden ihnen eine Bürde sein noch viele Jahrhunderte. Dieses Mittelalter, das einige thörichte Schwärmer und viele Freunde alter Zwingherrschaft für die Zeit des Geistesschwunges, der Gefühlsinnigkeit und der Treue ausgeben, während es keine Zeit gab, welche mehr vom geraden Gegentheil aufzuweisen hat, dieses Mittelalter hat auch unsere Städte und Städtchen gebaut, und nur unsere Dörfer zeigen meist ein frischeres, lachendes Ansehen, weil sie leichter zum Umbau und öfter durch Feinde und Feuersbrunst verheert worden sind. Es war eine Zeit unbeschränkter Gewaltthätigkeit über die Menschen gekommen, eine Zeit, wo das Schwert der Richter in allen menschlichen Dingen war, wo Groß und Klein gegen und unter einander auf Leben und Tod kämpfte, und nur die Blutarbeit sich eines Lohnes freute, die Zeit des Faustrechts. Da waren die Menschen gezwungen, sich zusammenzudrängen, jeden Platz, den sie bewohnen wollten, zu einer Festung umzuwandeln, um sich gegen die Angriffe naher und ferner Feinde, gegen plötzliche Ueberfälle oder langdauernde Belagerungen zu vertheidigen; da durften diese Wohnstätten einen nur geringen Umfang einnehmen, um die Mauern und Wälle nicht zu weitläufig zu machen, damit die Zahl der nothwendigen Vertheidiger nicht zu groß zu sein brauchte. War ein solcher Ort befestigt, so zogen sich Viele aus der Landschaft hinein, die des Schutzes bedürftig waren, oder von dem wachsenden Verkehr und Gewerbebetrieb angelockt. Aber Mauern, Wälle und Gräben waren einmal da, und ließen eine Erweiterung des Stadtgebietes nicht zu. Der knapp angelegte Raum wurde nun durch neue Anbauten noch mehr verengt, und was die Häuser nicht in die Breite zunehmen konnten, wuchsen sie in die Höhe. Jetzt nun sind die Zeiten längst verändert, die Mauern sind gefallen, die Wälle haben die Gräben ausgefüllt, nur hier und da ist noch eine große Festung als solche bewahrt, ohne daß man selbst auf sie ein unbedingtes strategisches Gewicht legt. Aber was das Mittelalter uns hinterlassen hat, kann darum nur sehr theilweise beseitigt werden; die Städte mit ihren engen und krummen Gassen und ihren hohen Häusern stehen einmal da, haben einen erstaunlichen Eigenthumswerth und nur hier und da kann die Zeit eine bessernde Hand anlegen. Die moderne Zeit hat einen andern Zug: sie entvölkert das Land und vergrößert die großen Städte ins Ungeheuerliche;

sie führt von der ländlichen Bevölkerung eine immerfortige Strömung nach den großen Plätzen, während aus diesen auf das Land eine nur sehr geringfügige Wanderung stattfindet. Indem sie nun die großen Städte erweitert, legt sie allerdings ihre Straßen breit an und baut ihre Häuser regelmäßig und luftig. Sie hat begriffen, daß Licht und Luft die Lebenselemente des Menschen sind, daß Reinlichkeit und Geräumigkeit der Wohnungen die Lebensdauer der Generation außerordentlich verlängert und jene Seuchen fern hält, welche im Mittelalter oft die Bevölkerung der Städte in Kurzem halbirte. Aber auch bei ihr drängt sich das Verkehrsleben nach gewissen Knotenpunkten in den Städten, und vor Allem berechnet sie scharf die Ergiebigkeit des Anlagekapitals. Sind daher ihre Städte offen, daß sie immerfort ins Feld hinauswachsen können, so konzentrirt sich doch auch in ihnen das Gedränge in gewissen Stadttheilen, sie baut nicht minder hoch, und zwar statt der alten Burgen Kasernen, und der Miethzins ist unerschwinglich groß. So vermag unsere Zeit die Folgen des Mittelalters nur in sehr mäßiger Weise zu mildern, und ein großer Theil der Menschen muß sich entschließen, fort und fort leiblich bei schlechtestem Lichte und in verdorbenster Luft zu leben, und geistig jener Genüsse und kräftigenden Wirkung zu entbehren, welche der Umgang mit der Natur uns bereitet. —

Aber sind es denn allein auf dem angedeuteten Gebiete die Folgen des Mittelalters, welche noch auf uns lasten? Sehen wir uns auf dem gesellschaftlichen Boden um, wo wir wollen, und das Unkraut, das jene schreckliche Zeit wachsen ließ, drängt sich immer noch durch jede gesunde Saat, überwuchert und erstickt sie noch gar zu oft. Es war der Inhalt des Mittelalters, die Menschen wie seine Wohnplätze in große, kleinere und immer kleinere Körperschaften zu trennen, und in diese wieder zusammenzudrängen, mit Mauern und Wällen von Privilegien und Vorrechten zu umschließen und zu gegenseitigem Kampfe zu bewaffnen. So die Hierarchie des feudalen Adels, die Hierarchie der Priester, die Hierarchie der Stände, die Hierarchie der Zünfte und Gewerbe, die Verbarrikadirung nicht blos der Staaten gegen einander, sondern der Provinzen, der Kreise, der Städte, ja der Stadtviertel in einem und demselben Staate gegen einander. Wie lang und wie furchtbar ist der Kampf bereits gegen alle diese Fesseln und Schranken?

Und immer noch halten sie Stand, und immer noch drücken sie in Großem und Kleinem auf uns. Hier erlauben die feudalen Junker nicht, daß die Juden schmachvoller Eidesnormen ledig werden; dort gestatten die feudalen Priester nicht, daß die Tyroler Berge von fleißigen Protestanten bewohnt werden; ich befinde mich hier in einem preußischen Städtchen, eine Viertelstunde davon liegt ein anhaltisches, aber der preußische Bürger darf nicht nach dem anhaltischen Städtchen ziehen, weil dort noch geschlossene Zunft besteht, und aus Gegenseitigkeit darf der anhaltische nicht nach dem preußischen Flecken sich verpflanzen. [1]) Wenn die moderne Zeit eine andere Aristokratie geschaffen, wenn sie dem noch immer bestehenden Geburtsadel den Geldadel an die Seite gestellt hat, von wem hat sie es gelernt? wessen Anschauungen und Einrichtungen spielen noch immer in unsere Zeit hinein und regeneriren sich nur in anderer Gestalt? —

Und blicken wir nun erst auf die Religion — welch anderes Bild als das der vom Faustrecht bewaffneten, mit Mauern, Wällen und Gräben umgebenen Städte stellt sich uns da dar? Die Religion wurde in ein großes Schlachtgebiet verwandelt, wo jedes Bekenntniß, jede Kirche, jede Sekte ein befestigtes Heerlager oder eine größere oder kleinere Burg bildete und mit allen übrigen in offener Fehde begriffen war, einer Fehde, die feierlich für eine ewige erklärt ward, ohne Friedensschluß, ohne Waffenstillstand, nur mit dem Untergange der Gegner endend. Christenthum und Islam waren aus dem Judenthume entstanden, nahmen dieses als ihr Fundament in Anspruch, zogen einen großen Theil ihres Inhalts aus ihm — und welche Feindseligkeit entwickelten sie sofort gegen einander und gegen das Judenthum. Noch in ihrem Knabenalter ergriffen sie das Schwert, um es, im Grunde genommen, niemals wieder in die Scheide zu stecken. Sie zogen einen weiten, tiefen Graben der Intoleranz, der Verdammung jedes Andersgläubigen, des Hasses um sich her, sie warfen die Wälle formulirter Glaubenssätze auf, errichteten die Mauern vielfältiger Ceremonien, stellten eine mit Bann und Fluch bewaffnete Besatzung von Priestern her, um so bald in blutigen Ausfällen

[1]) Wird durch den norddeutschen Bund wohl anders werden.

und Angriffen, bald in erbitterter Vertheidigung den Kampf durch die Jahrtausende zu führen. So war auch das Judenthum durch sie gezwungen, sich immer weiter und weiter zurückzuziehen, sich immer fester zu verschanzen, jeden Zugang, jede Oeffnung zu vermauern, und von der ganzen Welt abgeschlossen, ein enges Kerkerleben zu führen, in welchem allein der Blick nach oben in den unendlichen Himmel offen stand.

Das war das Mittelalter — und wer bemerkt seine Folgen nicht noch heute? . . .

XVII.

Die beiden größten Ereignisse unseres Jahrhunderts.

Der Kampf in den nordamerikanischen, vereinigten Staaten zwischen dem Norden und Süden ist entschieden. Hiermit ist aber auch die Sklavenfrage entschieden, und wir können nunmehr als die beiden bedeutendsten Ereignisse unseres Jahrhunderts hinstellen: die Emanzipation der Leibeigenen in Rußland und die Abschaffung der Sklaverei in Nordamerika.

Was auch sonst noch in diesem Jahrhundert geschehen, das Erstehen und der Sturz der napoleonischen Herrschaft, die revolutionären Erschütterungen von 1830 und 1848, der Kampf des Konstitutionalismus mit dem Absolutismus, der Gewerbe- und Handelsfreiheit mit dem Zunftwesen und der Absperrung u. dgl.: so wichtig und folgereich sie auch sind, reichen sie dennoch nicht an die beiden genannten Ereignisse, die als vollständige Verwirklichung großer Prinzipien, welche nun nicht mehr in Frage stehen kann, als der vollkommene Sieg der persönlichen Freiheit und Menschenwürde zu den glänzendsten und folgereichsten Erscheinungen der ganzen Menschengeschichte gehören. Wir unsrerseits haben sie aber noch besonders, als den Sieg des mosaischen Prinzips über das heidnische zu feiern. Die Leibeigenschaft ist nunmehr von dem Boden Europa's, das Sklaventhum in baldiger Zeit von dem Boden Amerika's verschwunden.

Aber auch die Art und Weise, wie diese beiden großen Ereignisse sich vollführt haben, ist interessant und lehrreich. Denn sie beweist vor Allem, daß es die Macht der Entwickelung allein ist, welche die großen Verbesserungen, den gewaltigsten Fortschritt bewirkt, daß es gar nicht in der Hand der einzelnen Menschen

liegt, die Verwirklichung eines großen Prinzips willkürlich auszuführen oder zu hintertreiben, sondern, daß, wenn die Um- und Zustände reif geworden, die Wucht des Prinzips unwiderstehlich geworden, und unter allen Verhältnissen und in allen Verfassungen die Befriedigung erzwingt. Denn von vornherein hätte man sich doch vorstellen sollen, daß in einem autokratischen Staate die Umwandlung von 22 Mill. Leibeigenen in freie Männer und so ungeheurer Landstriche in freies Eigenthum nicht ohne furchtbaren Aufstand und Umsturz hätte vor sich gehen können, und im Gegentheil innerhalb der freiesten Verfassung, welche jedem einzelnen Staate des Bundes die möglichste Selbständigkeit verbürgte, die Abschaffung der Sklaverei allmälig und in friedlichster Weise geschehen mußte — — und siehe da! das gerade Gegentheil fand statt. Im Czaarenreiche wurde jene große Entfesselung im ungestörtesten Verlaufe, einfach durch das Gesetz und die Autorität des Staatsoberhauptes vollführt, und in der nordamerikanischen Union galt es, jenes Resultat durch den blutigsten Bürgerkrieg, der hunderttausende von Menschenleben und Miliarden an Eigenthum verschlang, zu erkämpfen. In der Tiefe waren in Rußland die Verhältnisse seit langer Zeit dahin gelangt, daß der bisherige Stand der Dinge nicht mehr erhalten werden konnte; nach dem Krimkriege war Rußland unabweislich dahin gedrängt, durch innere Reformen seine gebundenen Kräfte zu entwickeln, und so wurde es einem einsichtsvollen und großsinnigen Monarchen nicht zu schwer, das durchzuführen, was schon seine beiden Vorgänger als nothwendig erkannt hatten, aber bei großem Widerstande, dem sie noch begegneten, nicht bewerkstelligen konnten. — Als die nordamerikanische Union gestiftet wurde, fanden die Begründer der Sklaverei in den Südstaaten und die Abwesenheit derselben in den Nordstaaten vor, und obschon auch sie bereits ahnen mußten: daß dieser Widerspruch für die Union höchst gefährlich sein mußte, waren sie doch außer Stande, denselben zu beseitigen, und hofften, daß die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten hinsichtlich ihrer inneren Verwaltung darüber hinweghelfen würde. Sie irrten sich hierin, aber konnten nicht anders. Die Union litt also an einem zwiefachen Widerspruch. Ihr Staat baute sich auf dem Grundsatz der unbedingtesten Gleichheit und der persönlichen Freiheit Aller auf, und ließ doch die höchste Ungleichheit und Unfreiheit, das Sklaven-

thum, in sich bestehen; und es waren Staaten mit einander verbunden, deren Interessen durch die ganze Anlage ihrer politischen Körper wegen der Verneinung oder Zulassung der Sklaverei völlig entgegengesetzt war. Denn der Bestand einer solchen Institution gestaltet die ganze innere Beschaffenheit und Gesetzgebung eines Staates in eigenthümlicher Weise und bringt die schroffsten Gegensätze gegen andere Staaten, in welchen sie beseitigt ist, hervor. Zwei Umstände mußten daher die beiden Staatengruppen mit einander in wachsenden Zwiespalt bringen. Der eine, daß bei der rasch steigenden Bevölkerung ebenso wie durch die Vergrößerung nach Außen neue Staaten im nordamerikanischen Bunde entstehen mußten, da jede Landschaft durch die Erreichung einer bestimmten Seelenzahl gesetzlich berechtigt war, einen neuen besondern Staat zu bilden, und sich nun jedes Mal, wo dies eintrat, die Frage erhob, ob der neue Staat ein sklavenfreier oder ein sklavenhaltender sein solle. Durch die Vermehrung der ersteren mußten die letzteren in ihrer Existenz als solche sich immer mehr bedroht fühlen, da die Gesetzgebung durch die Majorität in den Händen der ersteren lag. Der zweite war, daß, während Nordamerika unbedingt jedem Ankömmling die Existenz als freier Mensch zusicherte, Sklaven, die sich in einen sklavenfreien Staat geflüchtet hatten, wieder ausgeliefert werden sollten. Die Sklavenstaaten mußten um der Sicherung ihres Eigenthums willen darauf bestehen, die anderen eine immer größere Abneigung hiergegen empfinden. So bedurfte es keiner Sehergabe, um den unfehlbar eintretenden Bruch vorauszusehen, und in der That kann man dies in Schriften von vor zwanzig Jahren bereits ausgesprochen lesen.[1]) Wie dieser nun kam, wie furchtbar der Kampf, wie außerordentlich die Energie, wie unermeßlich die Opfer, dies gehört zur Geschichte des Tages und ist Jedermann bekannt. Wir geben nun zu, daß der Norden mehr um die Existenz der Union, mehr aus Entrüstung über die Rebellion als um die Sklavenfrage gekämpft hat. Aber hierin gerade spricht sich ja das Wirken der göttlichen Vorsehung am klarsten aus, daß die Verhältnisse sich so fügen, daß die Menschen auch ohne und sogar wider ihren persönlichen Willen für die Lösung der großen menschengeschlechtlichen Frage kämpfen müssen, und

[1]) Z. B. Tocqueville, Sur la démocratie en Amérique. Wir in unseren Vorlesungen über die Religion der Gesellschaft.

andererseits diejenigen durch ihre Leidenschaft fördern müssen, die das höchste Interesse hätten, durch rechtzeitige Nachgiebigkeit ihren in der Unfreiheit ihrer Mitmenschen begründeten Vortheil noch durch lange Zeiten hindurch zu bewahren.

So freilich flößt uns ein jedes dieser beiden großen Ereignisse eine sehr verschiedenartige Empfindung ein. Freudig und voll Bewunderung begrüßten wir die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland: sie ist friedlich und gesetzlich durchgeführt und wenn sie einzelnen Personen wohl Opfer an ihrem Eigenthum gekostet haben mag, so sind diese doch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Vortheile, und man weiß, daß nationalökonomisch sich jene persönlichen Opfer bald in das Gegentheil für den selbst wandeln, der sie zu tragen hatte. Dort aber sahen wir Hunderttausende von Gräbern, verheerte Landschaften, verbrannte Städte, verwüstetes Eigenthum, zahllose untergegangene Familien, die scheußlichsten Leidenschaften vor uns ... in dem Augenblicke selbst, wo wir dies niederschreiben, kommt die erschütternde Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Linkoln! So furchtbar ist der Fanatismus der Südstaaten, so blutbefleckt der Boden der Republik! ... Aber alles dies kann an dem Resultate nichts ändern und in der ununterbrochenen Flucht der Zeiten haben wir nur auf dieses allein unser Auge zu richten, weil es allein die Dauer und den Bestand in sich enthält.

Ja, es ist das mosaische Prinzip, das in beiden Begebenheiten zum endlichen Siege gekommen. Aus einem Lande gezogen, wo das ganze Volk leibeigen geworden, duldete der Mosaismus keine Leibeigenschaft auf seinem Boden, und Jedermann ist frei auf seiner freien Scholle. In einer Zeit, wo die Sklaverei in allen Menschengebieten herrschte, und noch Jahrtausende als unentbehrlich, und darum als natürlich und berechtigt angesehen wurde, wandelte der Mosaismus das Sklaventhum in eine siebenjährige Vermiethung, innerhalb derer der Vermiethete unantastbare Rechte behielt. Mit dem Aufhören des Jobeljahres dekretirten die jüdischen Weisen auch den Wegfall dieser Art, die persönliche Freiheit zu beschränken. Der Mosaismus ist die einzige Religion, welche dieses Prinzip als ein religiöses verkündete und durchführte. Mehr als drei Jahrtausende sind seitdem verflossen, aber es wuchs und wuchs an Kraft, und verbürgt durch seine Erfolge, daß es einst herrschen werde über die ganze Erde.

XVIII.

Das Vorwort Napoleon's III. zum Leben Cäsar's.

Was würde jetzt wohl gesprochen oder geschrieben, worin nicht die Juden vorkämen? Welches Buch schlüge man auf, ohne sie nicht erwähnt zu finden? Diese allgemeine Beachtung hat ihre Licht- und Schattenseite. Sie zeigt, daß man auf unsere geschichtliche, religiöse und soziale Bedeutung gar sehr aufmerksam geworden. Da es aber noch immer mehr Vorurtheil als Gerechtigkeit, noch immer mehr Haß als Liebe in der Menschenwelt und insonders betreffs unser gibt, so erleiden wir bei dieser steten Erinnerung an uns mehr Schaden als Nutzen, mehr Schmähung als Lob.

Der Kaiser Napoleon will ein Leben Cäsars schreiben; dieses Buch erfordert ein Vorwort; und dieses Vorwort muß der Juden schmähend gedenken, es muß sie zu denen gesellen, welche der Verfasser bekämpft. Die Juden haben Napoleon III als Herrscher Frankreichs nichts vorzuwerfen; wenn er auch der katholischen Geistlichkeit Vorrechte eingeräumt hat, welche sie seit 1830 nicht mehr besessen, so hat er doch die Glaubensfreiheit vollständig erhalten, und ist überall wo es galt, für sie eingetreten. Kommt hierzu, daß wir gar nicht im Sinne haben, das Werk des Schriftstellers Napoleon zu kritisiren, so fordert uns doch durch den gedachten Umstand das Vorwort zu einem kritischen Blicke auf, um dem zu begegnen, was es uns vorwirft. Es ist also lediglich das in den Zeitungen veröffentlichte Vorwort, welches wir auch besprechen wollen. Nach dem alten Spruche: ex ungue leonem „aus den Klauen erkennt man den Löwen" läßt uns aus dem Vorworte das Werk für die historische Wahrheit und Treue keine großen Aussichten.

Das Vorwort beginnt mit einer Reihe allgemeiner Phrasen über die Geschichtschreibung, die sehr wohl klingen. Allein man ist es von den gegenwärtigen Franzosen schon gewohnt, für das Allgemeine sehr schöne Redensarten zu erhalten, die aber verschwinden, sobald auf's Konkrete und Einzelne eingegangen wird. So wenig wir uns bei diesem Theile aufhalten wollen, so müssen wir doch bemerken, daß auch hier schon Velleitäten und Widersprüche vorkommen. Jede Institution, sagt der Verfasser, erweist durch die Dauer ihre Güte. Dies ist kein neuer, doch stets ein Ausspruch, der von vornherein gegen die Ergebnisse eines Geschichtsforschers das vollständigste Mißtrauen einflößen muß. Wie? Hat die Geschichte dem Verf. nicht gelehrt, daß es Zeiten gibt, wo die Schwäche, die Zersetzung, der Verfall es den Völkern unmöglich macht, sich von Institutionen zu befreien, welche die schädlichsten und erdrückendsten sind? Gibt es keine Perioden, wo der Stillstand oder der Rückschritt der Entwickelung Institutionen d u l d e,t, die längst veraltet und verlebt sind, und welche dann, sobald ein neuer Aufschwung beginnt, wie vermoderte Leichen zerfallen, die der Berührung der frischen Luft ausgesetzt werden? Wenn die Dauer für die Güte einer Institution entscheidet, mit welchem Rechte kann man sie verändern oder reformiren wollen? Das indische Kastenwesen, das chinesische Mandarinenthum bestehen Jahrtausende und noch heute. Wenn das römische Cäsarenthum sich Jahrhunderte erhielt, war nicht allein der gänzliche Verfall der alten Völker daran schuld? Und hätte es nicht viel früher sein Ende erreicht, wenn die Völkerwanderung früher begonnen hätte? Findet der Verf. das byzantinische Kaiserthum bewunderungswürdig, weil es ein Jahrtausend das weströmische Reich überdauerte und erst des Schwertes der Türken zum Sturze bedurfte? — Mit vollem Rechte will der Verf. die Herrschaft der „Zufälle" aus der Geschichte gestrichen haben. Wenn ein „zufälliges" Ereigniß eine große und dauernde Wirkung hervorbringt, so liegt die wahre Ursache nicht in jenem „Zufall", sondern in den längst vorbereiteten Verhältnissen, die ihm diese Wirkung geben. Der Funke, sagt er, zündet nur dann, wenn er auf aufgehäuften Zündstoff fällt. Aber er sieht nicht, in welchen Widerspruch er verfällt, wenn er kurz darauf die unermeßliche Wirkung auf Völker und Zeiten einzelnen in der Geschichte aufgetretenen Genies zuschreibt. Diese Genies

sind „Zufälligkeiten“ — uns Boten der göttlichen Vorsehung — sind nichts als „Funken“, welche den Zündstoff in den Verhältnissen und Zuständen finden, und die wie Funken verschwinden würden, wenn sie nicht auf die längst vorbereiteten Verhältnisse und Zustände träfen, aus denen sie selbst hervorgingen, nach denen sie geartet sind.

Doch kommen wir zur Sache selbst. Der jetzige Kaiser von Frankreich will, daß seine und seiner Dynastie Herrschaft nicht blos auf der physischen Gewalt, sondern auch auf der Macht des Geistes beruhe. Er will für sie auch auf dem geistigen Gebiete Propaganda machen. Das französische Kaiserthum soll eine Idee repräsentiren und diese Idee als eine Nothwendigkeit als vollberechtigt und unbedingt giltig erscheinen. Er sieht sich nach einem Namen dafür um und findet ihn im Cäsarismus. Der Cäsarismus also muß der Jetztzeit als die einzig mögliche, einzig segensreiche Verfassung angepriesen oder erwiesen werden. Der Cäsarismus hat seinen Urheber und höchsten Repräsentanten im Julius Cäsar. Darum wird das Leben Cäsar's geschrieben, um den Cäsarismus zu apotheosiren.

Was ist der Cäsarismus? Er ist die Autokratie mit dem Scheine liberaler Institutionen. Er ist nicht der Despotismus, der das ganze Volk mit allen seinen materiellen und geistigen Besitzthümern für sein unbedingtes Eigenthum erklärt, über das er in vollständiger Willkürlichkeit schalten kann; er ist nicht der Absolutismus, der den Staat nach Gesetzen regieren läßt, aber die gesetzgeberische und ausführende Macht allein und unbeschränkt in die Person des Monarchen verlegt. Der Cäsarismus erkennt die Volkssouveränetät an, und verlegt diese in die völlige Gleichheit aller Staatsangehörigen, er erkennt Institutionen an, welchen eine Mitwirkung auf die Gesetzgebung und die Verwaltung zustehe. Aber er verlegt die unbedingte Machtfülle in den Cäsar, welcher Volk und Institutionen völlig untergeordnet sind, so daß sie sich dem Willen Cäsar's beugen müssen. Dies ist der Cäsarismus, der einentheils auf die Erschlaffung des Volkes, auf die Energielosigkeit des Geistes, andererseits auf die Macht des Schwertes, auf die Ergebenheit des Heeres sich gründet und berechnet ist. Der Cäsarismus unterscheidet sich daher vom Despotismus und Absolutismus nur durch — die Unehrlichkeit, durch den Schein, durch Phantome von Zugeständnissen, welche innerlich wesenlos sind.

Seine Nothwendigkeit übertüncht man mit dem Bedürfniß der Gesellschaft nach einer zentralisirenden Gewalt, sobald sie durch äußere Feinde schwer bedroht oder durch innere Parteiung in Gefahr steht. Aber eben darum ist seine Nothwendigkeit nur eine momentane, und die Gesellschaft hat für diesen Augenblick seiner Nothwendigkeit schwer zu büßen. Auch das republikanische Rom kannte diese Momente und drückte sie durch die Diktatur aus, aber diese Diktatur war nur eine Institution für den Moment. Der Cäsarismus will diesen Moment verewigen. Seine Wirkung ist die völlige Entsittlichung des Volkes und die Prätorianerherrschaft, für die Cäsaren der „Cäsarenwahnsinn", den, dem Tacitus folgend, vor Kurzem Freytag [1]) so meisterhaft gezeichnet hat. Schwerlich verlangt man von uns Beweise hierfür. Die Geschichte bietet sie in Fülle. Das römische Cäsarenthum behielt den republikanischen Apparat bis zum Ende bei, Wahl des Imperators, Senat, Consulen u. dgl. Aber die Wahl ging vom Volke auf die Heere über, und diese machten durch Aufstellung von Gegenkaisern oft genug Gebrauch davon, das Schwert entschied; Senat und Consulen waren Schatten, und es störte den Staatsorganismus durchaus nicht, als ein kaiserliches Lieblingspferd zum Consul gemacht wurde. Sehen wir dem Cäsarismus auf den Grund, so besteht er darin, die völlige Gleichheit, aber ohne jede Freiheit, ohne auch nur einen Schatten von persönlicher Freiheit, zum Grundprinzip zu machen. Nun kann wohl die Freiheit ohne die völlige Gleichheit, wie England beweist, einen dauernden und großartigen Staat schaffen und bestehen machen. Aber die Gleichheit ohne die Freiheit ist nichts als die Atomisirung des Volkes und der abgestandene „Volksbrei" taugt zu gar nichts. Lüftet man daher den Schleier, so war der römische Cäsarismus doch nichts anderes als der asiatische Despotismus, der ebenfalls die Gleichheit der Volksmasse einschließt, und welcher heute den Sklaven zum Großvezier, morgen den Großvezier zum Sklaven macht. Wir gestehen daher gern zu, daß Julius Cäsar ein nothwendiger Diktator für den Moment war, daß er diesen Beruf in großartiger Weise vollführte, daß er dem Prinzipe der Gleichheit zum wesentlichen Durchbruch verhalf, und von den Schultern des Volkes, der Frauen,

[1]) In seinem Roman: „Die verlorene Handschrift."

der Italiener hartes Joch nahm. Dagegen aber erdrückte seine schwere Hand die Freiheit, machte den Willen des Senats und des Volkes zum gefügigen Werkzeug des seinigen und ließ keinen Widerspruch aufkommen. Die Folge war, daß die Vertheidiger der Freiheit zur Verschwörung griffen. Aber der daraus entspringende Kampf zwischen der Freiheit und der Gleichheit entschied sich zu Ungunsten der ersteren, weil sie die Masse gegen sich hatte, in welcher der Geist der Freiheit erloschen war. Cäsar vernichtete das römische Bürgerthum, aber der römische Pöbel war nicht im Stande es zu ersetzen, und dies war die Grundlage des römischen Cäsarenthums.

Wir glauben daher, daß der Verfasser sich, seiner Dynastie und seiner Idee keinen großen Dienst geleistet, indem er die Fahne des Cäsarismus aufgepflanzt hat. Es ist die Sache der Franzosen, ihn faktisch Lügen zu strafen; es ist Sache Europa's, diese Fahne von sich zurückzuweisen. Es ist aber immer mißlich, in der Geschichte Analogien aufzusuchen. Zustände, Situationen, Persönlichkeiten und Ereignisse wiederholen sich in der Geschichte niemals. So ist es auch um den französischen Cäsarismus. In Rom baute sich der Cäsarismus auf den Trümmern einer Republik auf, welche viele Jahrhunderte geblüht und die Welt sich unterworfen hatte; er war möglich und entwickelte sich in seiner ganzen Häßlichkeit, weil das römische Volk und alle Völker der damaligen Welt sich überlebt hatten und diese unter den ehernen Schritten der Römer ohnmächtig geworden. Die Republik war für ein solches Zeitalter und solche Zustände nicht mehr möglich. Das Menschenthum des Alterthums war in seiner Lebenskraft erschöpft und eine neue Völkerfamilie sollte den Schauplatz der Welt betreten; die antike Welt zu diesem Ziele hinzugeleiten, war der Cäsarismus angethan. Gerade im Gegentheil trat Napoleon I. auf, als ein mit feudalen Institutionen durchwachsener Absolutismus gestürzt worden, und die kurzlebige Republik noch nicht Zeit und Kraft gewonnen hatte, die Trümmer und die aufgewühlten Elemente zu einem Organismus zu ordnen, sich fest zu gestalten und festzusetzen; er trat auf, nicht als die französische Republik die Völker besiegt und sich unterworfen hatte, so daß er nur unterjochte und entartete Völker vor sich hatte, sondern er selbst strebte die Unterwerfung der Nationen an und scheiterte an diesem Versuche. Noch weniger hat

Napoleon III. eine abgeschwächte, verlebte Menschheit sich gegenüber. Mögen also Napoleon I. und III. die Nothwendigkeit einer momentanen Diktatur aus den französischen Zuständen heraus gehabt haben: alle anderen Bedingungen treffen mit Cäsar und Augustus nicht zusammen. Ob es daher gelingen wird, in Frankreich den Cäsarismus aufzubauen, müssen wir den Franzosen zur Entscheidung überlassen; weder das übrige Europa, noch die neue Welt bietet demselben einen geeigneten Boden dar. Denn wie weit dem Kaiser der Franzosen selbst nur auf dem mexikanischen Boden die Verpflanzung des Cäsarismus gelungen sei, ist sehr zweifelhaft [1]) — die amerikanische Union ist nicht dazu geeignet, und das kräftige Leben, das im übrigen Europa vibrirt und sich in tausend Thatsachen kund thut, gibt keinen Anhalt dafür.

So war also die Situation Napoleons I. ganz verschieden von der Cäsar's. Dieser hatte nur die gegnerische Partei und ihre Führer niederzuwerfen, um alsbald die ganze damalige Welt, so weit die römischen Waffen gedrungen waren, zu seinen Füßen zu sehen; Napoleon mußte nach der Auseinandersprengung seiner Gegner im Innern, die Waffen gegen Europa erheben, um sich dieses zu unterwerfen. Aber ebenso verschieden war auch das Verfahren Beider. Denn Cäsar ließ die republikanischen Institutionen bestehen und zog die Hand von der dargebotenen Krone zurück; Napoleon beseitigte alle republikanischen Institutionen, setzte sich die Krone auf, nachdem er sich vom Papste hatte salben lassen, und regierte in unumschränktester Weise. Er kehrte zum Absolutismus zurück, welchen Ludwig XVI. aufgegeben hatte. Die Constitution, die er nach seiner Rückkehr von Elba gab, war nicht sein Gedanke, und schwerlich hätte er, wenn er zu Waterloo gesiegt, „mit ihr regieren können." So gehört die Verwandlung des Bonapartismus in den Cäsarismus erst Napoleon III. an.

Allerdings besteht faktisch eine Analogie zwischen dem Tode Cäsar's und dem Sturze Napoleon's. War es nun aber eine

---

[1]) Seitdem hat bekanntlich die französische Expedition nach Mexiko und der daselbst aufgerichtete cäsarische Thron ein trauriges Ende genommen! Es hat sich erwiesen, daß der Cäsarismus in Amerika keinen Raum hat, wie die in Frankreich selbst bereits sich fühlbar machende Gährung zu dokumentiren scheint, daß auch hier der Schein der Demokratie sich nicht auf die Dauer erhalten läßt.

Folge dieser Analogie, oder liegt darin das eigentliche Motiv des Verf., daß er die That des Brutus mit den Freiheitskriegen identifizirt? Niemals sind historische Thatsachen, aller Welt bekannte historische Thatsachen so auf den Kopf gestellt worden, und es bedarf gewiß der größten Mäßigung und Selbstbeherrschung, um der Entrüstung nicht Worte zu geben. Der Verf. sagt: „Das Scherbengericht der Verschworenen Europa's gegen Napoleon hat die Wiederaufersstehung des Kaiserreiches ebenfalls nicht verhindert, und doch sind wir weit davon entfernt von den großen gelösten Fragen, von den beruhigten Leidenschaften, von den den Völkern von dem ersten Kaiserreiche gegebenen Befriedigungen." Dies ist ein inhaltsschwerer Satz, gegen welchen als eine äußerste Geschichtsverfälschung Europa zu protestiren hat. Fassen wir die letzten Worte zuerst ins Auge. Welche waren „die Befriedigungen, die das erste Kaiserreich den Völkern gab?" War es eine Befriedigung für die Völker, daß Napoleon Spanien, Holland, Neapel und einen großen Theil Deutschlands seinen Brüdern und seinem Schwager als Vasallenreiche verlieh, dann Holland und Italien, ein Stück Deutschland und die Ostküste des adriatischen Meeres zu Frankreich schlug, mit den Völkern wie mit Heerden Schlachtvieh umging, sie bald diesem, bald jenem Herrscher ganz oder stückweise zuwarf, ihre Jugend und ihre materiellen Kräfte willkürlich seinen Plänen opferte, um ganz Europa unter seine Botmäßigkeit zu bringen? Wir geben zu, daß die durch Napoleon bewirkte Durchschüttelung Europa's viel dazu beitrug, um aus den Staaten und Völkern veraltete Einrichtungen zu beseitigen und den erstarrten Geist zu wecken — aber welches unmittelbare Gut brachte er ihnen? Nicht die Freiheit, weder die des Volkes noch die persönliche, das wird Niemand dem napoleonischen Regime zuschreiben; nicht die Achtung und die Selbstständigkeit der Nationalitäten, denn diese trat er mit Füßen, und selbst Italien und Polen behandelte er geradezu mit Hohn. Es bleibt nur eins übrig — die Gleichheit, die Gleichheit des Cäsarismus, und wie in Frankreich, so sollte aus allen europäischen Nationalitäten nur ein europäischer Volksbrei gemacht werden. Nichts regte den ersten französischen Kaiser mehr auf, als jede Regung des Nationalgefühls; gegen dieses kannte er keine Schonung, keine Nachsicht. Und welch Zeugniß von ihrer Befriedigung gaben dann auch die Völker Europa's! Der

Krieg der Portugiesen und Spanier gegen die Franzosen auf Tod und Leben; die Verwüstung, welche die Russen in ihrem eigenen Vaterlande, in ihrer eigenen Hauptstadt anrichteten, um Napoleon die Existenz in ihrem Lande unmöglich zu machen; die Erhebung des deutschen Volkes gegen das Fremdenjoch sind Zeugen, deren Stimme durch die Geschichte laut wiederhallt. Und dies sollen „die Verschworenen Europa's gegen Napoleon", die Freiheitskriege nichts Anderes als die Meucheldolche des Brutus, des Cinna und ihrer Genossen sein? Wer hatte Napoleon gezwungen, seine Heere nach den Eisfeldern Rußlands zu führen? Waren es nicht gerade die Fürsten, welche auch nach der Vernichtung der großen Armee in Rußland zögerten und zögerten, den Kampf gegen Napoleon zu beginnen und fast von ihren Völkern dazu gezwungen wurden? Der König von Preußen schwankte und zauderte lang, der Kaiser von Oesterreich unterhandelte Monate lang, die sächsischen Truppen gingen erst auf dem Schlachtfelde wider den Willen ihres Königs über. Dies kann man keine „Verschworene" nennen, ohne sich an dem geheiligten Rechte der Nationen zu versündigen, und sich selbst zum Mitverschworenen gegen jede Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Völker zu machen. Allerdings sind die Akten über die Geschichte Napoleon's noch nicht geschlossen und der weltgeschichtliche Spruch noch lange nicht bis zur Publikation des Erkenntnisses reif. Aber keinenfalls darf der Vertheidiger sich auf diese Weise zum öffentlichen Ankläger machen. Indeß bricht die Wahrheit stets auch durch die Worte dessen, der sie verhüllen will, unbewußt durch. Der Verf. meint, daß die Feinde Napoleons „sich mit der Maske der Freiheit bedeckt" hätten. Also gesteht er selbst, daß es doch der Ruf der Freiheit gewesen, dem die Völker damals in den Kampf gefolgt, daß ihre Führer das Banner der Freiheit den Völkern vorantrugen, und in diesem Namen die Nationen gegen das erste Kaiserreich stritten. Daß nach der Meinung des Verf. dies von Seiten dieser Führer nur eine Maske gewesen, thut zur Sache nichts: der Neffe gesteht selbst ein, daß die Nationen in seinem Oheim den Feind ihrer Freiheit sahen. Es gibt für die Völker eine äußere und eine innere Freiheit. Ein Volk will nicht, daß seine Festungen von den Soldaten eines anderen besetzt, seiner Industrie von einem anderen Vorschriften gegeben und Gewalt angethan, seine Jugend

einem anderen dienstpflichtig, seinem Geiste von einem anderen der Weg dekretirt und ihm Gesetze von dem Herrscher eines anderen auferlegt werden. Hiergegen erhebt es sich und erkämpft sich seine äußere Freiheit, d. i. Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Diese wurde jedenfalls durch die Freiheitskriege errungen. Was nun die innere Freiheit betrifft, so mag sie immerhin nach jenen Kriegen von den Fürsten behindert und aufgehalten worden sein: die innere Freiheit eines Volkes ist kein Geschenk eines Genies und keine Gabe eines Fürsten — sie muß von jedem Volke im Schweiße seines Angesichts erarbeitet werden, sie ist kein Besitzthum, das in den Schoß fällt, sie ist stets nur ein Werk der Entwickelung.

Aber der Verf. sieht in dem Sturze Napoleon's wie in dem Tode Cäsar's noch etwas Anderes, gewissermaßen eine Sünde gegen den heiligen Geist, eine Sünde gegen das Genie. Er verlangt von den Völkern, daß sie das Genie ungehindert walten lassen und sich ihm willig unterordnen. Er schmäht auf diejenigen, welche sich in der Anerkennung des Genies nicht begeistern, preist die Völker glücklich, die sich der Leitung des Genies überlassen, und nennt die blind und schuldvoll, welche sich ihm widersetzen. Dies ist, mindestens gesagt, eine sehr sonderbare Ansicht für einen Geschichtsforscher. Wer möchte die Segnungen der Vorsehung, welche in der Erstehung großer Geister innerhalb einer Nation liegen, nicht würdigen wollen; wer nicht die großen Vorzüge eines Genies und die Erzeugnisse seiner Kraft bewundern! Aber darf man den Kultus des Genies so weit treiben, es zur Vorsehung selbst zu machen und ihm einen unbedingten Willen, eine unbeschränkte Machtfülle einzuräumen? Die Geschichte zeigt uns, daß geniale Geisteskräfte von sehr niedrigen Leidenschaften nicht stets gesondert sind, daß sie leicht in den äußersten Egoismus, in eine maßlose Herrschgier ausarten, und für die Segnungen, die sie verbreiten, zugleich die tiefsten Wunden schlagen, welche erst langsam durch die Zeit wieder geheilt werden können. Uebrigens sind es nicht die wenigen Genies unter den Staatsmännern, Feldherren und Herrschern, welche allein den Vordergrund in der Geschichte der Menschheit einzunehmen berechtigt sind. Diese besitzt eine lange Reihe von Genies, die auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, des nationalen und sittlichen Lebens gewirkt haben, deren Segnungen sich an keine Zeiten, keinen Raum

binden, die geräuschlos noch heute und in aller Zukunft auf die Geister aller Geschlechter wirken, heute noch so frisch und lebenskräftig wie vor vielen Jahrhunderten, wenn auch ohne den Prunk und das Lärmen, ohne den Kampf und die Erschütterungen der politischen Genies. Diesen vor Allen gebührt unser Kultus — das politische Genie muß sich den Widerstand und selbst den Sturz gefallen lassen, denn dies liegt in dem Elemente, in welchem es sich bewegt. Wer Herrschaft will, darf den Fall nicht scheuen; wer der ersteren froh geworden, darf über den letzteren sich nicht beklagen. Vergessen wir nicht, daß auch der genialste Mensch beschränkt und einseitig ist, darum die Richtung, die er verfolgt, niemals die ganze Wahrheit und das ganze Recht ist, darum den Widerspruch und Gegensatz von selbst hervorruft, darum der Widerstand der Nationen ein vollberechtigter ist. Wer diesen letzteren eine Versündigung am Genie nennt, versündigt sich am Genie der Nationen, und dieses steht über jenem um so viel höher, als eine Nation über jedem Einzelnen, wer es auch sei.

Der Verf. geht aber noch weiter. Er stellt Cäsar und Napoleon zur Seite des Stifters der christlichen Religion, und gesellt Brutus und die Helden der Freiheitskriege zu den Juden. Denn daß er auch Karl den Großen in die Mitte von Cäsar und Napoleon schiebt, übersehen wir, weil dieser doch nur als eine gewisse Ergänzung figuriren soll. Mit jener Zusammenstellung ist er vom geschichtlichen Gebiete auf das theologische übergetreten, und hat eine historische Frage mit einer religiösen verbunden. Dies ist sicherlich kein glücklicher Gedanke des Verfassers, und man sieht ihm den Zweck allzusehr an. Cäsar und Napoleon sollen zu Messiassen der Menschheit gestempelt werden, und der Kultus des letzteren selbst eine religiöse Färbung annehmen.

Der Verf. sagt: „Glücklich die Völker, welche sie verstehen und ihnen folgen! Unglücklich die, welche sie verkennen und bekämpfen! Sie handeln wie die Juden, sie kreuzigen ihren Messias; sie sind blind und schuldvoll: blind, denn sie bemerken nicht die Machtlosigkeit ihrer Bemühungen, um den endlichen Triumph des Guten hinauszuschieben, schuldvoll, denn sie verzögern den Fortschritt, indem sie dessen schneller und fruchtbringender Anwendung Hindernisse in den Weg legen."

Nehmen wir einen Augenblick es als eine historische Thatsache

an, daß die Juden Jesus gekreuzigt. Denn da wir diesen Vorgang aus keiner einzigen geschichtlichen Quelle berichtet haben, wird man uns den Zweifel an dem ganzen Faktum nicht verübeln dürfen. Nehmen wir es aber als wirklich geschehen an, so hätte es eine Bedeutung für die Juden und eine für die allgemeine Welt. Hat nun Louis Napoleon trotz seiner jetzigen Eigenschaft als „ältester Sohn der Kirche" so wenig Kenntniß von der christlichen Lehre, daß er nicht weiß, daß die Juden hierdurch gemäß dieser christlichen Lehre der Welt den größten Dienst gethan? Durch diesen Tod hat Jesus „die Sünden der Welt auf sich genommen", „die Erlösung der Menschheit" bewirkt. Die letztere wäre ohne jenen Tod nicht eingetreten. Ist dies das höchste Dogma des Christenthums, so hätten die Juden nicht „den Fortschritt verzögert", sondern diesem den höchsten Dienst geleistet, und, welche sittliche Bedeutung die That für sie selbst gehabt, der Menschenwelt haben sie nach dieser Lehre das Heil in unbegrenzter Weise gefördert. Das gerade also, was der Verf. den Juden als Schuld anrechnet, das, worin er die Analogie mit Brutus und den Völkern der Freiheitskriege findet, fällt ihnen am wenigsten zur Last, denn eben durch diese That wurde Jesus erst zum Messias der christlichen Welt. Indem der Verf. also die Juden zu Verbrechern an dem christlich gewordenen Theile der Welt stempeln will, vernichtet er die höchste Lehre der christlichen Welt selbst. Betrachtet man aber die That in ihrer Bedeutung für die Juden, so kann sie fast noch weniger im Sinne des Verfs. verstanden werden. Die Aufgabe der Juden war, die mosaische Lehre vom einig-einzigen und unkörperlichen Gotte in ihrer Reinheit und Unbedingtheit für alle Zeiten zu erhalten und zu bekennen. Jede Abweichung von diesem Wege haben ihnen ihre Propheten stets als höchste Sünde angerechnet, und hatte zu aller Zeit für sie nach innen und außen die schädlichste Folge gehabt. In dem Verständniß, welches sie mit der christlichen Lehre verbinden mußten, mußte ihnen diese als eine solche Abweichung erscheinen, und die ganze folgende Geschichte bis heute hat bewährt, daß sie ihrer Mission treu geblieben und sie fort und fort weiter erfüllt haben. Es ist hier nicht unsere Sache, zu untersuchen, in wie weit vom sittlichen und rechtlichen Standpunkte das Faktum zu beurtheilen wäre, wenn es so wirklich geschehen wäre, wie es uns erzählt

wird [1]) Wir haben es hier nur von dem weltgeschichtlichen Standpunkte, auf welchen es der Verf. des Vorworts stellt, zu betrachten, und hierin kommen wir gerade zu dem entgegengesetzten Urtheil, wie das, welches der französische Kaiser insinuiren will. Im Uebrigen mögen wir uns nicht beklagen, denn wenn er die europäischen Völker „Verschwörer" nennt, so mögen wir Juden uns ähnliche Titel gefallen lassen.

Haben wir hiermit diesem Vorwort eine etwas ausführliche Beachtung gewidmet, so bedenke man, daß dieses Schriftstück weniger durch seinen Inhalt als durch seinen Verfasser eine große Wichtigkeit besitzt. Indem wir seine Sophismen klar legten, verliert auch seine Beschuldigung gegen uns jede Kraft.

---

[1]) Wir verweisen übrigens auf unsere Broschüre: „Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?" (Berlin, Gerschel.)

XIX.

Welches ist die rechte politische Ansicht?

1.

Die Meinung, daß Religion und Politik so verschiedene, von einander völlig getrennte Gebiete seien, wie buchstäblich der Himmel von der Erde, daß beide miteinander nichts Gemeinsames, keine Berührungspunkte hätten, also von der einen aus auf die andere prüfende Blicke zu werfen völlig unstatthaft sei, kann wohl jetzt als eine veraltete angesehen werden. In der That muß sich jetzt jeder Angehörige eines Staates als Bürger fühlen, und es giebt keinen Stand, der sich von den Pflichten und Rechten des Bürgers fern und frei glauben und halten darf. Nicht der Soldat und nicht der Theologe hört auf, Bürger zu sein. Er wird in das Bürgerthum hineingeboren, bevor er Soldat oder Theologe geworden. Und wenn man dem Staate das Recht abspricht, irgend Jemanden vom Bürgerthume auszuschließen, so darf man einem Bürger, was er auch sei, das Recht nicht einräumen, sich von der Uebung der Bürgerpflichten auszuschließen. Der Gesichtspunkt ist aber auch ein höherer geworden. Die Politik ist nicht mehr die Staatskunst, mit welcher die äußeren Verhältnisse eines Staates geleitet werden; sie befaßt das ganze Leben des Staates, der bürgerlichen Gesellschaft, des Volkes in seiner Gesammtheit, also auch das innere Leben, die Staatsorganisation, die Zustände des Volkes, die nationalökonomischen, die gesellschaftlichen, die sittlichen. Der Staat ist die Verwirklichung des Rechts geworden. Als solcher wird er angeschaut, und dahin wird gestrebt. Es giebt jetzt keine Partei, die diesen Satz in seiner Allgemeinheit zu leugnen wagen würde. Sobald aber Recht und Sittlichkeit in den Begriff des Staates einziehen, sobald erkannt worden, daß die menschliche

Gesellschaft, also im Einzelnen der Staat, eine Anstalt sei, in welcher Recht und Sittlichkeit verwirklicht werden sollen, in welcher die Menschheit nach diesem höchsten Ziele strebt, und endlich hieran die Ueberzeugung sich knüpft, daß die göttliche Vorsehung darum und dazu diese Anstalt instituirt hat: so kann man nicht mehr sagen, daß die Religion keinen Theil am Staate habe, sich um die bürgerliche Gesellschaft nicht kümmern dürfe, und ihr Reich von einer andern Welt sei. Die Religion hat ihr wichtigstes Moment in der Versittlichung des Menschen, und wenn sie diese insbesondere durch die Lehre von Gott, von der Bestimmung des Menschen nach dem Willen Gottes und von der Nacheiferung Gottes durch den Menschen erstrebt, so ist sie doch bei allen sittlichen Handlungen und bei allen Anstalten, welche Sittlichkeit und Recht zu ihrem Inhalte haben, aufs höchste interessirt und eine Trennung der Gebiete ganz unstatthaft. Zu behaupten, daß das Individuum sittlich sein müsse, die Gesammtheit der Individuen aber, der Staat, kein sittliches Moment habe, ist ebenso widersinnig wie gefährlich. Man muß hier nur immer Religion und Kirche auseinander halten, letztere als eine äußerlich bestehende Anstalt für das religiöse Leben mit persönlichen Trägern und Werkzeugen. Nicht diese von ihrem äußerlichen Standpunkte aus soll den Staat in Betracht ziehen und influiren, wohl aber die Religion. Diese muß uns sowohl allgemeine Gesichtspunkte zur Beurtheilung des politischen Lebens darbieten, als auch, indem sie in jedem Individuum lebt, auf seine politische Ansicht und sein politisches Streben Einfluß üben. Soll das politische Leben kein bloßer Akt der Klugheit und List, des äußerlichen Vortheils, der äußerlichen Freiheit sein, sondern seine Grundlage in Sittlichkeit und Recht, in der sittlichen und rechtlichen Ueberzeugung haben, so fällt diese Grundlage mit der religiösen zusammen, beide sind eine und dieselbe. Dies war von Beginn an die Lehre des Judenthums; der Mosaismus kannte diese Trennung von Individuum und Gesellschaft, von Recht und Sittlichkeit im Individuum und Recht und Sittlichkeit in der Gesellschaft nicht; waren doch, so lange es ihnen gestattet war, die Lehrer der Juden auch die Richter, und die Zeugnisse der Jahrhunderte sind darüber einig, daß sich die Masse und das Recht dabei wohlbefanden. Der Uebelstand war nur, daß das Leben des Judenthums

ins Stocken gerieth und daher das jüdische Recht die Entwickelung, welche ihm die letzten Jahrhunderte vor und die ersten Jahrhunderte nach der Zerstörung Jerusalems gegeben hatten, verlor; die Richter selbst zogen aus ihrem religiösen Charakter einen Geist der Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie er sich niemals glänzender bewährt hat. Es ist daher ein Triumph des Judenthums, der sich dem Siege der monotheistischen Anschauung würdig zur Seite stellt, wenn in der Gegenwart die Ansicht und der Begriff des Staates als einer Anstalt des Rechts und der Sittlichkeit und darum als einer religiösen Anstalt immer mehr Platz greift, als eines Instituts, an das nicht allein der Maßstab des Rechts und der Sittlichkeit, wie ihn die Religion darbietet, zu legen ist, sondern das auch dieselbe Grundlage und dasselbe Ziel wie die Religion habe.

Was folgt hieraus? Daß es nicht allein gestattet, sondern sogar geboten ist zu fragen, welche Politik vom Standpunkte des Judenthums die rechte und darum auch die richtige sei? Es versteht sich von selbst, daß es sich hierbei nicht um die Tagesereignisse handelt, von denen die allermeisten in lokalen und momentanen Umständen wurzeln, sondern um die großen politischen und sozialen Fragen und Richtungen der Zeit, wie sie sich auch in großen Parteien darstellen, in mächtigen Kämpfen ausstreiten, und wie sie dann wieder in umfassenden und entscheidenden Ereignissen zu Tage treten.

Hierzu sind wir als Juden noch besonders verpflichtet. Wir sind Neulinge auf dem Gebiete der Politik. Wenn die Massen der Bürger in den europäischen Staaten erst seit einer kleinen Reihe von Jahrzehnten berufen sind, am politischen Leben nicht blos als Beobachter und in Passivität Theil zu nehmen, so ist dies für die Juden von noch jüngerem Datum. Diese hatten bis vor Kurzem in den meisten Staaten sich das staatsbürgerliche Recht erst zu erkämpfen, waren dadurch in einer bestimmten Position festgehalten und können jetzt erst als Bürger ihren Blick frei machen von partikulären Beziehungen. Darum müssen sie um so mehr die Dinge, die sich vor ihnen aufgethan, prüfen, um sich nicht einseitig in das Parteigetriebe unbedingt hereinziehen und auf Consequenzen stoßen zu lassen, denen sie sich nicht anschließen können. Welch andrer Maßstab aber wäre für sie dabei natürlicher

und kräftiger als der religiöse? Waren die Juden Jahrtausende auf das religiöse Gebiet beschränkt, hatten sie ihre ganze Existenz auf demselben, so können sie sich innerlich noch gar nicht davon lösen, und kaum könnte ein ganz religionsloses Geschlecht völlig frei davon sein.

Stellen wir uns also wirklich die Frage, welche politische Ansicht vom jüdischen Standpunkte die wahre und richtige sei?

Dies ist eben das Bedeutsame in der Religion, daß sie, wo sie mit Dingen aus anderen Kreisen in Berührung tritt, sich alsbald auf einen höhern Standpunkt erhebt, der von Person, Ort und Zeit ablöst. Fragst du bei dem kleinsten Gegenstande aus dem bürgerlichen Leben, etwa in Handel und Wandel, was die Religion dazu meint so wird sie dir antworten, ohne Berücksichtigung deiner und der andern Person, deines vermeintlichen persönlichen Vortheils u. s. w., sondern aus dem allgemein religiös-sittlichen Grundsatze heraus. Ebenso in der Politik. Die Religion kennt hier keine Person, keine augenblicklichen und örtlichen Verhältnisse, sie macht diesen keine Opposition und begünstigt sie nicht; sie kennt nicht einmal eine Partei im abgeschlossenen Sinne, sondern sie stellt die ewigen Grundsätze des Rechts und der Liebe auf, verlangt deren Verwirklichung und erkennt nur die politische Richtung und die politischen Handlungen als richtig und berechtigt an, welche diese höchsten Grundsätze verwirklichen und im Geiste derselben arbeiten und streben. Sie versetzt also von vornherein auf den höhern und allgemeinen Standpunkt und fragt: hat dieses politische Wollen und Thun, wie es von größerer oder geringerer Tragweite ist, das unveräußerliche Recht und die wahrhafte, gesunde Liebe zum Inhalt, wie dieses Recht und diese Liebe von Gott durch die Religion dem Menschen als höchstes Gesetz und wahrhafte Aufgabe gestellt worden ist? Sie sucht vor allem jene Verdunkelung des Urtheils zu zerstreuen, welche aus Rücksichtsnahme auf zeitliche und persönliche Vortheile, aus Parteistandpunkten, Beziehungen und Einflüssen hervorgeht, um in einfacher Klarheit uns die Dinge im Lichte des wahren Rechts und der ungeblendeten Liebe anschauen zu lassen.

Wie von selbst wird sie darum das geistige Auge auf die Vergangenheit und die Zukunft richten. Das Augenblickliche gilt ihr eben an sich nichts; sie begreift alles als etwas Gewordenes

und Werdendes; sie fragt daher nach dem Ursprunge, nach der Ursache und der Entwickelung, und wirft den Blick prüfend hinaus in die Zukunft. Sie will wissen, wie dies so geworden und wohin es führen werde. Gerade weil sie nicht den Moment als das Bestimmende und Herrschende anerkennt, sondern alles Menschliche nur in der Entwickelung zu Höherem und Höchstem begreift, erkennt sie auch das Recht des Geschichtlichen an und spricht schon jetzt dem Zukünftigen den Anspruch der Existenz zu. Sie untersucht daher, inwieweit diesem Allem ein Recht innewohnt, wie dieses Recht vor den höchsten Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit besteht, wieweit es sich vor denselben aufzugeben hat und wohin das Bestehende aus seiner Natur herauszuleiten sei. Gerade hierdurch verliert sie jene Starrheit, welche der Consequenzmacherei eines Systems und abstrakter Lehrsätze anhaftet, indem sie das allgemeine Recht in dem Rechte des Geschichtlichen und Bestehenden aufsucht, dieses hiernach beurtheilt und seine weitere Entwickelung verlangt.

Die beiden Gesichtspunkte der religiösen Anschauung auf dem politischen Gebiete sind also: das allgemeine unveränderliche Recht und die Entwickelung. In der Vereinigung dieser beiden liegt die Sicherheit ihres Urtheils, die Schärfe und die Billigkeit desselben zu gleicher Zeit. Gerade darum ist die Religion Gegnerin jedes gewaltsamen Umsturzes und jedes gewaltsamen Eingriffes. Sie verurtheilt den Krieg wie die Revolution. Sie kennt die Aussaat mit Thränen und das Ernten mit Freuden, nicht aber eine Aussaat mit Blut und Trümmern, aus der die Garben mit Jubel gesammelt würden. Weil sie die Jahrhunderte überschaut, die Geschlechter kommen und gehen sieht, weiß, wie ihr Treiben und Schaffen immer wieder in den großen Strom der Entwickelung aufgeht, weiß, wie die lebende Generation zwischen Stoß und Rückstoß hin und her lavirt und dennoch das gewaltige Schiff des Menschengeschlechtes auf seiner Fahrt vorwärts kommt, verurtheilt sie die gewaltsame Eruption und das gewaltthätige Zurückgreifen sowohl von ihren höchsten Grundsätzen als auch von der Wirkung und dem Erfolge aus.

Indem sie endlich als den höchsten Gesichtspunkt die Ueberzeugung von der göttlichen Vorsehung aufstellt, die Lehre, daß die Menschheit nach dem Plane Gottes vorwärts schreitet, von

dem Gedanken Gottes geleitet, daß für die Menschheit eine göttliche Weltordnung besteht, in welcher für die Völker ebenso wie für die Individuen eine sittliche Vergeltung und eine göttliche Waltung vor sich geht; erhebt und läutert sie den Blick auch für die politischen Dinge, beseitigt jedes Verzagen, stärkt die Zuversicht auf den Sieg des Rechtes in der Allgemeinheit der Menschenwelt und der Zeiten, und schützt vor dem Aufgehen in örtliche und zeitliche Resultate. Sie kennt den Zusammenhang, der in der geistigen Welt besteht, wie das Kleinste nur ein Glied des großen Organismus ist, für diesen existirt und von diesem belebt und geleitet wird, und vermag daher uns immer wieder in diesen Zusammenhang zu versetzen und ihn uns zum Bewußtsein zu bringen.

Ja, es kommt darauf an, diese religiösen Ansichten über die weltlichen und bürgerlichen Dinge in uns lebendig zu machen, weil sie uns den einzig richtigen Standpunkt verschaffen, von welchem alle Geschehnisse, Bestrebungen und Richtungen anzuschauen sind und in pflichtmäßiger Weise daran Theil zu nehmen und dafür zu wirken ist. Jemehr wir sie uns einprägen, sie zu unserer innersten Natur machen, desto klarer und sicherer wird unser Blick, desto zweifelloser erscheint uns unsere Pflicht, desto weniger werden wir uns von politischen Leidenschaften beherrschen und hinreißen lassen, und mitten im Strudel der Ansichten und Interessen werden wir auf unserm Wege nicht wanken.

2.

Unsere bisherige Auseinandersetzung läßt noch mancherlei Fragen zu.

Wie, wendet man ein, diese Verschmelzung von Religion und Politik, diese Beeinflussung der letztern durch die erstere, diese Identifizirung beider in den höchsten und letzten Zielen, wie kann man sie einen Triumph des Judenthums nennen? Was hat das letztere gethan, um die Herrschaft einer solchen Ansicht sich als einen Sieg zuzurechnen?

Wir haben hierauf mehrfache Antwort. Machen wir uns zuvörderst Folgendes klar. Man sagt, der Staat sei nach dem modernen Begriffe ein *Rechtsstaat*, müsse dies sein, müsse danach streben, es immer mehr zu werden. Genau genommen aber war der Begriff des Staates ein solcher zu aller Zeit; denn der

Staat kann nichts anderes sein als eine Vereinigung von Menschen nach gewissen Gesetzen, welche die Pflichten und Rechte aller feststellen. Selbst in dem despotischesten Staate ist ein Gesetz vorhanden, welcher Art dies auch sei und wenn auch der Wille des Despoten die allein gültige Quelle des Rechtes ist. Rechtsstaat wäre also eine tautologische Bezeichnung oder müßte noch etwas anderes ausdrücken. Es muß damit gesagt sein einerseits, daß es ein bestimmtes, weder von Zeit noch Ort abhängiges, ewiges Recht gebe, welches der Staat zu seiner unveränderlichen Basis nehmen müsse, um wirklich ein Rechtsstaat zu werden; und andererseits, daß vor dem Rechte im Staate alle anderen Einflüsse und Gewalten weichen müssen, daß dieses Recht in allen Gliedern des Staates das vorherrschende Motiv sein müsse, um Rechtsstaat zu werden. Wie aber wäre dies möglich? Woher sollen wir diese unveränderlichen Rechtsgrundsätze schöpfen? Und wodurch sollen sie in den Individuen zur höchsten Richtschnur werden? Nicht anders als durch die Religion. Die Religion muß uns diese Rechtsgrundsätze lehren und diese müssen in den Individuen zur Religion werden. So gut wie der Staat z. B. den Eid der Religion entlehnt, d. h. ein Moment aus dem Verhältniß des Menschen zu Gott entnimmt, um es in dem Staate, in der richterlichen Sphäre des Staates zu verwenden, und dieser Eid in jedem Individuum Religion ist und sein muß, d. h. ein höchstes und heiligstes Moment, in welchem ihm der allwissende und richtende Gott gegenwärtig ist; so muß die allgemeine Rechtsunterlage des Staates aus der Religion fließen und in jedem Individuum integrirend den religiösen Charakter annehmen. Wir fürchten hierbei den Einwand nicht, daß ja doch der Eid vor der Lüge und dem Betruge nicht sicher stellt und der Meineid leider nicht zu den seltensten Erscheinungen gehört und daß also auch, wenn die Rechtsbegriffe aus der Religion fließen und Religion geworden sind, der Staat und die Individuen vor Gewaltthätigkeiten, vor Verletzungen des Rechts nicht auf immer sicher gestellt sind. Der Mißbrauch vermindert und verwirft den Werth des Gebrauches niemals, sondern es kommt hierbei auf die allgemeine Wirkung, das allgemeine Bewußtsein, die allgemeine Anerkennung an. Hier ist es nun gerade das Judenthum und insonders dessen wichtigste Urkunde, die mosaische Schrift, seine erste Phase, aus der es er-

wachsen und die sein dauerndes Fundament ist, der Mosaismus, welche dies verwirklichen. Hier finden wir die Religion, welche die höchsten Rechtsgrundsätze ausspricht und welche diese zu einem integrirenden Theile des religiösen Bewußtseins und Lebens bestimmt, sie der ganzen Gesellschaft zur Unterlage und jedem Individuum zur religiösen Pflicht macht. Diese Religion weist die bürgerliche Gesellschaft nicht von ihrer Pforte ab, indem sie nichts mit ihr zu thun habe, sondern nur für das Individuum und dessen Seelenheil in einem jenseitigen Leben wirken wolle. Das Judenthum vielmehr faßt den Einzelnen nur als Glied der Gesammtheit auf, in welcher er erst recht sein religiöses Verhältniß, sein religiöses Dasein zu bethätigen habe. Der Mosaismus that dies, ohne den Staat einer Kirche unterzuordnen, ohne eine hierarchische Herrschaft der Priester einzusetzen, sondern eben nur als Religion und lediglich als Religion. Das Judenthum verfolgte dies immerfort, soweit es ihm vergönnt war, und hatte vom Priesterthume nichts übrig als einen verwitterten Denkstein. Wenn also die von uns ausgeführte Ansicht allmählich ans Licht tritt, sich ausbreitet, in den Geistern Raum gewinnt und die entgegengesetzte Anschauung, wie sie von anderen Religionen vertreten wird, nach und nach überwindet, so können wir es wohl einen Triumph des Judenthums nennen. Mögen immerhin bis jetzt wenige jüdische Schriftsteller gerade diese Lehre erkannt und ausgesprochen, und die dies thaten noch weniger Eingang in die allgemeine Welt gefunden haben: die Thatsache ist da, und daß die mosaische Schrift in allen Händen ist und bewußt und unbewußt dafür wirkt, genügt schon. Unsere Ansicht ist keine solche, welche durch Kriegshelden, Staatsmänner und Herrscher aufgestellt und verbreitet wird; aber hat sie einmal in der Menschenwelt Posto gefaßt, so ist sie des Erfolges sicher und kann ebenso der Zukunft ruhig gewiß sein, wie die wahre Gotteslehre selbst. Das Judenthum ist die Religion, welche die höchsten Rechtsgrundsätze in ihren Katechismus nicht blos einschreiben kann, sondern, wenn sie ihrem eigenen Wesen getreu sein will, einschreiben *muß*, und wir können hier getrost auf unsere „ausführliche israelitische Religionslehre“ [1]) verweisen. Denn woher sollen wir zuletzt diese höchsten Rechtsgrundsätze

[1]) S. Bd. I, S. 170. Und ganz ausführlich im dritten Bande, S. 113—210.

schöpfen? Daß die Philosophie sie uns nicht zu geben vermag, lehrt ein Blick auf die Geschichte. Die Philosophie — und zwar durch die bedeutendsten Meister ihrer Wissenschaft — hat das Sklaventhum und die Leibeigenschaft vertheidigt, hat die Göttlichkeit des Absolutismus und Despotismus demonstrirt, hat ebenso aber die Familie aufgehoben, indem sie die Erziehung aller Kinder zur Sache des Staates machen wollte, das Eigenthum für Diebstahl erklärt, die widernatürlichen Phantastereien des Sozialismus und Communismus erfunden, gerechtfertigt und durch Theoremata erwiesen. Die Religion aber, sobald sie sich mit der menschlichen Gesellschaft beschäftigt, sobald sie nicht willkürlich das gesellschaftliche Leben sich selbst überläßt und ihren Schwerpunkt in das Jenseits verlegt und sich nur zu einer Religion der beschränkten und einseitigen Individualität macht, kann nicht anders, als in ihrer Konsequenz jene höchsten Rechtsgrundsätze aufstellen. Dann erst beginnt das Werk der rationellen Philosophie, und wie diese in die mannigfachsten Verirrungen sich verliert, wenn sie selbständig das Dasein Gottes untersucht, vielmehr dieses als Axiom von der Religion empfangen muß, um von da aus zu argumentiren: so auch bei den Fundamentalsätzen der Staatswissenschaft. Mag man diesen unseren Ausspruch gegenwärtig noch so sehr perhorresziren: die Thatsachen in der Geschichte sprechen zu deutlich und zu bestimmt, als daß man sich dieser Erkenntniß auf immer verschließen könnte.

Aber die nächste Frage ist: welche sind diese höchsten unwandelbaren Rechtsgrundsätze, welche die Religion lehrt und lehren muß?

Wir wollen sie hier kurz aufzählen, um dann noch einige Bemerkungen daran zu knüpfen. Sie sind: 1) die Gleichheit Aller vor dem Gesetze; 2) die persönliche Freiheit; 3) der Aufbau des Staates aus der Familie, der Gemeinde, der Nation und die daraus hervorgehende Selbstverwaltung; 4) die Heiligkeit des Eigenthums und des Lebens; 5) die Verhütung großen Reichthums und großer Armuth; 6) die gleiche Verpflichtung zur Erhaltung des Staates, daher allgemeine Wehr- und Steuerpflicht nach Beschaffenheit der Tauglichkeit und des Vermögens; 7) die Rechtspflege durch die natürlichen Richter in Oeffentlichkeit und Mündlichkeit; 8) das Recht der Dürftigen und Leidenden an Versorgung und Hilfeleistung. Dies sind die Fundamentalsätze, welche der Mosaismus für die staatliche Gesellschaft aufstellt und die das

Judenthum, soweit die geschichtlichen Verhältnisse es ihm gestatteten, was freilich die Mangelhaftigkeit der Verwirklichung bedingte, auszuführen suchte. Man sieht, es sind keine abstrakten Sätze, die formlos aus einer überschwänglichen Phantasie hervorgegangen, sondern in deren Annahme oder Verwerfung die reellsten Motive für die Gestaltung des Staats- und Volkslebens für alle Zeiten liegen. Wir sagten, die Religion sei in ihrer Konsequenz zu diesen Grundsätzen unbedingt genöthigt. Denn wenn die Religion lehrt, daß der Mensch im Ebenbilde Gottes geschaffen, d. h. mit Selbstbewußtsein, freiem Willen und sittlichem Werthe, daß alle Menschen Geschöpfe eines Gottes, Kinder eines Vaters, alle aus einem und demselben Ursprunge sind; wenn sie lehrt, daß Ehe, Familie, Geschlecht, Nation, Staat Institutionen sind, für welche Gott den Menschen geschaffen und in welche er ihn hineingeboren werden läßt: so folgen alle obigen Grundsätze unbedingt und zweifellos, und die Religion widerspräche sich selbst, schnitte ihre eigenen Konsequenzen ab, d. h. vernichtete ihre Wirkungen und damit sich selbst mit eigener Hand, wenn sie dieselben nicht zöge oder sie nur modifizirte. Diese Sätze spricht der Mosaismus größtentheils in bestimmtesten Formeln aus, theils gehen sie aus den von ihm getroffenen Anordnungen hervor. Wir brauchen sie hier nicht von Neuem aus der Schrift nachzuweisen, da wir dies an anderen Orten[1]) schon oft und zur Genüge gethan. Haben wir doch oben gezeigt, wie das Selfgovernment das wesentliche und dauernde Prinzip des israelitischen Staats- und Volkslebens durch die Selbständigkeit der Gemeinden in Verwaltung und Gerichtsbarkeit war; verordnete doch der Mosaismus — gegenüber den Kriegerkasten der meisten alten Völker, auch der dorischen Staaten in Griechenland — die allgemeine Wehrpflicht nach bestimmtem Alter und kannte nur eine Art der Besteuerung, die direkte aus den Einkünften, d. h. damals den Erträgnissen des Jahres; war doch sein Gerichtsverfahren stets mündlich und öffentlich, die Beweisführung durch Zeugen, fern von allem inquisitorischen Verfahren, Folter, Tortur u. dgl.; waren doch die Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten

[1]) S. oben, so wie unsere Vorlesungen über die „Entwickelung der religiösen Idee im Judenthume, Christenthume und Islam" und über die „Religion der Gesellschaft" — und endlich unsere „isr. Religionslehre" a. a. O.

stets die in der Gemeinde aus der Wahl als „Aelteste", Vorsteher und Richter Hervorgegangenen; stellte er doch zu Gunsten der Dürftigen und Leidenden gesetzliche Verbindlichkeiten fest, ohne daß der Privatwohlthätigkeit, der freien Ausdehnung dieser Verpflichtungen eine Grenze gezogen worden und setzte zur Ausgleichung der Besitzverhältnisse das Erlaß- und Jobeljahr und das Zinsverbot ein.

Indeß wußte auch der Mosaismus, daß die Verwirklichung dieser höchsten Rechtsgrundsätze schon in Israel selbst, um wie viel mehr in der ganzen Menschheit, einer langsamen, vieltausendjährigen Entwickelung bedürfen werde. Selbst für die Verbreitung der Gotteslehre, für die Beseitigung des Götzenthums, für die Einführung seiner allgemeinen Institutionen, z. B. des Sabbaths, innerhalb der ganzen Menschenwelt nahm das Judenthum niemals etwas anderes als die Entwickelung des Menschengeschlechts in Aussicht, und der Mosaismus richtete sich deshalb zunächst nur an diese kleine unbedeutende Nation. Krieg und Umsturz waren ihm stets feindliche Elemente und Mittel. Von dem Einzuge in Canaan an stand dem Judenthume niemals etwas anderes als die Vertheidigung, die Ausdauer und Beharrlichkeit zu, und es hat fürwahr bewiesen, daß diese zu Bestand und Erhaltung im eigensten Wesen vollständig genügen. War hierin der Mosaismus doch so bis ins Einzelnste vorsichtig, daß er z. B. die Reiterei verbot, weil diese den Eroberungstrieb am ehesten weckt und nährt und zugleich zur Schöpfung einer besondern und bevorrechteten Kriegerkaste die nächste Veranlassung giebt, wie denn die Bezeichnung ἵππεῖς, equites, Ritter erweist.[1]) Die unwiderstehliche Kraft der Entwickelung, sowie hingegen die Zerrüttung und Zerstörung, die durch Krieg und Umsturz bewirkt werden, wie durch sie jene höchsten Rechtsgrundsätze jedenfalls verletzt und verdrängt, die Menschen von einem Gegensatze zum andern getrieben, der Verfall der Völker, der Untergang der Kultur für große Zeitalter herbeigeführt werden, waren allen Lehrern des Judenthums von Moses bis auf den heutigen Tag bewußt,

[1]) Die Aengstlichkeit, mit welcher der Mosaismus über die Gleichberechtigung Aller wachte, zeigt sich z. B. auch darin, daß, abgesehen von den freiwilligen Gaben, jeder Israelit zum Bau der Stiftshütte einen halben Schekel, „der Reiche nicht mehr, der Arme nicht weniger", steuern mußte, um Jedem einen gleichen Antheil am Heiligthume zu sichern.

und dieses Bewußtsein war die Triebfeder ihrer Bestrebungen. Aus dem Grundsatze der Entwickelung fließt aber eben das Recht des Geschichtlichen und Bestehenden. Es kann dies nur ein beschränktes sein. Das Geschichtliche und Bestehende hat ein objektives Recht nur, soweit es eine Verwirklichung jener höchsten Rechtsgrundsätze in sich trägt, ein relatives Recht, soweit es unter den obwaltenden Verhältnissen diesen Grundsätzen am nächsten kommt und wieweit nach den sich verändernden Verhältnissen es sich von diesem Gesichtspunkte aus umgestaltet. Soweit das Geschichtliche und Bestehende aber zu jenen höchsten Rechtsgrundsätzen in vollem Gegensatz und Widerspruch steht und soweit es trotz der sich verändernden Verhältnisse der wachsenden Verwirklichung jener Grundgesetze hartnäckig sich widersetzt, um den Einzelnen der Gesammtheit gegenüber persönliche Vortheile und Vorrechte zu erhalten, erlischt nach und nach sein Recht und wird zum vollen Unrecht. Aus diesen Grundsätzen der Entwickelung heraus werden wir unser Urtheil über die speziellen Institutionen der verschiedenen Zeiten und Völker auf dem Boden der höchsten Rechtsgrundsätze doch nach den geschichtlichen Verhältnissen, Um- und Zuständen gestalten und fällen und hiernach, soweit wir persönlich an den gesellschaftlichen Bestrebungen und Kämpfen unserer Zeit Theil nehmen, uns verwahren. Nicht im geringsten werden wir dadurch schwankend, unsicher, unzuverlässig, auf beiden Hüften hinkend sein; aber wir werden auch nicht einem starren System, einer abstrakten Theorie, einer extremen Parteinahme uns bedingungslos hingeben, sondern auf den Boden der geschichtlichen Entwickelung in eifrigster Förderung dieser die höchsten Rechtsgrundsätze, wie die Religion sie uns lehrt und zur religiösen Pflicht macht, als höchstes Ziel vor Augen haben und in unserm eignen Wandel und Thun zu bethätigen streben.

XX.

Blicke auf die gegenwärtige Weltlage und politische Briefe.

1. Am 12. Juli 1863. Das vorige und gegenwärtige Jahrhundert.

Es ist ein Beweis, daß tief innen im menschlichen Geiste bestimmte Gesetze walten, die im Wesen des Geistes begründet liegen, wenn wir sehen, daß alle menschliche Entwickelung in Kreisläufen vor sich geht. Wie der Mond um die Erde kreiset, aber doch zugleich vorwärts gelangt, mit ihr um die Sonne: so verlaufen alle größeren Erscheinungen der Menschheit in gleichen Kreisbahnen, aber indem die Entwickelung in jedem folgenden Kreise eine reichere, an Umfang, Tiefe, Resultaten und Wirkungen reichere, an Geistesanspannung und Geistesverbrauch tiefere ist, kann die Folgezeit niemals als eine bloße Wiederholung der Vergangenheit angesehen werden. Es versteht sich von selbst, daß im Detail sich eben so bei jeder geschichtlichen Erscheinung tausend Verschiedenheiten darthun, als auch selbst in der Natur kein Individuum ein bloßer Abklatsch des andern ist. Wie gesagt, wir erkennen hieraus, daß auf der Grundlage der Gesetzlichkeit in unserm individuellen geistigen Wesen sich Gesetze ergeben, welche über die gesammten Geister einer Zeit, einer Zeitperiode, das heißt der gesammten Menschheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft walten, innerhalb welcher Gesetze nun alle Individuen in Selbstbestimmung ihre Arbeit verrichten. Es ist eine alte Beobachtung, daß die griechische Philosophie in einem Kreislaufe sich abschloß. Sie fing mit Mythen und Dichtungen an und verlor sich zuletzt wieder in Dichtungen und Phantasien (Plotin, Porphyr, Jamblich, Proklus, Damaszius), nachdem sie in den drei großen Formen, dem Dogmatismus des Spiritualismus, dem Dogma-

tismus des Materialismus und der Negation des Skeptizismus, sich erschöpft hatte. Aber es ist auch eine Beobachtung, die auch schon nicht mehr das Verdienst der Neuzeit für sich hat, daß die moderne Philosophie von Deskartes an ganz in demselben Kreislaufe sich, so weit es ist, vollendet hat, wie die griechische, nur intensiv und extensiv reicher, namentlich durch den Kritizismus reicher, der der griechischen Philosophie fehlte, durch die Systematik reicher, welche nur bei Aristoteles ihren Anfang hatte, durch die Basis einer ungleich bedeutendern Kenntniß der Natur, so wie durch die allgemeine Kenntniß des Geoffenbarten reicher, endlich durch die zahllosen wissenschaftlichen Kräfte reicher, welche ihr zu Gebote standen.

Auch auf dem Gebiete des Judenthums sehen wir einen gewissen Kreislauf der Dinge sich wieder und wieder vollenden, und seine immer weiteren Kreise über den Erdball seiner Geschichte ziehen. Aber die sorgfältigere Prüfung stellt uns diesen gerade entgegengesetzt hin, als er gewöhnlich gedacht werden mag. Dieser Kreislauf besteht darin: daß im Judenthume immer aus einer Bewegung der Lehre, aus einem regern Leben des Gedankens ein neues, stärkeres Gebäu eines Zeremoniale hervorging. So sehen wir bei den Patriarchen und Moses bis nach der Kundthuung der Zehnworte die Lehre vorwalten, und auf diese erst das große mosaische Zeremonialgebäude sich aufrichten. Welche Fülle von Entwickelung an Lehre und Gedanken bei sehr freier, schwankender Form bis David und Salomon stattgefunden, ersieht man aus den Psalmen, die von David und seinen Zeitgenossen sind, und den echten Theilen der salomonischen Schriften; aber von David und Salomon ging ein neues Tempelzeremoniale mit Musik und Psalmen aus, (dies müssen selbst die zugestehen, welche den Detailberichten des Chronisten hierüber ihr Vertrauen versagen). Bei den Propheten ist die Lehre überall vorherrschend, Schriften, die aus der Prophetenzeit herrühren, wie der Hiob, bezeugen, welche Fülle von Bewegung die Lehre in dieser Zeit hatte, in welcher selbst der Tempel auf Morija oft Götzenaltäre in seinen Mauern sah. Aber sowie das Prophetenwort verstummt, beginnt das Zeremoniale sich neu zu fundiren, eine neue Schöpfung, die Synagoge und den Gebetkultus, zu instituiren und das ganze jüdische Leben mit dem Zeremoniale völlig zu durchdringen. Aber

daß dies, so lange Juda im heiligen Lande wohnte, lang noch nicht so krystallisirt war, als man sich gewöhnlich vorstellt, daß vielmehr die Lehre in sehr bewegtem Leben wieder das vorwiegende Element ward, ersieht man aus dem Entstehen und Bestehen der großen Sekten, in welche gerade die palästinensischen Juden vor der Zerstörung Jerusalems sich spalteten, aus dem Hervorgehen des Christenthums aus dem Judenthum, aus der Theilnahme an der griechischen Kultur, welche die griechischen Schriften der Juden, insbesondere an der griechischen Philosophie, wie der (allerdings etwas fabelhafte) Aristobul und Philo erweisen. Hieran knüpfte sich abermals eine große Bearbeitung des Zeremoniale in Mischna und Gemara. In Spanien erhob von Neuem die Lehre ihr Haupt, nachdem sie in Asien wieder zur Sprache gekommen. Ausgezeichnete Diskussionen der Lehre in religions-philosophischen Werken und in Kommentarien zur Schrift fließen in Fülle hervor; ja eine neue Schöpfung, die Kabbala, erhob sich aus früheren Anklängen. Aber Maimonides selbst giebt dem Zeremoniale einen neuen Anstoß, und seine Jad hachs ist der Ausgangspunkt, von welchem die Durcharbeitung des Zeremoniale Jahrhunderte hindurch das Judenthum in Besitz hält. Dies ist es, was uns den Kreislauf im Judenthume klar vor Augen bringt; nicht, daß das rege Leben der Lehre auf ein zerfallendes Zeremonienwesen folgt und dieses zersetzt, sondern umgekehrt: auf ein schaffendes Leben der Lehre folgt ein erneuetes, umgestaltetes Zeremoniale — eine bedeutsame Erfahrung, die bisher den Augen der Geschichtsforscher entging.

Wenn es also wahr ist, und einfach aus den Gesetzen des menschlichen Geistes und der Evolutionen erfließt, daß die geschichtlichen Entwickelungen stets in denselben Weisen und Kreisen verlaufen, und daß dies nicht minder im Judenthume der Fall war und ist — so versteht es sich von selbst, daß damit dennoch die Verschiedenheit des Inhalts, die immer weitere Ausdehnung und reichere Entfaltung verknüpft ist; daß jene Abkreisung eben nur das Leben der Idee am Individuum (Mensch, Volk, Völkerfamilie) befaßt, die Idee aber an der Gesammtheit des Menschengeschlechts fortlebt, und in immer üppigerer Gestaltung hervortritt. Somit sind die Details, unter denen uns in den verschiedenen Phasen dieselbe Idee erscheint, sehr verschieden und stets besonders.

Die moderne Entwickelung des Judenthums hat im vorigen Jahrhundert begonnen. Machen wir daher uns dieses zuvor klar.

Stellen wir das vorige und gegenwärtige Jahrhundert zusammen und vergleichen sie mit einander; so können wir sie am kürzesten so bezeichnen — das vorige Jahrhundert war das Jahrhundert der Verheißung, das gegenwärtige ist das Jahrhundert der Erfüllung — aber: welcher Erfüllung?

Das vorige Jahrhundert wird in der neuesten Geschichte als das denkwürdigste bezeichnet werden. Welch ein mächtiger Strom der Entwickelung! welche Erhabenheit der Ideen! welche Großartigkeit der Schöpfungen, die beabsichtigt, zu denen die Grundlagen entworfen wurden! . . . Es war eine dürre Zeit namenloser Pedanterie, wo, nach den großen Geschehnissen des 16. Jahrhunderts in alter und neuer Welt, der Geist wie hineingebannt in versteinerte Formen vegetirte; wo Alles auf den Buchstaben reduzirt ward, Diplomatie und Kriegsführung, Theologie und Philosophie, die klassische Literatur und die Naturwissenschaft, und nicht minder — das Judenthum; wo, was irgend Großes erstand, schnell eingesargt ward zu fröhlicher Auferstehung in späterer Zeit (z. B. Baruch Spinoza geb. 1632); kurz, die echte Zeit der Reifröcke, des Puders und der mit der Scheere zugeschnittenen Gärten. Von allem Dem, so wie von Allem, was das Mittelalter, nachdem dessen urkräftiger Geist längst entflohen war, an Ruinen und Fesseln zurückgelassen hatte, lastend wie ein unendliches Joch auf dem Nacken der Menschheit, von allem Diesem sollte das 18. Jahrhundert die Erlösung bringen. Welches ist aber die rechte Erlösung? Niemals durch Gewalt, niemals durch plötzlichen Bruch und Sturz. Das Schwert Alexanders zerhaut den Knoten, aber löst ihn nicht. Die rechte Erlösung geschieht immer nur durch die Idee, d. i. durch die Entwickelung. Der Geist muß zuerst die Forderung gestellt haben, muß diese Forderung durch die Waffen des Rechts und der Wahrheit vertheidigt, gerechtfertigt, ihr Raum gewonnen, den Sieg verschafft haben im Reiche des Geistes — dann kann durch Vorurtheil, Hartnäckigkeit, Zähigkeit, Eigennutz die Erlösung faktisch Dezennien, ein halbes, ein ganzes Jahrhundert hintertrieben, aufgehalten werden: geschehen wird sie, muß sie doch, denn der Gegensatz ist dann so veraltet, so todt,

so überläſtig geworden, daß ihn zuletzt Diejenigen eifrig wegräumen helfen, welche ihn früher mit ihrem Leben konſerviren wollten! — Hingegen ein gewaltſamer Bruch, ein plötzlicher Gewaltſtreich des Verhängniſſes iſt das größte Unglück, das der Entwickelung begegnen kann. Dann iſt der Gegenſatz in der That noch nicht todt, und die plötzliche Gewaltthätigkeit giebt ihm neues Leben, ruft enorme Kräfte gegen ſich auf, die einen Kampf bereiten, welcher der Welt Furcht und Schrecken einjagt, und da ſie nicht das ſich widerſetzende Alte, ſondern das ſich gewaltſam aufdrängende Neue für die Urſache hält, den Zorn Zahlloſer gegen die Erlöſung erregt, welche dieſe ſonſt mit ganzem Herzen gefördert hätten. So entſtehen todtfeindliche Parteiungen. Durch den gehäſſigen Geiſt dieſer Parteiungen werden die Prinzipien vergiftet, und die Partei des Neuen wie des Alten verirrt ſich zu den ſchädlichſten Extremen. So wird nicht allein die Entwickelung aufgehalten, ſondern ungeheure Kräfte werden abſorbirt, die Begriffe verwirren ſich, die Prinzipien nehmen die ſchiefeſten Richtungen, und erſt ſpät, ſehr ſpät, wenn überhaupt, tritt die Erlöſung ein, und dieſe ſo entſtellt und mit Narben bedeckt, daß man ihr anſieht, ihr ſchönſtes, ihr eigentliches Leben habe ſie ſchon hinter ſich, und anſtatt zu läutern und zu erheben, werde ſie vegetiren. Ich ſage: wenn überhaupt — denn leicht kann mit ſolchen Ausbrüchen, mit dieſer Zerrüttung der Entwickelung, mit all den Wirren, die daraus folgen, der Wendepunkt des Lebens für dies Volk, für dieſe Völkerfamilie eingetreten ſein, und ſie von nun ab Jahrhunderte nur niederwärts laufen.

Unter dieſem Geſichtspunkte das vorige und gegenwärtige Jahrhundert betrachtet — wo iſt ein Hohes, ein Großes und Edles, ein Schönes und Wahres, das nicht im vorigen Jahrhundert erkannt und angeſtrebt wurde? das damals nicht als ein menſchengeſchlechtliches Ziel hingeſtellt, als ein Panier erhoben und vorangetragen wurde? das damals nicht, kaum von einer Partei offen beſtritten, ſiegreich die Geiſter zu ſeinen Füßen ſah? Es verſteht ſich, daß es da auch viele Auswüchſe und Paraſiten gab, wie bei allem Menſchlichen, daß auch da die Grenzlinien oft überſchritten wurden — aber neben den großen Reſultaten jener Zeit iſt dies kaum zu berückſichtigen. Das große Zauberwort des Jahrhunderts war: Humanität! Dieſes Wort klang von den

Thronen der Könige [1]), aus den Stuben der Gelehrten [2]), aus dem Munde der Geistlichen [3]). Dieses Wort eroberte sich die Welt. Es ward in der Forschung und im Thun als das Höchste überall erstrebt. Dieses Wort verlangte die Aufhebung der Leibeigenschaft — und diese ging vor sich im westlichen und mittlern Europa ruhig und ohne Kampf. Mit diesem Zeichen forderte man Gleichheit vor dem Gesetze, Betheiligung Aller an den nothwendigen Lasten des Staates, bürgerliche Gleichstellung der Juden, Gewissensfreiheit und so fort — und Niemand wagte sich dagegen zu erheben, Jederman erkannte die Forderung an, Zahllose schwärmten dafür — gewiß, gewiß, alles Dies und Alles was dessen die Konsequenz ist, würde unfehlbar, wenn auch langsam sich verwirklicht haben, denn der Geist war gewonnen, Parteiung, kämpfende, auf Tod und Leben ringende Parteiung nicht da — es mußte der Sieg erfolgen: denn die Gegensätze fingen schon an, dem Tode von selbst anheimzufallen — wohl dem zivilisirten Europa, wenn es niemals eine französische Revolution gegeben: dann wäre die Erlösung, dann wäre die Erfüllung der großen Verheißung gekommen. Aber jener große, furchtbare Bruch, jene die Welt erschütternde Eruption, jener plötzliche Gewaltstreich, der die europäische Gesellschaft zerriß, der dem Einen Alles nahm, um mit einem Male dem Andern Alles zu geben, der dadurch die Einen den Anderen auf Tod und Leben gegenüberstellte, der die Gesellschaft in unerhörte Leidenschaften versenkte, diese französische Revolution war es, welche die „Humanität" von ihrem strahlenden Throne schleuderte, welche zur Waffe Einer Partei machte, was schon die Siegestrophäe der ganzen Welt — wenn auch noch zumeist nur im Geiste — geworden, welche die Entwickelung zerzerrte, erdrückte, und wenn sie auch viele Ideen schneller und weiter verbreitete, als sie sonst gerathen wären, dennoch keiner einen Sieg verschaffte, weil sie sie in die Kanonen stopfte und auf die Spitze der Schwerter setzte.

So ist es gekommen, daß das vorige Jahrhundert ein Jahr-

---

[1]) Friedrich II., Joseph II.

[2]) Wer zählet ihre Namen alle?

[3]) Fenelon, Zollikofer, Jerusalem, Herder.

hundert der Verheißung war — aber was für eine Erfüllung brachte das gegenwärtige? Sehen wir dies noch etwas näher an.

Was für ein großes, erhabenes Gebiet der geistigen Arbeit war im vorigen Jahrhundert die Literatur! Als Klopstock in der Poesie, Lessing in der Kunstkritik, Mendelssohn in der betrachtenden Sprache der Denker, Herder in der Untersuchung allgemein menschlicher Fragen, Montesquieu in der Staatsgesetzgebung, Rousseau in der Empfindungswelt, und mit ihnen eine große Versammlung der tüchtigsten Kräfte überall neue Bahnen der Anschauungsweise zu eröffnen begannen — wie schlugen alle Herzen, wie wurden alle Geister bewegt, welche Hoffnungen angeregt, welche Erwartungen geweckt! Damals war ein Buch ein Ereigniß, denn man sah in ihm die Eröffnung eines Neuen, Kaumgeahnten. Wer eine interessante Frage aufwarf, war ein Held, wer sie beantwortete ein Fürst. Vor dem Geschoß aus den Katapulten der Literatur fielen viele Götzen in den Staub — man glaubte nicht an ihre Wiedererstehung. Die Menschheit schien ihrem Ziele näher, rasch näher zu kommen. Und jetzt .... wo giebt es ein mehr heruntergekommenes, ein tiefer gesunkenes, ein mehr in verächtlicher Weise bearbeitetes Feld als die Literatur? Da schreitet die Verwesung darüber und feiert von Jahr zu Jahr ein Fest des Moders ... Hat man je geglaubt, daß nach der großen Periode Lessings, Mendelsohns, Herders, Göthes, Schillers, Scotts, Byrons, solch' eine armselige Zeit kommen würde? Was füllet jetzt, abgesehen von den exakten Wissenschaften, den Markt der Literatur? Die eine Hälfte Kompilationen, die andere Hälfte Romane und deren Uebersetzungen. So bei den Deutschen, bei den Engländern, bei den Franzosen! Wenn ein Buch, wie „mystères de Paris" vor zwei Dezennien, wenn ein Buch wie „Onkel Tom's Hütte" vor einem Dezennium die ganze zivilisirte Welt in Entzücken, in Bewegung bringen kann — Ihr, Aeschylus, Sophokles, Euripides, beruhigt Euch, Ihr waret nicht die einzigen, denen ein kleinliches Geschlecht der Epigonen folgte — auch die moderne Welt sieht dieselbe Erscheinung vor sich gehen.

Und warum? Nur weil mit dieser französischen Revolution ein unermeßlicher Krater sich öffnete, dessen Flammen und Lavaströme, dessen Aschenregen und Steinhagel Alles ausbrannten, zerschlugen, verdeckten, verödeten! ... weil diese die menschliche Gesell-

schaft in unversöhnliche Parteien, Fraktionen, Sekten zerriß, weil diese Kämpfe um die augenblickliche Existenz eröffnete, die man in ihrer Heftigkeit, Erbitterung niemals geahnt, Kämpfe, auf die kein Friede folgt, wenn auch das Schwert aus der Hand gelegt wird, Kämpfe, die im Dunkeln fortwühlen, wenn oberflächlich Ruhe scheint .... Doch wozu schildern, was tief innen Jeder fühlt? Wozu von Literatur auf Kunst, Theater, Gesellschaft, Staat, Kirche, Moral, öffentliche Meinung u. s. w. übergehen? Wir haben hier nichts zu erschöpfen, wir haben nur Fingerzeige zu geben — von da aus durchdenke man alle diese Gebiete, und der Vergleich wird überall gleich ausfallen ... Nur Eines. Man hat der französischen Revolution auch die bürgerliche Höherstellung der Juden zu verdanken geglaubt. Aber sind sie in Holland nicht schon lange vorher fast gleichgestellt gewesen? Sind sie in Amerika nicht früher emanzipirt worden? Und waren die Eroberungen, welche die Emanzipation der Juden durch die Ausbrüche der Revolution gemacht, nicht lange illusorisch? sind sie es nicht zum Theil noch? Denken wir uns aber den Weg, welcher im vorigen Jahrhundert von der zivilisirten Welt beschritten worden, als eine nur von innen heraus getriebene Bahn der ununterbrochenen Entwickelung — und wahrlich! es stände anders um uns!....

Man mache hingegen nur nicht die Naturwissenschaften geltend. Von jeher haben die Naturwissenschaften ihren Thron auf den Trümmern der Poesie, Philosophie, der gesammten Literatur aufgeschlagen. Man möchte sagen: wie sie ihre Resultate aus zerschnittenen Fasern, aus zersetzten Stoffen, aus galvanisirten todten Muskeln zusammenkombiniren — so müssen auch erst alle anderen Zweige der geistigen Thätigkeit verdorrt, abgestorben sein, bevor sie, die Naturwissenschaften, zum Blühen kommen. So war es im Alterthum, wo die Naturwissenschaften aufkamen, als die großen Dichter, Redner, Philosophen, Geschichtsschreiber schon dahingegangen waren, und zur Blüthe kamen, als der ganze hellenische und römische Geist in Auflösung gerathen. So war es auch im Mittelalter, wo die provençalischen und deutschen Dichter verstummt waren, und die arabische Wissenschaft und selbst die höhere Scholastik verkommen, als die Naturwissenschaften, freilich im Gewande der Astrologie, der goldmachenden und lebenselixirsuchenden Chemie und wunder-

lichsten Pharmazie, der Kabbala und Hexerei — aber dennoch mit einem tief innern Kern, der zumeist verloren gegangen ist, ihren siegreichen Umzug hielten. Unsere Leser wissen, welchen großen Werth wir den Naturwissenschaften beilegen, um uns nicht zu mißverstehen. Nicht als ob die Naturwissenschaften jene Verödung der Literatur bewirkten, jene Verkümmerung des sozialen, kirchlichen, politischen Lebens herbeiführten — vielmehr sind sie in einer solchen Zeit der Boden, auf dem sich der menschliche Geist die höchste Thätigkeit wahrt, großartige Resultate erarbeitet — man kann sagen, ein höchster Segen der göttlichen Leitung, daß sie, die naturwissenschaftlichen Studien, gerade für solche Zeiten verbleiben! Nur daß man über der Blüthe der Naturwissenschaften nicht vergesse, wie es anderweitig um uns aussieht, daß wir darum von ihnen nicht die höchsten Resultate zu erwarten haben, weil sie ihre Erfolge zu einer Zeit erschaffen, wo der Geist anderweitig schweigt.

Wir brauchen es nicht hervorzuheben, daß dennoch auch im Gange dieses Jahrhunderts große Fortschritte gemacht worden sind, aber was verheißen worden, ging nicht in Erfüllung, und der ganze Geist, der ganze Lebensinhalt, die schöpferische Kraft, die Vollendung des Begonnenen kommen nur langsam und mühsam vor sich, oft *scheint es*, als ob sie ganz Schiffbruch gelitten.

Sehen wir uns nun im Judenthume um.

Wenn wir uns so recht zum Bewußtsein bringen, was eigentlich **Mendelssohn** gewollt hat, da man einem solchen Manne gewiß kein blos instinktives Treiben zutrauen wird, so konzentriren wir es in den beiden Forderungen, die er an die Juden stellte: *Aufklärung der Lehre und Heilighaltung des Gesetzes*. **Beide** Momente vereinigte er in seinem ganzen Leben. Wenn er der Philosophie anhing, so entfernte er sich in ihr nie von dem, durch das Judenthum, durch die Offenbarung gegebenen Boden; es galt überall nur die Lehren, die auch die unsrer Religion sind, zu erhellen, philosophisch durchzuarbeiten. Freilich zuckt man jetzt die Achseln über die sogenannte „populäre Philosophie" Mendelssohn's; aber man hat gesehen, wohin die, zum Gegensatz als „Sophistik" zu bezeichnende Philosophie führt, um jetzt, nachdem sie einmal wieder ihren Zyklus vollendet hat, wieder über sie die Achsel zu zucken. Dasselbe war es, als Mendelssohn die fünf

Bücher Moses in's Deutsche übertrug und kommentirte und kommentiren ließ; es galt die Aufklärung der Lehre. Nicht minder aber war die Heilighaltung des Gesetzes ein tiefinneres Moment seines Lebens. Wahrhaftig ein Mendelssohn war kein Heuchler, und wenn er die vornehmen Gesellschaften verließ, um sein Abendgebet, nach Osten gewendet, zu verrichten, so geschah es aus tiefster Ueberzeugung. Dasselbe bekundete Mendessohn in seinen Schriften, und in seinem „Jerusalem" deduzirt er: die ewige Verpflichtung Israel's zu dem auf Sinai geoffenbarten Gesetze.

Wir müssen also jedenfalls diesen Mendelsohn'schen Standpunkt als den Ausgangspunkt ansehen, von welchem aus die Entwickelung des Judenthums im vorigen Jahrhundert begann. Was wäre nun erfolgt, wenn diese Bahn der Entwickelung inne gehalten worden? was hätten wir als das muthmaßliche Resultat anzusehen? Wenn auch Mendelsohn faktisch diese Verpflichtung Israel's mit dem ganzen Umfang der stabilen Orthodoxie seiner Zeit verband, so läßt sein Prinzip doch eine große Entwickelung zu; denn indem er diese Verpflichtung an die unmittelbare Offenbarung auf Sinai bindet, hat er der Entwickelung die Ablösung alles dessen, was der Gang der Zeiten seitdem dem Judenthume hinzugebracht hatte, möglich gelassen und konzedirt. Immer also von diesem Momente ausgehend, konnte durch die Entwickelung eine Läuterung des Gesetzes, eine Reduzirung desselben auf die wahren und für Israel dauernd verpflichtenden Elemente angestrebt werden, mußte geschehen und wäre unwiderstehlich gewesen. Es würde also eine Erstarkung der Lehre, des Gedankeninhalts und, ganz besonders, des geschichtlichen Bewußtseins — dieses unentbehrlichsten Fundaments des Judenthums — mit der Heilighaltung des geläuterten und sich abklärenden Gesetzes Hand in Hand gegangen sein, Eines hätte das Andere gestützt, die Judenheit hätte in dem selbstständigen Judenthum ihre Selbstständigkeit gewahrt, Lehre und Leben wären zur gegenseitigen Durchdringung gekommen — welche andere Erscheinungen, als das gegenwärtige Jahrhundert zu Tage gefördert hat!

Mit der französischen Revolution ergriff die Juden ein unruhiger, stürmischer Drang, sich mit dem europäischen Leben zu amalgamiren, gleichberechtigt in der christlichen Welt, mit der

Strömung zu schwimmen, und zwar möglichst oben an. Thörichter Widerspruch: Juden sein und für alle Aeonen bleiben zu wollen, und dennoch das weltliche Leben bis auf die Hefen sein zu nennen! Das sofortige Erzeugniß war: daß die sogenannten aufgeklärten Juden das ganze Gesetz über Bord warfen, und mit einigen deistischen Formeln fertig sein wollten! David Friedländer und seine „Berliner Hausväter" stehen warnend am Ende des vorigen Jahrhunderts da ... So wurde das Judenthum nicht minder von den Stürmen der Gesellschaft ergriffen; dieses Judenthum, das anderthalb Jahrtausende ruhig den Kämpfen Europa's beigewohnt, jedes Mal, wenn dieses Europa den Resultaten der Entwickelung sich ergab, sich ihm näherte und mit ihm diese Resultate verfolgte, dieses Judenthum öffnete unbesonnen den Stürmen der französischen Revolution seine Pforten, unbesonnen, aber erklärlich, denn es ward ihm da Erlösung von einem anderthalbtausendjährigen Joche verheißen. —

Und was nun die Folgen? Dem einen Extrem stellte sich das andre in seiner ganzen Kraßheit entgegen; uubegrenztem Umsturz des Gesetzes, völliger Vernichtung des geschichtlichen Bodens, frechster Verhöhnung des ganzen geschichtlichen Bewußtseins mußte eine starre Fesselung und Versteinerung auf dem altorthodoxen Boden, ein geistloses Beharren, ein gemüthloser Eigensinn entgegen treten, der sich künstlich zum Fanatismus steigerte, während er allein von egoistischen Motiven sich führen ließ, da die innige, fromme, naive Orthodoxie längst zu Grabe getragen. Hiervon nun diese Zerrissenheit des Judemthums und der Judenheit; dieses Absterben Zahlloser für das jüdische Gesetz, bald auch für die jüdische Lehre; diese Dürre aller Reformen und wieder das lächerliche Entgegentreten wider diese, kurz — die ganze gegenwärtige Verwirrung ...

Ja, wir wiederholen, auch hier das Trostlose der Gegenwart nur die Folge des großen Unglücks, daß die im vorigen Jahrhundert so herrlich begonnene Entwickelung durch die vulkanische Revolution zerrissen, zersprengt wurde! Statt der Erstarkung der Lehre mit der Heilighaltung des geklärten Gesetzes — Parteiung und Sektirerei, Zersetzung der Lehre und Vernichtung des Gesetzes.

2. Am 3. Januar 1858.

Es hat wohl schwerlich schon eine Zeit gegeben, in welcher alle Gebiete des menschlichen Lebens, des Denkens und Handelns, der Idee und der Wirklichkeit in so engem Zusammenhang gestanden, eine solche Solidarität der Ursache und Wirkung zeigten, und darum überall den Charakter der Gemeinsamkeit offenbarten. Gerade aus diesem Grunde ist es um so wichtiger, den Blick auf das Allgemeine nicht zu verlieren, weil wir dadurch um so leichter im Einzelnen klar schauen und uns zurecht finden werden.

Um nun einfach auszusprechen, was in der Gegenwart überall als Erscheinung uns entgegentritt, so sagen wir: daß es zwar sehr verschiedene Ansichten, aber keine Parteien mehr giebt. Es ist nicht zu verkennen, daß eine Auflösung der Parteien vor sich gegangen, so sehr, daß selbst ihre Namen nur noch als Anklänge der Vergangenheit erscheinen und sie nirgends mehr einen tieferen Antheil zu erwecken vermögen. Wir wissen zwar sehr wohl, daß in diesem oder jenem Erdtheile dies nicht ganz zutrifft, und wo die Interessen, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, sich so schroff gegenüberstehen, müssen sie auch Parteikämpfe hervorrufen. Es entgeht uns auch nicht, daß Versuche gemacht werden, Parteien aufrecht zu erhalten, wie z. B. die Ultramontanen aller Kirchen, Confessionen und Religionsgenossenschaften. Aber mögen sie auch hier und da einen Augenblick Raum gewinnen, mögen sie absichtlich noch so große Extravaganzen wie Schwärmer in den Nachthimmel aufsteigen lassen, eine kurze Zeit fesseln sie die Blicke der Welt, um schnell wieder zu verschwinden, ihr Funkeln und ihr Prasseln ist gleicher Weise spurlos vorüber. So ergeht es in der Gegenwart allen Exklusiven und ihr Fortbestand ist nur mühsam und gemacht. Wer den Erweis hierfür will, braucht nur nach Oben wie nach Unten zu schauen. Die Regierungen, mit nur geringer Ausnahme, sehen über Alles, was einen Parteicharakter verräth, weise hinweg und haben nur die Forderungen und Bedürfnisse im Auge, welche aus den Verhältnissen hervorgehen; und eben so verhallt in der Masse des Volkes jeder Parteiruf, und selbst Diejenigen, welche eine selbstständige Ansicht hegen, wollen von der Durchführung extremer Konsequenzen nichts wissen. Sehen wir z. B. nach Frankreich, so sind dort in der That die Parteien

zu bloßen Traditionen in kleinen Resten zumeist invalider Persönlichkeiten abgeschwächt. Selbst in England sind die historischen Parteien fast nur noch zu Anhängern verschiedener Ministerkandidaten geschwunden, welche, wenn sie ans Ruder kommen, dennoch einen und denselben Gang verfolgen müssen, und nicht blos die Chartisten, sondern selbst die Radikalen haben allen Boden verloren. In Preußen ist die „kleine, aber mächtige" Partei weder klein noch mächtig geblieben und ihre barocken Führer haben allen Einfluß verloren. Nicht minder hat auch Rußland seinen extremen Standpunkt aufgegeben und seine Haltung wird von Tag zu Tag milder. So ist der Gang der Ereignisse über die Häupter der Parteien hinweggeschritten und hat sie zu Staub zermalmt. Ein Zeitraum von zehn Jahren hat genügt, um das eine Extrem wie das andere zu erschöpfen und sie beide als unbrauchbar und veraltet zu beseitigen.

Diese Erscheinung steht aber nicht vereinzelt auf dem politischen und sozialen Gebiete. Wir beobachten sie auch in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Religion. Die Ansichten mögen immerhin auseinandergehen, aber sie haben sich zu sehr individualisirt; sie haben nicht die Kraft mehr, große Gemeinsamkeiten hervorzurufen, die sich mit Feuer und Schwert bekämpfen. Man läßt sie sich aussprechen, sich selbst zu ihrer extremen Konsequenz drängen, um sie damit als weltbeherrschend aufzugeben. Materialismus und Spiritualismus, sie sind da; aber indem sie bis zu ihren Grenzen gegangen, und noch mehr seitdem sie in der Masse Parteien zu schaffen versuchten, durch sogenannte Popularisirung eine gebietende Stellung einzunehmen, haben sie ihre Macht verloren. Es ist hier nicht der Ort, dies weiter auszuführen, aber der Sachkundige wird dieselbe Erscheinung in der Jurisprudenz und Medizin und in allen wissenschaftlichen Gebieten wiederfinden. In der Kunst sind die Kämpfe der Romantiker und Klassiker verschollen; der Kosmopolitismus und die Nationalität ringen nicht mehr mit einander, sondern finden ihre verschiedene Berechtigung neben einander; der Realismus und Idealismus in der Plastik streben nach Aussöhnung; und die Musik der Zukunft findet weder in der Theorie noch in der Praxis einen ausgedehnteren Boden, als das geringe Häuflein einnimmt, das ihre eigensten Träger bilden. Wer sieht aber nicht ein, daß, sobald eine Reform keine Anhänger, eine neue Lehre

keine Bekenner und keine Wirksamkeit findet, sie eben nur als isolirter Ausdruck stehen bleiben, der bei mancher Trefflichkeit des Inhalts doch der Allgemeinheit gegenüber keine Geltung hat. Wenn auf dem Gebiete der Religion alle jene vor einem Jahrzehend mit so großem Lärmen aufgetretenen Reformatoren verschollen sind, wenn weder die „Lichtfreunde" in ihren verschiedenen Nüancen, noch die „Deutschkatholiken" und „freien Gemeinden" irgend eine bleibende Gestaltung gewonnen haben; so mögen die Ultramontanen darüber nicht triumphiren, denn auch sie haben keine Partei hinter sich, all ihr Bemühen, ihre durch große Mittel unterstützten Anstrengungen lassen sie im Volke, und wir verstehen darunter alle Schichten desselben, nur einen sehr kleinen Bruchtheil wirklicher Anhänger finden, einen Bruchtheil, von dem wiederum ein sehr großer Theil von höchst zweideutigem Werthe ist, wenn man ihre Motive bei Lichte besieht. So verschwindet auch im Judenthume die Orthodoxie und Reform als Parteien immer mehr und weichen nach entfernten Landstrichen zurück. Ja, auch im Judenthume müssen die Versuche, eine „kleine, aber mächtige Partei" zu schaffen, als gescheitert angesehen werden. Wie gesagt, nicht die Ansichten in ihrer Verschiedenheit sind geschwunden, aber ihr Dasein in festen Parteien, die zu einer bestimmten Fahne schwören, sich einen Kampfplatz schaffen und Waffen aller Art gegen einander gebrauchen, ist gegenwärtig erloschen oder immer mehr im Erlöschen begriffen.

Zwei Fragen erheben sich bei dieser Beobachtung; die eine: ob dieser Zustand ein vorübergehender oder ein dauernder sei? ob er blos eine augenblickliche Erschlaffung, eine durch die Mächtigkeit der voraufgegangenen Ereignisse erfolgte Schwäche, oder eine lang hindauernde Wirkung des so weit vorgeschrittenen Lebensganges in den zivilisirten Nationen sei, und daher als ein großes Stadium desselben betrachtet werden müsse? Die zweite Frage wird dem Werthe oder Unwerthe der oben gezeichneten Erscheinung gelten. Ist sie hervorgegangen aus der Erschöpfung aller Lebenskraft? sind die Geister so apathisch geworden, daß sie Nichts mehr zu entflammen vermag, daß sie Nichts mehr in seiner Tiefe und Bedeutung fassen können, daß sie Alles gelten lassen und darum Nichts, daß sie für ihre Ansichten und Ueberzeugungen die Kraft weder zum Angriff noch zum Widerstande haben? Oder ist es ein Ausfluß der höhern Entwickelung, daß die Leidenschaft sich gemäßigt, daß

die Humanität alles Individuelle bestehen läßt, die Kritik aber schnell daraus das Allgemeine scheidet, und nur dieses in ruhig fortschreitender Entwickelung verwerthet, daß der Geist der Menschheit dahin gelangt ist, die Erfolge aller menschlichen Anstrengungen sicher zu verarbeiten, ohne die Einseitigkeiten extremer Richtungen, selbst zeitweise nur, zu einer allgemeinen Geltung kommen zu lassen; mit einem Worte, ist jene geweissagte große Zeit allgemeinen Friedens, allgemeiner Gerechtigkeit, allgemeiner Verständigung im Anbrechen begriffen?

Wir haben diese Fragen eben nur hingestellt, wie sie sich einander gegenüber gestalten, ohne sie selbst beantworten zu wollen. Hier kommt es insonders auf weitere Beobachtung an, und nicht die Gegenwart kann über die ganze Bedeutung der Gegenwart urtheilen. Uns liegt vielmehr die Beantwortung einer dritten Frage am Herzen, welche jeden Einzelnen unmittelbar betrifft. Was haben wir inmitten dieser großen Erscheinung zu thun? Es ist wahr, wo jeder Parteikampf erloschen ist, da pflegt es auch still, selbst öde zu werden, daß der Pulsschlag des Lebens kaum fühlbar ist. Was haben wir also zu thun, um Leben zu erhalten und zu bethätigen? — — Da, wo große, scharf hervortretende Parteien nicht mehr bestehen: da wird erst recht an das Individuum appellirt, da tritt der Werth und die Wirksamkeit des Einzelnen, wenn auch in kleineren Kreisen, erst recht hervor. In Parteiungen geht der Einzelne in die Partei auf; wo jene nicht vorhanden, hat jeder Einzelne seine Selbstständigkeit und seinen Beruf. Wo Parteiungen vorhanden, da ergreift der Einzelne die Meinung einer Partei, die ihm am meisten zusagt, und giebt sich ihr hin; wo aber jene nicht, da ist der Einzelne gezwungen, für sich selbst zu schaffen, nnd aus dem Andrang der verschiedenartigsten Meinungen sich solche zu wählen und zu bilden, die seinem Innersten am meisten entsprechen. Dies ist es also, was eines Jeden Aufgabe in einer Zeit wie die unsrige ist. Die erste Klippe, an der wir scheitern können, ist, gar keine Meinung zu haben und nur von Tag zu Tag zu leben, wie es sich gerade macht, ein Proletarier des Geistes. Also vor Allem *schaffe Dir eine Meinung!* Auf allen Gebieten, die Dir nahe liegen, schaffe Dir eine wohlbegründete Ansicht, von welcher Du ausgehest und weiterstrebest. Neben diesem Streben nach einer Ansicht stehe dann *der Muth*

einer Ueberzeugung. Denn dies ist die zweite Klippe, daß wir in einer Zeit, wo nicht mehr mit scharfen Waffen gefochten wird, Allem nachgeben und uns gefügig gegen alle Meinungen des Tages und der Umgebung zeigen. Nein, was in unsrem Innern lebt, was hier die Macht eines Grundsatzes, das Leben einer Ueberzeugung gewonnen hat, das muß aus unsrem ganzen Wesen heraustreten, und sich mannhaft überall verkünden. Und neben diesem Muth der Ueberzeugung muß endlich die Thatkraft stehen. Denn dies ist die dritte Klippe für unsre Zeit. Indem man dem Geistigen ein Leben für sich zuschreibt, indem man sich schmeichelt, daß keine Idee, in welcher Wahrheit enthalten, verloren geht, überläßt man es gar zu gern der Sache selbst, sich zu vertreten, sich Bahn zu brechen, sich Wirksamkeit zu schaffen. Aber die Idee lebt nur in den Menschen, und wenn diese müssig die Arme sinken lassen, so ist die Schwinge gelähmt, und das Bauwerk zerfällt. Also Thatkraft, durch Wort und Werk auf sich und Andere zu wirken, sie zur Thätigkeit zu bestimmen, und zu Opfern bereit zu machen. Dies ist der Ruf, der um so mehr in einer solchen Zeit, wie wir sie besprochen, an jeden Einzelnen ergeht, dies die Pflicht und die Aufgabe jedes Einzelnen, und nur dadurch wird die Arbeit der Menschheit kräftig weiter geführt: wir gehen dann keinem Verfall, sondern einer besseren und höheren Entwickelung entgegen.

3. Am 20. Januar 1861. Die geistliche Herrschaft.

Eine großartige Erscheinung in der Gegenwart ist unstreitig das nicht mehr zu verkennende Vorgehen, um die weltliche Macht des Priesterstandes aufzuheben und zu beseitigen. — Gerade an der weltlichen Stellung des Priesterstandes kann man die zähe Macht des Historischen und zugleich die unwiderstehliche Gewalt der Entwickelung beobachten. Denn abgesehen von den vielfachen Kämpfen, welchen die weltliche Herrschaft der Päpste schon im Mittelalter ausgesetzt war, so daß Rom selbst nicht selten den Angriffen der päpstlichen Gegner erlag und die Päpste ihre Zuflucht außerhalb Roms z. B. nach Avignon nahmen: so war die Reformation der erste große Schritt, um die Wirksamkeit des geistlichen Standes auf ihre eigentliche Grenze durch das bloße Ansehen und Wort zu beschränken, so daß denn auch damals die Sekularisirung des Grundbesitzes und

der unbeweglichen Güter der Kirche stattfand, ein Akt, der durch die französische Revolution von 1789 auch in katholischen Ländern ohne Lossagung vom Katholizismus vor sich ging. Aber trotzdem erhielt sich der Kirchenstaat, und die Beseitigung desselben durch Napoleon war nur eine kurze, welcher eine völlige Restauration folgte. In der That erhob sich die geistliche Herrschaft aus allen Niederlagen immer von Neuem, und jede Zeit der Reaktion, die in Europa aufkam, fand sie mit aller Konsequenz und allem Starrsinn, um alle verlorenen Posten wieder einzunehmen. Ja, man kann sagen, daß mit jedem neuen Aufkommen dieselbe an Unduldsamkeit nnd Verknöcherung gewachsen war, so daß sie erst in der jüngsten Zeit zu den mittelalterlichsten Uebergriffen unbeugsam die Hand ausstreckte. Diesem ganzen weltlichen Apparat des Priesterstandes ein Ende zu machen, ist aber eine Richtung der Neuzeit, die nicht mehr zu verkennen ist, und die um so sicherer geht, als sie gerade aus den Kreisen hervorbricht, in welchen eine Zeit lang die priesterliche Herrschaft am eifrigsten genährt wurde. Hinsichtlich des Kirchenstaates ging die erste Bewegung von der Bevölkerung desselben selbst aus, und Jedermann weiß es, daß Rom nur durch die französischen Waffen in die Gewalt des Papstes zurückkehrte und in ihr erhalten wird. Mit dem letzten abmarschirenden französischen Bayonnette würde zugleich der letzte päpstliche Beamte abmarschiren müssen.[1]) Es ist daher natürlich, daß alle diejenigen Theile des Kirchenstaates bereits von diesem abgefallen sind, welche der französische Kaiser hieran nicht behindern wollte. Keine einzige Macht in Europa hat sich hiergegen erhoben. Somit sieht die Sache jetzt ganz anders aus, als wenn die Aufklärerei des vorigen Jahrhunderts sich stark genug wähnte, daß vor ihrem Hauche die priesterliche Macht zusammenfallen werde, oder wenn der erste Napoleon durch einen Federstrich den Kirchenstaat zu existiren aufhören machte. Diesmal kommt die Beseitigung von innen heraus, und während früher nur eine äußere Macht die Päpste aus Rom verdrängte, erhält sie jetzt nur eine äußere Macht dort in den kümmerlichen Ueberresten ihrer staatlichen Herrschaft. Aber auch

[1]) Wenn sich dies in der jüngsten Zeit nicht bewährt hat, so scheint es darin zu liegen, daß die italienische Regierung selbst der Aktionspartei entgegentritt und jede Bewegung in Rom die Rückkehr der Franzosen herbeiführen würde. (Das Letztere hat sich während des Druckes dieser Schrift bestätigt.)

von außen her drängt sich die Aufhebung der weltlichen Priestergewalt immer mehr heran, und aus dem Kabinette des französischen Kaisers selbst gingen die Schriften und Broschüren hervor, welche die Welt an das Verschwinden des großen priesterlichen Besitzthumes gewöhnen sollten. Es ist wohl zu beachten, daß es weder die Protestanten und Juden, noch die Philosophen und Männer der Wissenschaft sind, welche dem weltlichen Fürstenthume des kirchlichen Oberhauptes und dem weltlichen Einflusse der Priesterschaft entgegentreten, sondern die Katholiken selbst, und solche Katholiken, welche die geistliche Macht der Hierarchie aufs Strengste anzuerkennen vorgeben.

Auch diese Erscheinung wurzelt in einem mosaischen Prinzipe, daß der Priester nichts weiter als Diener und Träger der Gotteslehre und ihrer Konsequenzen sein solle und dürfe. Freilich hat man gerade hierin das mosaische Gesetz am meisten verkannt und entstellt, weil dies im Interesse sowohl der Freunde als der Feinde der Priestermacht lag. Man braucht nur das immer wiederholte Wort Moses' zu erwägen: „Die Priester und Leviten sollen kein Eigenthum im Lande besitzen, sondern der Ewige soll ihr Eigenthum sein!" um sicher zu sein, daß der mosaische Priester weder Reichthum, noch weltliche Macht besitzen sollte. Es ist bekannt, daß ursprünglich ein Priesterstand gar nicht existiren sollte', vielmehr waren die Erstgeborenen in jeder Familie bestimmt, vorzugsweise die Träger der Gotteslehre im Schoße ihrer Familien abzugeben. Allein der Vorgang mit dem goldenen Kalbe erwies, daß die große Masse des Volkes und in ihrer Mitte die Erstgeborenen noch unfähig waren, die Gotteslehre zu verstehen, festzuhalten und zu verwirklichen, und so wurde dies die Wurzel einer erwählten Priesterfamilie, deren Existenz und Interesse mit der Aufrechterhaltung der Gotteslehre verwachsen sein sollte. Hierbei aber giebt uns die heilige Schrift einen sehr deutlichen Wink, indem die ursprüngliche Bestimmung der Erstgeborenen durchaus nicht gänzlich aufgegeben, sondern durch die Formalität des Loskaufes im Bewußtsein erhalten wurde. Als daher im Laufe der Zeiten sich das Verhältniß umkehrte, die Gesammtmasse des Volkes sich der Gotteslehre zugewandt, die Priesterschaft aber in Geist, Gelehrsamkeit und Energie eine hervorragende Stellung sich nicht bewahrt hatte, so sank, selbst noch vor dem Falle des Tempels, der Priesterstand in seiner Würde vor

den Gelehrten aus dem Volke, und die Priesterschaft wurde bald nur eben noch so eine Formalität, wie das Recht und die Pflicht der Erstgeborenen. Keine jüdische Gemeinde gab und giebt bei Bewerbungen um ihr Rabbinat, Kantorat, Lehrer- oder selbst Schächteramt einem Bewerber darum den Vorzug, weil er ein Cohen ist, sondern sie frägt nur nach seiner Befähigung oder ob er ihr sonst zusagt.

Daß aber im mosaischen Gesetz der Priesterstand ohne alle weltliche Macht und ohne allen weltlichen Besitz, erkennt man leicht, wenn man einen vergleichenden Blick auf die Stellung der ägyptischen Priesterkaste, der indischen Braminen und der persischen Magier wirft. Ihnen und ihren Mitteln gegenüber besitzt der israelitische Priester nur eine sehr zweifelhafte äußere Existenz, ist lediglich an den frommen Sinn des Volkes gewiesen, den zu erhalten und zu nähren daher sein eigenstes Interesse. Der Priester hatte keine exklusive Stellung, denn er verschwägerte sich mit dem Volke, und besaß hinsichtlich des Gerichtsstandes keinerlei Vorrecht, denn er wurde gerichtet und bestraft wie Jeder aus dem Volke. Gerade der priesterliche Stamm war durch das ganze Land zerstreut, damit er als Stamm keine weltliche Macht erringe, da im israelitischen Volke die politische Herrschaft zumeist von dem Stamme getragen ward, wie z. B. die der David'schen Familie. Eben so wenig war den Priestern die politische Administration vorzugsweise übertragen, denn selbst in der republikanischen Verfassung setzt schon die Thora eben so gut einen Schofet wie einen Priester als obersten Richter und Verwalter voraus. Die vornehmsten Einkünfte der Priester bestanden in den Erstlingen und den Zehnten der Zehnten, da die Leviten von den Zehnten an die Priester die Zehnten abgaben, außerdem von den Gelöbnissen und Opfern. Waren schon die Zehnten nicht der Eintreibung von Staatsseiten unterworfen, so hingen die anderen Einnahmen ganz und gar von der Willigkeit des Volkes ab, und es traten daher Zeiten ein, wo die Priester so wenig Einkünfte hatten, daß sie zum größten Theile ihre ganze Funktion aufgaben. Die Geschichte Israels lehrt denn auch, daß höchst selten Priester einen direkten Einfluß auf den Staat ausübten. Nur Eli war Hoherpriester und Richter zugleich, und die makkabäischen Priesterkönige hatten ihre Stellung mit dem Schwerte der Befreier erobert. Sonst spielten die Priester nur eine sehr

untergeordnete Rolle im israelitischen Staate, und ordneten sich sogar viel zu viel auch in religiöser Beziehung dem Willen der politischen Machthaber unter.

Die Priester sollten also nach dem Gesetze Moses' nur die Lehrer und Richter des Volkes, ohne jedoch die freie Wahl des Volkes zu beschränken, und die Träger der Gotteslehre im rein kultuellen Wesen sein, ohne Beeinflussung des Staates, ohne weltliche Vorrechte, ohne weltlichen Besitz — und hierauf sie vollends zurückzuführen ist der Gedanke der neuesten Vorgänge und Ereignisse.

4. Am 30. Januar 1861. Die Nationalitäten.

Was in der Gegenwart die allgemeinste Bewegung hervorruft und die Zukunft Europa's mit schweren Erschütterungen bedroht, ist das Nationalitätsprinzip. Es ist darüber schon viel verhandelt, viel gestritten worden. Aber mit Worten läßt es sich eben nicht zu Ende führen. Darum, weil es an sich so natürlich wie sein gerades Gegentheil ist. Es ist natürlich, daß eine jede Nation selbstständig sein, sich selbst regieren, in seiner Sprache, Sitte und Natur sich frei bewegen will. Es war und ist aber eben so natürlich, daß die Nationen auch untereinandergemischt ihre Sitze haben, und daß kleinere Völkerschaften, weil sie zwischen größere gekeilt, auf ihren eigenen Kräften nicht bestehen konnten, zu Einem Staate zusammenwuchsen. Daher nun die großen geschichtlichen Kämpfe aus der Nationalität heraus. Von vorn herein kann man Nationen, welche in diesem Namen ihre Unabhängigkeit fordern, die Berechtigung nicht absprechen. Aber welche Erschütterungen würden entstehen, wenn dieses Prinzip in logischer Konsequenz durchgeführt werden sollte! Kaum daß es einen größeren Staat Europa's gäbe, in welchem nicht die furchtbarsten Kämpfe losbrechen müßten. Und dabei würden die Länder, in welchen die Nationalitäten gemischt wohnen, gar keinem Frieden, gar keiner Ausgleichung entgegensehen. Werfet einen Blick auf die Karte Europa's, sehet auf die Irländer in Großbritannien, wie auf das Völkergemisch in der Türkei, wo zu dem Nationalitätenkampf noch der der Religionen und Konfessionen kommt, und Ihr werdet diese Worte bestätigt finden. Es muß also hier noch ein Anderes verborgen liegen, was diese streitenden Prinzipien auszugleichen vermag. Und es ist nicht schwer zu finden.

Die Nationalität ist untergeordnet der Freiheit, ja, sie hat nur eine Berechtigung, so weit sie keine Freiheit hat. Mit derselben hört ihr Recht auf. Befaßt ein Staat mehrere Nationen: er regiere sie in Freiheit, und es werden ihre Nationalitäten sich geltend zu machen keine Veranlassung haben. Wohnen Nationen unter einander, und einer jeden derselben geschieht ihr Recht, alle von ihnen werden in gleicher Weise behandelt, keine fordert die Präponderanz, und sie werden in Frieden mit einander leben. Nur wo eine Nationalität unterdrückt wird, wo eine die andere beherrschen will, oder alle in Knechtschaft erhalten werden, da säet der nationale Kampf seine Drachensaat aus. Das Geheimniß ist also ein sehr offenbares. Lasset die Nationen zur Gleichberechtigung und zu gesetzlicher Freiheit kommen, und der Kampf hat ein Ende. Gewalt hilft da wenig, nur von einer Zeit zur anderen, denn nichts besitzt eine so große Elastizität wie die Nationalität.

In der Geschichte keiner Nation zeigt sich aber die Wahrheit des Gesagten so sehr, wie in der des jüdischen Stammes. Dieser zwar hat keine Kämpfe gegen seine Unterdrücker geführt, vielmehr setzten sie Jahrtausende den Kampf gegen ihn fort, ohne daß ihnen Anderes gelungen, als ihn so recht in seiner Eigenthümlichkeit abzuschließen und ihn in derselben ganz zu befestigen. Aber auf den Kampf kommt es nicht an, sondern auf das Recht oder Unrecht, das geschieht. Und es ist dem jüdischen Stamme nicht eher sein Recht widerfahren, als bis ihm die Gleichberechtigung zugestanden worden. Damit ist aber auch der völlige Frieden geschlossen. Die Juden wurden treue Glieder des Staates und Volkes, gaben Alles auf, was von ihrer Eigenthümlichkeit der Gesellschaft widerstrebte, und bewahren nur Das, was in dem großen Gemisch der Völker von Nutzen und Einfluß für Alle ist.

In keinem Staate der Welt leben die Abkömmlinge so vieler Völker unter einander, wie in Nordamerika. Aber niemals hat es dort nationale Parteien gegeben, und als vor einiger Zeit die Natives, die eingeborenen Amerikaner, einen Versuch machten, sich von den Einwanderern abzuschließen, fielen sie jämmerlich durch. Was jetzt die Union zerüttet, hat mit den Nationalitäten nichts zu thun, sondern geht ebenfalls aus dem unglücklichen Umstande hervor, daß eine neue Weltidee mit einem ererbten Unrecht zusammentraf, und statt sich ihm als seinem Gegensatze gegenüber zu stellen,

sich mit ihm zu vergleichen suchte. Die Union, ersprießend aus der neuen Idee völliger bürgerlicher Freiheit, stieß auf Staaten, die aus der alten Welt das Sklaventhum ererbt hatten, und verglich sich mit ihnen, anstatt sich von ihnen abzuschließen. Es war ein Traum von achtzig Jahren, dem nun doch folgen mußte, was ihm von Anfang auf die Stirn geschrieben war, ein ungeheurer Kampf.

Der Nationalitätenkampf ist also jedenfalls ein untergeordneter; er gehet auf in den Kampf um die Gleichberechtigung und die gesetzliche Freiheit. Auch er also ist entschieden mit dem ewigen Worte Moses': Ein Recht und Ein Gesetz soll Allen sein.

5. Im März 1864.

a.

Lassen Sie mich vor Allem den allgemeinen Inhalt unserer Gegenwart charakterisiren. Wir haben seit 1848 eine dreifache Enttäuschnng erfahren, wie sie am meisten der begreifen wird, welcher seit ungefähr 1830 mit politischem Bewußtsein und reger Theilnahme am öffentlichen Leben und dem es erfüllenden Geiste durch die Welt gegangen. Die erste dieser Enttäuschungen ist die der Friedenshoffnung in der zivilisirten Welt. Von ungefähr 1830 an, stärker noch von 1840 bis zum Jahre 1848, breitete sich immermehr die Ansicht aus, daß die Geistesentwickelung und die Einsicht in das wahre Heil der Völker und Staaten bereits so weit gediehen, daß ein Krieg zwischen zivilisirten Nationen immermehr zu den Unmöglichkeiten werde. Seit 1815 hatte ein solcher Krieg nicht stattgefunden und die größten politischen Verwickelungen wurden, wie es schien, durch die Diplomatie immer wieder gelöst. Die militärischen Spaziergänge der Franzosen durch Spanien und nach Morea und der Oesterreicher nach Neapel konnten doch nicht für Kriege angesehen werden, und selbst die zweideutige Seeschlacht bei Navarin nicht. Der russisch-türkische Krieg, der mehr durch Gold als durch Eisen entschieden ward, der türkisch-egyptische, die Eroberung von Algier fanden nur an den Grenzen der zivilisirten Welt statt und konnten mehr als schwache Nachklänge früherer Zeiten angesehen werden, und selbst die französisch-antwerpener Affaire konnte eher als Beweis für, als gegen jene Hoffnung erscheinen. Das Prinzip der Nichtintervention, das von den europäischen Großmächten angenommen worden; die Bereitwilligkeit,

mit welcher der Wechsel der französischen Dynastie, die Verletzung des Legitimitätsprinzips, der Sieg der Revolution 1830 von allen europäischen Herrschern anerkannt worden, die Art, wie sich die schweren Wirren des Jahres 1840, wo man am Rheine schon das „Sie sollen ihn nicht haben" sang, friedlich lösten: dies alles bewirkte und bekräftigte die Meinung, daß der alte Kampf zwischen dem Geiste und der rohen Gewalt so weit endlich entschieden sei, daß die letztere dem ersteren nicht mehr die Spitze bieten könne. In der That war damals die „öffentliche Meinung" nicht zu einer, sondern zur alleinigen Großmacht geworden, vor der sich alle ihr feindlichen Elemente in das Dunkel der Intrigue zurückzogen. Die Nationen, meinte man, würden es nicht mehr ertragen, daß ihre Herrscher sie zum blutigen Kampfe gegeneinander führen, sondern im letzten Augenblicke unwiderstehlich darauf dringen, daß der Zwist in loyaler Weise nach Recht und Billigkeit geschlichtet werde; die Nationen aber hätten eingesehen, daß der Krieg nur zerstöre, die obschwebenden Fragen niemals löse und am meisten die innere Freiheit der siegenden Nation selbst bedrohe. Dies war die allgemeine Meinung, die von Kanzeln und Lehrstühlen in Wort und Schrift vernommen wurde und die mit der Bewegung und Richtung der Zeit zu sehr übereinstimmte, als daß sie ihr nicht als die richtige erscheinen sollte. Die gründliche Enttäuschung ließ nach 1848 nicht auf sich warten. Der erste deutsch-dänische Krieg, der Krimkrieg, der italienische Krieg, die chinesische Expedition, die mexikanische Expedition, der nordamerikanische Bürgerkrieg, der jetzige deutsch-dänische Krieg, alle diese in einem Zeitraume von 13 Jahren, einige von den größten militärischen Dimensionen, haben hinlänglich den Gegenbeweis geführt und die Furcht vor einem allgemeinen Kriegsbrande, die bei jeder politischen Verwickelung alle Welt ergreift und zittern macht, zeigt, daß die Gegenwart bereits in das volle Gegentheil umgeschlagen. Lassen Sie mich hierbei gleich bemerken, daß der Gedanke an einen europäischen Kongreß, der von Napoleon III. wiederholt ausgesprochen worden, nichts weiter als das in diesem Herrscher erwachte Bewußtsein, mit dem Krimkriege den Krieg in die zivilisirte Welt wieder hereingebracht zu haben und daß auf solchem Grunde in unserer Zeit eine Dynastie sich schwerlich gründen lasse, zu sein scheint. Dann aber hat man auf ihn ganz richtig die Legende vom Zauberlehrling angewendet,

der wohl den Schwall der Gewässer heraufzubeschwören, nicht aber wieder zurückzubannen vermochte. Dennoch kann dieser Gedanke als ein Athemzug jener früheren Hoffnung gelten und uns erweisen, daß diese noch nicht gänzlich todt sei. Wie er aber aufgenommen worden, zeigt, daß seine Verwirklichung einer noch sehr fernen Zeit angehören werde.

Die zweite Enttäuschung, die uns ereilte, betraf die Hoffnung auf die Macht und Dauerhaftigkeit des Konstitutionalismus. Weil in England dieses politische System sich so sehr realisirt, den inneren Frieden und die außerordentlichste Machtstellung nach außen bewirkt hat und seine Geltung in nichts mehr bekämpft oder nur angezweifelt wird, glaubten wir, daß es nichts weiter als einer konstitutionellen Charte oder Verfassungsurkunde bedürfe, um die staatliche Gesellschaft aus allen Wirrnissen zu lösen, die edelste Harmonie zwischen König, Regierung und Volk herzustellen und so den modernen Staat auf eine unerschütterliche Basis aufgebaut zu haben. Man übersah, daß die Konstitution Englands durch eine lange Geschichtsperiode erst herangewachsen und der Stürme genug hatte überstehen müssen, daß in England weder der mittelalterliche Staat mit seiner Vernichtung aller allgemeinen Freiheiten und Rechte, noch der absolutistische Staat eigentlich jemals zur vollständigen Herrschaft gelangte, daß seine Lage als Inselstaat und seine Entwickelung als Seemacht England vor Invasionen von außen und vor einer zu großen Stärke des Landheeres schützte, daß es endlich seit langer Zeit dahin gekommen, daß die ganze Nation in allen ihren Theilen, in Adel wie Volk, dem konstitutionellen Systeme anhängt, so daß sich auch nicht das geringste Werkzeug vorfindet, um dem Absolutismus zur Handhabe zu dienen, Verhältnisse, von denen in allen europäischen Staaten das gerade Gegentheil vorhanden ist. Die Enttäuschung blieb denn auch nicht aus. Das Wort Ludwig Philipps: „die Charte soll zukünftig eine Wahrheit sein", wurde ebenso wenig eine Wahrheit wie alle früheren französischen Charten. Es zeigte sich, daß eine geschriebene und selbst beschworene Verfassung weder vor der Interpretationskunst der Regierungen, noch vor den revolutionären Angriffen des Volkes Stand hält. Diese Erfahrungen haben sich jetzt in allen europäischen Staaten wiederholt; und wenn man bei jeder Veränderung des politischen Luftzuges bald in diesem und bald in

jenem Staate die Befürchtung allgemein auftreten sieht, die Verfassung werde aufgehoben oder doch in antiliberalem Sinne modifizirt werden, so ist wohl der Beweis der allgemeinen Enttäuschung in der Gegenwart hiermit gegeben. Man mag zugeben, daß vielleicht in einer späteren Zeit das konstitutionelle System auch auf dem europäischen Festlande ein dauerhaftes und kräftigeres Leben gewinnen könne, aber für die Gegenwart ist dieser Glaube verloren, noch dazu, da der nordamerikanische Bürgerkrieg gezeigt hat, daß die freieste, bald ein Jahrhundert alte Konstitution nicht die Kraft, den Staat vor einem furchtbaren Zusammenstoß zu schützen, besitze, wo es sich um die Austragung eines großen Prinzips handelt.

Lassen Sie mich nun noch die dritte Enttäuschung, die seit 1848 gekommen, hinzufügen, es ist die Enttäuschung über die Macht und Wirkungen der Revolution. Der Glaube an diese war früher in den Herrschern wie in den Völkern allgemein, in jenen und den Anhängern des Absolutismus und der feudalen Vorrechte als Furcht, im Volke als letzte Ausflucht. Wenn ich früher sagte, daß in den vierziger Jahren die öffentliche Meinung eine außerordentliche Macht gewonnen hatte, so war diese nicht blos Ausfluß der immer allgemeineren Bildung, sondern in nicht geringem Maße der in den Machthabern vorhandenen geheimen Furcht vor revolutionären Bewegungen. Die Erfolge der Revolutionen von 1649, 1688, 1789 und 1830 standen in gar zu lebhaften Farben vor allen Geistern und erschienen als eine ultima ratio plebis. Seit dem Jahre 1848 ist dies gänzlich anders geworden. Die furchtbare Junischlacht in den Straßen von Paris, welche Cavaignac gegen die Sozialisten siegreich bestand, die Vorgänge in Berlin und Wien, die Kämpfe in Dresden, der Feldzug in Baden, der Staatsstreich Louis Napoleons bewiesen, daß ein Volksaufstand gegen ein wohlorganisirtes Heer, wenn es von entschlossenen Führern geleitet wird, nichts vermag. Aber weit größer und nachhaltiger als diese Enttäuschung über die äußeren Erfolge war seitdem die über die eigentlichen und inneren Wirkungen der Revolution. Es kann jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß eine solche nichts weiter als die Ruinen eines alten Regimes, das in sich bereits alles Leben und alle Kraft verloren hat, hinwegzuräumen, nicht aber ein neues an dessen Stelle aufzubauen vermag. Die Revolution hat

einige alte, unerträglich gewordene, verlebte, aber dennoch mit unverminderter Anmaßung sich geltend machende Vorrechte zermalmt und aus der Welt geschafft; aber sie besaß nicht die Kraft, auf dem nivellirten, entsteinigten Boden selbst eine neue, frische Saat auszustreuen und zu befruchten. Hatte eine Revolution wirklich einmal die Befähigung zu bauen, so sank ihr Bauwerk doch bald wieder wie ein Kartenhaus zusammen, ihre eigene Hand zerschlug es, um ein neues, kühneres aufzuführen, bis die Menschen, ihrer Experimente überdrüssig, sich dem ersten besten Despotismus wieder in die Arme warfen. Dies war nicht blos das Schicksal der Revolution von 1789, sondern auch die überaus gemäßigte und vor dem Throne Ludwig Philipps stehen gebliebene von 1830, erfüllte sich 1848 in gleicher Weise. Man mag nun nicht glauben, daß diese Erkenntniß allein etwa in dem Bewußtsein der Denkenden, die Geschichte ernst Durchforschenden gegenwärtig lebe, sondern sie existirt gleichsam als Instinkt im Gefühle auch des Volkes. Damit kann nicht gemeint sein, daß die Revolution nunmehr gänzlich aus der Weltgeschichte verschwunden sei. Ich spreche hier ja nur von der Gegenwart. Wo aber nur dem Volke kein allzugroßer materieller Druck auferlegt, wo ihm keine allzulästigen feudalen Vorrechte und Zwangsbanne zu tragen aufgenöthigt werden, da möchte wohl eine revolutionäre Bewegung, besonders aber eine so allgemeine, daß sie einigen Erfolg hätte, auf lange Zeiten schwerlich wiederkehren. Denn eine solche um Verwirklichung ideeller Prinzipien ist ziemlich zur Unmöglichkeit geworden.[1])

Dies über den Charakter der Gegenwart. Sie werden sagen, daß dies blos Negatives sei. Es mag sein. Negatives setzt aber immer Positives voraus, nur daß das letztere zu Zeiten nicht so wahrnehmbar hervortritt, und daß eben darum an dem Januskopfe der Zeit das verneinende Gesicht am sichtbarsten ist. Gestatten Sie mir daher, im Folgenden aus diesen Negationen auf den positiven Inhalt unserer Zeit Schlüsse zu ziehen. Sind Sie mit den obigen Auseinandersetzungen in Uebereinstimmung, so werden Sie die Bemerkung rechtfertigen, daß die Zeit nahe ist, wo die Reaktionären

---

[1]) Daß diese Ansicht in ihrem eigentlichen Inhalte von uns schon vor 1848 gehegt und durch die Erfahrung seitdem nur bekräftigt worden, wird man aus unseren Vorlesungen über „die Religion der Gesellschaft“ S. 168 ersehen.

das Jahr 1848 als Glücksjahr und die Radikalen als die unheilvollste Zeit der neueren Geschichte ansehen werden. Diejenigen aber, welche den Entwickelungsgang der Menschheit mit ernstem Eifer studiren, werden die Bedeutsamkeit dieses Jahres nach beiden Seiten hin zu würdigen wissen.

b.

Es ist durchaus nicht schwierig, aus der erkannten Negation das Positive herauszufinden, und Sie erlauben mir, dies jetzt in aller Kürze zu thun. Ich habe die Enttäuschung jener vor anderthalb Jahrzehenden allgemein verbreiteten Hoffnung dauernder Friedhaftigkeit als die erste bezeichnet, welche die gegenwärtige Zeit erfahren hat. Was anders beweist dies, als daß in der zivilisirten Welt jetzt ein tiefer Abscheu vor dem Kriege, vor dem brutalen Kampfe mit den Waffen vorhanden ist? Daß diese Verabscheuung des Krieges nicht etwa aus Verweichlichung und Schwäche erfließt, haben die zivilisirten Völker überall bewiesen, wo sie mit halb- oder garnicht zivilisirten Stämmen in Kampf geriethen, und wo nicht allein ihre höhere Kriegskunst, sondern auch ihr Muth, ihre Befähigung, die schwersten Strapazen zu ertragen, die außerordentlichsten Siege davontrugen; sie beweisen es täglich durch ihre Hingebung an wissenschaftliche Forschungen und industrielle Zwecke in den Wüsten Afrikas wie in den Polarmeeren, durch ihre Energie, mit welcher sie wider den Willen barbarischer Nationen große Werke in den entlegensten Welttheilen vollbringen. Man kann nicht anders sagen, als daß die europäischen Völker, selbst wenn sie durch die Umstände oder durch ihre Herrscher gezwungen werden, Krieg zu führen, dies zwar mit Muth und Lebhaftigkeit, aber doch nur mit innerem Widerwillen thun. Die allgemeine Stimme in Frankreich, welche sich jüngst gegen das Kriegführen, besonders die „Expeditionen" aussprach und selbst durch den Mund der napoleonischen Senatoren sich kundthat, zeigte, daß selbst die ruhmsüchtigste Nation Europas, nachdem sie aus der politischen Zurücksetzung, in welcher sie sich seit 1815 befangen glaubte, herausgehoben, von dem bloßen kriegerischen Ruhme nichts wissen wolle. Selbst aus dem Munde der Soldaten, die dem Feinde gegenüberstehen, hört man nicht selten die Verwunderung, wie sie dazu kommen, Menschen zu

tödten, die sie gar nicht kennen und mit denen sie nie in Streit gerathen sind. Die Hilfe, die man den Verwundeten, ob Freund, ob Feind, zukommen läßt, die Behandlung der Kriegsgefangenen, die Art und Weise überhaupt, wie man die Wunden, welche der Krieg schlägt, sofort zu heilen bemüht ist, nachdem sie kaum geschlagen worden: alles dies erweist hinlänglich, wenn man einen vergleichenden Blick auf frühere Zeiten wirft, daß die Kriegslust nicht mehr zu den Neigungen der Völker gehört, daß die Auszeichnung im Kriege für die Völker nur eine sehr zweideutige Höhe einnimmt, daß das Verlangen des Friedens das am meisten charakteristische für die Gegenwart ist. Die äußere und innere Organisation unserer Zeit ist hierauf angelegt. Sie basirt auf gegenseitigem Austausch aller geistigen und industriellen Erzeugnisse, darin sind alle Interessen der Völker enthalten, darauf alle Bestrebungen und Arbeiten gerichtet. Die Verluste der einen Nation haben nicht minder Verluste bei allen anderen zu ihrer Folge; die Verminderung des Besitzes der einen zieht eine solche auch für die anderen nach sich. Der Geist der Menschlichkeit und Gerechtigkeit hat sich in der zivilisirten Welt außerordentlich gestärkt und wenn er auch noch mit dem Egoismus nnd der Herrschsucht gewaltig zu kämpfen hat, so kann ihm dieser Kampf zuletzt doch nur zu seiner eigenen Entwickelung dienen. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die Hauptschwierigkeit in den Verhältnissen liegt, die wir aus der Vergangenheit überkommen haben. Es ist, dies wird Jedermann leicht erkennen, viel weniger gegenwärtig noch die Ausdehnung der Herrschaft als die Erhaltung derer, die ein Staat und dessen Machthaber aus der Vergangenheit geerbt hat, welche die vorhandenen Kämpfe verursacht. Es ist jetzt kein Staat, der sich neuerdings fremde Nationen unterwerfen will, sondern er will nur diejenigen unter seiner Botmäßigkeit zurückhalten, über welche ihm das Szepter seit langer Zeit in die Hand gegeben. Wenn daher kriegerische Kämpfe auch innerhalb der zivilisirten Welt unserer Zeit nicht erspart bleiben, so liegt doch deren Beschränkung hierin von selbst gegeben. Es kommt hierzu, daß die Kriegsführung durch ihre Ausbildung immer mehr finanzielle Kräfte in Anspruch nimmt, so daß bei der an sich schon bedeutenden Hinterlassenschaft von Staatsschulden, welche die vergangene Zeit jedem Staate übergeben hat, durch jeden Krieg der Ausgabeetat im

höchsten Grade überbürdet wird. Es gab eine Zeit, wo das Aufhören des Krieges lediglich als Ausfluß der höheren geistigen und sittlichen Bildung erwartet wurde und wo es daher leicht für eine ideale Schwärmerei gelten konnte. Jetzt aber, wo die Solidarität der Interessen aller Völker immer mehr wächst, haben wir in dieser und im Finanzwesen der Staaten einen zweiten und sehr gebieterischen Faktor für die Friedhaftigkeit, und die Erwartung für diese kann nicht mehr in das Reich der Chimäre gewiesen werden. Je allgemeiner also die von mir gezeichnete Enttäuschung in der Gegenwart ist, desto bestimmter können wir die zum Grunde liegenden Motive als einen positiven Inhalt unserer Zeit betrachten, also: das Streben der Völker nach Ausgleichung und Festsetzung der internationalen Verhältnisse durch die sittliche Entwickelung und die Solidarität der Interessen mit Ausschluß der physischen Gewalt. Es bleibt der Zukunft überlassen, diese beiden Momente zu so überwiegender Stärke zu bringen, daß das, worin wir, weil zu früh erwartend, getäuscht worden, in einer weiteren Periode sich erfülle.

Zu ähnlichen Resultaten gelangen wir, wenn wir der zweiten Enttäuschung auf den Grund sehen, nämlich der Haltbarkeit und Macht des Constitutionalismus. Ich habe es nicht mit der Frage zu thun, ob dieses politische System nicht dennoch die Kraft besitzen werde, auch in den continentalen Staaten endlich durchzudringen, hier, wo ihm der Kampf gegen die Reste des mittelalterlichen Feudalstaates und gegen den modernen absolutistischen Staat so große Hindernisse entgegenwirft; auch nicht, inwieweit die s. g. konstitutionellen Fiktionen zu irgend respektabler Realität jemals gelangen können. Meine Aufgabe ist vielmehr allein, zu sagen: da die jüngst vergangene Zeit ihr ganzes Streben an diesen Constitutionalismus gesetzt hatte, so müssen dem, trotz der erfahrenen Enttäuschung, charakteristische innere Momente innewohnen. Und welche sind diese? Dies ist nun durchaus nicht schwierig zu beantworten. Der absolutistische Staat hatte die ganze Organisirung der Gesellschaft, die Bestimmung und die Bethätigung ihrer Funktionen, ihr ganzes inneres und äußeres Leben in einen einzigen Brennpunkt konzentrirt und von diesem abhängig gemacht, und diesen Brennpunkt in sein äußerstes Ende, in die Person des Herrschers verlegt. Der Herrscher stand, wir wollen nicht sagen

außerhalb, aber über der Gesellschaft. Dies ist es nun, was in den verflossenen 70 Jahren in den zivilisirten Völkern, in einem nach dem andern, mit immer steigender Heftigkeit, eine Aenderung verlangte. Die Gesellschaft erstrebte, daß dieser Mittelpunkt des staatlichen Organismus in sie selbst verlegt werde, daß er überhaupt aufhöre, ein beschränkter und abgeschlossener zu sein, vielmehr zu einem Knotenpunkt werde, in welchem alle Nervenfäden des gesellschaftlichen Körpers zu einem organischen Geflechte sich vereinigen. Ohne Bild zu sprechen: die Gesetzgebung und die Controle der Verwaltung sollten wesentliche Attribute des Volkes werden. Wenn, wie durchaus nicht zu verkennen, die europäischen Völker unserer Zeit monarchisch sind, so lag es in der beschriebenen Tendenz, den Monarchen stets als den einen gesetzgeberischen Faktor und als die Verwaltungspotenz, von welcher die Verwaltung und ihre Organe ausgehen, an die Spitze der Gesellschaft zu stellen; dann aber das Volk durch seine gewählten Vertreter zum zweiten Faktor der Gesetzgebung und zur Controle der Verwaltung zu berechtigen. In dem wirklich constitutionellen Staate ist daher der Monarch zu einem integrirenden Theile des gesellschaftlichen Organismus geworden, während er im absolutistischen Staate ein besonderer, ja getrennter Körper war. In diesem war das Volk nur der Stoff, aus welchem der Herrscher den staatlichen Organismus bildete und weiterführte, während es im ersteren zur Selbstregierung berufen und zu seinem staatlichen Leben bewußt mitwirkend wird. — Ist dies die wesentliche Verschiedenheit beider Staatsformen, so muß dieses Streben nach Constitutionalismus in den Völkern doch wiederum auf tieferen Motiven beruhen; es kann weder zufällig, noch nichts weiter als eine Lust am Mitregieren sein. Auch diese liegen zu Tage. Dem Mittelalter gegenüber verlangt der gegenwärtige Mensch auf dem Boden der Geistesbildung, die er erlangt hat, die Gleichberechtigung vor dem Gesetze und eine gesetzlich geordnete Freiheit, wie die Freiheit des Gewissens, die Freiheit in Wissenschaft, Kunst, die Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit u. s. w. Es versteht sich von selbst, daß diese Freiheit keine unbedingte und unbeschränkte sein kann. Wie die sittliche Freiheit ihre Grenzen innerhalb der Pflicht findet, so hört in der Gesellschaft die Freiheit des Einen auf, wo die Freiheit der Anderen dadurch verletzt und beschränkt wird. Diese Freiheit muß

also nach jeder Richtung hin eine gesetzlich geordnete sein, und hier kommen freilich die großen Probleme herein, wie die gesetzliche Ordnung aller dieser Freiheiten beschaffen sein müsse. Dies geht uns hier nun nichts an; aber daß es sich in unserer Zeit um die Realisirung dieser beiden großen Prinzipien handelt, braucht nicht erwiesen zu werden. In dem absolutistischen Staate nun liegt die Verwirklichung alles gesetzlichen Lebens in der Hand einer Person, welche allein die gesetzgeberische und die Verwaltungsmacht hat. Die Personen wechseln, mit ihnen die An- und Absichten, und es liegt daher sehr nahe, daß die modernen Völker aus der Abhängigkeit von den wechselnden Ansichten der Persönlichkeiten zu einer gesicherten Verwirklichung jener beiden in ihnen lebenden Prinzipien durch die konstitutionellen Staatseinrichtungen zu kommen gedachten. Ja noch mehr, das Wesen des absolutistischen Staates erfüllt sich allein in der Erhaltung seiner selbst als solcher und hat daher eigentlich mit jenen Prinzipien gar nichts zu thun; er geht wohl sekundär darauf ein, aber nur mit dem Vorbehalt, daß sie ihm auch nicht im entferntesten gefährlich werden dürfen, daß ihm durch sie an seiner Machtfülle nicht der geringste Theil entzogen werde. So war es dem sich entwickelnden Leben der Völker unmöglich, bei ihm stehen zu bleiben. Wenn also gegenwärtig die konstitutionelle Staatseinrichtung sich eine allgemeine Enttäuschung dadurch bereitet hat, daß sie keine dauernde Haltbarkeit den Gegnern gegenüber erwies, so ist darum doch jenen tiefgewurzelten Prinzipien weder das Leben noch die immerfortige Treibkraft genommen, und nichts ist gewisser, als daß jene sich immer wieder Geltung zu verschaffen suchen werden, sei es, daß sie immer von Neuem nach festerer Begründung der konstitutionellen Einrichtungen streben und mit diesen Versuchen fortfahren, sei es, daß anders geartete Mittel und Wege gefunden werden. Genug, auch aus dieser zweiten Erscheinung ergibt sich als positiver Inhalt des neueren politischen Lebens: die Realisirung der gesetzlichen Gleichberechtigung und der gesetzlich geordneten Freiheit.

Anders verhält es sich mit jener dritten Enttäuschung, mit der thatsächlich erwiesenen Ohnmacht der Revolution, ein neues dauerhaftes Staatsleben zu bewirken. Dieselbe trat nur als ein Mittel auf, und wenn sie als solches zu einem wesenhaften Zwecke sich unbrauchbar erwiesen, so kann auch kein wirklicher Lebensgedanke

in ihr enthalten sein. Es fragt sich dann nur, was für ein anderes Mittel etwa vorhanden sei? Dieses ergiebt sich aber von selbst. Stillstand ist unmöglich, ein wirklicher Verfall in den Völkern, wie in den Nationen des Alterthums in der Zeit der römischen Imperatoren, ist nicht nachweisbar, und so bleibt denn in der That nichts anderes übrig, als eben die unwiderstehliche Kraft der Entwickelung selbst. Es gibt in der Natur Gleichnisse hierfür genug; es sind nicht die Gewalten furchtbarer Explosionen, mächtiger Wasserstürze, zerschmetternder Blitze, welche die höchsten Kraftgrade in der Natur erweisen; der Schmetterling, der seine Puppenkruste zerreißt, der zarte Pflanzenkeim, der mit seiner schwachen Spitze die Erdrinde durchbricht, das gefrierende Wasser, welches das Felsgestein zersprengt, besitzen nach ihren Maßen eine viel stärkere Gewalt. So auch die Entwickelung in den Menschen und Völkern. Diese ergreift den Gegner in seinem eigensten Innern; sie schleicht sich in ihn selbst ein und hebt ihn von seinem Boden hinweg unfühlbar und unbewußt, und so hat er oft den bedeutendsten Theil seiner selbst an sich verloren, während er noch fest auf seiner Scholle zu stehen glaubt. So wirkt die Entwickelung von Generation zu Generation; jedes neue Geschlecht steht schon auf anderem Grunde als das vorgängige, und der Sohn tritt keineswegs an dieselbe Stelle, welche der Vater eingenommen. Gestehen wir es offen, gerade jene revolutionären Explosionen haben der Entwickelung außerordentlich geschadet; sie werfen die Gegner weit hinter das zurück, wohin sie durch die Entwickelung wider ihren Willen schon gelangt waren; sie nutzen die Kräfte in heftigen Kämpfen ab, welche ohne diese letzteren auf dem Wege der Entwickelung zu allseitig gedeihlichen Zielen geführt hätten. Mag es immerhin sein, daß die Entwickelung nicht mit prunkhaften Erfolgen, die plötzlich erlangt sind und scheinbar Großes bewirken, hervortreten kann, daß sie überhaupt einer langen Zeit bedarf, um ihre Resultate sichtbar zu machen. Aber was hilft es? Auf anderen Wegen dauert es in Wahrheit noch länger und ist das Endziel noch fraglicher.

Für jetzt gestatten Sie mir nun noch mit einem Blick auf die Zeitereignisse einige Schlußfolgerungen.

c.

Sie halten, meine Ansichten über die Entwickelung, deren Gesetze und Wirkungen für zu abstrakt und ideal, um in der praktischen Sphäre des Staatslebens Beachtung und Anwendung zu finden. Ich will mich nicht darauf berufen, daß die Geschichte schon oft erwiesen hat, wie die praktischen Staatsmänner die aus großen Gesichtspunkten fließenden Ansichten und Gedanken für viel zu weitgehend erachteten, um in ihren nur auf den Tag gehenden Spekulationen berücksichtigt werden zu können, und wie sie gerade hierdurch zu Schanden wurden, indem sich ihnen jene verschmähten Ideen plötzlich als verkörperte Schwierigkeiten in den Weg stellten, die nun zu überwinden sie keine Kraft besaßen. Sondern ich will mir nur erlauben, meinen Maßstab in einigen Beispielen an faktische Zustände zu legen.

Wenn wir über die Entwickelung und ihre Wirksamkeit irgend noch Zweifel hegen möchten, so werden uns England und Frankreich eines Besseren belehren. Der erste oberflächliche Blick müßte uns sagen, daß es in nationaler und internationaler Beziehung keinen unglücklicher situirten Staat als England, keinen glücklicher situirten als Frankreich geben müsse. Großbritannien besteht aus zwei Inseln, welche drei Königreiche, die in früheren Zeiten sich mit hartnäckiger Feindseligkeit bekämpften, befassen, drei Königreiche, die in drei vielfach voneinander verschiedenen Volksstämmen beruhen; dabei umschließt Großbritannien eine durch Kirchen und Sekten aufs äußerste gespaltene Bevölkerung und die anglikanische, presbyterianische und katholische Kirche in England, Schottland und Irland stehen sich so schroff gegenüber, daß der Friede unter ihnen gar nicht möglich scheint. Hierzu kommt, daß Großbritannien ungeheuere Colonien besitzt, welche jeden Augenblick die Aufbietung aller seiner Kräfte zur Erhaltung ihrer Botmäßigkeit verlangen können. Und endlich, so groß auch die britische Seemacht ist, so liegt doch hierin den continentalen Mächten gegenüber auch eine Schwäche, da deren Wirksamkeit auf große Binnenländer nur eine beschränkte sein kann, so daß England, wenn es aktiv auftreten will, stets einer Bundesgenossenschaft bedarf. — Ganz das Gegentheil zeigt uns Frankreich. Ganz Frankreich umfaßt nur *eine* große Nation, die vom Nationalgeiste kräftig durch-

drungen ist; was Frankreich vom deutschen Stamme sich angeeignet hat, ist seitdem vom französischen Geiste so durchzuckt, daß es als völlig naturalisirt angesehen werden kann und untrennbar mit ihm verbunden scheint. Frankreich umschließt aber auch Alles, was zur französischen Nation gehört, und was außerdem französisch spricht, wie ein Theil der Belgier und die Bewohner der französischen Schweiz, lebt in freien Staaten, so daß es hier nichts zu befreien oder zu rächen gibt. Dieser mächtige Körper mit lebhaftem militärischen Geiste kann daher ruhig auf seine Kraft vertrauen und hat sicher keine aggressive Bewegung zu fürchten, so lange er selbst nicht in diese verfällt. Es besitzt neben einer furchtbaren Landmacht eine zur Vertheidigung auf der Seeseite genügende Flotte, unbedeutende Colonien, deren Besitz keine Lebensfrage für dasselbe ist. —

Wenn wir aber nun, nach dieser Betrachtung, uns fragen, welcher dieser beiden Staaten der glücklichere, der am wenigsten gefährdete, der seinen Bürgern die meiste Bürgschaft einer ungestörten und freien Existenz verleihende sei; so lautet die Antwort gerade in entgegengesetzter Weise. In Großbritannien ist das ganze Volk in allen seinen Schichten, Tories, Whigs, Radikale, Aristokratie, Bürgerschaft und Proletarier in ihrer Staatsverfassung völlig übereinstimmend, in der Achtung vor dem Gesetze, in dem unerschütterlichen Willen, die vorhandenen Schwächen und Schäden nur im verfassungsmäßigen Wege zu heilen, einig; die drei Nationen, ohne ihre Individualität zu unterdrücken, in immer innigerer Verschmelzung aller vaterländischer Interessen, die möglichste persönliche Freiheit mit der größten Kraft des Gesetzes, mit dem mächtigsten Triebe gesetzlicher Ordnung vereinigt, die verschiedenartigsten Kirchen und Sekten durch Gewissensfreiheit trotz vieler Bigotterie in Frieden nebeneinander, bei großer Ungleichheit der Stände alle Klassen durch die Gleichberechtigung vor dem Gesetze und durch die Einheit des nationalen Geistes friedfertig untereinander, und die Beziehungen zu den anderen Staaten und Völkern dadurch von entschiedenem Werthe, als diese von England im Allgemeinen keinen Angriff, sondern vielmehr Schutz und Unterstützung erwarten. In der That zeigt die Geschichte niemals eine Koalition gegen England, sondern dieses stets innerhalb der Koalitionen. — Ist dies nun auch bei Frankreich der Fall?

Schwerlich sind wir hierüber zweifelhaft. Seit fünfundsiebzig Jahren den furchtbarsten innern Kämpfen ausgesetzt, fast immer in einer krampfhaften Spannung begriffen, immer wiederholtem Umsturz ausgesetzt, von einem Extrem in das andere verfallend, bald auflösender Anarchie, bald zusammenpressender Despotie unterliegend, von einer Alles beherrschenden Centralisation gefesselt, in viele Parteien gespalten, strebt es immer noch nach einem Ziele, das es nicht erreichen zu können scheint, und bietet heute so wenig Sicherheit für den Bestand seiner innern Verhältnisse, wie unter Napoleon I., unter der Restauration, unter Ludwig Philipp und in der Republik. In gleichen fieberhaften Schwankungen gewahren wir auch seine internationalen Beziehungen, die, anstatt im Verlaufe der Zeiten sich zu klären und zu setzen, heute unklarer und unsicherer sind denn je; wie es unter Napoleon I. Europa unterjocht hatte, dann unter der Restauration und Ludwig Philipp in Schwäche verfallen, sehen wir es jetzt in immerwährenden Schachzügen begriffen, aus denen jederzeit die ihm zugetraute Anmaßung, Herrsch- und Eroberungssucht hervorzubrechen droht. Darum ist ihm Niemand Freund und verbündet, außer was da muß, Jeder mindestens mißtrauisch, die Koalition ihm gegenüber entweder vorhanden oder doch bereit. Den besten Beweis hierfür liefert sein Verhältniß zu England, das im italienischen Kriege es allein, in der mexikanischen Expedition im Stich ließ und in der Kongreßidee zurückstieß — sicherlich nur, weil es Frankreich noch vielmehr fürchtet, als es von ihm erhofft, weil es mit Frankreich nur einen unumgänglichen Schritt gehen will, dessen zweiten mit ängstlicher Besorgniß beobachtend.

Woher nun dieser den Erwartungen nach der natürlichen Situation dieser beiden Länder so entgegengesetzte Ausfall ihrer wirklichen Zustände und Verhältnisse? Einfach, weil in Großbritannien eine naturgemäße geschichtliche Entwickelung stattgefunden und stattfindet, in Frankreich aber keine solche. Ich brauche hierfür Beweise nicht heranzubringen, sie liegen jedem Geschichtskundigen offenbar. Außer der kurzen Unterbrechung von 1649 — denn die Revolution von 1688 kann eine solche eigentlich gar nicht genannt werden — ist England seit dem 13. Jahrhundert auf dem Wege der Entwickelung Schritt vor Schritt vorwärts gegangen, während Frankreich sich schon 1790 kopfüber in den Umsturz warf und

seitdem von einem Extrem zum andern treibt. Dies ist die Lösung des ganzen Räthsels, die man in allen obengezeichneten Erscheinungen verwirklicht finden wird.[1])

Wie man aber mit der Geschichte in der Hand die verschiedenen Wirkungen an den Staaten beobachten kann, welche in geschichtlicher Entwickelung und welche *gegen* die geschichtliche Entwickelung ihren Weg nehmen, so kann man auch gewahren, was in einem Staate *ohne* eine Entwickelung geschieht. Nichts wird seit Jahren mehr besprochen, gewünscht und erstrebt als die Einheit Deutschlands. Die Gründe für eine solche sind bekannt. Aber was ist bis heute daraus geworden? Selbst das Band, welches die deutschen Staaten miteinander verknüpft, hält den ersten Chok kaum aus.[2]) Und warum dies? Weil die Idee des einigen Deutschland noch keine Entwickelung hinter sich hat, weil sie lebendig nur in der Phantasie und im Munde der Gebildeten lebt, aber keinen geschichtlichen Untergrund und keinen geschichtlichen Aufbau hat, wohingegen die Tendenz der Zersplitterung in kleinere Staaten durch die ganze Geschichte des deutschen Volkes geht. Was auch die offiziellen Vereinsfeste kundthun, im Herzen der deutschen Völker lebt der staatliche Partikularismus noch mit voller Energie und weder die Sachsen noch die Baiern wollen sich ihren besondern Staat nehmen lassen. Das Jahr 1848 hat es hinlänglich erwiesen, denn die deutsche National-Versammlung hatte ihre Schuldigkeit gethan, eine Verfassung und einen Staat geschaffen und einen Kaiser gewählt. Als sie aber fertig war, erhob sich keine Hand für sie und ihr Werk war vergebens. Aber auch jetzt noch frage man bei der Masse des Volkes an, und wäre es im kleinsten deutschen Lande, ob sie sich freiwillig einem größern deutschen Staate anschließen und ergeben wolle? Die Antwort wird mit Heftigkeit verneinend gegeben werden. Dies schließt natürlich nicht aus, daß man der Gewalt weichen und der darauf folgenden Entwickelung sich ergeben würde. Ich glaube schwerlich,

---

[1]) Man braucht nur daran zu denken, wie Frankreich wegen der Wahlreform 1848 in die Februar-Revolution verfiel, während England eine solche und noch andere Reformen auf die friedlichste Weise vollbrachte (und soeben wieder vollbracht hat.)

[2]) Das Jahr 1866 hat diesen Ausspruch vollständig bewährt.

daß man in den 1815 an Preußen gefallenen Theilen der Provinz Sachsen noch irgend einem Wunsche, sich wieder von Preußen zu trennen, begegne. Aber da die Verhältnisse zu einer gewaltsamen Vereinigung nur schwer angethan sind und diese nur mit den furchtbarsten und zerstörendsten Kämpfen verbunden sein kann, hat die Einheit Deutschlands, soweit wir blicken können, noch lange keine Aussicht, weil sie ohne die geschichtliche Entwickelung wäre.[1])

Gerade darum kann ich mich der Meinung nicht entschlagen, daß das russische Volk noch einer großen Zukunft entgegengeht. Es kann freilich, weil seine Entwickelung um vieles später begann als die der übrigen europäischen Nationen, nämlich erst mit Peter dem Großen, nur noch weit hinter diesen zurück sein. Aber die $1^1/_2$ Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, gingen mit großen Erfolgen vorüber, und die außerordentlichsten Fortschritte werden in friedlicher Entwickelung ohne irgend eine Erschütterung vollbracht. Die neueste Zeit seit der Thronbesteigung Alexander II. liefert dafür die erstaunenswerthesten Belege. In einem Staate, wo die Aufhebung der Leibeigenschaft von 22 Millionen Menschen, die Umwandelung der hörigen Bauern zu freien Grundeigenthümern in wenigen Jahren ruhig vor sich gehen kann, lebt unzweifelhaft ein außerordentlicher Vigor, welcher nur der Zeit bedarf, um die gesundesten Früchte zu reifen. Das Geheimniß, warum Polen untergehen und mit jeder krampfhaften Zuckung nur noch hoffnungsloser verfallen mußte, liegt einzig darin, weil es nach einer ungeheuerlichen einseitigen Entwickelung mit dem starresten Trotze jeder andern widerstand. Während in Frankreich der Feudalstaat in einen einheitlichen absolutistischen überging, in Deutschland sich aus jenem größere und kleinere absolutistische Staaten bildeten, machten sich in Polen alle Adeligen zu absoluten Souveränen; denn nichts anders bedeutet das Veto, das jeder polnische Adlige dem gesammten Reichstage entgegenstellen konnte, um die Giltigkeit eines Beschlusses zu verhindern, und von dieser Souveränetät jedes der zahllosen adligen Herren wollte Polen sich nicht los-

[1]) Seitdem dies geschrieben, ist der Kampf wirklich ausgebrochen, hat den alten Bund zertrümmert und den norddeutschen Bund geschaffen. Allein dieser ist noch lange nicht die deutsche Einheit, und die obigen Aussprüche haben noch immer ihre Geltung.

reißen, auch 1830 nicht, auch gegenwärtig nicht, und so mußte erst Rußland die polnischen Bauern freimachen und zu selbstständigen Gemeinden vereinigen. Dieses starre Festhalten an einer verlebten, zu einem bodenlosen Extrem entarteten Entwickelung des Feudalstaates in einer Verkuppelung mit dem Absolutismus konnte nur zum Untergange führen.

Zwei Probleme hat die zivilisirte Welt zu lösen: die Frage der Nationalität und des Proletariats. Aber die Erfahrungen unserer Zeit haben hinlänglich erwiesen, daß beide Fragen a priori nicht gelöst werden können, daß jeder theoretische Versuch ihrer Lösung nur zu Unheil und Verwirrung führt. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie nicht gelöst werden können und werden, sondern auch hier ist der Weg der geschichtlichen Entwickelung der einzig richtige und dem wir völlig vertrauen können. Alle gesellschaftlichen Theorien und Systeme, durch welche man das Proletariat hat aus der Welt schaffen wollen, haben sich bei dem ersten Versuche ihrer Verwirklichung als Hirngespinnste erwiesen, und diese unsinnigen Experimente waren es, welche den Bestand einer gesunden Freiheit kompromittirten und die Gesellschaft mit den größten Gefahren bedrohten. Aber so gewiß wie die Zivilisation das Sklaventhum und die Leibeigenschaft durch die Entwickelung überwunden hat: so wird sie auch ohne Gewaltsamkeit im regelmäßigen und natürlichen Wege die Verhältnisse des abhängigen Arbeiterstandes zn heben und die besonnenen und fleißigen Glieder des Proletariats in bessern Zustand zn bringen vermögen. So auch mit der Nationalitätsfrage. Ich kann nicht einräumen, daß jeder Nationalität das unbedingte Recht zustehe, einen eigenen Staat zu bilden. Haben sich Nationen hierzu geschichtlich unbefähigt erwiesen, so können sie auch nicht verlangen, und die Erfüllung eines solchen Verlangens würde für sie selbst mit großen Gefahren verbunden sein, ihre geschichtlichen Verhältnisse mit einem Male aufzulösen. Sehen wir doch auf dem ganzen Erdenrund die Wohnsitze der Nationen so untereinander gewürfelt, scheint es doch vielmehr die Aufgabe der Zivilisation zu sein, die Nationalitäten miteinander zu vermengen und sie auf ein Niveau des Rechtes zu stellen, daß in der That die Selbstständigkeit der einen Nationalität sehr häufig die Unselbstständigkeit einer andern nach sich ziehen würde und die ganze mit solcher Schärfe erhobene

Nationalitätsfrage der Zivilisation und Gleichberechtigung große Hindernisse bereitet. Dahingegen muß jeder Nationalität das Recht eingeräumt werden, sich in ihrer Eigenthümlichkeit frei entwickeln zu dürfen und in Sprache und Sitte unbehindert existiren zu können. Sicherlich haben die Völker als solche einen nicht geringeren Anspruch als die Individuen auf gesetzlich persönliche Freiheit. Hierzu kann ihnen aber nur der entwickelte Staat verhelfen und die bloße staatliche Selbständigkeit verbürgt ihnen dies durchaus nicht. Die neueste Zeit hat uns gelehrt, daß das Streben nach nationaler Unabhängigkeit oft nur von gewissen Ständen ausging, die dabei nur die Absicht hatten, die unteren Stände des Volkes unter ihrer Herrschaft zu erhalten, die von der Entwickelung des gemeinsamen Staates bedroht war. Nein! die Nationalitätsfrage ist nicht identisch mit der Zivilisation, welche die Verwirklichung viel höherer Prinzipien anstrebt, die der Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetze und der gesetzlich geordneten Freiheit. Geht die Entwickelung nach dieser Richtung hin, so kommt auch jede Nationalität so weit zu ihrer Befriedigung, wie sie es zu verlangen das Recht hat. Das faktische Beispiel der Schweiz, in welcher drei Nationalitäten sammt ihren dazwischen liegenden Mischlingen in voller Harmonie leben, gibt den Erweis dafür, und daß dies nicht etwa blos von der Staatsform abhängt, ist einsichtlich.

6. Am 20. Juni 1865.

Sie interpelliren mich, und meinen, zwischen dem Publizisten und dem Publikum finde dasselbe Verhältniß, wie zwischen dem Ministerium und dem Volke oder dessen Vertretern in einem konstitutionellen Staate statt. Die Minister sind verantwortlich, und man kann von ihnen die nähere Erläuterung jeder ihrer Aeußerungen verlangen. So seien auch die Redaktionen von Zeitschriften ihren Lesern verantwortlich für den Inhalt jener, und man könne von ihnen mit Fug und Recht die Antwort auf eine Interpellation fordern. Nun, der Vergleich hat wie jeder seine zutreffenden Punkte und wieder Seiten, auf denen er hinkt. Das Publikum hat hier jedenfalls das Vorrecht, sich am Schlusse jedes Vierteljahres von diesen seinen verantwortlichen Verwaltern der öffentlichen Meinung loszumachen, was bekanntlich den Volksvertretern hinsichtlich ihrer Minister nicht immer gelingt. Dagegen

müssen die Redaktionen auch das Recht beanspruchen, die Beantwortung einer Interpellation für inopportun zu erklären, die Frage schwebe noch in den Verhandlungen, die Beantwortung könne gefährliche Folgen haben u. dgl. m. Indeß auf diese Schwierigkeiten sollen Sie bei mir nicht treffen, und Sie hätten des geistreichen Vergleichs nicht bedurft, um mich bereit zu finden, auf Ihre Interpellationen einzugehen.

Sie heben aus einem frühern Aufsatze die Aeußerung hervor: die menschliche Gesellschaft stecke noch immer mitten im Heidenthume und Barbarenthume, und fragen mich, ob dieser Ausspruch ein Ausfluß übler Stimmung, des Verdrusses über irgend ein unseliges Ereigniß der Zeit gewesen, das doch der gesammten menschlichen Gesellschaft nicht aufgebürdet werden könne, oder ob ich wirklich dieser Meinung sei? Sie meinen, die Fortschritte in den jüngsten Jahrhunderten seien doch zu augenscheinlich, als daß die gegenwärtigen Zustände in so herber Weise bezeichnet werden dürften. In einer Zeit, wo in jedem zivilisirten Staate eine durchaus geordnete Rechtspflege stattfindet, wo das Prinzip der Gleichberechtigung immer mehr alle Schichten und Verhältnisse des Volkes durchdringt, für Unterricht und Bildung vielfache Einrichtungen und Anstalten gepflegt werden, für Gesundheit und Wohlbefinden möglichst gesorgt wird, ein Jeder für die Verwendung seiner Kräfte einen freien Spielraum findet, wo vor Allem ein lebhaftes und erfolgreiches Streben nach allen Richtungen hin obwaltet, in einer solchen Zeit könne doch von Heidenthum und Barbarenthum nicht mehr die Rede sein. Hierauf soll ich Ihnen antworten, und zugleich einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der Dinge werfen, um den Charakter dieses erkennbar zum machen. Es sei so. Denn obgleich, wie Sie wissen, auch meine Ansicht von den bedeutenden Fortschritten der Gesellschaft die günstigste ist, fühle ich mich dennoch gedrungen, jene Aeußerung noch heute aufrecht zu halten. Das Ziel der Menschheit ist eben ein sehr weit und hochgestecktes, und der Weg, der noch zurückzulegen, nimmt eine sehr große Strecke ein. Gerade darum darf man sich Täuschungen nicht hingeben, und je klarer wir schauen und je mehr wir die Augen offen halten, desto eher werden wir vorwärts kommen. Nur eine Bemerkung muß ich voranschicken. Sie haben meinen Ausspruch nicht vollständig zitirt. Ich sagte damals: die mensch-

liche Gesellschaft stecke in ihrer Wirklichkeit noch mitten im Heidenthume und Barbarenthume. Dies darf doch nicht übersehen werden. Wie mancher Mensch weiß sehr wohl, was recht und gut ist, und thut es doch nicht, oder nur halb, und wir werden von ihm sagen müssen, daß er noch mitten im Unrecht stecke, so richtig auch seine Einsichten sind. Daß die Gesellschaft bereits zum Bewußtsein und zur theoretischen Anerkennung ihrer höchsten Prinzipien und Ziele gekommen sei und immer mehr komme, erkenne ich an; aber mit deren Verwirklichung sind wir, so scheint es mir, selbst in den zivilisirten Staaten noch nicht allzuweit gelangt, und dies ist es, worüber ich mich äußern will. Sie sehen übrigens, daß ich keinen einzelnen oder besondern Staat im Auge habe, sondern nur von der Gesammtheit spreche.

Wie werden Sie wohl, werther Freund, einen Staat nennen, in welchem das Recht vorzugsweise an die Gewalt geknüpft ist, wo zwar scheinbar das Recht geltend gemacht wird, aber doch nur durch die Macht Geltung erhält? Ich meine hier nicht das Recht von Oben nach Unten oder von Unten nach Oben, sondern auch zwischen den Bürgern unter einander, wo daher jede Familie sich in ihrem Hause verschanzen, ihr Haus zu einer Festung machen, einen Theil ihrer Glieder stets in Waffen und Tag und Nacht auf der Wacht halten muß, wo es daher immer nur darauf ankommt, wie viele schwächere oder stärkere seiner Mitbürger man für sich interessiren könne, um seinen Bestand und sein Recht zu sichern? Sie erwidern: Nun, einen solchen Zustand finden Sie doch wohl jetzt nirgends in der zivilisirten Welt; dies ist ja ein Bild aus der finstersten Zeit des Mittelalters, aus der Zeit des Faustrechts, wo Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt, Reich gegen Reich in solchem steten Kampfe begriffen waren, ja in mancher Stadt die Geschlechter und Stände einander so gegenüber standen. Ganz recht; aber nun werfen Sie einen Blick auf die Stellung unsrer heutigen Staaten und Völker zu einander, und fragen Sie sich, ob jenes Bild nicht noch heute für dieselben zutreffend sei? Ja, innerhalb jedes einzelnen Staates ist es anders geworden; aber innerhalb der Gesammtheit zwischen den Völkern und Staaten ist es heute noch so. Jedes Land umgiebt sich mit einem Gürtel von Festungen; jeder Staat erhält einen bedeutenden Prozentsatz seiner männlichen Bevölkerung als stehendes Heer immerfort unter den

Waffen; jedes Volk steht in Kriegsbereitschaft da, und zehrt einen großen Theil seiner Kräfte in dieser auf. Sei es nun in kürzern oder längern Zeiträumen, immer wieder bricht einmal der Krieg los, man erörtert und verhandelt Jahrzehende hindurch gewisse Fragen, von denen man im Voraus weiß, daß sie doch nur durch das Schwert entschieden werden müssen, und erhält sich in der Vorbereitung auf diese Zukunft. Wie viele Existenzen unter den Staaten bestehen nur durch die Eifersucht der andern unter einander, und würden morgen verschwinden, wenn die andern sich darüber einigen könnten, was an die Stelle jener zu setzen wäre. Wie? Paßt also nicht meine obige Schilderung ganz und gar auf das wirkliche Verhalten der Staaten und Völker unter einander auch in unsrer Zeit? Ich frage Sie, was anders bedeutet der „bewaffnete Frieden", als das Bekenntniß, daß zwischen den Staaten das Faustrecht noch in voller Geltung sei, daß man den Frieden sich nur durch die Aufhäufung der kriegerischen Mittel, durch die Erhaltung der Wehrkraft zu sichern im Stande sei? Wenn man die einzelnen Politiker wegen der Nothwendigkeit dieser sogenannten Friedensheere befragt, so werden sie heute auf diesen Staat und seinen Beherrscher hinweisen, und sagen, wir dürfen nicht entwaffnen, so lange jener nicht die Hand vom Schwerte und in Europa die Furcht eines allgemeinen Kriegsbrandes schwinden läßt. Aber als der Fürst, den sie nennen, noch nicht existirte, war es just ein andrer, den man in gleicher Weise bezeichnete; wenn der Westen nicht drohte, war es der Osten, und wenn der Norden sich still verhielt, fand sich die Ursache im Süden. Es will mich nun bedünken, daß dieser Zustand noch ärger sei, als der frühere, wo man Soldaten aushob und sich zum Kriege rüstete, wenn man zu einem soschen sich entschlossen hatte oder sich von ihm bedroht glaubte, und zwar aus zweifachem Grunde. Denn erstens ist der „bewaffnete Frieden", wie er seit ungefähr anderthalb Jahrhunderten in immer wachsendem Maße in Europa besteht, nichts Anderes als der organisirte Kriegszustand zwischen den Staaten und Völkern Europa's, und enthält somit das Bekenntniß, daß das barbarische Verhältniß zwischen ihnen nicht mehr ein gelegentliches, zeitweises, zufälliges, sondern ein dauerndes ist, aus welchem man gar nicht herauszukommen vermöge; dieser Kriegszustand sei gleichsam ein integrirender Theil des europäischen Völkerrechtes

geworden und habe sich zu einem Lebensmittelpunkt des gesellschaftlichen Organismus ausgebildet. So wie aber ein sorgfältig organisirter Despotismus viel mehr Barbarei enthält als ein naturwüchsiger, weil dort Entwickelung, Ausbildung, Raffinement, klares Bewußtsein, genaue Kenntniß der Mittel, richtig erkannte Tendenz hinzutreten, so verhält es sich auch mit dem dauernden Kriegszustand des bewaffneten Friedens. Zweitens aber ist derselbe mit einem so großen Kraftaufwand für völlig unproduktive Zwecke verbunden, daß er in gleicher Weise Alle benachtheiligt. Sie entheben mich sicher der Mühe, auf diesen Punkt näher einzugehen, da er für Jedermann durchsichtig ist. Für mich liegt der Schwerpunkt weit weniger in den finanziellen Schwierigkeiten, welchen die Staaten dadurch ausgesetzt werden, sogar weniger in der großen Belastung der Völker, welche durch den großen Aufschwung aller industriellen Kultur dazu befähigter geworden, als vielmehr in der dadurch bewirkten Verhinderung des unendlich vielen Guten, das die Gesellschaft durch dieselben Mittel und Kräfte vollführen könnte, und wodurch sie nach meiner Meinung im Stande wäre, den größten Theil der sozialen Schäden zu heben und zu heilen, an welchen sie leidet. Es ist hier nicht der Ort, gerade diesen Punkt genauer zu erörtern; aber ich glaube, daß diese sozialen Uebel nach ihrer Massenhaftigkeit überschätzt werden, und daß sie vielmehr einen Prozentsatz gegen die vorhandenen Kräfte und Güter der Gesellschaft ausmachen, welcher die Möglichkeit, eine gewisse Ausgleichung und Hülfe für sie zu schaffen, erweisen würde. Es kommt hinzu, daß der ganze Geist, der in diesem besprochenen Zustande ausgeprägt liegt, mit einem aufrichtigen Streben nach wahrhafter Verbesserung der sozialen Verhältnisse in vollem Widerspruch steht, so daß dieses nicht eher sich geltend machen kann, als wenn jener geschwunden. Aber wenn erst jene kolossalen Mittel der Gesellschaft auf die Erziehung, namentlich der Kinder der niedern Stände, durch deren Verwahrlosung die Menschheit so außerordentlich verliert, auf die Bildung und Gesittung, auf die Nothstände der s. g. arbeitenden Klassen und die Verbesserung ihrer ganzen Stellung verwendet werden könnten — wie anders müßte es da werden!.. Sie sehen, ich klage keinen Staat, kein Volk an, denn in der That kann kein einzelnes Glied der Völkerfamilie für sich aus jenen Zuständen heraus, sondern ich spreche nur von der

Gesammtheit und weiß wohl, daß diese nur langsam auf dem Wege der Entwickelung vorwärts kommt.

Ich glaube, diese Auseinandersetzung wird Ihnen meine obige Aeußerung erklärlich machen. Aber ich weiß, daß Sie dennoch bei meiner Expektoration etwas lächelten. Es kam Ihnen der Gedanke, daß diese bedeutenden Friedensheere ja nicht allein zur Kriegsbereitschaft nach Außen bestimmt sind, sondern nicht minder um die Ruhe im Innern zu erhalten, und jeder Störung derselben mit gewaffneter Hand energisch entgegentreten zu können. Aber Sie würden irren, wenn Sie meine Schlußfolgerungen hierdurch geschwächt zu haben glaubten. Gerade das Gegentheil. Denn wenn Sie hierdurch zugestehen, daß die Zustände im Innern der Staaten und Völker immer noch auch nur ein „bewaffneter Frieden" seien, verdeckte Kriegszustände, in welchen die Parteien nur auf die schwachen Stunden der Gegner warten, um ihnen mit Gewalt das Heft aus den Händen zu nehmen, oder sie völlig zu unterdrücken: so wäre mein Ausspruch erst recht erwiesen, und selbst auf das innere Leben anwendbar, während ich ihn vorher nur auf das Verhalten der Staaten untereinander bezog. Ja, Verschiedenheit der Ansichten, Verschiedenheit der Interessen wird es immer geben; die Entwickelung wird stets vorwärtsgehen, und dadurch entgegengesetzte Gesichtspunkte und feindliches Streben nach Behalten und Erlangen, nach Stillstand und Vorwärts bewirken. Aber Alles kommt darauf an, auf welche Weise die Konflikte ausgeglichen, die Streitigkeiten durchgeführt werden — ob mit den Mitteln der Gewalt von der einen wie von der andern Seite, oder durch die organischen Prozesse des staatlichen Lebens? ob, wie es gegenwärtig den Individuen unmöglich ist, sich anders als durch die gesetzlichen Mittel Recht zu verschaffen, in Besitz zu nehmen und sich zu behaupten, dies auch den großen Parteien im Staate, und dann endlich den Völkern untereinander nicht mehr gestattet sei, oder ob der entgegengesetzte Zustand ein ewiger bleiben solle? Die Antwort ist einfach, und enthält nichts Andres als meine Behauptung, die Sie erklärt haben wollten. Daß aber Barbarenthum und Heidenthum, Gewaltthätigkeit und Heidenthum identisch sind, weil die Gotteslehre das Recht und den Frieden will und alles Andere verwirft, brauche ich Ihnen gegenüber nicht erst auszuführen.

Diese letztere Erwägung führt mich zu der Beantwortung Ihrer zweiten Frage: wie ich den Stand der Dinge in der Gegenwart ansähe? Aus dieser Ihrer Frage erkenne ich, wie Sie mit mir darin übereinstimmen, daß sich gegenwärtig die Strömungen des Momentes in überraschend schneller Weise verändern, wenn auch die allgemeine Richtung dieselbe bleibt. Es ist wie ein mächtiger Strom, dessen Richtung nach einer bestimmten Weltgegend gewendet ist, der aber seinen Lauf in zahllosen Biegungen und Krümmungen nimmt, bald dahin, bald dorthin abfällt, so daß es erst nach einem weiteren Raume offenbar wird, wie er dennoch nach einem bestimmten Zielpunkte vorwärts geht. Denn, da Sie von mir keine faktischen Einzelheiten beurtheilt wissen wollen, so können Sie nur den allgemeinen Gesichtspunkt für eine begrenzte Gegenwart erwarten. Und dennoch muß ich, um mich verständlich zu machen, etwas weiter ausholen. Die große Umbildung des Lebens der europäischen Völker und Staaten — das Wort „Wiedergeburt" scheint mir unzutreffend — welche mit dem sechszehnten Jahrhundert in schärferen Umrissen hervortrat, hat sich zuerst in der Phase des Absolutismus ausgeprägt, und ist dann in die Phase des Konstitutionalismus übergegangen. Jede neue Phase hat zunächst die alte zu überwinden und zu zerbrechen, und dann dafür ein neues Gebäude aufzuführen. Aber es bleiben immer noch mächtige Reste der alten übrig, die sich, mehr oder weniger verändert, durch lange Zeiträume hin erhalten. Denn die Zähigkeit und Macht der Existenz ist sehr groß in allen Gebilden, die sich einst eines blühenden Lebens erfreuten, und um so mehr, wenn sie aus einem nur lose verbundenen Organismus stammen. Der Absolutismus beseitigte den Feudalstaat, und setzte an die Stelle der Institutionen desselben die Bureaukratie, deren Tendenz die Zentralisation ist. Der Absolutismus ging in den Konstitutionalismus über, und dieser sucht an die Stelle der Bureaukratie das Selfgovernment zu bringen, das zwar die Dezentralisation enthält, aber weit entfernt ist von dem Korporativsystem des Mittelalters, sondern jedes Organ mit seinem eigenthümlichen Leben in den Gesammtorganismus eingegliedert haben will. Es versteht sich also, daß es sich hier nicht blos um die Verfassungsform handelt, sondern weit mehr innerlich um die Verwirklichung der wesenhaftesten Prinzipien. Der Absolutismus gesteht alles Recht

dem Staate zu, den „Unterthanen" nur soviel Recht, wie es jenem ihnen zu bewilligen gefällt. Der Konstitutionalismus schreibt dem „Bürger" gewisse unveräußerliche Rechte zu, die nur aus Zeitumständen eine gewisse Beschränkung erleiden können. Der letztere, wenn er auch schon scheinbar den Sieg errungen und der Staat die Form einer solchen Verfassung angenommen, hat nun mit den Resten der früheren Phasen einen schweren und lang andauernden Kampf. Seine Gegner, die Feudalen, Ultramontanen, Absolutisten und Bureaukraten, vereinigen sich, mit ihm um ihre Existenz zu kämpfen, und das Terrain so lange wie möglich zu behaupten. Auf diesem Kampfplatze geht die wechselnde Strömung der Zeit vor sich, da es hierbei besonders darauf ankommt, die große Masse der prinzipienlosen, unentschiedenen und bewußtlosen Menschen auf seine Seite zu ziehen, sie entweder von der Macht der Gewohnheit beherrscht zu erhalten oder von ihr frei zu machen. Ich brauche Sie nun nicht erst an jene Zeit der Aktion von 1848 zu erinnern, die in ihrem Ungestüm und ihrer Gestaltlosigkeit so schnell einer ebenso leidenschaftlichen Reaktion Platz machte. Die Folge war, daß sich die Gegensätze auf's Schärfste ausbildeten, unverschleiert in die Oeffentlichkeit traten, und sich in ihrem schroffen Extrem bethätigten. Allein in einem solchen Zustande kann das Leben nicht vorwärts kommen; es schwebt gewisser Maßen zwischen den beiden Gegensätzen in der Luft; ist jede Partei noch so mächtig, daß die andere sie nicht zu überwinden vermag, so ist das reale Leben zu einem Stillstande verurtheilt, den es nicht lange ertragen kann; keine der Parteien ist im Stande, seinen Forderungen gerecht zu werden, und stellt sich ihm also für jetzt als unfruchtbar dar. Was muß davon die Folge sein? Nichts Anderes, als daß endlich eine Zeit eintritt, welche mehr oder weniger nach einem Kompromiß hinsteuert, eine Zeit der Kompromißversuche. Damit ich es mit einem Worte sage, alle faktischen Erscheinungen in der jüngsten Zeit scheinen mir anzuzeigen, daß wir bereits mitten in dieser Strömung angelangt sind. Entweder man verlangt danach, und weiß es nur noch nicht anzugreifen, oder man ist bereits in Versuche eingetreten, die einen größern oder geringern Erfolg haben oder versprechen. Wie der Krimkrieg, wie der italienische Krieg beendet wurden, die sogenannte neue Aera in Preußen, das ganze Verhalten der französischen Politik, die jüngsten Vorgänge

in Italien zwischen Viktor Emanuel und dem Papste liefern den Beweis, und zeigen, daß das Verlangen nach Kompromissen überall zu Tage tritt.[1]) Ja, es scheint sogar gegenwärtig in Nordamerika der schreckensvolle Bürgerkrieg mit einem verdeckten Kompromiß endigen zu wollen. Mag man nun dieses Streben nach Kompromissen mitten in den schroff entwickelten Parteien beurtheilen wie man wolle, uns kommt es hier nicht darauf an, sondern den Charakter der Gegenwart zu konstatiren. Vom Parteistandpunkte wird jeder Kompromiß als eine Schwäche, ja als ein Verrath verurtheilt und die Unhaltbarkeit eines solchen vorausgesetzt. Allein hiernach richtet sich das gesammte Leben wenig. Es fordert, was ihm Noth thut, es nimmt an, was ihm förderlich ist, sei es auch nur für eine kurze Zeit; es glaubt, selbst durch einen Kompromiß vorwärts zu kommen, und an dessen Ergebnisse neue Operationen zu knüpfen. Die Partei sieht jeden Kompromiß für eine Niederlage, das Leben nimmt ihn für einen Sieg an; ist der Gegner dadurch nicht ganz besiegt, so hat er doch ebenso wenig einen Sieg erfochten. Noch allgemeiner gefaßt, kann man sagen, daß die ganze Entwickelung ja nichts Anderes als ein fortlaufender Kompromiß zwischen Vergangenheit und Zukunft ist, und daß in einem solchen das Alte stets Raum hat, ruhig zu sterben, und das Neue, sich zu gebären. Wie auch ein Kompromiß gestaltet sei, so verliert in ihm das Alte und gewinnt das Neue, denn jenes vermag nur durch die Konzentrirung seiner noch übrigen Lebenskraft, durch die Schärfe und Härte seines Wesens fortzubestehen, und jeder Kompromiß bringt ihm Erschlaffung und Abschwächung, während das Neue nur an Fähigkeit zur Entwickelung wächst, und der definitiven Gestaltung sich nähert. Selbstverständlich wird in jedem Kompromiß auch mancherlei Täuschung bereitet, und schon indem sie ihn abschließen, suchen sich die Parteien zu übervortheilen. Schließlich erlangt er aber dennoch nur dann eine Dauerhaftigkeit, wenn er eine gewisse Befriedigung für Beide enthält. Im Grunde stehen nur die Personen im Nachtheile, welche den Kompromiß abschließen; sie werden von keiner Seite gewürdigt und von der Zeit schnell überholt.

[1]) Die Ereignisse des Jahres 1866 und ihre Folgen scheinen uns nicht Lügen gestraft zu haben. Der Prager Frieden und der norddeutsche Bund sind erst recht nur — Kompromisse.

7. Im Februar 1866.

a.

Sie halten mit mir fest an der Ansicht, daß es mitten in dem Gewühle der Tagesereignisse und der zeitlichen Parteikämpfe um so nöthiger ist, sich einen höhern Standpunkt zu bewahren, von dem aus der Lauf der Begebenheiten in ihrem tieferen Gehalte und ihrer bleibenden Bedeutung erschaut werde. Nicht als ob man von einem Parteistandpunkte sich dadurch losmachen wollte, denn dies ist nun einmal für denjenigen, welcher mit der Zeit und mit der Geschichte wahrhaft lebt, unmöglich, und ohne einen solchen, in der vermeintlichen Objektivität, würde man gar nichts sehen und erkennen. Aber man gelangt durch eine höhere Betrachtungsweise von einem allgemeineren Gesichtspunkte aus dahin, sich nicht allzusehr in die Tagesfragen, den augenblicklichen Zusammenstoß, die momentane Lage und Gestaltung zu versenken. Und ein solcher ist in der That der echt jüdische, der dem Charakter des Judenthums angemessenste. Die Geschichte des letzteren weiset es unzweideutig auf eine solche allgemeinere Stellung hin. In seiner ersten Periode von den Welthändeln abgesondert, wurde es in seiner zweiten zum steten Begleiter aller Zeiten und Völker, und, ohne auf dieselben irgend einen bestimmenden Einfluß üben zu können, war es in seinem Schicksale von ihnen abhängig und konnte sein Heil stets nur von der weiteren Entwickelung über die Gegenwart hinaus erwarten. Und dies ist es eben, was ihm zuzweit die Ausschau in das Allgemeine immer von Neuem wichtig macht, um sich von dem, was zu erwarten und zu erhoffen ist, in seiner eigenen Stellung regeln und leiten zu lassen. Denn Ihnen, als einem tiefer Blickenden, brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daß es eine arge Selbsttäuschung wäre, zu glauben, daß das Judenthum und seine Bekenner jetzt am Ende ihres wechselvollen Geschickes stehen und fortan nur eine gerade, ebene Bahn zu verfolgen hätten, auf welcher sie lediglich von den Schicksalen der Völker selbst ihres Theiles betroffen würden. Doch hierauf habe ich noch einmal zurückzukommen. Ich folge daher Ihrem Wunsche gern, nach den Andeutungen, die Sie gegeben, meine Ansichten darzulegen.

In dem Gesammtgange der Völker treten jetzt zwei Gegensätze

wieder recht erkennbar hervor, die, wenn auch in sehr verschiedener Gestalt, seit den ältesten Zeiten sich kundgegeben, und nach meiner und Anderer Ansicht schon in der Geschichte des Thurmbaues von Babel recht prägnant vorgezeichnet sind. Ich meine einerseits jene extensiv und intensiv wachsende Verbindung aller Nationen zu einem großen Ganzen. Der seiner Ausführung immer mehr zureifende Telegraphenzug an der östlichen Küste Amerika's durch die Behringsstraße bis zum Amurflusse wird endlich die ganze Erdkugel mit dem elektrischen Drahte umspannen, selbst wenn der atlantische Kabel vom Ozean auf die Dauer nicht gelitten würde. Die Eisenbahnlinie mitten durch die nordamerikanische Union über die Rocky Mountains, welche in ungefähr sechs Jahren vollendet sein wird, die von den Engländern projektirte Eisenbahn von Kanada durch das ungeheure Gebiet des Red River, wo über 30,000,000 Menschen noch Platz und fruchtbaren Boden hätten, bis an die Ostküste, sowie endlich die nicht minder in Aussicht genommene von Verakruz bis Akapulko durch Mexiko hindurch, von welchen Punkten aus dann englische und französische Dampferlinien nach Japan, China, Ostindien und Polynesien gehen sollen, werden die Verbindung der fünf Welttheile außerordentlich erleichtern und die Zeit einer Umfahrt um den Erdball sehr verkürzen. Man sieht, die Vorsehung hat es dem Menschen nicht leicht gemacht; sie hat ihm das Geheimniß, die Luft zu einer Kommunikationsstraße zu machen, jetzt noch vorenthalten; sie hat im Norden und Süden der Kontinente unüberwindliche Hindernisse geschaffen; aber er weiß andere Wege zu finden und im Ringen und Kämpfen wachsen seine Kräfte um so mehr. — Fügen wir Diesem nun die steigende Herrschaft des Freihandelsprinzips, welche das System der Prohibition immer mehr durchlöchert, so wie der Freizügigkeit hinzu, die selbst die abgeschlossensten Staaten zu gegenseitiger Niederlassung öffnet, endlich die Auflösung, in welcher sich die Oststaaten, China und Japan, befinden, um uns jene Vereinigung klar bewußt zu machen. — Und diesen großen Ergebnissen gegenüber, was sehen wir nun andererseits für eine Richtung von den Nationen gerade in der Mitte der zivilisirten Welt eingeschlagen? Es ist das Nationalitätsprinzip, das mit einer noch nie dagewesenen Energie auf den Kampfplatz getreten und sich mitten durch alle Schwierigkeiten, Alles vor sich niederwerfend, zur Herrschaft bringen will.

Ich will hier über den Werth oder Unwerth, über die Vorzüge und Nachtheile dieses Prinzips keine Erörterung unternehmen, sondern nur über seine Wirkungen für das Allgemeine sprechen. Jede Nationalität, groß oder klein, höher oder minder entwickelt, will selbstständig und unabhängig bestehen, in eigener Verfassung, nach eigenem Gesetz und Recht leben. Es kommt hierbei gar nicht darauf an, ob hier und da solche Nationalstaaten von einem Herrscher durch die sg. Personalunion regiert würden: es soll diese Vereinigung, so verlangt es das Prinzip, der Selbstständigkeit jener durchaus keinen Eintrag thun. Dieses Nationalitätsprinzip hat zunächst mit den aus der Geschichte erflossenen Machtverhältnissen zu kämpfen. Lange bevor die Industrie die allgemeine Verbindung der Menschenvölker anbahnte, waltete in den Nationen der Trieb, daß jeder kräftige Völkerstamm durch Unterwerfung anderer ein großes, ein Weltreich gründe, das sich immer weiter und weiter ausdehne, immer mehr und mehr Nationalitäten verschlinge. In unserer Zeit haben wir dessen nur noch ein Beispiel im russischen Reiche. Denn, abgesehen von dem schnell vorübergegangenen Napoleonischen Versuche, ward der englischen Weltherrschaft durch den Unabhängigkeitssieg der Nordamerikaner ein Riegel vorgeschoben, und seitdem befolgt England das vernünftige System, seinen großen, mündig gewordenen Kolonien die Selbstregierung mit eigener Verfassung und nach Gesetzen, die sie sich selbst geben, zu gewähren, so daß sie nicht Staaten im Staate, sondern neben einander bilden; die Ausbreitung der indischen Herrschaft der Engländer aber geht stets nur von dem Zwecke aus, ihre Herrschaft in Indien sicher zu stellen. Diesem Streben nach der Obherrschaft über andere Nationen tritt das Nationalitätsprinzip als voller Gegensatz gegenüber. Aber jenes hat historische Verhältnisse hinterlassen, welche nur durch gewaltigen Kampf ausgeglichen werden können. Es giebt noch immer Staaten, welche verschiedene Nationen unter ihrem Szepter vereinigen. In ihrem Selbstständigkeitsdrange wollen diese Völker auseinander; aber die europäischen Machtverhältnisse und der bestehende Zustand wollen dies nicht zugeben. Jedoch außer diesen sind es auch noch geographische Verhältnisse, welche dem Nationalitätsprinzipe große Schwierigkeiten schaffen, ja es sich selbst wieder ungetreu werden lassen. Die Nationalitäten sind geographisch selten getrennt; sie

wohnen gemischt unter einander; und so kommt es, daß jenes Verlangen nationaler Selbstständigkeit wieder darauf hinausgeht, eine Nationalität durch die andere beherrscht und vergewaltigt zu machen. So erleben wir es, daß dieselbe Nation, welche auf das Nationalitätsprinzip pocht, sofort wieder zu dem historischen Rechte greift, um ihre Grenzen festzustellen. Die Ungarn z. B., welche den österreichischen Zentralisten ihre magyarische Nationalität gegenüberstellen, verlangen die Wiederherstellung — der Stephanskrone, d. h. die Einverleibung Kroatiens, Siebenbürgens, Dalmatiens und Fiume's, weil diese den Magyaren fremden Nationalitäten zur Krone des h. Stephan gehörten; die Czechen verlangen die (fragliche) Wenzelskrone, der sich die Deutschen in Böhmen unterwerfen sollen; die Polen in Galizien haben die Ruthenen gegenüber, und fordern die unbedingte Herrschaft der polnischen Sprache. Die Ursache, aus welcher diese Untreue am eigenen Prinzipe hervorgeht, ist durchsichtig; diese kleinen Nationen fühlen, daß ihre Selbstständigkeit, wenn sie nach dem Prinzipe auf sich selbst beschränkt würden, auf äußerst schwachen Füßen stehen würde, und suchen sich daher durch Vereinigung mit andern kleinen Nationen zu stärken, wodurch aber gerade derselbe Kampf in ihrer Mitte hervorgerufen werden wird, den sie jetzt gegen den historischen Staat führen. Wie dem aber auch sei, das Drängen des Nationalitätsprinzips macht sich überall fühlbar; geweckt von dem Verlangen nach Selfgovernment, und sich an dem Element der Sprache festhaltend, wühlt es eine Menge kleiner Nationalitäten mit den unausgebildetsten Idiomen auf, und jeden Tag hören wir von einem neuen, das gesetzliche Geltung fordert. Es ist nicht zu verkennen, daß nicht allein das Nationalitätsprinzip, sondern noch mehr diese Sprachenherrschaft jener allgemeinen Völkerverbindung im Menschengeschlechte feindlich gegenübertritt. Allerdings wird eine spätere Zeit ihre Ausgleichung auch hierfür suchen, finden und erobern. Für jetzt aber wird es absondernd und ausschließend wirken, und mancherlei Hemmnisse schaffen, welche von nachtheiligen Wirkungen begleitet sind.

Gestatten Sie mir, schon von hier aus einen Blick auf Judenthum und Juden inmitten dieser großartigen Bewegung zu werfen. Wir befinden uns hier auf wohlbekanntem Gebiete, denn die hier stattfindenden Fragen liegen in den täglichen Erscheinungen vor.

Die Judenheit stellt hier den Kampf in der Menschheit, den ich eben gezeichnet, in konkreteſter Weiſe dar. Die Beſtimmung weiſet die Judenheit, zerſtreut über die ganze Erde, dennoch auf einen gewiſſen einheitlichen Verband hin. Zunächſt durch ihre religiöſe Gemeinſchaft, und zwar nicht allein durch die Gleichheit des religiöſen Bekenntniſſes als Individuen, ſondern auch dadurch, daß unzweideutig die jüdiſche Religionsgemeinſchaft eine Miſſion für das geſammte Menſchengeſchlecht hat, ein Axiom, das die Geſchichte erweiſt, alſo nicht der Ausfluß individueller Selbſtüberſchätzung iſt; alsdann aber auch durch die gemeinſchaftliche Abſtammung, die ſich trotz aller Zeit- und Raumentfernuug erhalten hat. Aber auch ihr geſchichtliches Verhältniß verweiſt die Juden auf jene große Verbindung in der Menſchheit. Die Völker haben mehr als ein Jahrtauſend hindurch die Juden auf die Induſtrie, ja nur auf den Handel beſchränkt, und ihnen die Ausbreitung über die ganze Erde und die Freizügigkeit zum Bedürfniß, zur einzigen Rettung gemacht. Dieſem entgegen hat die Geſchichte die Juden in einer unerhörten Zerſplitterung über die ganze Erde mitten unter alle Nationen geworfen, und ihnen ſo die Nothwendigkeit auferlegt, ſich der jedesmaligen Nationalität hinzugeben und in ſie, außer in allen religiöſen und Familienbeziehungen, aufzugehen. Namentlich mit dem Erwachen des Nationalitätsprinzips in den Völkern und des Verlangens nach Gleichberechtigung in den Juden wurde jene Nothwendigkeit für die letzteren entſchieden. Sie bilden in ihrer Diaſpora ſo kleine Bruchtheile der Bevölkerung, daß ſie ſelbſt da, wo innerhalb größerer Nationalitäten kleinere eine gewiſſe Berückſichtigung zu fordern haben, ſolche für ſich nicht in Anſpruch nehmen können, da ſie eben nicht blos landſchaftlich, ſondern auch örtlich zerſplittert ſind. Dies giebt ſich denn auch in dem Streben der Juden ſelbſt überall kund. Denn ſelbſt in den polniſchen Ländern, wo unſere Glaubensgenoſſen am zahlreichſten vorhanden, fordern ſie, ohne Unterſchied, ob orthodox oder reformiſtiſch, ob gebildet oder ungebildet, fordern ſie nicht etwa in einem zeitweiſen Gelüſte, ſondern zähe und ausdauernd die Aufhebung ſelbſt jeder örtlichen Abſonderung und das Aufgehen in die ſtädtiſche Gemeinde. Es iſt dies nicht der Ausfluß einiger Individuen, nicht das Ergebniß einer höheren Bildung, ſondern des inſtinktiven Gefühls der Maſſe. So beſtehen alſo jene Gegenſätze im innerſten Weſen der Judenheit,

und damit an dem Bilde des Makrokosmus im Mikrokosmus gar nichts fehle, sehen wir auch hier ein historisches Verhältniß und damit auch ein Sprachverhältniß in den Widerstreit sich mischen. Die Juden haben in Europa ursprünglich an gewissen großen Heerden gesessen, von denen aus sie in die anderen Länder sich ergossen. Die sg. spanischen und portugiesischen Juden gingen aus der iberischen Halbinsel nach Frankreich, England und Amerika, aber auch nach dem Oriente und in die Länder an der östlichen Donau; die deutschen Juden breiteten sich in Ungarn, Polen und Rußland aus. Sie haben daher überall ein doppeltes Verhältniß zu überwinden, seitdem ihre Ausschließung gebrochen ist. Sie sind in den östlichen Ländern nicht blos Juden, sondern auch Deutsche und müssen auch das deutsche Element überwinden, ehe sie Magyaren, Polen und Russen werden. Deutet die Erhaltung der hebräischen Sprache wenigstens im Gottesdienste auf die ideelle Gemeinschaft im Judenthume hin, so haben sie als ihre historische Sprache die deutsche zu vergessen, um die vielfachen Nationalsprachen selbst im Schooße ihrer Familien anzunehmen. Und von der anderen Seite wäre doch die immer mehr hereinbrechende völlige Unkenntniß des Hebräischen die außerordentlichste Schwächung ihrer religiösen Einheit, und das gänzliche Aufgeben der deutschen Sprache ein Hinderungsmittel für die Bildung, die namentlich für die jüdische Welt der neuesten Zeit auf der deutschen Sprache beruht. So spielen also hier in einer ausgeprägten Schärfe die Kontraste, welche die Menschheit in unserer Zeit zu einem bewegten, aufgewühlten Meere machen.

Kommen wir nun zu der eigentlich staatlichen Betrachtung.

b.

Während seit 1688 das konstitutionelle Regime in Großbritanien vollständig herrschend war und sich zum parlamentarischen entwickelte; während unter ihm England an Macht, Besitz und Betriebsamkeit zu einer ungeahnten Höhe hinanstieg, und weder die Ehrfurcht vor der königl. Dynastie, noch der Einfluß der Aristokratie und der Kirche gemindert ward, alle Erschütterungen und Bürgerkämpfe, ebenso wie alle Angriffe von außen der glücklichen Insel fern blieben, hingegen alle Bedürfnisse und Strömungen der Zeit durch die gesetzliche Entwickelung befriedigt wurden —

während dessen erstand auf dem Kontinente seit 1789 ein furchtbarer Kampf zwischen dem Absolutismus und dem Konstitutionalismus. Es ist Jedermann bekannt, daß beide Systeme sich nicht blos in der Ausübung der Regierungsgewalt, sowohl was die Gesetzgebung als die Exekutive betrifft, von einander unterscheiden, sondern auch in der Quelle der Gewalt, welche das eine in einer höheren, in einer von Gott stammenden Autorität, das andere in der Gesellschaft selbst, oder wie man gewöhnlich sagt, im Volke findet. Dem Absolutismus steht die bestehende Staatsorganisation und die äußere Macht, namentlich das stehende Heer zu Gebote, während der Konstitutionalismus seine Hülfsmittel nur in der öffentlichen Meinung und im Geiste des Volkes findet. Dieser Kampf wird von beiden Seiten mit großer Energie geführt. Der Erstere versteht es, die Zeitumstände zu benutzen; in der Stunde der Gefahr giebt er nach; sobald diese vorüber ist, wendet er alle Mittel an, entweder um mit einem Male die Verfassung zu beseitigen, oder nach und nach ihre wesentlichen Bestimmungen illusorisch zu machen. Dem anderen nützt hiergegen nichts weiter, als eine unüberwindliche Zähigkeit und Ausdauer, jeden Posten so lange wie möglich zu vertheidigen, jede günstige Konjunktur zu benutzen, sowie die fortschreitende Entwickelung des Volksgeistes, welche die Zahl seiner Anhänger vermehrt, die Zahl seiner Gegner vermindert. Zu einem wirklichen Siege vermag das konstitutionelle System nur erst dann zu kommen, wenn sich im gesammten Volke gar keine Organe für den Absolutismus mehr finden, so daß es demselben an allen Handhaben und Werkzeugen fehlt. Dies kann aber erst der Erfolg einer langen Zeit und günstiger Uebergänge sein; selten werden Verhältnisse sich so gestalten, daß ein solches Ziel in einem kürzeren Zeitraume erreicht wird. Lediglich in England und Holland ist daher die unbedingte Geltung des konstitutionellen Regimes der Ausfluß einer langen geschichtlichen, freiheitlichen Entwickelung, während sie anderwärts, wie in Belgien und Italien, durch die äußere Stellung geboten ist, da hier jeder innere Konflikt und Zerfall das Signal für den Untergang des Staates selbst wäre.

Mitten in diesen Kampf trat nun in der neueren Zeit eine dritte Phase ein, der Imperialismus oder Cäsarismus. Aus dem Kampfe einer allzujungen Republik und einer allzualten Legitimität ging er in Frankreich hervor. Während die eine den

Interessen des Volkes zu genügen nicht im Stande war und das Herz desselben durch den brutalen Zusammenstoß der Parteien abstieß, konnte die andere nur durch äußere Gewalt dem Volke wieder aufgezwängt werden, und aus diesen rathlosen Zuständen erhob sich der Imperialismus, indem er sich dem Volke als eine Rettung aus allen seinen Nöthen darstellte. Als wirkliches System bildete er sich allerdings erst durch Napoleon III. aus, während sein Onkel trotz außerordentlicher Geistesbegabung doch zu sehr die brutale Gewalt in seiner Natur trug, um andere Organe als diese zu benutzen. Wie Napoleon III. in der Vorrede zu seinem „Leben Cäsars" selbst verrieth, sieht er seinen Oheim als den Cäsar, sich selbst als den Augustus an, und bieten allerdings die beiden Paare großer geschichtlicher Erscheinungen nicht wenige Parallelmomente dar, die wir hier nicht weiter verfolgen wollen, welche aber erklären, wie Louis Napoleon zu dieser Anschauung kommen konnte. Man hat oft gesagt, daß in der Weltgeschichte sich nichts wiederhole und dies ist wahr, wenn man an einen vollständigen Abklatsch früherer Erscheinungen denken wollte. Doch giebt es genug bestimmte und erkennbare Gesetze in der Natur des Menschen, der Völker, der Gesellschaft, um im Verlaufe der Dinge, wenn nicht Wiederholungen, doch starke Aehnlichkeiten beobachten zu können. Darauf beruhen denn auch die Hoffnungen des französischen Kaisers und seiner Anhänger, und es wird an der Zukunft sein, sie entweder als richtige Voraussetzungen oder als bittere Selbsttäuschungen zu bewähren.

Was ist nun der Imperialismus? Sein Ursprung, seine Einrichtungen und seine Thaten geben uns hinlänglichen Aufschluß, um ihn vorurtheilslos und mit völliger Objektivität beurtheilen zu können. Er ist der unbeschränkte Absolutismus mit dem Scheine demokratischer Grundsätze und Institutionen. Wirklichkeit ist an ihm nur die persönliche Autokratie des Herrschers, alles Andere ist nur Schein. Der Revolution entsprossen, ist er und muß sein der erbittertste Feind der Revolution, und giebt sich als solchen offen aus, ohne jedoch eine zeitweise Verbindung mit derselben zu scheuen, wann und wo er dadurch seine Pläne zu fördern vermag. Die Rolle, die er übernommen zu haben vorgiebt, ist die der Vermittelung der Gegensätze; aber diese Vermittelung ist nur scheinbar, denn er verfolgt sie nur so weit, als er daraus Kräfte zu schöpfen vermeint. Er betitelt sich

daher zu gleicher Zeit mit dem absolutistischen „von Gottes Gnaden“ und dem demokratischen „durch den Willen der Nation.“ Er verkündet als seine Grundlage „das allgemeine Stimmrecht“ und als sein Wesen „die Autorität.“ Er erklärt natürlich den Herrscher für „unverletzlich“, läßt aber diesen alle „Verantwortlichkeit der Regierungshandlungen“ übernehmen, indem alle Regierungsorgane nur ihm verantwortlich sind. Er adoptirt alle demokratischen Rechte und Freiheiten von 1789, macht sie aber durch die strengsten Präventiv- und Strafgesetze und deren willkürliche Ausübung durch die Exekutivgewalt illusorisch, so daß auch die geringste Benutzung dieser Freiheiten und Rechte nur mit der Erlaubniß der Exekutive geschehen kann, d. h. nichts Anderes, als diese Freiheiten und Rechte existiren nicht. Er umgiebt sich mit konstitutionellen Institutionen, mit Staatsrath, Senat und gesetzgebendem Körper, aber die beiden ersteren wählt er selbst und bezahlt sie mit ausschweifenden Gehältern, und auf die Wahl des letzteren übt er die ausgedehnteste Pression mit allen Künsten der List, der Korruption, der Beschränkung und der Gewalt. Er will eine starke, einflußreiche Kirche, aber sie soll zugleich von ihm völlig abhängig, ein Werkzeug in seiner Hand und dies durch die beständige Drohung der antikirchlichen Parteien sein. Er will eine Aristokratie, aber keine selbstständige, sondern in ihrem Bestande von ihm stets abhängige, wie sie durch reiche Jahrgelder, nicht aber durch bleibenden großen Besitz existirt. Er will den Glanz der Kunst, selbst etwa auch der Wissenschaft, aber ohne Genie und Freiheit, um dem Volke die „Spiele“ zu schaffen, die dessen Sensualismus anreizen und befriedigen. Vor Allem ist sein Blick auf die Hebung des materiellen Wohlstandes und auf die Beschäftigung der arbeitenden Klassen gerichtet, und hier ist es, wo er den Prinzipien der Freiheit, soweit sie materiell den industriellen Verkehr steigern (Freihandel), thatkräftig huldigt, immer jedoch mit der Rücksicht, daß aller Assoziationsgeist in beschränktem und von ihm abhängigem Maße sich bethätige. Er proklamirt das Nationalitätsprinzip, und reißt Nizza von Italien los, das Nichtinterventionsprinzip, und besetzt Rom und Mexiko.

Ich brauche wohl kaum Thatsachen für alle die Charakterzüge des Imperialismus herbeizubringen; sie werden einem Jeden in Masse beifallen, der die Einrichtungen und Handlungen des

französischen Kaiserthums verfolgt. Auch wird dieses selbst gar kein Hehl daraus machen, nur daß es ihm an schönen Phrasen nicht fehlen wird, mit denen es seine Blößen bedeckt, und an Schminkfarben, mit denen es seine häßlichen Flecke übertüncht. Bei näherer Betrachtung der Person Napoleon III. fällt mir immer die bekannte Erzählung von der Sterbeszene des Augustus ein, der, den Tod erwartend, stehend die Anwesenden frug: „Habe ich meine Rolle gut gespielt?" und auf den bejahenden Zuruf sprach: „Nun, so klatschet mir Beifall zu!" und entseelt in die Arme seiner Umgebung fiel.

Diesem Charakter entspricht das Ziel und die Handlungsweise, die innere, wie die äußere Politik des Imperialismus. Die Gründung der Dynastie und die Befestigung des Imperialismus ist das Ziel Louis Napoleons. Ihm ist der letztere durchaus keine Uebergangsphase, sondern der dauernde Ausgang der französischen Revolution. Ob mit der Zeit die demokratischen Prinzipien und die liberalen Institutionen immer mehr Schein, immer hohler und nichtiger werden müssen, kümmert ihn durchaus nicht, wenn nur seine Dynastie dauernd und die Autokratie ungeschwächt bleibt. Er hat daher bereits aufgehört, die Freiheit als die Krönung seiner Pyramide zu verheißen, und eskamotirte in seiner letzten Rede an den Senat an deren Stelle „den zivilisatorischen Genius Frankreichs." Mache Dir hieraus, was Du willst. — Entschieden daher, bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit entschieden (man erinnere sich z. B. des famosen „Sicherheitsgesetzes"), wo es die Sicherstellung seiner Person und Herrschaft gilt, zeigt er sich in der inneren wie äußeren Politik überall schwankend, aber nicht schwankend aus Mangel an An- und Absicht, aus Mangel an Willen und Kraft, sondern schwankend aus wohlüberlegter Willensmeinung. Der Imperialismus kann nur in zwei Fällen leben, entweder inmitten geschwächter, darum abhängiger und sich bekämpfender Parteien, oder ohne alle Parteien, wo die Gesammtheit sich in einen weichen Brei aufgelöst hat. Einer großen, starken, unerschrockenen Partei, oder einer Koalition der Parteien gegenüber würde er erliegen müssen, gehe diese von innen oder von außen hervor. Darum wird er stets alle vorhandenen Parteien drücken, aber keine unterdrücken, jede beschränken, aber keine aufhören machen. Eine jede soll ihre Existenz fortsetzen, aber in einer Schwäche, die sie von

ihm abhängig macht. So existiren denn in Frankreich alle früheren Parteien fort, die legitimistische, orleanistische, die republikanische und sogar die sozialistische, die ultramontane, die gallikanische, die rationalistische und die atheistische; jede wird von der Regierung beschränkt, und doch ins Geheim genährt; jede fühlt die Spitze der Regierung gegen sich gewendet, und glaubt doch die Mittel der Existenz von ihr zu erhalten. Aber welch Geschrei der Regierungspresse erhob sich, als die Legitimisten und Orleanisten sich zu einer Fusion bereiteten, als jüngst in der sg. Dezentralisationsfrage die verschiedenen liberalen Parteien eine Koalition zu bilden drohten. Bekanntlich schreit die Furcht am lautesten. So auch in der äußeren Politik. Es kam zuerst vor Allem darauf an, Frankreich wieder zu dem Ansehen und der Geltung in der europäischen Politik hinaufzuheben, von welcher es durch den Sturz Napoleons herabgesunken, und zu der weder die Restauration noch die Julimonarchie es zurückzubringen versuchte oder vermochte. Hierin ein entschiedenes Vorgehen auch mit dem Schwerte in der Hand; aber niemals allein, stets einen Bundesgenossen an der Seite, um eine Koalition unmöglich zu machen. So mußte denn die russische Macht geschwächt, aber nicht gestürzt werden, und man blieb hinter Sebastopol stehen; so mußte die österreichische Macht geschwächt, aber nicht gestürzt werden, und man blieb vor dem Festungsviereck stehen. So mußte die päpstliche Macht geschwächt, aber nicht gestürzt werden, und man okkupirte Rom, um es gegen die Römer zu vertheidigen. Man ließ Italien groß werden und verhalf ihm dazu, aber vor Rom und Venedig muß es stehen bleiben, und seine Gegner zwingen es, von Frankreich abhängig zu bleiben. So offenbart sich hier überall dasselbe Prinzip; man kennt seine Stärke und Schwäche; man annektirt Savoyen und Nizza, hält aber seine Hand von Belgien und dem Rheine zurück; man macht Frankreich siegreich, ohne sich einen Kampf auf Leben und Tod zuzuziehen.

Dies liegt Alles klar vor uns, und da ist es nur eine Aktion, welche ein Räthsel zu sein scheint, die man als abenteuerlich, als einen Fehlgriff, als den Anfang der Dekadenz verschreiet und die ich hier nicht übergehen kann, weil sie mit dem Ziele meiner Betrachtung im Zusammenhange steht. Sie wissen schon,

was ich meine: den Zug nach Mexiko. Ich gebe zu, daß er abenteuerlich, daß er wegen seines jetzt wahrscheinlichen Mißlingens ein Fehlgriff, ja daß es möglich ist, von ihm vorzugsweise datire sich das Scheitern des Imperialismus. Aber in seinen Tendenzen und Zielen ist er dieses Alles durchaus nicht. Schauen Sie ein wenig auf die Auseinandersetzung zurück, die ich im ersten Theile meines Briefes gegeben. Die Weltstellung einer Großmacht hängt für die Zukunft nicht mehr blos von ihrer europäischn Politik ab; die Blüthe der Industrie eines Landes gedeiht nicht allein mehr durch ihren Antheil an dem Verkehre unseres Continentes — die Weltstellung und die Weltindustrie hängt von der Geltung über die anderen Welttheile und die Ozeane ab. In Amerika, Asien und Polynesien, auf dem atlantischen und stillen Ozean wird jetzt um die Zukunft einer Groß- und Weltmacht geworben. In Mittelasien, in China und Japan werden die Kampfplätze der nächsten Jahrhunderte in politischer und industrieller Hinsicht sein, und während Rußland allein den Landweg dahin besitzt, geht für die übrigen Mächte der Weg dahin über Amerika. Nun, Rußland, England und Nordamerika haben ihre Position daselbst genommen — Frankreich muß sie sich erst erobern. Hierzu blieb ihm aber als der einzige Weg Mexiko offen, und Louis Napoleon begrüßte daher die Wirren in diesem Lande, die Verletzung der europäischen Interessen und Ehre und den Rückzug seiner anfänglich Alliirten, Englands und Spaniens, mit Freuden. Als ein Faktor seiner Berechnungen galt ihm hierbei vorzugsweise der nordamerikanische Bürgerkrieg, der sich entweder endlos hinzuziehen, oder mit der Trennung der Union enden zu wollen schien. Indeß war das Motiv, für Frankreich einen Antheil an der politischen und industriellen Weltstellung durch seine Geltung in Mexiko zu gewinnen, wohl nur das erste. Der Kaiser überzeugte sich bald, daß eine Besitznahme Mexiko's durch Frankreich mit unüberwindlichen Hindernissen verbunden sein würde. Es trat daher als ein zweites Motiv hinzu: die Ausbreitung des Imperialismus und zwar auf dem amerikanischen Continente. Für mich ist dem Zwecke dieses Briefes gemäß dies ein Hauptmoment, und ich muß daher auf diesen Gegenstand etwas näher eingehen.

c.

Welche Erfolge wird der Imperialismus haben? Wird er Bestand haben? Wird die Napoleonische Dynastie sich einer dauernden Herrschaft erfreuen? Dies sind die Fragen, welche die Gegenwart sich vorlegt, die Zukunft allein beantworten wird, über die aber Betrachtungen anzustellen um so wichtiger ist, als für jene Zwecke die nachdrücklichsten Maßnahmen von Seiten der Imperialisten getroffen werden. Zunächst hat man sich hier klar zu machen, aus welcher Combination der französische Imperialismus hervorgegangen, und ob er hierin seinem römischen Vorgänger und Vorbilde gleich, oder nur ähnlich ist, um denselben Erfolg erwarten zu dürfen. Dies müssen wir aber gänzlich verneinen. Der Cäsarismus in Rom trat ein, als die Republik mehr als ein halbes Jahrtausend bestanden und durch ihre eigenthümliche Entwickelung den Kern und das Wesen des römischen Volksstammes zersetzt nnd verzehrt hatte. Ein weltstürmender und welterobernder Staat vermag mit der Demokratie nicht zu bestehen. Um ein beständiges Feldlager zu bilden und eine dauernde Herrschaft über viele Völker zu üben, bedarf es einer monarchischen, oder wenigstens aristokratischen Verfassung, einer festen Gliederung, wo Commando und Subordination ihre unzweideutigen Stellen und Organe besitzen. Demokratische Freiheit und Gleichheit für den beschränkten herrschenden Stamm und Knechtung und Aussaugung für zahlreiche unterjochte Völker sind unvereinbar. Nachdem daher in dem urkräftigen Rom der Kampf der Plebejer mit den Patriziern zu Ende gestritten, von dem Volke allein die Herrschaft geübt und die tausendfachen Gaben für Herrschgier und Habsucht vertheilt wurden, Luxus und Sittenlosigkeit durch die heranströmenden Reichthümer üppig wucherten, mußten Corruption, Bestechlichkeit, Trägheit, Entnervung und Entsittlichung jeder Art, das Grab aller republikanischen, ja aller männlichen Tugenden, ihre auflösenden Wirkungen in Rom üben. So war dem Cäsarismus nicht blos der Boden bereitet, sondern eine unumgängliche Nothwendigkeit gegeben, der in seiner Entfaltung als Imperialismus dem römischen Reiche noch einige Jahrhunderte den Bestand sicherte, und es statt eines plötzlichen Todes durch allmälige Fäulniß an einem Gliede nach dem anderen absterben ließ. —

Ganz anders im modernen Frankreich. Nachdem hier der Absolutismus sich durch die Unterwerfung der Aristokratie mächtig entwickelt hatte, während er jedoch die feudalen Institutionen innerhalb der staatlichen Gesellschaft konservirte, erstand 1789 der Kampf des Konstitutionalismus mit jenem, dieser Kampf, der das zweifache Ziel hatte, die feudale Ungleichheit und Unfreiheit zu vernichten, und dem Volke seinen Theil an der Leitung seiner Geschicke zu gewähren, überhaupt die Quelle der staatlichen Gewalten in das gesammte Volk zu verlegen. Alle die wechselvollen Geschicke, alle die Erschütterungen und Umwälzungen, die seitdem über Frankreich dahingegangen, sind nichts weiter als die Phasen desselben Kampfes. Der Absolutismus trat immer wieder mit neuen Kräften und in neuen Formen auf, und wurde dann wieder, wenn er sich in seiner Machtentfaltung am stärksten bethätigte, von seinem Gegner gestürzt. Er zeigte sich zuerst als republikanischer Terrorismus, dann als bonapartistische Militärherrschaft, hierauf als konstitutionelle Legitimität, ferner im Gewande eines beschränkten Liberalismus und hierauf wieder als der die Gesellschaft umkehrende Sozialismus. Der Imperialismus ist nichts als die jüngste Phase desselben Absolutismus, eine Bekleidung desselben mit scheinbar konstitutionellen Formen, eine illusorische Vermischung beider sich bekämpfenden Prinzipien. Man hat der französischen Nation vorgeworfen, sie könne die Freiheit nicht vertragen; man hat sie der Unruhe und der Unbeständigkeit geziehen. Es ist dies ungerecht; man kann nur sagen, daß sie noch große Elemente für den Absolutismus in sich enthalte, dagegen muß man ihr die außerordentliche Kraft zugestehen, mit welcher sie in dem Momente, wo der Absolutismus seine ganze Tendenz und seine volle Kraft darthat, ihn immer wieder zu stürzen vermochte. So den Terrorismus, als er die letzte Hand an den Convent legte, die Legitimität, als sie ihre bekannten Ordonnanzen erließ, den Julithron, als er jede Reform zu unterdrücken sich anschickte, den Sozialismus, als er seine Faust auf die Gesellschaft legen wollte. Sie werden bemerken, daß ich hier den Bonapartismus übergangen. Aber ich glaube, daß, wenn dieser von außen nicht gestürzt worden wäre, er auch in Frankreich einer langen Zukunft sich nicht mehr erfreut hätte. Ich erinnere an den Versuch des Generals Malet im Oktober 1812, die napoleonische Herrschaft zu stürzen,

während der Kaiser in weiter Ferne seine Heere gegen die Grenzen Asiens führte, ein Versuch, der fast gelang, so sehr war die Macht Napoleons in Frankreich selbst ohne Fundament und ohne Wurzel. Die Art, wie Frankreich den Kaiser fallen ließ, ist Beweis genug, daß es seiner überdrüssig war und bald selbst gegen ihn gehandelt hätte.

Was geht hieraus hervor? Der neue Imperialismus hat keine verlebte Institution, keine in der Auflösung begriffene Nation vor sich, er ist keine Nothwendigkeit, keine unumgängliche Conzentration von Trümmern, um diesen noch einen dauernden Halt zu gewähren — er ist nichts als eine Phase eines noch lange nicht erschöpften Kampfes, in welchem die beiden Kämpfer noch immer dieselbe Kraft erwiesen haben, der eine den anderen immer wieder stürzte, wenn dieser auch von Neuem sich wieder zu erheben verstand. Man kann sagen, daß der Imperialismus Glück und Geschick hat, Glück, weil er die Nation im Zustande der Ermüdung traf, Glück, weil sich jener bis jetzt noch nichts bot, was sie an die Stelle des Imperialismus setzen könnte, kein Führer, kein Charakter; auch Geschick, das er in der Erhebung Frankreichs aus seiner politischen Erniedrigung und in der Akkommodation an die modernen industriellen Prinzipien bewies. Dies Glück und Geschick konnte ihm einige Dauer schaffen und kann ihm noch einige Dauer bereiten. Dahingegen ist sein Wesen dem Bewußtsein und Bedürfniß unserer Zeit so sehr widersprechend, und dieses Wesen und der Kampf, den es zu bestehen hat, muß ihn andererseits zu solchen Fehlern führen, daß sein Bestand eben dadurch wieder gefährdet wird. Denn vor Allem bedarf er einer großen militärischen Macht, um sich im Inneren zu behaupten, und alle Versuche des Gegners, sich wieder geltend zu machen, zu unterdrücken. Hierzu muß er die Finanzen erschöpfen und einen großen Steuerdruck üben. So illusorisch auch die liberalen Institutionen sind, mit welchen er sich umgeben, so geben sie doch Gelegenheit genug, daß sich die gegnerischen Bestrebungen verlautbar machen und den Geist des Widerspruchs in der Nation wach erhalten. Er ist dadurch gezwungen, diese Institutionen immer von Neuem zu beschränken, statt sie zu erweitern, und dieses gerade giebt dem Gegner neuen Stoff und neues Leben. Ebenso muß er nach der Ausbreitung seines Systems streben, und dies ist eine Veranlassung

zu neuen Fehlern, zu neuen Gefahren. Es bietet sich da der Schluß von selbst dar: der Imperialismus als eine neue Phase des Absolutismus könne nur Bestand erhalten, wenn er sein eigenes Wesen aufgäbe und allmälig zum Constitutionalismus würde. Ob er hierzu Selbstverleugnung genug besitzt, wird die Zukunft lehren; wird er es nicht, so muß er zerschellen. — Bis jetzt zeigt er zum ersteren Falle keine Neigung.

Was nun die Ausbreitung des Imperialismus betrifft, so müssen wir nicht vergessen, daß derselbe Kampf des Absolutismus und des Constitutionalismus beinahe auf dem ganzen europäischen Continente stattfindet, und es wird hieraus einleuchten, daß das Beispiel des Imperialismus stark genug ist, um auch ohne sein indirektes Eingreifen Nachahmung zu finden, indem die vorhandenen Verfassungen zu bleichen Schatten ihrer selbst verwandelt oder auch ganz bei Seite geschoben werden. Man wird einwenden, daß der französische Kaiser nicht angestanden, sich mit der Revolution zu verbinden, um Italien seinen bisherigen Herrschern zu entreißen. Es scheint mir dies eine falsche Auffassung, denn Napoleon III. hat sich in diesem Falle nur mit der zu beherrschenden Revolution *gegen* die nicht zu beherrschende Revolution verbunden. Die Bomben Orsini's hatten ihm bewußt gemacht, daß in Italien der Ausbruch der Revolution nahe sei, und um diesem zuvor zu kommen, und nicht einen Brand sich entzünden zu lassen, dessen Flammen leicht nach Frankreich schlagen konnten, verband er sich mit Piemont. Der Züricher Frieden zeigte hinlänglich, wie gern er stehen geblieben wäre; die französische Flotte vor Gaëta bewies, wie ungern er den weiteren Verlauf zuließ, den er nicht hemmen durfte, wollte er sein eigenes Geschick nicht gefährden, Seine Berechnung war gut und er erntete die Frucht, als in Aspromonte die Italiener den Italienern zuriefen: „Bis hierher und nicht weiter." Sein später verfolgtes Verfahren zeigt hinlänglich, daß er weit davon entfernt sei, irgend welchem Auftreten eines Volkes gegen die bestehende Herrschergewalt die Hand zu reichen. Konnte daher der Imperialismus mit dem Fortgange der Dinge auf dem europäischen Continente von seinem Standpunkte aus zufrieden sein, so war es ihm eine willkommene Veranlassung, sich auf der westlichen Halbkugel Raum zu schaffen, und auch hier der konstitutionellen Idee den Krieg zu bereiten.

Die nordamerikanische Union wird dem Imperialismus stets ein Dorn im Auge und ein Stachel in der Seite sein. Während nun in dieser ein blutiger Bürgerkrieg sich entzündete und immer größere Dimensionen annahm, ja die Zersplitterung der Union unabwendbar schien, würde es ein außerordentlicher Erfolg gewesen sein, dicht an ihrer Grenze dem Imperialismus eine neue siegreiche Stätte zu bereiten. Es war klar, daß die in ihrem Wesen feudalen und aristokratischen Südstaaten der Union, sobald sie sich losgerissen, unfehlbar dem Imperialismus anheimfallen mußten. Dann war die beschränkte Union der Nordstaaten zwischen dem feindlichen Canada und zweien noch feindlicheren imperialistischen Staaten einer sehr ungewissen Zukunft anheimgegeben. Es ist kein Geheimniß, daß Frankreich während jenes Bürgerkrieges auf Seiten der Südstaaten stand, ja ihre Anerkennung bei England wiederholt beantragte. So sicher und kraftvoll fühlte aber der französische Imperialismus sich noch nicht, um offen die Partei der Südstaaten zu ergreifen, gewiß ein glücklicher Umstand für die Union. Daß dieser Versuch so ziemlich als gescheitert angesehen werden kann, ist bekannt; denn wenn auch der Kaiserthron in Mexiko noch eine Zeitlang bestehen bleibt, so ist doch schon die Nachbarschaft der Union zwingend genug, um ihn zu wahrhaft liberalen Institutionen zu nöthigen. Genug, das Streben des französischen Kaisers nach Ausbreitung des Imperialismus hat sich hier offen dargethan, und aus diesem, wie aus dem Bedürfniß einer starken Position inmitten der Weltherrschaft und Weltindustrie ist die Expedition nach Mexiko hinlänglich erklärt und gerechtfertigt.[1] —

[1] Die obige Voraussicht ist in kläglichster Weise eingetroffen.

Dritter Abschnitt.

Sozial-Politisches.

XXI.

Kera Deror.

Wenn irgend Etwas das Gesetzbuch, das Israel übergeben worden, als göttlich bezeichnet, so ist dies das einfache Wort im 10. Verse des 25. Kapitels im 3. Buche Moses: וקראתם דרור בארץ „Rufet Freiheit aus im Lande!" Am zehnten Tage des siebenten Mondes, an jenem Tage, wo die Sühnung des Menschen vor Gott dem Allerbarmer vor sich ging, sollte der Posaunenschall durch das ganze Land ergehen, und „Freiheit ausgerufen werden im ganzen Lande für alle seine Bewohner, daß Jedweder zurückkehre zu seinem Eigenthume und Jedweder zu seinem Geschlechte." Wer sein Erbgut zu veräußern genöthigt gewesen, er erhielt es zurück, und wer in Knechtschaft gerathen, er wurde wieder frei, ohne Lösegeld; im ganzen Lande sollte über dieses, alle funfzig Jahre wiederkehrende Jobel hinaus kein Unfreier und kein Eigenthumsloser existiren.

Rufe Freiheit aus — hier haben wir diesen Ruf nicht als ein Geschrei des Umsturzes, nicht vom Getöse eines Aufstandes, vom Erdbeben einer Revolution begleitet, nicht als Ausfluß einer lange genährten Erbitterung und einer vieljährigen Opposition, sondern als den Ruf des Gesetzes, als die höchste, von Gott eingesetzte Ordnung in Staat und Volk. Dieser Ruf wurde nicht einem Fürsten, nicht einem auf seine verjährten Rechte trotzenden Adel abgerungen und nicht dem Volke zu Mißbrauch und Selbst-

überhebung, als ein Stachel zu Wuth und Empörung hingeworfen, sondern er war der Ruf Gottes selbst an alle seine Erdenkinder, des Gottes, der „dem Menschen die Erde gegeben", des Gottes der Freiheit in Gesetz und Ordnung.

Nenne mir doch das Gesetzbuch, außer diesem, das für Israel und durch dasselbe für die ganze Menschheit geschrieben worden, in welchem noch das Wort: „Rufet die Freiheit aus für alle Bewohner des Landes!" verzeichnet stehe! Lies doch die Gesetzbücher der Inder und Perser, die Bestimmungen der hellenischen Legislatoren, die Verordnungen des auf seine Kodizes so stolzen Roms, kurz die Dekrete und Kapitularien, die Novellen und Landrechte irgend eines Volkes, ob Du darin die gesetzliche Wiederkehr dieses Wortes: „Rufet die Freiheit aus für alle Bewohner des Landes, daß Jedweder zurückkehre zu seinem Eigenthum und Jedweder zu seinem Geschlechte!" zu lesen findest.

Und nun schlage die Bücher der Geschichte auf: wo Du irgend einer Zeit begegnest, die, und sei sie noch so kurz, zu wahrem, edlem und hochherzigem Aufschwunge sich erhob, so war es eine solche, die den Ruf ertönen ließ: Kera Deror! und wo Du einen Mann antriffst, der sich ein wirklich dauerndes Monument voll Segens und Heiles errichtet hat, so stehet auf dieses eingegraben: Kera Deror! Und wenn Du dem Gange der Entwickelung, welchen die ganze Menschheit beschreitet, nachspürest: auf das Ziel, und sei es noch so fern, ist geschrieben: „Rufet Freiheit aus auf der ganzen Erde für alle ihre Bewohner:"

Aber man bemerke wohl: es ist hier nicht die Rede von der bloßen politischen Freiheit, von den persönlichen, bürgerlichen Rechten im Staate, die immer wieder zum Spielball der Parteien werden, weil sie der eigentlichen Grundlage entbehren, sondern zugleich von dem für jede Familie in einem gewissen Erbbesitze gesicherten Bestand, zu welchem innerhalb aller Verschiedenheit und alles Wechsels des Besitzthums Jedweder im Jobeljahre zurückkehren solle, und durch welchen die persönliche Freiheit erst Wesen und Gestalt erhält.

Wir wissen, daß der Weg zu einem solchen Zustande in der menschlichen Gesellschaft noch sehr weit ist; wir wissen, daß bei der großen Entfaltung in derselben an die Verwirklichung dieses Gesetzes nach seinem buchstäblichen Wortlaut, in seinen genauen

konkreten Bestimmungen nicht die Rede sein kann; aber wir haben es auch schon genugsam erfahren, daß nur in der Vereinigung beider Momente die Dauerhaftigkeit der Freiheit liegt, sie nur dadurch zu Gesetz und Ordnung werden, und endlich aufhören kann, eine bloße Idee zu sein, welcher der Mensch nachjagt, ohne sie zu erreichen.

Wie dies aber auch sei, das Gesetzbuch Israels hat durch das eine Wort: Kera Deror! sich seinen göttlichen Stempel, seinen Charakter für ewig aufgeprägt. Dieses Wort, in keinem anderen Religionsbuche wiederkehrend, ist das Wort der Menschheit, ist die göttliche Seele der Menschengesellschaft.

XXII.

Die individuelle Freiheit.

In dem opus posthumum des Prof. Dr. Stahl: „Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. Akademische Vorlesungen. Berlin, 1863", in der 8. Vorlesung charakterisirt er die „liberale Partei" dadurch, daß er als deren Intention „die individuelle Freiheit" hinstellt, wodurch sie ebenso sehr der Legitimität wie der Demokratie und dem Sozialismus gegenüberstehe. Bevor wir jedoch in die Darstellung und Beurtheilung Stahl's über dieses wichtigste Moment des menschlichen Lebens näher eingehen, wollen wir dem Leser den richtigen Standpunkt nnterbreiten, von welchem aus der Gegenstand betrachtet werden muß und den Stahl hier und in dem ganzen Werke absichtlich verschweigt.

Das ganze Werk und das Verfahren Stahl's geht eben darauf hinaus, denjenigen zu verwirren, welcher über die schwebende Frage noch zu keinem festen Begriffe gekommen, ihn durch Akzentuirung der Kehrseite und durch falsche Voraussetzungen über die Thatsachen schwankend zu machen und womöglich zu sich herüberzuziehen. Es ist dies ganz und gar die Art und Weise, die in einer Zeit der Sophistik gang und gebe ist, und daß wir in einer solchen Periode leben, erweisen zahllose Erzeugnisse der Gegenwart. Was der klare Menschenverstand und eine richtige Logik gibt, wird durch schlaue Windungen dem Auge entrückt, bis es sich in das Gewebe der Syllogismen verloren hat. Hiergegen hilft eben nur, daß man sich die Klarheit des Denkens bewahrt und nicht durch Verdächtigung und Verspottung verdunkeln läßt.

Die individuelle Freiheit ist ebenso ein Postulat der menschlichen Natur, wie die Gesellschaft, also der Staat ein Postulat

derselben ist. Beide sind also von Gott in die menschliche Natur gelegt. Das ganze menschliche Wesen ist auf die individuelle Freiheit gegründet, seine Thätigkeit, seine Sittlichkeit und seine Verantwortlichkeit werden allein durch die individuelle Freiheit getragen und sind ohne sie nicht vorhanden. Ebenso wenig kann aber der Staat aus der Natur des Menschen beseitigt werden. In der Gesellschaft allein ist dem Menschen die Entwickelung möglich und in ihr allein die Erreichung seiner Bestimmung, die Erfüllung seines Zweckes gegeben. Es wäre also ganz verkehrt, dem Staate eine gänzlich willkürliche Verfügung über die individuelle Freiheit des Menschen zuzuertheilen, wie der individuellen Freiheit eine absolute Geltung dem Staate gegenüber. Jede Partei, die die erstere, sowie jede, welche die andere zu ihrem ganzen Prinzipe macht, ist einseitig und gefährlich. Die ganze historische Entwickelung geht vielmehr darauf hinaus, das rechte Maß, die rechte Ausgleichung beider Postulate zu finden und zu verwirklichen, wie weit nämlich die individuelle Freiheit um der Zwecke des Staates willen zu beschränken sei. Das Ringen hiernach, die Kämpfe und verschiedenartigsten Phasen dieses Verhältnisses machen den Inhalt der inneren Geschichte des gesammten Staatslebens aus. Es versteht sich, daß zu einer Zeit, wo die individuelle Freiheit zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, aber vom Staate noch übermäßig beschränkt ist, sie vorzugsweise den Zielpunkt der aufstrebenden Partei bildet, wie umgekehrt in einer Epoche, wo die übermäßige Herrschaft der individuellen Freiheit zur Anarchie, zur Auflösung der staatlichen Gesellschaft geführt, die Kräftigung der staatlichen Organisation und Gewalt zum Bedürfniß wird. Dabei ist es nicht zu verkennen, daß die bisherige Geschichte uns vorzugsweise das Bild der unverhältnißmäßigen Beschränkungen der individuellen Freiheit zeigt, wohingegen es zwar in der Geschichte auch an Zeiten wüster Anarchie und Verwirrung nicht fehlt, die aber an Dauer und Wiederkehr bedeutend seltener erscheinen. — Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir einen Blick auf die Stahl'sche Darstellung werfen.

Er stellt die Forderungen der liberalen Partei zunächst als folgende auf: Keine Provinzen mehr, die sich auf historische Zusammengehörigkeit gründen und besondere, unantastbare Rechte und Einrichtungen haben, sondern bloße Departements zum Zwecke

der Administration; keine besondere Verfassung der Städte und der Dörfer, sondern eine und dieselbe Gemeindeordnung für das ganze Königreich; keine Stände mehr, keine Geburts- und Grundaristokratie, keinen Bürger- und Bauernstand, keine Vertretung nach Ständen auf dem Landtage, keine Städteverfassung, die auf dem Handel- und Gewerbestand, keine ländliche Verfassung, die auf dem Bauernstand ruht, keine bäuerliche Erbfolgeordnung, kein besonderes eheliches Güterrecht für die gewerbtreibenden Klassen in den Städten, kein besonderes Wechselrecht für den Handelsstand; keine Korporationen mehr, keine Innungen und Zünfte, die als Einheit handeln, den ganzen Stand nach außen vertreten und im Innern eine Zucht und Ordnung über die Standesglieder handhaben; keine Handwerkermeister mehr mit Gewalt über Gesellen und Lehrjungen, sondern lauter unabhängige, gleichgestellte Arbeiter; keine Kolonats- und Erbpachtsverhältnisse mehr, kein Ober- und Untereigenthum, die sich gegenseitig beschränken, sondern lauter freie Eigenthümer. Stahl fügt hinzu: „Das ist ungefähr das Register der Forderungen, welche die liberale Partei nach dieser Seite hin stellt, und hierin ist sie Zugführer der ganzen Revolution. Das Resultat derselben ist wirklich die Entgliederung der Gesellschaft. Der Mensch gehört dann keiner Provinz, keiner Gemeinde, keinem Stande, keiner Korporation an, steht in keinem Berufsverbande, ist weder Meister noch Geselle, weder Gutsherr noch Erbpächter. Er befindet sich blos als Einzelner andern Einzelnen gegenüber."

Wer diese Expektorationen Stahl's und deren weitere Ausführungen im Verlaufe dieser Vorlesung liest, der muß allerdings vor dem zersetzenden Elemente, das darin geschildert wird, erschrecken und die traurigsten Folgen daraus erwarten. Denn in der That wäre es schlimm, wenn die Menschen unter sich in gar keiner Beziehung und Verbindung außer dem allgemeinen, sehr geschmälerten Staatsverbande ständen und die staatliche Gesetzgebung gar keine Berücksichtigung und keinen Anhalt für die besonderen Verhältnisse des Berufes, der Oertlichkeit u. s. w. duldete. Aber Stahl hat hierin das Beste übersehen oder übersehen wollen, und er, der überall das historische Recht als das allein giltige vertheidigt, zeigt auch nicht das geringste Verständniß der Geschichte. Waren nicht alle diese Sonderverbände, die er jetzt bekämpfen und

zertrümmern sieht, auch einmal neu? Gingen sie nicht aus einem bestimmten Streben, aus einer innern Tendenz hervor, die sie für die damalige Zeit zu einer Nothwendigkeit machte? Müssen sie aber darum die einzig möglichen, die einzig richtigen sein oder nicht vielmehr in der Entwickelung des Lebens veraltet, verlebt und schädlich werden können? Und wenn die Form und Einrichtung abgestorben und drückend geworden, muß darum auch der Gedanke und das Bedürfniß aufgehört haben und geschwunden sein? Können diese nicht vielmehr nur nach einer neuen, freieren und lebendigeren Gestaltung streben? Der Tieferblickende erkennt, daß Stände, Berufe, Oertlichkeit in ihren Verschiedenheiten immer bestehen werden, daß die Menschen, welche eine Gleichartigkeit in diesen Momenten haben und darum gewisse gemeinsame Interessen besitzen, immer wieder nach einer gewissen Vereinigung, nach einem gewissen Verbande unter sich streben werden. Aber eine neue Zeit verlangt eine Reorganisation, sie will die alten, zu Fesseln gewordenen Bande sprengen, nicht um sie in Atome zerfallen, sondern in einem neuen Gebilde, in neuen Formen und Organen erstehen zu lassen. Die alten Provinzen mit ihren „unantastbaren" Rechten, mit ihren Abschließungen und Privilegien standen dem Gesammtleben des Staates und allem freien Verkehr der Staatsangehörigen so hemmend, so schwächend, so widerspenstig gegenüber, daß sie dem Staate nicht mehr erträglich waren. Braucht aber darum jeder Provinzialverband aufzuhören und werden nicht alle besonderen Interessen einer Provinz, aber nur diese, ihre besondere Instanz finden und bilden können? Wer könnte den Unterschied zwischen Stadt und Land jemals übersehen und eine gleiche Verfassung für die Stadt und das Dorf aufstellen wollen, wenn diese auch nach einem allgemeinen gleichen Prinzip ihre eigenthümlichen Verschiedenheiten finden soll? Der städtische Bürger- und der ländliche Bauernstand werden zu aller Zeit bestehen und ihre eigenthümlichen Verhältnisse besitzen, ohne daß sie eine Vertretung nach Ständen auf dem allgemeinen Landtage nothwendig machen. Eine Vertretung nach Ständen verewigt den Kampf zwischen diesen, verewigt die alleinige Berücksichtigung der Standesinteressen gegenüber den allgemeinen Interessen des Staates und der staatlichen Gesellschaft, wie z. B. Schweden noch heute erweist, und Stahl schlägt sich selbst, denn er müßte nach seinen eigenen Aussprüchen den pommerschen

Bauernstand ebenso wie den sächsischen und rheinländischen besonders vertreten lassen, die sich nicht selten in ihren Sonderinteressen gegenüberstehen werden; er wird nach dem von ihm selbst angeführten Beispiele dem Zimmermeister und dem Tischler, weil sich ihre Interessen widerstreiten, auf dem Landtage eine Vertretung geben müssen; denn wie sollten, wenn der ganze Handwerkerstand zufällig durch einen Schneider und einen Lohgerber vertreten wäre, diese über die Zukommnisse jener richtig urtheilen können? Stahl sieht nicht ein, daß, wenn er dem Prinzipe der liberalen Partei die Entgliederung des Staates zuschreibt, sein Prinzip die Zergliederung des Staates zur Konsequenz hat, so daß vor der Menge der kleinen im Sonderleben abgeschlossenen Glieder der ganze Staat zu keiner Gliederung kommen kann. Stahl will die alten Zünfte erhalten; aber ist es wahr, daß mit dem Wegfall dieser jede Einigung und Vereinigung der Gewerbsgenossen in Wegfall kommt? Zeigen nicht gerade die gegenwärtigen Erscheinungen im Handwerker- und Arbeiterstande, daß überall eine neue Vereinigung in freien Innungen und Genossenschaften lebendig hervortritt und nach neuen Formen und bestimmten Tendenzen strebt, nur daß die alten, unerträglich gewordenen Fesseln wegfallen und einem höheren, humaneren Prinzipe Platz machen sollen? Streitet nicht überhaupt der Assoziationsgeist, der in unserer Zeit so überaus lebendig geworden und überall vom Staate das Assoziationsrecht fordert, gegen die ganze Schlußfolgerung Stahl's, daß mit dem Aufhören der alten, knechtenden Assoziationen eine bloße Aggregation der Menschen eintrete, und widerlegt ihn vollständig? Nein! Stahl übertreibt alle Thatsachen, hebt nur die zufälligen Extravaganzen Einzelner hervor und gibt sie für das Prinzip einer gesammten Partei aus, verschweigt absichtlich alle thatsächlichen neuen Erscheinungen und hat es dann freilich sich leicht gemacht, durch die vorgeblichen Folgen die Partei und ihr Prinzip zu Schanden zu machen. Aber es ist nicht so. Der innere Trieb und das natürliche Bedürfniß bleiben stets dieselben in der Natur der Menschen, nur daß ihre Befriedigung, wenn sich die alten Formen und Einrichtungen überlebt haben, dem Leben des Ganzen schädlich in den Weg treten und die individuelle Freiheit maßlos beschränken, sie abwerfen, um in neuen Institutionen, in freierer Gestaltung wieder zu erstehen. Freilich, daß sich dann

zuerst die aufstrebende Partei energisch gegen die alten Verbände und ihre Beschränkungen richtet und ihre Zertrümmerung erstrebt; freilich, daß sehr oft hierin zu weit gegangen worden und die erste Uebergangszeit mancherlei Nachtheile und Schäden mit sich bringen wird — dies sind einmal Uebel, die den menschlichen Dingen ankleben — aber gemach, die unverwüstliche Kraft des menschlichen Wesens bricht sich bald Bahn und bethätigt sich in neuen Schöpfungen.

Wofür Stahl streitet, das müssen wir doch in einem Beispiele charakterisiren und zwar mit seinen eigenen Worten: „Nur ein Beispiel: nach der älteren Gewerbeordnung, die ich keineswegs in ihrer damaligen Gestalt, sondern nur nach ihrem Prinzip vertrete, ist der ganze Gewerbe-Verband ein Organismus für den Beruf des Gewerbes, ein Glied darf nicht die Arbeit thun, die dem andern zukommt, der Zimmermann z. B. nicht die des Tischlers, der Geselle und Lehrjunge muß die Gewalt des Meisters, der Meister die Gewalt der Zunft über sich erkennen und diese Gewalt dient dem Berufe des Gewerbes, der Beschaffung solider Arbeit, der Sicherung auskömmlicher Nahrung für sämmtliche Gewerbsgenossen." Man erinnere sich, daß die Zunft nur eine unveränderlich bestimmte Zahl Meister gestattete, jedem Gewerbe genau gesonderte Arbeitsgegenstände abgrenzte und dem Kaufmann den Handel mit Handwerkerwaaren streng verbot. Dies ist nicht die „Gestalt", sondern das „Prinzip" der Zunft. Sie schloß also in den meisten Zweigen die Fabrikation und den Handel aus, sicherte dadurch einer kleinen Anzahl Familien „auskömmliche Nahrung", aber schloß unzählige andere davon aus und that dies auf Kosten des gesammten Publikums. Die Sicherung solider Arbeit war damit durchaus nicht gegeben, wohl aber die Bürgschaft sehr theurer Arbeit. Ja, sie trennte sehr streng den Meister vom Gesellen, aber sie machte es zahllosen Gesellen unmöglich, jemals Meister zu werden. Daher führt ihn dies auch zu einer höchst abenteuerlichen Schlußfolgerung: „Auf dem nationalökonomischen Gebiete führt jene Unbeschränktheit der Konkurrenz, des Gewerbebetriebes, der Ansässigmachung dazu, daß unzählige Familien gegründet werden ohne Möglichkeit der Ernährung. Man muß dann entweder das Prinzip der individuellen Freiheit zum äußersten treiben und auch den Artikel in die Konstitution aufnehmen: „die Freiheit des Verhungerns ist gewährleistet", oder aber die Ernährung solcher

Familien den übrigen aufbürden, der Gemeinde oder dem Staate, d. i. den Steuerpflichtigen. Da frage ich aber, ob das noch eine Durchführung der individuellen Freiheit ist, wenn ich gegen meinen Willen die Familie anderer miterhalten muß, bei deren Ansässigmachung und Verehelichung ich nicht gefragt wurde." Welche pfiffige Sophistik! Man sieht, Herr Stahl mit all seiner strengen Kirchlichkeit hatte keinen Begriff von wahrer Religion und wahrer Humanität. Das Mittelalter wollte und Stahl will mit ihm, daß nur eine bestimmte Anzahl privilegirter Familien reichliches Auskommen, ja Ueberfluß habe, den anderen Menschen sollten die Erwerbsquellen verschlossen, die Knechte jener ohne Familie und in ihrem Elende sich selbst überlassen sein. Die jetzige Zeit will, daß der Fähigkeit und dem Fleiße aller Menschen alle Erwerbsquellen geöffnet, jeder im Stande sein soll, selbstständig zu werden und eine Familie zu begründen und daß den Armen möglichst geholfen werde. Es ist wahr, daß im Mittelalter eine beschränkte Zahl Menschen in Ueberfluß lebte und durch das Gesetz darin geschützt wurde. Die zahllosen Gesetze zur Verhütung der Verschwendung und des Luxus geben Zeugniß dafür. Es ist ebenfalls wahr, daß die anderen Menschen für diese arbeiten mußten als Leibeigene, Fröhner, Gesellen, die niemals Meister werden konnten u. s. w. Unwahr aber ist es, daß es jetzt verhältnißmäßig mehr Arme oder gar „Verhungernde" gebe als damals. Die große Masse des Volkes verkam in Elend und Schmutz und die furchtbaren Seuchen und Pestilenzen, welche Europa durchzogen und im Volke die reichlichste Nahrung fanden, geben die schreckhaftesten, aber unwiderleglichsten Zeugnisse über das grenzenlose Elend der Volksmasse im Mittelalter. Diese Pestilenzen räumten dann zu Gunsten der privilegirten Klassen die überflüssige Volksmasse auf, die man freilich nun nicht zu ernähren brauchte. — So ist die Beschreibung der Folgen bei Stahl immer beschaffen. Er sagt: „Die Menschen also auf sich selbst gestellt, vereinzelt, verkommen in Masse und ist dies eine Hauptquelle des Proletariats. Die moralischen Hebel des Standesgeistes, der Standesehre weichen, der echte Gemeinsinn nimmt ab, denn er kann nur in kleinen Kreisen erstarken; die Zucht und Sitte in den Berufsklassen verfällt, die Jugend, namentlich der körperlich arbeitenden Bevölkerung, wächst in Verwahrlosung auf." Solche Behauptungen mir nichts,

dir nichts aufzustellen, kann nur einem schroffen Parteigänger oder einem Katheder-professor einfallen, der nur das sieht, was er sehen will, und dem Leben zuschreibt, was er für seine Demonstrationen braucht. — „Der echte Gemeinsinn nimmt ab" — wer nicht blind sein will, muß sehen, daß der echte Gemeinsinn in unserer Zeit täglich zunimmt, daß in keiner Zeit für gemeinsame Zwecke die Geister und Hände der Menschen mehr geöffnet waren als jetzt, daß der lebendige Antheil an vaterländischen und humanen Interessen in den Herzen der Menschen immerfort wächst. Gerade im Gegentheil, je kleiner der Kreis, desto kleinlicher und beschränkter wird der Gemeinsinn und stirbt für Alles ab, was über diesen kleinen Kreis hinausreicht. Dafür zeugt das Zopfthum, das Philisterthum, die Krähwinkelei genugsam. Daß die Jugend in der Zeit des Ritterthums und der Zunftmeisterei weniger verwahrlost war als jetzt, ist eine grobe Täuschung. Die Rohheit und Herbergswirthschaft, die sich in jener Zeit aufs fürchterlichste entwickelte und der selbst die studirende Jugend anheimgefallen, wird erst jetzt allmälig beseitigt. Der Schulunterricht, die äußere Bildung und Gesittung, die erleichterte Theilnahme an höheren und feineren Genüssen, die Aussicht, die jedem wackeren Streben eröffnet ist, es zu etwas zu bringen, das entwickeltere Bürgerbewußtsein und Menschenbewußtsein tragen das Ihrige bei, die grobe Entsittlichung der früheren Zeiten nach und nach zu mindern. Wußte Stahl nicht, welcher Zeit wir den Ursprung und die ungeheuere Verbreitung jener Krankheit zu verdanken haben, welche die Jugend entnervt und die kommende Generation im voraus vergiftet? welche die Zeit der unbegrenzten Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und der Höfe war? Die damalige oder die jetzige? die Zeit des Ritterthums und der Zünftelei, oder die des freien Verkehrs und der Privilegienlosigkeit? Aus gänzlich verfälschten Thatsachen Waffen gegen ein Prinzip schmieden, ist eben Sache der Sophistik, aber der Sophist irrt sich, wenn er glaubt, dadurch einen irgend nachhaltigen Sieg und Einfluß zu erlangen.

Von hier aus begibt sich Stahl auf das religiöse oder vielmehr kirchliche Gebiet. Dahin wollen wir ihm jetzt folgen. Aber es war für uns nothwendig, ihn zuvor auf dem politischen und sozialen Felde zu kennzeichnen, um zu wissen, mit wem wir es zu thun haben.

Auch auf dem religiösen Gebiete erkennen wir leicht, daß Stahl von dem Grundsatze ausgeht, den auszusprechen er sich aber wohl hütet, daß der Staat den Individuen gegenüber allmächtig und allberechtigt sei, daß der Staat über die Freiheit und das Wesen der Individuen verfügen und sie behandeln könne, wie er es für sich angemessen hält, ohne irgendwie das unveräußerliche Wesen des Menschen in Betracht zu ziehen. Dieser Grundsatz, der dem brutalsten Despotismus zur Stütze dienen kann, kommt natürlich auf dem religiösen Gebiete noch deutlicher als auf dem politischen und sozialen zum Vorschein. Denn während wir uns immer denken können, daß die Verwendung der materiellen Kräfte des Menschen z. B. in gewerblicher Beziehung sich auch innerhalb vom Staate eng gezogener Schranken, wie der alten Zunft, noch Bahn brechen kann und hier nur der größere oder geringere Erfolg bedingt ist, so ist dagegen die religiöse Ueberzeugung des Menschen ein Theil seines Wesens selbst, der von außen her nicht alterirt und modifizirt werden kann, dessen Beschränkung und Bedrückung daher das Wesen selbst trifft und den höheren Inhalt und Beruf des Menschen antastet. Man erlebt hier den eigenthümlichen Vorgang, daß diejenigen, welche in der Religion des Menschen dessen ganzes Heil, dessen irdische und jenseitige Glückseligkeit, dessen Werth und Unwerth, dessen Verdienst und Unverdienst nicht allein finden, sondern immerwährend besprechen und betonen, daß gerade diese das religiöse Wesen dem Zwang, der Vergewaltigung, der drückendsten Bevormundung und Einschränkung unterwerfen wollen — als ob das religiöse Gebahren des Menschen, wenn es erzwungen und ermaßregelt ist, irgend einen wahren Werth für sein Heil und vor Gott hätte, als ob nicht gerade für das religiöse Verhalten allein das von Bedeutung ist, was sich in ihm frei und aus sich selbst entwickelt! Das religiöse Moment des Menschen bedarf daher mehr als jedes andere der individuellen Freiheit, weil es nur durch diese Werth und Wirksamkeit besitzt, dem Wesen des Individuums angehört und für dieses allein Geltung hat. Von diesem Gesichtspunkte aus fällt das ganze Raisonnement Stahl's in sich zusammen; aber es leidet noch an anderen Täuschungen, wie wir sehen werden.

Stahl sagt über die Forderungen der liberalen Partei: „Für das geistige Gebiet fordert sie die Freiheit der Ueberzeugung und

die gleiche Geltung der Ueberzeugung. Sie stellt es schon als moralische Forderung, daß Jeder die Ueberzeugung des Anderen achte — die Toleranz." „Die liberale Partei will, daß alle Gesinnungen nebeneinander bestehen und sich gegenseitig dulden und ehren. Das Einzige, was sie nicht duldet und ehrt, ist eben die Intoleranz, die Gesinnung, welche die Wahrheit, von der sie durchdrungen ist, eben als die Wahrheit erkennt und anderen Meinungen dagegen nicht gleiche Geltung einräumt, die sogenannte Exklusivität ist das Einzige, was sie nicht zuläßt." „Die tiefgreifendste und am eifrigsten verfolgte Forderung aber, welche die liberale Partei nach dieser Seite stellt, ist die Freiheit der religiösen Ueberzeugung und die gleiche Geltung der religiösen Ueberzeugungen, und darum die Trennung von Staat und Kirche." Stahl dagegen fordert, daß das Christenthum Staatsreligion sei, daß der christliche Glaube die Grundlage und der Maßstab der bürgerlichen Einrichtungen, daß die obrigkeitlichen Aemter nur an solche verliehen werden, die sich zum Christenthume bekennen, daß die Feste der christlichen Kirche vom Staate begangen werden, daß das Recht zur Landesvertretung durch das Christenthum bedingt sei, der Unterricht an öffentlichen Schulen nur christlichen Lehrern anvertraut werde, der Eid ein konfessioneller sei u. s. w. Es kann nicht unsere Sache sein, hier abermals alle die Argumente aufzuführen, die gegen den Begriff der „Staatsreligion" streiten, welcher den mohamedanischen Staat ebenso berechtigen würde, seine christlichen Unterthanen auszuschließen, und den Dalei-Lama, nur die Anhänger seiner Staatsreligion als berechtigt zu behandeln. Nur das eine Moment wollen wir hervorheben, daß, da das Christenthum als solches nur ein abstrakter Begriff ist und sich in den verschiedensten Kirchen mit den wesentlichsten Verschiedenheiten und gegenseitiger Verneinung realisirt, Stahl auf Grund des von ihm dem Staate beigelegten Rechtes der religiösen Exklusivität nicht von einer christlichen, sondern von einer katholischen, lutherischen, reformirten, anglikanischen, griechisch-katholischen u. s. w. Staatsreligion sprechen müßte. Kann z. B. der Katholizismus dem Staate das Recht zuschreiben, unter den von der Kirche seit einem Jahrtausend festgestellten Festen zu wählen und die einen den Einrichtungen des Staates zum Grunde zu legen, die anderen nicht? Und wenn

er an vielen katholischen Festen die Gerichts- und Hörsäle, die Post und Steuer u. s. w. offen hält und die katholischen Beamten zwingt, an ihnen zu fungiren, widerspricht dies den Grundsätzen Stahl's nicht selbst? Welche soll also die Staatsreligion sein? Stahl zieht eifrig gegen „die Religion der Mehrheit" los, wie sie in der französischen Charte gestanden. Aber in allen Staaten, wo es eine in religiöser Beziehung gemischte Bevölkerung giebt, wonach soll denn die Staatsreligion bestimmt werden? Wonach soll z. B. der preußische Staat seine Staatsreligion bestimmen? Nach den 11 Millionen freilich wieder in mehrere Kirchen gespaltener Protestanten oder nach den 7 Millionen Katholiken? Faktisch thut er dies nach der Mehrheit, nämlich den Protestanten. Wenn Stahl dem Staate nicht blos das Recht, sondern mit dürren Worten die Pflicht zuschreibt, nur Anhänger der Staatsreligion zu öffentlichen Aemtern, zu Landesvertretern und Lehrern zuzulassen, wenn er ihm ebenso die Beschränkung der Niederlassung und Freizügigkeit als Recht und Pflicht zutheilt, wie kann er Tirol nöthigen wollen, Protestanten die Niederlassung zu gewähren? Wie kann er dem englischen Parlament zumuthen, Katholiken und Dissenters Eintritt zu gewähren? Man wird antworten, das wollte Stahl auch nicht. Nun, dahin wollten wir ihn eben bringen. Es war ein Irrthum oder eine Täuschung Stahl's, wenn er hier überall vom Christenthume spricht. Sobald er eine Staatsreligion mit ausschließlicher Bevorrechtung will, so ist er theoretisch und praktisch gezwungen, da jede Religion als solche nur ideal, faktisch aber in einer Kirche besteht, der Staat aber als eine wesentliche Realität sich nur an reale Dinge zu halten vermag, nicht eine Staatsreligion, sondern eine Staatskirche, und diese wieder nur nach der Mehrzahl der Bekenner einzusetzen. Und sobald er das Recht und die Pflicht der Exklusivität für die Staatskirche in Anspruch nimmt, jene aber sich durchaus nicht begrifflich abgrenzen, sondern auf alle Gebiete des bürgerlichen Lebens ausdehnen läßt: so gelangt er zu einem Zustande des kirchlichen Zwanges und Druckes, wie er kaum ärger im Mittelalter bestanden. Man sieht also leicht, wie Stahl zuletzt doch die Allmacht des Staates auch auf religiösem Gebiete hätte beschränken und der individuellen Freiheit ihre Geltung geben müssen. Er muß die Exklusivität auf die öffentlichen Aemter und die Lehrer

beschränken, aber woher hat er das Recht hierzu? Er muß die Staatskirche zum idealen Christenthume erweitern, aber woher hat er das Recht hierzu? Stand er hierbei nicht gerade unter der Herrschaft der liberalen Ideen, die er bekämpft und verunglimpft? Er erkennt das Recht der Individuen auf alle bürgerlichen Rechte an und behält seinen Auserwählten nur die staatsbürgerlichen vor; er erkennt das Recht der katholischen Individuen auf die staatsbürgerlichen Rechte gleich den Individuen seiner Kirche an, wohingegen Rom und Madrid dies umgekehrt nicht zugestehen werden. Beides that er also nur aus dem liberalen Prinzip heraus, das er dann willkürlich mit den genannten Kirchen abgrenzen wollte. Dies erweist Stahl auch selbst. Er sagt: „Denn soll die christliche Ueberzeugung gelten, so genügt es nicht, daß jemand für sich Christ sein dürfe, sondern es muß auch eine christliche Kirche bestehen, die nur den wahren christlichen Glauben verkündet.“ Welche ist aber diese Kirche? Eine jede behauptet, sie sei es, Stahl, die seine sei es. Also auch hier vollständige Willkür des Herrn Stahl. Aber ebenso wenig werden ihm die Liberalen einräumen, mit ihrem Prinzipe zu machen, was er will, wie die Anhänger der verschiedenen Kirchen, diejenige für die wahre Kirche zu erklären, die er will.

Was haben wir hiermit erwiesen? Es ist die Kunst Stahl's, von seinem gegnerischen Prinzipe die äußersten Konsequenzen zu ziehen und zu verlangen und daran, daß dessen Anhänger diese Konsequenzen nicht haben ziehen wollen, oder, wenn sie sie ziehen wollten, nicht realisiren konnten, zu erweisen, daß das ganze Prinzip falsch sei. Und nun haben wir ihm bewiesen, daß es mit ihm ganz derselbe Fall ist, daß er die Konsequenzen seines Prinzips nicht hat ziehen wollen, weil, wenn er sie gezogen hätte, er das Bild der dunkelsten und rohesten Zeit Europas hätte aufrollen müssen, vor welchem seine Zuhörer, wer sie auch gewesen, zurückgeschreckt hätten. Seine eigene Art von Beweisführung beweist demnach, daß sein Prinzip falsch sei. Vielmehr ist auch hier das allein Richtige, die Ausgleichung des Rechtes des Staates mit dem Rechte der individuellen Freiheit zu suchen, in der rechten Würdigung der göttlichen Natur Beider. Der Staat ist irreligiös, wenn er die religiöse Ueberzeugung des Individuums mit Beschränkung seiner staatsbürgerlichen Rechte, mit Zwang und Druck

belegt, und thäte er dies im Namen der frömmsten Kirche, weil er die von Gott dem Menschen eingepflanzte Entwickelung zu einer religiösen Ueberzeugung willkürlich mißhandelt. Der Staat ist wahrhaft religiös, wenn er dem Individuum das Recht seiner religiösen Ueberzeugung, das Gott in das Wesen des Menschen so gelegt, daß dieser gar nicht anders kann, schützt und sichert. Aber da der Staat nicht in der Luft schwebt, da er realen Boden und reale Gestalt haben muß, so steht es ihm wohl zu, seine allgemeinen Einrichtungen nach den kirchlichen Satzungen der Mehrheit seiner Angehörigen herzustellen. Es steht ihm z. B. zu, den Sonntag als den Ruhetag auch in seinen öffentlichen Instituten zu halten, wenn er dem Juden seinen Sabbath, dem Mohamedaner seinen Freitag als Individuum zu feiern gewährt, es steht ihm zu, die christliche Zeitrechnung anzuwenden; und es können hierin durchaus keine Verkürzungen des liberalen Prinzips gefunden werden, wie Stahl vorgibt. Denn es ist durchaus falsch, das liberale Prinzip allein in der unbeschränkten Geltung der individuellen Freiheit zu finden, welche den Bestand des Staates unmöglich machen würde. Das wahre liberale Prinzip will nur, daß der Staat diese individuelle Freiheit als ein Recht anerkenne und es nur insoweit beschränke, als es für den Bestand der Gesellschaft, des Staates unumgänglich nothwendig ist. Der liberale Staat beschränkt die individuelle Freiheit, um sie in gleichem zukömmlichen Maße allen Individuen zu sichern; er will nur nicht das Recht Einiger auf Kosten der Anderen steigern; er will auch die Minorität in ihrem Rechte schützen, um sie nicht von der Majorität vergewaltigen zu lassen, aber auch nicht eine Minorität privilegiren, um die Majorität zu beherrschen. Auf dem Felde des Faktischen ist dies die große Entwickelung des Menschengeschlechtes; und wenn die historischen Verhältnisse diese große Aufgabe nur allmälig verwirklichen lassen, so wird man es als keine Inkonsequenz des liberalen Prinzips ansehen, wenn es sich bei vorherrschender Tendenz zum Rechtsstaate doch mit zur Zeit noch bestehenden Anomalien zufrieden gibt.

Wir begnügen uns hier, die Stahl'sche Auseinandersetzung von ihrer prinzipiellen Seite widerlegt zu haben. In seine einzelnen extravaganten Aussprüche einzugehen, wie er alle Forderungen seiner Gegner auf den Kopf stellt, um zu beweisen, daß

sie nicht auf ihren Füßen gehen können, fühlen wir uns nicht berufen. Er selbst sagt am Schlusse: „Die Strömung der öffentlichen Gesinnung geht immer nach einem bestimmten Ziele und die abweichende Ansicht und hindernde Stellung des Einzelnen wird niedergeworfen.“ Dies ist wahr, aber statt es, wie Stahl willkürlich thut, auf das liberale Prinzip anzuwenden, wenden wir es auf ihn und sein Prinzip an. Bestimmte Ziele hat die Strömung der öffentlichen Gesinnung allerdings. Sie ist nicht auf Abschaffung der Kulte, wohl aber auf gleiche Berechtigung der Kulte gerichtet; sie will nicht Exklusivität einer Staatskirche, aber ebenso wenig Abschaffung der Kirche. Sie verlangt das Recht des Individuums auf seine religiöse Ueberzeugung, aber auch die Berücksichtigung allgemeiner Einrichtungen des Staates nach der Mehrheit seiner Angehörigen; sie sieht in dem Rechte des Staates und dem Rechte der individuellen Freiheit keinen objektiven Widerspruch, sondern strebt und ringt nach dem Rechtsausgleich Beider durch eine dem Rechte entsprechende Beschränkung Beider.

XXIII.

Gewerbe- und Handelsfreiheit.

Daß die persönliche Freiheit einer der wesentlichen Grundzüge des mosaisch-sozialen Gesetzes sei, haben wir wiederholt dargethan. Diese persönliche Freiheit stellt sich aber ganz besonders auch in der unbedingten Gewerbe- und Handelsfreiheit dar, welche im mosaischen Gesetze enthalten ist. Man weiß, wie diese Freiheiten auch noch in der Gegenwart fast nirgends ganz vorhanden sind, wie die Gewerbefreiheit noch immer einen erbitternden Kampf in vielen modernen Staaten zu führen hat, wie die Handelsfreiheit einem erdrückenden Steuersystem, der Absperrung und den Schutzzöllen gegenüber nur sehr langsame Fortschritte macht, und man wird es daher durchaus nicht als irrelevant ansehen dürfen, daß die mosaische Gesetzgebung von allem Dem nichts weiß, sondern nur in einigen schwachen Zügen der wahren und ganzen Freiheit einige Grenzen aufstellt. Am wenigsten wird man hiergegen einwenden dürfen, daß die Verhältnisse noch so einfach und unentwickelt gewesen, daß sich derartige Beschränkungen noch nicht aufdrängen konnten. Hiergegen muß angeführt werden, daß die Israeliten aus Egypten kamen, wo sie alle jene Abgrenzungen und Eingriffe in die persönliche Freiheit in vollster Kraft gefunden und verlassen hatten, so daß jede Negation hierin, jedes Stillschweigen eine positive Beseitigung bedeutet; wie denn auch die etlichen kleinen und sekundären Beschränkungen, die wir anzuführen haben werden, erweisen, daß allerdings der Gesetzgeber sich dessen

bewußt war, was er verneinte, und vielmehr seinem Volke, der von ihm intendirten Gesellschaft, die volle Freiheit bewahren wollte.

Ueberhaupt erscheint es dem Geschichtsforscher, daß, in je frühere Zeit die Entwickelung hinaufreicht, desto stärker und gewaltthätiger die Beschränkungen und Einzäunungen der individuellen Freiheit sind. Mit dem Natürlichen und Einfachen scheint es daher in der menschlichen Gesellschaft ein eigenes Ding zu sein. Ueberschauen wir vielmehr den Verlauf der Geschichte, so treten mit dem Beginne der Entwickelung die Abgrenzungen und Einschränkungen am kolossalsten auf, und die eigentliche Entwickelung wird von dem Kampfe gegen diese und für die Erringung eines immer größeren Maßes der persönlichen Freiheit eingenommen. Als die beiden großen Ausgangsstationen der gesellschaftlichen Entwickelung sind Egypten und Indien zu betrachten. Wir brauchen kaum daran zu erinnern, daß in beiden Ländern das Kastenwesen in stärkster Entfaltung stand. Alles, was Gewerbe und Handel treibt, ist in abgeschlossene Kasten und Unterkasten gebannt, der Uebertritt aus einer in die andere war gänzlich untersagt, der Sohn mußte werden, was der Vater war, aber auch nur dieser konnte es werden; selbst die Töchter mußten dem Stande des Vaters angehörig bleiben, denn die Verheirathung der einen Kaste in die andere war verboten, ja geschah selbst nur innerhalb der kleinen Unterkasten, was wenigstens von Indien feststeht, wenn auch nicht von Egypten ganz zweifellos ist. So bildeten in Indien alle einzelnen Handwerke und Handelszweige besondere Corporationen in beengendstem Abschluß: in Egypten z. B. die Aerzte nach den verschiedenen Gliedern des Körpers gesonderte Stände, weshalb auch Joseph unter seinen Dienern „Aerzte“ [1]) hat. Obgleich in Egypten ein ziemlicher Handelsverkehr stattfinden mußte, da ihm viele Waaren fehlten, die aus Syrien, Innerasien, Arabien und Indien zugeführt werden mußten, und ihm dagegen andere Produkte in so großem Ueberfluß gediehen, daß es sie nur abgeben konnte, und wir daher schon im 1. B. Mos. den nach Egypten ziehenden Karawanen begegnen, so mußte doch der Eintritt der Fremden sehr erschwerenden Bedingungen unterzogen sein, und erst im siebenten Jahrhundert wurden die

[1]) 1. Mos. 50, 2.

Häfen des Mittelmeers dem Verkehr geöffnet und den syrischen und griechischen Handelsleuten Niederlassungen und abgesonderte Quartiere zu Memphis und in anderen Städten zugestanden. — Aehnliche Ausschließungen fanden in Indien nicht statt, hingegen herrschten daselbst die drückendsten Gesetze, nicht blos zur Vermeidung unrichtigen Maßes und Gewichtes und jeglicher Art von Betrug, sondern auch über die Preisbestimmung jeder Waare durch den König, d. h. die Regierung in Kauf und Verkauf. Es wurde der Einkaufspreis jeder Waare und die Kosten des Transports berechnet, 10 Prozent als Gewinn des Kaufmanns hinzugeschlagen, der Preis öffentlich bekannt gemacht, und dieser durfte bei hoher Strafe nicht überschritten werden. Von dem reinen Gewinn hatte der Kaufmann den zwanzigsten Theil an den König abzugeben. Diese einschnürende Preisbestimmung erstreckte sich auch auf die Frachttarife, und die Löhne für den Transport zu Lande und zu Wasser waren auf das Genaueste gesetzlich bestimmt.[1]) Diesen Staaten gegenüber kennt das mosaische Gesetz keine Beschränkung der Gewerbe- und Handelsfreiheit. Wenn auch über die erstere keine ausdrückliche Bestimmung gegeben ist, so lassen doch einzelne Andeutungen keinen Zweifel hierüber. Die Vorsteher und obersten Leiter aller Arbeiten beim Heiligthum sind von verschiedenen Stämmen und mit ihnen ein Jeder, der fähig wäre, an diesen Arbeiten Theil zu nehmen, ohne Unterschied des Stammes berufen (2. Mos. 35, 30. 34.; 36, 2.). Auch wurde den Künstlern freigegeben, nach eigener Gabe zu erfinden und auszuführen (2. Mos. 35, 32. 33. 35.). — Der Handelsverkehr war sowohl im Inlande als mit dem Auslande völlig freigegeben, und wenn aus anderen Motiven des mosaisch-sozialen Systems es verboten worden, von Inländern, seien diese Israeliten oder Niedergelassene, von Darlehen Zinsen zu nehmen, so war dies nach dem Auslande hin gestattet, um somit kein Hinderniß dem Handelsverkehre mit dem Auslande zu schaffen. Das Verbot des Zinsennehmens vom Inländer kann als keine direkte Handelsbeschränkung angesehen werden, wenn auch als eine indirekte

---

[1]) S. über die altindische Handelsverfassung von Lassen in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. 16. Heft 3.

Handelserschwerung. Denn Kauf und Verkauf finden selbst in unserer Zeit ohne eigentliche Zinsberechnung statt, die erst bei säumigen Zahlern eintritt. Derjenige Handelszweig, welcher aus höheren Motiven eine wesentliche Beschränkung erfuhr, war lediglich der Handel mit Grund und Boden. Der an die israelitischen Familien vertheilte Bodenbesitz sollte insofern unveräußerlich sein, als, wenn Jemand sein Feld verkauft, er stets das Recht behielt, es wieder einzulösen; dasselbe Recht besaß der Goel, d. h. ein naher Verwandter; fand eine solche Einlösung nicht statt, so fiel das Feld im nächsten Jobeljahr ohne Zurückzahlung des Kaufpreises an den ersten Eigenthümer zurück. Es bedeutete also eigentlich nur einen Verkauf der bis zur Einlösung oder bis zum Jobeljahre stattfindenden Ernten, weshalb auch bei einer Einlösung die seit dem Verkauf verflossenen Ernten von dem Kaufpreise abgerechnet wurden. Häuser in mit Mauern umschlossenen Städten waren von dieser Beschränkung ausgeschlossen, durften daher für immer verkauft werden, und ihr Einlösungsrecht dauerte nur ein Jahr.[1]) Man sieht hieraus, daß das Gesetz diese Beschränkung der Handelsfreiheit auf das kleinste Maß abgrenzte, soweit es dem Prinzipe gemäß nothwendig war. Wir brauchen hier nicht auszuführen, wie dieses den Bodenverkauf beschränkende Gesetz einerseits den Pauperismus, andererseits die Anhäufung des Bodenbesitzes in einer Hand, und das Zinsverbot die Ausdehnung des Schuldenwesens verhindern sollte, Uebelstände, die in allen alten Staaten die eigentliche Ursache des Ruins waren und noch immer für die menschliche Gesellschaft das höchste Problem hervorbringen. Das Leihen sollte im Inlande kein Gegenstand des Geschäftes, sondern nur der Wohlthätigkeit sein, weshalb denn auch mit dem siebenten Jahre ein Erlaß der Schulden eintrat.

Wir erkennen also hieraus, daß das mosaische Gesetz für das Prinzip der Handels- nnd Gewerbefreiheit mitten in einer Welt von auf dem geraden Gegentheil, auf den strengsten Ausschließungen, Absonderungen und Einschränkungen sich aufbauenden

---

[1]) Ländereien der Leviten durften gar nicht verkauft werden, und städtische Häuser der Leviten standen unter dem Gesetze der Ländereien der übrigen Israeliten.

Staaten eintrat und ein Ziel als schon erreicht hinstellte, nach welchem die moderne Gesellschaft noch immer ringt.[1])

---

[1]) Daß unsere Anschauung nicht mehr isolirt steht, ersehen wir aus den „Vier Vorträgen des Prof. Dr. Baumgarten in Rostock: David, der König ohne Gleichen", wo es z. B. heißt (S. 23): „In dem gesammten Alterthum giebt es keine Thatsache, durch welche Würde und Hoheit der menschlichen Persönlichkeit dergestalt zur Anerkennung kommt, wie durch das Verhältniß zwischen Gott und Israel." — „Alle Israeliten haben Anrecht an den Grund und Boden des gesammten Landes und die schroffen Gegensätze der Vermögensverhältnisse, welche in Rom und Athen nur durch revolutionäre Akte ausgeglichen werden konnten, wurden in Israel durch das Gesetz des Jobeljahres von vornherein verhütet oder gemildert, und wenn auch, wie es scheint, dieses große Gesetz der Freiheit und Gleichheit nicht zur Ausführung gekommen, so hat es doch einen sittlichen Einfluß geübt (s. Jes. 5, 8.; Mich. 2, 2.) und die römische Erfahrung, welche zu spät sich in dem Satze aussprach: Die großen Landgüter haben Rom zu Grunde gerichtet, von Israel abgewendet."

XXIV.

Die Steuerfrage.

In der schweizerischen Stadt Lausanne fand ein freier Kongreß von Männern aus allen Nationen statt, der über die Steuerfrage verhandelte. Die in allen Staaten wachsende Steuermasse, welche dennoch den immerfort ansteigenden Geldbedürfnissen nur in den wenigsten Staaten genügt, die darum sich mehrenden Staatsschulden, Defizits und Anlehen erheben diese Angelegenheit zu einer der wichtigsten für das moderne gesellschaftliche Leben, wie sie denn auch oft genug schon zu den wirksamsten Motiven der Revolutionen gehörte. Indeß ist es dieser Gesichtspunkt doch nicht, welcher uns veranlaßt, in diesen Blättern auf jenen Kongreß einen Blick zu werfen. Vielmehr führt uns hierzu der Umstand, daß in dieser großen Staatsfrage sich Dasselbe bewährt, was wir auf anderen gesellschaftlichen Gebieten schon mehrfach gefunden, und der uns bewies, daß Religion und Politik in ihren Tiefen nicht von einander geschieden, sondern identisch sind, der Umstand, daß wir die Lösung der gesellschaftlichen Fragen, wie sie aus der höchsten Entwickelung resultirt, in der mosaischen Gesetzgebung bereits niedergelegt oder doch angedeutet finden. Es dürfte dies selbst Die nicht verwundern, selbst Denen nicht als ein bloßes Kuriosum erscheinen, welche von dem Dogma der Offenbarung nichts wissen wollen. Denn die Wahrheit und das Recht sind ewig dieselbigen, und die höchste Entwickelung ist nur die Verwirklichung jener in mannigfaltigeren Formen durch ein vielverzweigtes Leben hindurch. Wie in der Natur die unendlichen Formen und Erscheinungen des Lebens doch immer nur an wenige einfache Gesetze gebunden und von ihnen beherrscht sind: so auch in der sittlichen Welt. Haben

wir nun früher nachgewiesen, daß die Lösung der gesellschaftlichen Probleme, wie sie der Gegenwart und der Zukunft der menschlichen Staaten obliegt, theils in den objektiven Aussprüchen klar gegeben, theils in den subjektiven Sätzen angedeutet worden, welche beide das mosaische Gesetz giebt: so erfreut es uns um so mehr, auf eine gleiche Erscheinung bei den Resultaten des obgedachten Kongresses gestoßen zu sein.

Der Kongreß beschäftigte sich vorzugsweise mit den Fragen: wie die beste Steuer beschaffen sein solle? wovon gesteuert werde? und wer steuern soll?... Allerdings fiel es uns bei der Diskussion dieser Fragen ein, daß der Kongreß viele Mühe hätte sparen können, wenn er als ersten Ausspruch hingestellt hätte: Vermindert die Steuer! Denn dann ist die Frage über die Erhebungsweise der Steuern bei Weitem weniger wichtig und bei Weitem mehr lösbar. Es kam uns hierbei die Erinnerung, wie man vor einigen Jahren in Preußen, entsetzt durch die steigende Menge der Meineide, viel delibrirte, durch eine größere Feierlichkeit und mehrfache Formalitäten den Eid heiliger, die Eidesleistung eindringlicher zu machen. Nichts häufiger, als daß preußische Richter bedauerten, daß die Eide der Christen nicht mit so vielen Formalitäten umgeben seien, wie der Eid more judaico nach dem preußischen Landrecht. Man hätte ihnen zurufen mögen: Alles vergebens, denn zuerst vermindert die Eide, und sie werden von selbst der Menge heiliger werden. Die preuß. Gerichtsordnung verlangt zahllose Eide, fordert bei jeder Sache und überall Eide, die Zahl der geleisteten Eide bei einem preuß. Gerichtshofe geht ins Unglaubliche, und die kleinsten, unwichtigsten Dinge laufen eben so wie die wichtigsten, bedeutsamsten auf eine Unmasse von Zeugen-, Sachverständigen- und Parteieide u. s. w. hinaus. Da wird der Eid zuletzt eine bloße Formel, die ohne tiefere Erregung des Geistes vor- und nachgesprochen wird. Statt also auf Formgepränge zu denken, müßte man vor Allem die Eidesleistungen vermindern und den Eid zu einem seltenen Requisit des Richters machen. — So auch mit den Steuern. So lange die Abgaben und Steuern in beständigem Wachsthum begriffen, so lange von den alten Steuern nichts entbehrt werden kann, dagegen immer erhöhtere Ergebnisse gefordert werden müssen: so lange kann jede Diskussion über die Erhebungsarten der Steuern, über die Steuerobjekte u. s. w. kaum

von einem praktischen Nutzen sein. Denn die Theorie führt hier auf eine so entschiedene Verwerfung des ganzen gegenwärtigen Steuersystems, auf die Forderung des so schnurstracks entgegengesetzten, daß an die Möglichkeit der Aenderung unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht gedacht werden kann. Dies hat auch der Kongreß gefühlt, und nachdem er die aufgestellten Fragen theoretisch erörtert hatte und die Frage folgte: wie diese Entscheidungen nun praktisch zu realisiren wären? so lautete die Antwort: man müsse zuvor die Völker über diesen Gegenstand ausdauernd aufklären und unterrichten. Praktischer wäre aber diese Antwort dahin ausgefallen: daß die Völker vor Allem dahin zu streben hätten, aus den höchstgespannten Verhältnissen herauszukommen, in welchen sie sich gegenwärtig befinden. So lange Frankreich 600,000 Mann unter den Waffen und für 900,000 Mann Vorräthe aufgehäuft hat, darum England seine Marine enorm vergrößern, 120,000 Mann Milizen aufstellen und seine Küstenbefestigung mit ungeheurem Kostenaufwande verstärken, Preußen seine Armee reorganisiren und verdoppeln muß, Oesterreich trotz aller Finanzschwierigkeiten von seinem Kriegsbudget nichts ablassen kann ꝛc. ꝛc. — so lange kann allerdings an wesentliche Veränderungen im Steuer- und Abgabenwesen nicht gedacht und nur hier und da geflickt und gebessert werden. Doch kommen wir zur Sache.

Der Kongreß beantwortete die Frage: wer steuern sollte? mit Stimmenmehrheit: Alle, kaum die Bettler ausgenommen. Jedes Glied des Staates soll, indem es seinen Theil an den Lasten der Gesellschaft trägt, im Bewußtsein, ein lebendiges Glied des Staates zu sein, leben. Jedes soll dadurch auf die Frage kommen, wie diese Mittel der staatlichen Gesellschaft verwendet würden, und endlich das Bedürfniß fühlen, in irgend einer Weise bezüglich dieser Verwendung auch seine Stimme abzugeben. Wer erinnert sich hierbei nicht jenes im 2. Buche Mose angeordneten Aktes bei der Errichtung des Heiligthums, daß jeder Israelit einen halben Schekel Silbers, „der Reiche nicht mehr, der Arme nicht weniger", Abgabe entrichten solle, um so als ein lebendiges gleichberechtigtes Glied in das Heiligthum einzugehören? Das Heiligthum ist hier zugleich der Träger der staatlichen Gemeinschaft, „der Gemeinde der Söhne Israels". Hier sollte Niemand ein Paria sein, Niemand blos geduldet, Niemand minder berechtigt, Niemand minder bethätigt

Niemand minder starken Bewußtseins, hier vollständig einzugehören.

Eine der Hauptfragen des Kongresses war: ob die Steuer vielfältig oder eine einzige sein müsse? Die Stimmenmehrheit entschied sich für die einzige Steuer. Denn je vielfältiger die Steuern sind, desto mehr wird durch die Erhebungskosten absorbirt, desto weniger kann die Gerechtigkeit der Steuer beurtheilt werden, desto weniger kommt die üble und hemmende Wirkung der Steuer zu Tage. Wenn man einwendet, daß durch die verschiedenartige Vertheilung der Steuer diese minder fühlbar werde, so beruht dies doch nur auf Schein, denn am Ende muß die Steuer doch getragen werden, und andererseits ist es eben von großer Wichtigkeit, daß dem Bürger nicht verborgen bleibe, wie viel er dem Staate zu steuern habe. Die Finanzschäden kommen dadurch früher ans Licht, und ihre Heilung wird rechtzeitiger angestrebt. Es hängt dies weiter mit der Frage zusammen: ob direkte oder indirekte Steuer? ob Verbrauchssteuer oder überhaupt was gesteuert werden solle? Die indirekte und Verbrauchssteuer wurde entschieden verworfen, und mit Stimmenmehrheit angenommen, daß die einzige Steuer von den Revenuen und dem Kapitale erhoben werden müsse. Wir können uns hiermit nicht ganz in Uebereinstimmung erklären. Was heißt eigentlich Kapital, wenn nicht eben die Revenuen, die daraus fließen, der Ertrag, der aus seiner Verwendung kommt? Ein Kapital hat nur so vielen Werth, als es Ertrag abwirft. Wenn der Bodenwerth in den letzten 30 Jahren um das Dreifache gestiegen ist, so heißt dies nichts Anderes, als der Ertrag desselben Bodenstückes hat sich verdreifacht, und wer diesen sich jetzt aneignen will, muß einen dreimal so großen Kapitalwerth verwenden, als vor drei Jahrzehenden. Lasset den Ertrag wieder sinken, und das vom Boden repräsentirte Kapital sinkt ebenfalls. So richtet sich auch der Werth des Geldkapitals nach dem Zinsertrage. Dies lehrt uns, daß Kapital überhaupt nur so weit existirt, als es und wie viel es Ertrag abwirft. Der wahre Steuermesser sind daher nur allein die Revenuen, der Ertrag, das Einkommen. Hierin stimmt nun das mosaische Gesetz völlig überein: es kennt nur eine Abgabe, und diese vom Ertrage, nämlich die Zehnten. Was sonst zu wohlthätigen Zwecken verordnet wird, wie die Ecken des Feldes, die abgefallenen Aehren, die Nachlese, kann nicht als Ab-

gabe, sondern nur als zumeist freiwillige Gabe an die Armen angesehen werden, da das Maß derselben gänzlich vom freien Willen abhing, wenn auch die späteren traditionellen Erklärer ein Minimum für die Felderecken angeben. Es handelte sich allerdings hier um ein lediglich ackerbauendes Volk, daher die Abgabe allein vom Ertrage des Ackerbaues stattfand. Sie hatte aber dagegen den großen Vorzug, eben wandelbar nach dem wirklichen Ertrage des Jahres und nach dem Besitzstande der Familie zu sein. Man hat über die Bedeutendheit dieser Zehnten vielfach gestritten, und sie als viel zu hoch gegriffen angeklagt. Wir glauben, daß uns hierüber gegenwärtig ein richtiges Urtheil nicht mehr möglich ist, und daß es eben sich dabei um eine einzige Steuer handelt, nicht aber um Zehnten, neben Grundsteuer, indirekter und noch hundert anderen Steuern. Für uns hat diese Nebenfrage überhaupt hier keinen Werth, denn es gilt uns nur, nachzuweisen, daß das mosaische Gesetz nur die einzige und zwar Einkommensteuer kennt, und somit die Resultate des modernsten Kongresses in den Vorschriften des mosaischen Gesetzes vollständig angedeutet liegen.

Die Verhältnisse in der israelitischen Gesellschaft waren so einfach, oder doch als so einfach vorausgesetzt, daß das Prinzip der einzigen Abgabe vom Ertrage zugleich das der vollsten Gerechtigkeit war. Einerseits war eine gewisse Gleichheit des Grundbesitzes beabsichtigt und eine zahlreiche Familie besaß daher nur um so größere Arbeitskraft, ihren Grundbesitz zu verwerthen; andererseits fanden Rang- und Standesunterschiede nicht statt, so daß verschiedenartige Anforderungen an die verschiedenen Stände nicht gestellt wurden. Dies sind aber Umstände, die in der Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft und der ökonomischen Zustände in ihr schwer ins Gewicht fallen. Wir können daher nach der gegenwärtigen Lage der Dinge dem Grundsatze der Erhebung der einzigen Steuer vom Ertrage oder Einkommen die volle Gerechtigkeit nicht mehr zusprechen. Stellen wir uns zwei Familienväter gleichen Standes von demselben Einkommen, den Einen aber mit zahlreicher Familie, den Andern mit einem oder zwei Kindern vor, so würde die Erhebung derselben Steuer von Beiden eine sehr ungerechte sein. Stellen wir uns gleichfalls zwei Männer mit gleichem Einkommen, aber von sehr verschiedenem Stande vor, den Einen

etwa als Handwerker, den Andern als Regierungsbeamten, so wird auch hier die gleiche Steuer ungerecht angewandt sein. Bei der Auferlegung der einzigen Steuer kann daher nicht blos das Einkommen pure in Betracht gezogen werden, sondern auch der Umfang der nothwendigen Ausgaben nach Maßstab der individuellen Verhältnisse. Wir haben auch auf anderem Gebiete mehrmals nachzuweisen Gelegenheit gehabt, daß, so wenig auch die mosaische Gesetzgebung jemals zu ihrer vollständigen Verwirklichung im israelitischen Volke und Staate gekommen, die Grundzüge derselben doch so tief in das Leben des jüdischen Stammes eingedrungen, daß wir sie in diesem bis auf den heutigen Tag verfolgen und auffinden können. Die jüdische Gemeinde hat bekanntlich ihr besonderes Budget, da sie mit geringer Ausnahme ihre Kultus-, Schul- und wohlthätigen Anstalten aus eigenen Mitteln zu erhalten hat. Da die meisten Gemeinden nur gering an Seelenzahl sind, die Gemeindebedürfnisse aber groß, so kann sich das Budget der meisten Gemeinden verhältnißmäßig mit dem der meistbesteuerten Staaten messen. In der Regel hat eine Gemeinde von 1000 Seelen ein Budget von mehr als 4000 Thalern, die vielen freiwilligen Gaben und Beiträge zu wohlthätigen Vereinen und Anstalten nicht mitgerechnet. Man sieht, daß da die Steuerfrage keine unbedeutende ist. Wie hat sich nun da das Herkommen gemacht? Auch hier nur eine einzige Steuer. Jene Zehnten zwar erloschen mit dem Aufhören des jüdischen Staates als Abgabe, und wurden zu einer, dem Einzelnen zur willkürlichen Verwendung zu wohlthätigen Zwecken überlassenen Verpflichtung, welche jedoch leider! von der Orthodoxie nicht mit jener Strenge gepflegt und gewahrt wurde, die sie auf minder wichtige Dinge verwandte, und so allmählig aus der Sitte und dem Bewußtsein verschwand. Die Abgabe blieb ferner eine Einkommensteuer, aber — nach **Schätzung**, d. h. in möglichst unparteiischer Erwägung der individuellen Verhältnisse, d. i. des Standes und seiner Erfordernisse, der mehr oder minder zahlreichen Familie, der persönlichen Lasten für arme Verwandte u. dgl. So werden Jahr für Jahr durch gewählte Vertrauensmänner die Bedürfnisse der Gemeinde veranschlagt, und in der That sind die Reklamationen verhältnißmäßig nur gering, die gegen solche Schätzungen vorzukommen pflegen. Wir glauben, daß dies das beste, gerechteste Steuersystem ist, und

erblicken darin die von der Entwickelung der Verhältnisse gegebene Entwickelung der mosaischen Gesetzgebung in der Steuerfrage.

Allerdings wird man einwenden, daß die jüd. Gemeinden so kleine Kreise bilden, daß diese Abschätzung hier möglich ist, in großen Kreisen aber unmöglich sein dürfte, da die Personalkenntniß hier vorwiegend erforderlich ist. Allein warum soll denn die Abschätzung innerhalb kleiner Kreise nicht auch für den größten Staat möglich sein? Die Staatsbedürfnisse werden festgestellt, und die Vertheilung der Steuern geschieht nach Provinzen, Bezirken, Kreisen, Städten, Quartieren, Dörfern u. s. f. Da jedenfalls ein Uebergang zu solcher Besteuerungs- und Erhebungsweise stattfinden würde, ein Uebergang, wie er bereits in der gegenwärtigen Einkommensteuer vorhanden ist: so kann die Erfahrung nicht fehlen, durch welche die Lösung angebahnt würde.

XXV.

Einiges über den wahren Volkswohlstand.

Es kann keine bedeutungsvollere Frage geben als die: worin besteht der wahre Volkswohlstand? woraus sich wieder ergiebt: wodurch wird er wahrhaft gehoben?

Die einfache Beantwortnng der ersten Frage ist aber die: in der verhältnißmäßigen Vertheilung des Besitzes und Erwerbes durch alle Glieder des Volkskörpers hindurch. Die Richtigkeit dieses Satzes wird schon aus seinen beiden Gegensätzen hervorgehen. Diese sind: die Unverhältnißmäßigkeit des Besitzes und Erwerbes, wenn der größere Theil des Volkes ohne Besitz, oder mit höchst geringem Besitz und mit sehr geringem Antheil an dem Gewinn und Vortheil der Produktion, der andre, bedeutend kleinere Theil des Volkes mit ungeheuer großem Antheil an Besitz und dem Gewinn der Produktion ist. Der andre Gegensatz ist: die, vom Sozialismus und Communismus vorgeschlagene Gleichheit des Besitzes und Erwerbes, wo also aller Besitz und Erwerb zusammengeschlagen und in gleiche Theile an alle Menschen, so viel der Köpfe leben, überwiesen wird. Beide Gegensätze tragen den Widerspruch in sich. Der Körper, an welchem ein oder mehrere Glieder in übergroßer Fülle ernährt werden, also ganz uuverhältnißmäßig anschwellen, der übrige Theil der Abmagerung und Verkümmerung anheimfallen, dieser Körper ist nicht nur krank, nein! er ist der Auflösung nahe. Wie? Man wundert sich, daß die Griechen, welche die zahllosen Perserheere vernichteten, ein Jahrhundert darauf schon in völligen Verfall gerathen waren, daß die welterobernden und

weltbeherrschenden Römer nach weniger Zeit hündisch um den Thron eines Nero und Kaligula krochen. Wo ein unendlicher Haufe Sklaven und eine große Masse so armen Volkes existirte, daß es sich um wenig von den Sklaven unterschied, nur daß es noch schlechter als diese lebte, und auf der andern Seite eine geringe Zahl Menschen die Reichthümer der ganzen Welt an sich rissen, nicht blos durch Gewalt, sondern auch durch unendlichen Wucher (der edle Brutus selbst lieh zu 48 Prozent aus), um sie durch nie dagewesenen Luxus zu vergeuden — wie soll ein solcher Körper nicht der Auflösung anheimfallen? Wundern wir uns auch nicht, daß der so wohlgegliederte und so genau in einander gefugte Staat des Mittelalters so schnell auseinanderfiel, ein Staat, worin einem Jeden sein bestimmtes Plätzchen angewiesen und eine Stufenleiter hergerichtet war, die an Kunst der Abzirkelung die Egypter und Indier weit hinter sich ließ — wundern wir uns nicht, denn eine Gesellschaft, wo auf der einen Seite eine nicht bedeutende Zahl Herren, auf der anderen Seite eine unendliche Zahl Leibeigener, in der Mitte eine Zahl solcher, die wieder beide ausbeuteten, die Geistlichen und Stadtbürger, standen, war unrettbar verloren. Und so werden wir uns auch nicht wundern dürfen, wenn der moderne Staat, sei es der absolute, oder der konstitutionelle (ob monarchisch oder republikanisch, bleibt sich hierin ganz gleich,) nicht im Geringsten mehr Haltbarkeit hat, sondern den Stößen kaum widerstehen kann — welcher ebenfalls auf einer enormen Unverhältnißmäßigkeit des Besitzes und Erwerbes beruht, welche die Einen zum Elend, die Andern zum Luxus, die Einen zur ungeheuren Hypertrophie, d. i. Ueberernährung, die Andern zur äußersten Abmagerung und Verkümmeruug bestimmt.

Ebenso aber trägt der zweite Gegensatz: die völlige Gleichheit des Besitzes und Erwerbes, den Widerspruch in sich. Wir haben hierfür keine Aehnlichkeit (kein Analogon) in der Natur, außer in der todten Krystallisation. Bei dieser schießen die flüssigen Theile nach einem einförmigen Gesetze unter dieselben Ecken, Winkel, Seiten und Stoffvertheilung, Form und Inhalt, zu festen Gebilden zusammen: da hat aber dann das Leben aufgehört, und die ewige Ruhe, die Versteinerung, ist eingetreten. Sonst überall ist die Natur in unendlicher Mannichfaltigkeit bestehend; wo nur das

Leben ist, da ist kein Blättchen dem andern gleich. Und die Menschen? ... Wir brauchen dies nicht durchzuführen.

Als das allein Richtige zeigt sich also, daß der wahre Volkswohlstand in der verhältnißmäßigen Vertheilung des Besitzes und Erwerbes besteht — wonach also zu streben ist. Das Blut strömt in alle Theile des thierischen Körpers ein, und aus allen Theilen desselben zurück. Allerdings stehen die einzelnen Glieder in verschiedenem Verhältniß zu einander, und die einzelnen organischen Systeme, wie das Nerven-, das Muskel-, das Gefäß-, das Sehnen-, das Knochensystem ꝛc., haben eine verschiedene Bedeutung, ein verschiedenartiges Produziren und Consumiren — aber auf gleichmäßige Weise wird für alle Glieder und alle Systeme so gesorgt, daß sie genügend für ihr Verhältniß ernährt werden, nicht aber daß der eine Theil schwelgt und schwillt, der andere Theil darbt und schwindet.

Die genauere Anwendung dieses Vordersatzes auf die faktischen Zustände eines Volkes ist nun allerdings sehr schwierig nach jeder Richtung hin, weil sie die genaue Kenntniß der Glieder des Volkes und deren Verhältnisse zu einander voraussetzt. Früher hatte man sich es leichter gemacht. Man sah freilich den Besitz und Erwerb eines Volkes auch als ein Ganzes an, aber eben nur roh und schlechthin als ein Ganzes; man frug, wie groß ist Besitz und Erwerb eines Volkes? und fixirte sich dies in Zahlen. Aber die Frage, welchen Antheil haben die verschiedenen Glieder des Volkes an dieser Gesammtsumme? diese Frage that man nicht, und doch ist dies die Hauptfrage. Denn so lange man auf jenem Standpunkte stehen blieb, so blieb nur die Vergleichung der Gesammtsumme des einen Volkes mit der des andern. Aber das Ergebniß hieraus entscheidet gar nichts, da es auf die Höhe dieser Gesammtsumme gar nicht ankommt, weil mit diesem äußerlichen Reichthum auch das äußerliche Werthverhältniß der Consumtibilien steigt, (in England, sagt man gewöhnlich, kommt man mit einem Livre Sterling (7 Thlr.) gerad' so weit wie bei uns mit einem Thaler,) und das Volk verarmen kann, während der Reichthum Einzelner sich enorm steigert. Indem man dies unberücksichtigt ließ, glaubte man den Volkswohlstand im Steigen begriffen, wenn die sogenannte Bilanz oder Abrechnung eine höhere Summe zeigte, als früher, oder umgekehrt im entgegengesetzten Sinne. Allein

wir sehen wohl ein, daß diese Bilanz an sich und schlechthin nichts entscheidet, da der Volkswohlstand völlig seinem Ruin entgegengehen kann, während die Bilanz immerfort steigt, (wie z. B. in Spanien, nach der Entdeckung Amerika's.) Es kommt eben in der Hauptsache gar nicht auf die Vergleichung der Völker untereinander, sondern auf die innern Verhältnisse jedes Volkes an. Es versteht sich von selbst, daß diese Ansicht auch wieder ins Extrem überschlagen kann, und so ebenfalls zum Irrthum wird. Denn wenn auch nicht auf der Vergleichung, so beruht doch wieder Vieles auf dem Verhältniß der Völker untereinander, und ein Volk, das im Ganzen zu viel einführt, also von anderen Völkern kauft, während es wenig ausführt, also an andere Völker verkauft, muß in seinem Besitzstande immer mehr zurückkommen, da es nicht Produkte für Produkte, sondern früher Erworbenes für sein gegenwärtiges Consum hingiebt, so daß es also in der Gegenwart von seiner Vergangenheit lebt, also verarmt, und endlich von seinen zukünftigen Produkten, also verschuldet. Während nun die früheren Nationalökonomen die Bilanz als den alleinigen Messer des Volkswohlstandes ansahen, gehen die neueren in der Verwerfung der Bilanz wieder zu weit, und kommen dadurch zur unbedingten Forderung der sofortigen Einführung des Freihandelsprinzips. Beides irrthümlich. Die inneren Verhältnisse der einzelnen Volksglieder zu einander und ihre Zustände bilden die eigentliche und wesentliche Grundlage des Volkswohlstandes, — die Verhältnisse der Völker zu einander, natürlich hauptsächlich der in engem Verkehr mit einander stehenden Völker ist die zweite Linie, weil auch die Völker wieder als Glieder eines großen Ganzen anzusehen sind, und auch da wieder der Grundsatz der verhältnißmäßigen Vertheilung an Besitz und Erwerb seine Anwendung findet.

Was folgt nun aus dem bisher Gesagten?

1) Als wesentlichstes Moment des wahren Volkswohlstandes ist allein die verhältnißmäßige Vertheilung des Besitzes und Erwerbes durch alle Glieder des Volkskörpers hindurch anzusehen;
2) nicht die Höhe des Besitzes eines Volkes im Ganzen und nicht die Höhe des Erwerbes eines Volkes im Ganzen, in Vergleich zu anderen Völkern, giebt den wahren Maßstab

des Volkswohlstandes ab, da Besitz und Erwerb vorzugsweise in den Händen Einer Volksklasse sein kann, während die anderen Volksklassen einen sehr geringen Antheil haben;

3) dennoch ist das Verhältniß der Ein- und Ausfuhr jedenfalls als ein bedeutender Faktor des Volkswohlstandes sehr zu beachten.

Wir können diese Sätze noch nicht verlassen, ohne einen Blick auf die ganze Geschichte der Menschheit von diesem Standpunkte aus zu werfen. Das Uebel ist nämlich, daß die Geschichte meist zu vereinzelt in ihren Erscheinungen betrachtet wird, während in der That der Zusammenhang aller ihrer Erscheinungen die Hauptsache ausmacht und wahrhaft aufklärt.

Wir sehen nun in der Geschichte der Menschheit die stetige Erscheinung: daß sie in der Entwickelung der Zustände immer darauf hindrängt, den Besitz und Erwerb in die Hände Weniger zu bringen, und die große Mehrheit des Volkes besitz- und erwerblos zu machen. So traurig für jeden wahren Menschenfreund diese Wahrnehmung ist, so kann man doch die Augen vor der Wahrheit der Thatsachen nicht verschließen.

Wohin wir im Alterthum blicken, sehen wir einen, immer ungeheurer anwachsenden Sklavenstand, der nicht allein besitz- und erwerblos, sondern sogar personlos war. Wenn auch der Sklave, mit Bewilligung seines Herrn, sich ein peculium, ein kleines Eigenthum erwerben konnte, so blieb der Herr doch immer Herr darüber, er konnte es jederzeit an sich nehmen; an sich gehörte aller Erwerb dem Herrn; es betrieben die Römer durch ihre Sklaven nicht blos den Ackerbau, nicht blos die Handwerke, sondern große Fabriken zum Verkauf der produzirten Waaren. Der Gewinn floß in die Hände des Herrn. Je mehr Sklaven, desto größer der Gewinn; je größer der Gewinn, desto mehr Sklaven wurden erworben. Waren nun auch die Sklaven nicht aus dem engsten Kreise der Nation selbst, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Sklave als Eigenthum seines Herrn und verbleibend an dessen Wohnsitz, zur Nation gehörig ward. So sammelte sich eine ungeheuere Masse von besitzlosen Menschen einer kleinen Zahl von immer reicheren gegenüber an, nur daß die Sklaven nicht blos

besitzlos waren, sondern auch selbst Besitz. Allein wir müssen uns nur nicht einbilden, daß es im Alterthum nur Herren und Sklaven gab, daß Jeder, der einer beherrschenden Nation angehörte, reich und im Besitz von Sklaven war. Es gab im herrschenden Volke selbst eine ungeheure Zahl Armer, und der Proletarierstand war wahrlich! nicht klein im Alterthume. Nur war damals der Staat vermöge seiner Construktion eher im Stande, die Proletarier zu erhalten. Was anders war es, als Perikles jedem Athener, der die Versammlung des Volkes besuchte, einen Tagelohn aus dem Staatsschatze reichen ließ, als ein Erhaltungsmittel der besitzlosen Freien? Und in Rom begann der Kampf der Plebejer und Patrizier, von denen jene verarmt und bei diesen verschuldet waren, frühzeitig; die Patrizier rissen die eroberten Ländereien allein an sich; als die Reichthümer der Welt nach Rom strömten, geriethen sie nur in die Hände derer, welche das Kommando draußen in den Provinzen führten, das Volk blieb arm und schrie vor wie nach: „Brod und Spiele!" Da nun die Wahlen in den Händen des Volkes waren, so überboten sich die Reichen in „Brod und Spielen", und Alles ward käuflich. Je mehr aber der Reichthum in den Händen Einzelner anschwoll, desto ärmer ward das Volk, weil natürlich nach Maßgabe dieses anschwellenden Reichthums die Werthverhältnisse der Dinge sich völlig änderten. So sehen wir also im Alterthum den Besitz- und Erwerbstand Einzelner wachsend gegen die wachsende Besitz- und Erwerblosigkeit des großen Haufens und des ganzen Sklavenstandes.

Dieselbe Erscheinung, wenn auch in anderer Gestalt und mit anderen Bedingungen im Mittelalter. Was die Sklaven im Alterthume, das sind im Mittelalter die Leibeigenen, nur mit dem Unterschiede, daß die Leibeigenen nicht aus fremden Nationen, sondern die große Masse des Volkes selbst waren, und daß die Leibeigenen nicht Person der Person (des Herrn), sondern erst durch das Mittelglied des Grund und Bodens gehörten, sie waren glebae adscripti, an die Scholle gebunden. Wem der Boden gehörte, dem gehörten die Leibeigenen. Wir haben also hier den ganzen Grund und Boden, und mit diesem die ungeheuere Mehrzahl des Volkes im Besitz der geringen Zahl der Adligen; auch hier in den Händen Weniger Besitz und Erwerb, die große Mehrheit

ohne diesen. Allerdings schuf sich nun im Mittelalter ein dritter, ein Zwischenkörper in den Städten, und je mehr die Zahl der kleinen Freien auf dem Lande schmolz, desto mehr wuchs die Zahl der Freien in den Städten. Der begünstigendste Umstand war hier, daß, während im Alterthume die Sklaven außer dem Landbau zugleich die Handwerke und Künste übten, die Leibeigenen des Mittelalters dies nicht vermochten, daß also für Handwerke und Künste, sobald die Herren aus der früheren Einfachheit herausgeschritten waren, und die Bedürfnisse und der Luxus sich steigerten, ein dritter Körper in den Städten nothwendig war, der sich nun rasch und vermöglich erhob. Aber merkwürdiger Weise entwickelte sich gerade aus diesem Umstande für die neueste Zeit die dritte Phase jener uralten Erscheinung, die wir hier geschichtlich verfolgen.

Wir sehen nämlich auch in unsrer Zeit die alte Erscheinung von Neuem theils geboren, theils im Geborenwerden und dann in schnellem Wachsthum begriffen: daß die Gesellschaft den Besitz und Erwerb immer mehr in die Hände Weniger drängt, während die große Mehrzahl theils besitzlos ist, theils besitzlos wird, und auf ein Minimum von Erwerb beschränkt wird. Wir sagen mit großem Nachdruck „die Gesellschaft", denn es sind nicht Personen, die dies bewirken, sondern der ganze Strom des Lebens.

Aus den oben gezeichneten Verhältnissen des Mittelalters ist es ersichtlich, daß aus ihm in Bezug auf den Besitz dreifache Klassen hervorgehen mußten: Reiche, Besitzlose und eine Mittelklasse. Gegen diese Letztere mußte sich zunächst die auflösende Kraft der Strömung richten, diese Mittelklasse des Besitzes und Erwerbes mußte von ihrem Standpunkte hinweggeschwemmt, der Reichthum der Antheil Weniger, die Besitzlosigkeit das Loos Vieler, und auf diese Weise, nachdem die Knechtschaft der Sklaven und die Unfreiheit der Leibeigenen beseitigt waren, eine neue Phase der Abhängigkeit für die große Masse geschaffen werden. Während das Sklaventhum in Stadt und Land, die Leibeigenschaft auf dem Lande seinen Sitz gehabt hatten, mußte diese neue, dritte Abhängigkeit oder Unselbstständigkeit, nämlich der arbeitenden Klassen, vorzugsweise in den Städten und ihren Pertinenzien sich entwickeln.

Die Auflösung jener Mittelklasse und die Trennung in Reiche und Besitzlose wurde und wird nämlich durch die große Industrie bewirkt.

Diese entwickelte sich nämlich dahin, daß sie immer mehr eine Produktion im Großen wird; aus der Werkstatt des Mittelalters — wir nehmen das Ende des Mittelalters nicht, wie gewöhnlich, mit der Entdeckung Amerikas oder mit der Reformation, sondern mit dem Aufhören der Leibeigenschaft und den gesellschaftlichen Bewegungen am Ende des vorigen Jahrhunderts an — aus der Werkstatt des Mittelalters ward die Fabrik. Die Produktion im Großen erfordert aber große Kapitalien, die Vereinigung vieler Arbeitskräfte und die Maschine. Die beiden Letzteren allein können im Großen produziren, und die Kapitalien sind nothwendig, sowohl zur Anlage und Erhaltung, als auch zur Beschaffung der großen Massen der zu bearbeitenden Rohstoffe, so wie zum ganzen Betrieb, da der Verborg hinzutritt. Die Produktion im Großen bringt zuwege: 1) daß die Produktion im Kleinen immer mehr verdrängt wird, 2) daß das Kapital der noch bestehenden Produktion im Kleinen immer mehr sich entzieht, und als Besitz und Kredit in die Hände der großen Produzenten geräth. Die Wirkung wird zu neuer Ursache und das Wachsen muß fortschreitend immer steigen. So schuf die Produktion im Großen den modernen Arbeiterstand, und drängt den kleinen Produzenten immer mehr in diesen Stand hinein; dadurch gelangt die Produktion und der Erwerb im Großen immer mehr in die Hände Weniger, und die Masse des Volkes verfällt in die Abhängigkeit und Unselbstständigkeit des Arbeiterstandes — die dritte Phase derselben, uralten Erscheinung, mit neuen Bedingungen und Verhältnissen.

Was aber die Produktion so hervorruft, das fördern andere Umstände noch mehr. 1) Der Handel, dessen Entwickelung ihn immer großartiger gestaltete. Der Handel ist die Vermittelung zwischen Produzenten und Consumenten. Das Wissen, wo eine Waare Produzenten hat, und wo sie Consumenten findet, wo sie also gemacht und begehrt wird, ist der ganze Inhalt, das ganze Geheimniß des Handels. Je großartiger sich nun der Handel gestaltete, desto mehr trat das Vermuthen und Vorausberechnen an die Stelle dieses Wissens, und mit desto größeren Massen operirte der Handel. Er wurde Spekulation, und es ward jetzt nicht der größere Gewinn am Einzelnen, als vielmehr der große und rasche Umsatz mit kleinerem Gewinn am

Einzelnen Absicht des Handels. Je größer aber die Massenhaftigkeit der Handelsgegenstände wurde, und jemehr der Handel Spekulation ward, desto größere Kapitalien werden dazu erforderlich. Weil aber die Produktion im Großen und der Handel im Großen große Kapitalien erfordern, mußte sich das Kreditverhältniß außerordentlich entwickeln; da der Produzent und Kaufmann höchst selten Kapital genug besitzen, müssen sie ungeheuren Kredit in Anspruch nehmen.

2) Was die Produzenten und Kaufleute als Einzelne hierin nicht ganz vermochten, das erfolgte durch die Entwickelung der Finanzverhältnisse der modernen Staaten. Die ganze Einrichtung und der geschichtliche Gang derselben brachte sie zu ungeheueren Staatsschuden. Das Kreditwesen, das Papiergeld erstieg eine nie geahnte Höhe.

Jemehr aber hierdurch das Kapital als solches den ganzen Vordergrund des wirklichen Lebens in Besitz nahm, desto mehr mußte es die Arbeit als solche zurückdrängen und sie sich unterordnen, ja sie in völlige Abhängigkeit von sich bringen. Und nun geriethen durch alle diese Umstände die Besitzverhältnisse in eine unendliche Gährung, aus welcher immer mehr hervorgeht: der Besitz in den Händen Weniger, die Besitzlosigkeit der Antheil Vieler; der Erwerb, der noch häufiger zum bloßen Gewinn wird, in den Händen Weniger, ein geringster Erwerb das Loos Vieler.

Auf diese Weise haben wir als Erzeugniß der modernen Zeit abermals den Gegensatz zum wahren Volkswohlstande: statt verhältnißmäßiger Vertheilung des Besitzes und Erwerbes durch alle Glieder des Volkskörpers hindurch — die enormste und abnormste Unverhältnißmäßigkeit des Besitzes und Erwerbes.

Der wesentlichste Unterschied zwischen den Besitzlosen des Alterthums und Mittelalters und den Besitzlosen der neueren Zeit ist aber der: daß die neueren Besitzlosen persönlich frei sind, d. h. dem Rechte nach. Der Besitzlose des Alterthums war Sache seines Herrn, der Leibeigene des Mittelalters Gehöriger des Bodens: der moderne Arbeiter ist dem Recht nach frei, und nur die Wucht der Verhältnisse bindet ihn und bringt sein Elend hervor. Allerdings materiell ist er dadurch oft schlechter gestellt, denn den Sklaven und Leibeigenen ging es oft ganz gut, und ihre Herren hatten immerhin für sie zu sorgen, während der Arbeiter sich selbst über-

lassen ist. Aber andererseits sind doch, um seine Lage zu verbessern, nicht erst Fesseln zu zersprengen, und leichter erwacht in ihm das Bewußtsein seiner Lage.

Daher geschah es, daß, indem während mehr als 30 Friedensjahre diese Verhältnisse sich rasch entwickelten, auch die Klage darüber um so eher hervorbrach, und das Verlangen durchdrang, den großen, tiefgreifenden Uebelständen abzuhelfen. Die ersten Erzeugnisse dieser Klage und dieses Strebens waren der Kommunismus und Sozialismus, die aber, da sie erstens auf völlig falschen Voraussetzungen, denen der Gleichheit des Besitzes und Erwerbes beruheten, zweitens gar keine Anknüpfungspunkte an das Bestehende darboten, jetzt bereits in ihren Irrthümern und Untauglichkeiten erkannt sind.

Sehen wir vielmehr nach, was sich aus unseren Vordersätzen folgerecht ergeben müsse.

Jedermann wird es erklärlich finden, daß zu aller Zeit, sobald die Menschen über ihre Lage sich bewußter wurden, die Sehnsucht nach der Besserung in ihnen erwachte. Aber nicht minder einsichtlich ist es, daß die, welche die Macht und den Besitz faktisch in Händen hatten, sich einer durchgreifenden Aenderung entgegenstellten. Sie waren wohl geneigt, wenn das Uebel zum unerträglichen Uebermaß gediehen war, Erleichterungen eintreten zu lassen, aber aufheben, mit Einem Male umgestalten wollten und konnten sie nicht. Es fand dann Statt, daß sich die Gedrückten, angespornt vom Bewußtsein und Uebermaß, zu einem Kampfe mit der Waffe in der Hand erhoben, um die Macht- und Besitzinhaber zu stürzen. Allein dieser Kampf schlug stets fehl. Die geordnete Gesellschaft hatte zu viele Mittel, jenen gegenüber, als daß sie nicht siegen sollte. Mit vielem Blutvergießen und mit noch größerm Drucke endete der Kampf. So die Sklavenkriege des Alterthums, so die Bauernkriege des Mittelalters; neuere Aufstände in England, Frankreich und an andern Orten zeigen gleiche Erfolge. Aber das Bewußtsein war doch da, und wirkte in beiden Parteien fort. Was der Kampf mit den Waffen nie vermochte, das bewirkte der fort und fort wirkende Gedanke. Die Kraft des Gedankens ist unverwüstlich, unversiegbar und unhemmbar. Weil er gar nicht besiegt werden kann, sobald er die Wahrheit und das Recht in sich trägt, ersteht er in demselben Augenblicke wieder, wo ihn die

Gegner durch äußere Gewalt niedergeworfen zu haben glauben, ersteht im Lager der Gegner selbst. So wirkt er, bis alle Welt davon durchdrungen ist, und die Verhältnisse sich unterdeß so geordnet haben, daß die Veränderung möglich geworden. So sehen wir wenige Jahrhunderte nach den Sklavenkriegen in der zivilisirten Welt das Sklaventhum verschwinden, so wenige Jahrhunderte nach den Bauernkriegen die Leibeigenschaft aufheben. Allerdings bleiben dann immer diese alten überwundenen Phasen in andern Theilen der Welt zurück, um erst später vor der Sonne der Aufklärung zu weichen. Das Sklaventhum existirt noch in den Morgenländischen Ländern und in Amerika; aber wir sehen, wie im letztern es aus einem Theile nach dem andern weicht. Ebenso bestand die Leibeigenschaft bis vor Kurzem noch in ungeheurem Maße in Rußland und einige letzte Reste in den deutschen Staaten.

Was folgt hieraus?

1) Daß soziale Miß- und Uebelstände niemals auf gewaltsame Weise sich heben lassen. Sie greifen so tief in alle bestehenden Verhältnisse ein, daß es gar nicht möglich ist, sie mit einem Male durchzustreichen, daß die ganze Gesellschaft solche gewaltsame Aufstände bekämpfen muß, so daß der Sieg der Gesellschaft nicht zweifelhaft sein kann, ja selbst wenn der Sieg auf Seiten der Aufgestandenen verblieb, würden diese eine dauernde Umgestaltung herzustellen nicht vermögen.

2) Daß aber nichts desto weniger soziale Miß- und Uebelstände, so weitgreifend, so tiefwurzelnd sie auch seien, stets auf dem Wege der Entwickelung durch das immer wachsende Bewußtsein der Uebelstände und durch die allmählige Umordnung der Verhältnisse, bis sie zur gänzlichen Beseitigung der Uebelstände gereift und geeignet worden sind, herbeigeführt wird.

3) Daß man daher zur Beseitigung der sozialen Uebelstände einerseits das Bewußtsein immer mehr stärken, aufklären und läutern muß, und zwar in beiden Parteien, auf beiden Seiten, andererseits an das Bestehende anknüpfen, und allerdings zuerst bald dies, bald jenes heilen und abstellen muß, um so nachgerade den Weg geebnet zu erhalten.

Wenn aus geschichtlicher Erfahrung wie bei tieferem Erforschen der Natur der sozialen Uebelstände diese Sätze als die allein richtigen sich ergeben, so hat man es leicht, nach beiden Seiten

hin die zurückzuweisen, welche an gar keine Besserung gehen wollen, weil die Dinge einmal so seien, und die, welche Alles mit Einem Male erreichen wollen, und daher mindestens verächtlich auf alle diejenigen herabschauen, welche, an das Bestehende anknüpfend, der Entwickelung vertrauend, die Uebel partiell anzugreifen suchen und auf Heilmittel sinnen. Beide bedenken nicht, daß der Gang der Menschheit führwahr! nicht nach der kurzen Spanne Zeit des Einzelnen berechnet ist, daß in ihr aber dennoch Nichts verloren geht, was Etwas von Wahrheit und Recht enthält. Der Einzelne ist sehr ungeduldig. Natürlich. Aber die Gesammtheit hat viel Geduld, aber auch unendlich viel Ausdauer.

Stehen wir also denjenigen gerade gegenüber, welche die enorme Unverhältnißmäßigkeit an Besitz und Erwerb für die Natur der menschlichen Gesellschaft halten, der sie nicht entgehen könne, und ebenso denen geradezu gegenüber, welche die Gleichheit an Besitz und Erwerb für das zu erstrebende Ziel der Gesellschaft halten — zwei Ansichten, die sich jetzt in der Wissenschaft der Nationalökonomie auf Leben und Tod gegenüberstehen und bekämpfen — so müssen wir eben unsrer Grundanschauung gemäß, wonach es auf die verhältnißmäßige Vertheilung des Besitzes und Erwerbes durch alle Glieder des Volkskörpers ankommt, den Weg mitten zwischen Beiden hindurch uns zu brechen suchen.

Wenn nun von den beiden Parteien unsrer Gegner die erste sagt: „wir belassen es so, wie es ist; wer nichts hat, hat nichts; vor dem Verhungern schützen wir ihn möglichst durch Almosen (??); wer was hat, der suche es zu behalten und zu vermehren, wenn auch auf Kosten Anderer" — die zweite sagt: „wir nehmen allen Besitz und Erwerb zurück, und geben ihn der Gesellschaft, welche ihn ratenmäßig an die Einzelnen vertheilt" — so gehen wir zwischen hindurch, nehmen Niemandem seinen Besitz, suchen aber Jedem einen solchen zu ermöglichen. Natürlich, so nackt hingestellt, wird dies Jedermann für Un- oder Wahnsinn erklären — allein, sind wir nur sicher, daß die Menschheit gar nicht anders wohinaus kann, daß sie die ewigen Grundsätze des Eigenthums, welche auf der Persönlichkeit und Freiheit des Menschen beruhen, nicht antasten darf, daß sie aber auch den ebenso natürlichen Anspruch des Menschen auf irgend ein Eigenthum, auf Erwerb und Besitz zur Befriedigung der Bedürfnisse, zur angemessenen Erhaltung des

Lebens anerkennen und endlich befriedigen muß — sind wir dessen sicher: so darf die Möglichkeit der Erfüllung gar nicht bezweifelt werden.

Die Schwierigkeit ist das Wie?

Hier müssen wir aber ganz besonders daran denken, daß es, wenn wir die Zukunft im Auge haben, nicht sowohl auf den, ja jetzt schon unaufhörlich wechselnden Besitz ankömmt, sondern vielmehr auf den Erwerb, dessen Ergebniß erst der Besitz ist. Dann ist es also die Hauptaufgabe: **Die Erwerbsquellen und Erwerbswege so zu ordnen und so zugänglich zu machen, daß sich der Erwerb verhältnißmäßig vertheilt.** Würde dies erreicht, oder wenigstens anstrebend erreicht, so kann man die Besitzverhältnisse sich selbst überlassen, sie regeln sich dann mit der Zeit demgemäß von selbst.

Versuchen wir also zu erforschen, auf welchem Wege diese Hauptaufgabe zu lösen wäre?

Wir haben oben gesehen, daß der gegenwärtige Zustand insbesondere hervorgeht: 1) aus der Produktion im Großen, welche die kleinen Produzenten (namentlich die Handwerker) beseitigt, und die Arbeiter in völlige Abhängigkeit bringt; 2) aus der, durch die Produktion im Großen, den Handel im Großen und die bisherige Staatswirthschaft hervorgerufenen Herrschaft des Kapitals, die den Nichtkapitalisten in völlige Abhängigkeit bringt.

Es wäre nun rein wieder der alte, so oft gebüßte Irrthum, wenn wir die bestehenden Verhältnisse geradezu auf den Kopf stellen wollten, und sagten: Die Produktion im Großen muß aufhören und das Kapital muß vertheilt werden. Die Hauptsache ist: das können wir gar nicht, und selbst wenn wir es könnten, würden wir nichts gebessert haben. Auf so rohe Weise läßt sich in der Menschheit gar Nichts machen.

Vielmehr: wir müssen die Sache gerade so angreifen, wie sie liegt; wir müssen nicht die Strömung des Lebens hemmen wollen, sondern sie benutzen; statt einen Damm durch den Strom zu ziehen, müssen wir den Strom in tausend Kanäle vertheilen; wir müssen das Kapital nicht vernichten, sondern seine Macht vergrößern, diese Macht aber Allen zutheilen.

Die eigentlich Betheiligten sind, wie wir gesehen, die kleinen Produzenten (die Handwerker) und die Arbeiter. Die Letzteren,

weil sie völlig abhängig, unselbstständig und die am Erwerbe Geringstbetheiligten geworden sind; die ersteren, weil sie äußerlich immer mehr verdrängt, innerlich (durch Entziehung des Kapitals) immer mehr entkräftet werden, bis sie immer mehr in den Arbeiterstand aufgehen. Die Produktion im Großen ist aber bedingt: 1) durch das Kapital und 2) durch die Vereinigung und Organisirung der Arbeitskräfte, wozu auch die Maschine gehört. Aber auch diese letztere (Nr. 2) hängt wesentlich vom Kapitale ab, weil man eben die vereinten Arbeitskräfte auch löhnen und die Maschine bezahlen und unterhalten können muß.

Der wahre Lebensmittelpunkt der Frage bleibt daher immer das Kapital.

Nun haben wir aber ebenfalls schon oben gesehen, daß Produktion und Handel im Großen nicht vom Kapital des Einzelnen geführt werden, sondern der Kredit hinzutreten muß, ja die Hauptsache ist. Sollte der Produzent mit eigenem baaren Gelde alle Fabrikanlagen bestreiten, alle Rohstoffe ankaufen, alle Arbeitslöhne, alle Produktionsmittel bezahlen — wie sehr gering würde die Zahl der Produzenten! Sollte der Kaufmann nur mit schon bezahlten Waaren handeln — wie sehr gering wäre die Zahl der Kaufleute!

Also der Kredit macht es!

Was ist der Kredit? Nichts anders als die Annahme, die Voraussetzung, das Vertrauen, daß der Borgende das bezahlen kann und wird, was ihm zur Zeit fehlt, daß ihm also das Fehlende gegeben wird, natürlich gegen Vortheile für den, der es hergiebt. Was ist die Folge? Entweder die Annahme erzeigt sich als gerechtfertigt oder als getäuscht. Im ersten Falle bekommt der Darleihende sein Darlehen mit seinen Vortheilen zurück; im zweiten Falle nicht, oder nur zum Theil.

Also eine Annahme, eine Voraussetzung, ein Vertrauen ist es, worauf unser ganzes industrielles Wesen beruht. Nun, wir wollen hier nicht ausführen, welche Täuschungen, welche Wirren, welchen Wechsel, welche Verluste, welche Stürze dieses Kreditwesen mit sich bringt. Sie sind Jedermann bekannt. Aber hart wird es am Ende doch erscheinen, daß so Unzählige in tiefbedrückter Lage darben müssen — weil sie keine „Annahme, Voraussetzung, kein Vertrauen" zu erwirken vermögen.

Aus allem Diesem sind wir vorläufig zu den Schlüssen gekommen:

1) daß unsre jetzige soziale Lage wesentlich auf dem Kreditwesen beruht, und in ihm ihre Wurzel hat;
2) daß dieses Kreditwesen eine sehr zweifelhafte, trügerische Unterlage hat;
3) daß also durch die Veränderung des Kreditwesens die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse ermöglicht wird.

Nicht also durch die Veränderung der Besitzverhältnisse, sondern nur durch die des Kreditwesens kann die soziale Frage gelöst werden.[1])

[1]) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben worden, hat das obige Resultat sich eine allgemeinere Anerkennung erworben, und die, namentlich in Deutschland begonnenen Bestrebungen auf diesem Gebiete haben zum Ziele, das Kreditwesen für die Handwerker zu bessern und für die Arbeiter zu schaffen.

XXVII.

Die Arbeiterfrage.

1.

Die Arbeiterfrage wird bekanntlich seit dreißig Jahren eifrig diskutirt. Sie gab Veranlassung zu den sozialistischen und kommunistischen Theorien, die mit dem Jahre 1848, als mit den ersten Versuchen, ihnen irgendwie eine praktische Seite abzugewinnen, das vollständigste Fiasko machten und von der Bühne verschwanden. In den ersten Jahren der Reaktion schmeichelte man sich, daß die ganze Frage todt sei, da sie doch nur eine Ausgeburt der Volksverführer gewesen, die damit das Volk hätten ködern wollen. Es zeigte sich aber bald, daß es sich doch anders verhalte. Die Proletarier mit ihrer Noth waren nachher wie vorher da, und ihre Lage drängte sich nicht blos dem menschenfreundlichen Beobachter, sondern überall zur Abhilfe auf. Man sah neuerdings verschiedene Ansichten auftreten, von denen die eine (Schulze-Delitzsch) die Lage des Arbeiterstandes durch Selbsthilfe, durch die Vereinigung seiner eigenen Kräfte, die andere (Lassalle) durch die Hilfe des Staates, der die nothwendigen Fonds dazu hergeben soll, verbessern, wenn nicht völlig umgestalten will. Man erkannte wohl, daß das erstere System sehr viel Gutes enthält, praktische Aushilfe gewährt, aber doch nur einseitig und zu mangelhaften Erfolgen befähigt ist, während das andere unausführbar, gefährlich und zuletzt doch nur wirkungslos erscheint. Hierzu gesellte sich nun vor einigen Monaten der bekannte mainzer Bischof[1]) und will in den kirchlichen Heilmitteln die Rettung des Arbeiters finden. Der Herr Bischof setzt in dem Vorwort ausführlich die Rechtfertigungsgründe auseinander,

[1]) Die Arbeiterfrage, von Freiherrn v. Ketteler. Mainz, 1864.

weshalb er sich mit dieser Frage beschäftige. Wir glauben kaum, daß dies nothwendig gewesen. Denn hierzu ist wohl jeder berufen, der über diese hochwichtige Angelegenheit etwas zu sagen hat oder doch der Rede werth zu haben glaubt. Es muß sogar erfreulich sein, daß auf diese Weise die Existenz der Arbeiterfrage in gewissen Kreisen anerkannt wurde, welche sie am liebsten ganz ignoriren oder verleugnen möchten. Wir gestehen nun offen, daß, wenn der Bischof von Ketteler, ob auch von seinem Standpunkte, doch in objektiver Weise ruhig würdigend, was vorliegt und geschehen ist, die ganze Frage behandelt hätte, wir es durchaus nicht für unsere Obliegenheit gehalten hätten, darüber uns auszulassen, wenn auch seine Resultate keine Uebereinstimmung bei uns gefunden. Aber der Bischof thut dies nicht. Er stellt sich vielmehr von vornherein auf den allen Grundsätzen der modernen Gesellschaft feindlichsten Standpunkt, hält alle Erscheinungen, alle Schwierigkeiten, alle vorhandenen Mängel für Ausgeburten des Liberalismus, ohne welchen jene gar nicht existiren würden, beschuldigt den Liberalismus, dem Volke stets nur Verheißungen gemacht zu haben, um es zu seinen politischen Zwecken zu mißbrauchen, ohne daß er jemals die Lage des Volkes in irgend etwas gebessert habe. Der geistliche Herr schlägt dabei den offenkundigsten historischen Wahrheiten mit einer erstaunenswerthen Leichtigkeit ins Gesicht. Soweit unsere Kenntniß geht, haben die liberalen Parteien diese schweren Anschuldigungen des Bischofs zurückzuweisen sich keine Mühe gegeben, vielmehr die vorliegende Schrift fast ganz ignorirt. Wir glauben, daß sie darin Unrecht gethan. Es war immer ein Fehler der liberalen Parteien, ihre Geltung zu über- und die Macht ihrer Gegner zu unterschätzen. Eine reiche Erfahrung hätte sie vom Gegentheil längst belehrt haben sollen. Es gibt immer große Massen, welche auf schwankendem Boden stehen und sich sehr leicht dem eifrig und bestimmt auftretenden Gegner ergeben. Es gibt immer Viele, die sich von glänzend vorgetragenen Argumenten bestechen und blenden lassen, weil sich ihre eigene Ansicht noch lange nicht genug befestigt hat. Es gibt endlich nicht Wenige, welche nur auf einen plausibeln Vorwand warten, um in das Lager der Gegner überzugehen. Es ist eine alte Taktik aller Parteien, Behauptungen und Anschuldigungen, die mehrfach vorgetragen worden, ohne daß sie ebenso oft ihre Widerlegung gefunden, ein- für allemal als erwiesen auszugeben

und durch diese kecke Voraussetzung nicht wenige zu blenden. Wir Juden dürfen in diesen Fehler nicht verfallen. Die Macht unserer Gegner ist noch zu groß, ihre Verfahrungsweise gegen uns ist zu bestimmt und sicher, die Bürgschaften für die Anerkennung und Realisirung unserer Rechte zu sehr der Willkür obsiegender Feinde hingegeben, als daß wir nicht stets auf der Wacht sein müßten und jeden Versuch, die gegnerischen Prinzipien geltend zu machen, zurückzuweisen haben sollten. Der Liberalismus, den der Bischof von Ketteler bekämpft, umfaßt und trägt auch die Anerkennung der bürgerlichen Gleichberechtigung; der Antiliberalismus des mainzer Bischofs vernichtet auch unsere bürgerliche Stellung, und die Wiederherstellung der früheren Ausschließung gehört zu dessen ersten Zwecken. Wir dürfen daher dem Gebahren dieses Antiliberalismus nicht ruhig zusehen und müssen ihn, soweit es an uns ist, bekämpfen.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift führt also zwei Momente gegen den Liberalismus ins Feld, die wir zu betrachten haben. Er sagt zuerst: „Im übrigen bildet die Lage des Arbeiterstandes einen Theil der großen sozialen Frage, die ein nothwendiges Ergebniß aller irrigen religiösen, politischen und wirthschaftlichen Grundsätze, die der antichristliche Liberalismus überall verbreitet, auf dem Gebiete des Volkslebens ist." Man sieht, dies greift weit über die Arbeiterfrage hinaus, dies geht auf alle religiösen, politischen und wirthschaftlichen Erscheinungen unserer Zeit ein, erklärt sie für irrig und imputirt ihnen alle vorhandenen Uebelstände. Aber mit Verlaub, Herr Bischof, es ist nicht wahr, die Arbeiterfrage ist kein Ergebniß der neueren Zeit, sie ist so alt wie die Menschheit. Das Alterthum hatte das Sklaventhum, das Mittelalter die Leibeigenschaft, die neuere Zeit hat den freien Arbeiterstand. Die Frage um die Lage und Verhältnisse der arbeitenden Klassen war daher immer da; sie drehte sich im Alterhume um die Lage und Verhältnisse der Sklaven, im Mittelalter um die Lage und Verhältnisse der Leibeigenen, in der Gegenwart um die Lage und Verhältnisse der freien Arbeiter. Die Frage ist in der Tiefe immer dieselbe, wenn sie auch nach der fortschreitenden Gestaltung und Stellung der arbeitenden Klassen sich anders gestaltet, anderen Inhalt hat, andere Probleme stellt. Diese Frage wurde zu aller Zeit theoretisch diskutirt und die heilige Schrift, ich meine insonders die fünf Bücher Mosis, beschäftigt sich mit ihr aufs gründlichste,

wie Plato und Aristoteles sie behandeln und wie sie uns noch gegenwärtig aufs ernsteste okkupirt. Diese Frage regte zu aller Zeit die bittersten Kämpfe auf und die Sklavenkriege der Römer, die Jacquerien und Bauernkriege und der pariser Junikampf von 1848 gleichen sich aufs Haar, denn sie beabsichtigen alle, die bestehende soziale Ordnung gewaltsam umzustürzen, während auf diesem Gebiete jede Veränderung nur aus einer langen Entwickelung hervorgehen kann — gewiß lang, denn das Sklaventhum besteht noch heute im mohammedanischen Orient wie im christlichen Südamerika und mit der Leibeigenschaft hatte bis jetzt und hat noch jetzt Rußland zu kämpfen. Wer wird aber nun nicht erkennen wollen, daß in den drei angeführten Stufen eine mächtige, fortschreitende Entwickelung enthalten ist? Welch ein Fortschritt liegt in der Leibeigenschaft gegen das Sklaventhum! Welch ein noch ungleich größerer Fortschritt in dem freien Arbeiterstande gegen die Leibeigenschaft! Der Sklave war nur eine Sache; der Leibeigene gehörte einem andern an, aber er war doch schon Mensch, und so klein auch der Rest der Freiheit war, den ihm die Herren gelassen, so stand dieser doch schon als Recht fest; der freie Arbeiter gehört sich selbst an, hängt von seinen persönlichen Verhältnissen und von seinem persönlichen Willen ab. Der Sklave war besessen und somit besitzlos, der Leibeigene gehörig und darum auch besitzlos, der freie Arbeiter ist nichts als besitzlos und auf seine Arbeitskräfte angewiesen. Gerade darum steht er aber auch in Gefahr, wenn auch nicht seine Freiheit, doch seine Unabhängigkeit zu verlieren, und die Frage, die für ihn besteht, enthält das zwiefache Moment, die Sicherung seiner Unabhängigkeit und die Sicherung seines Lebensunterhaltes. Für die erstere hat der Staat durch das Verbot des Truckſystems [1]) einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, die letztere bildet die Hauptschwierigkeit. Dieses Verhältniß des Arbeiterstandes liegt aber nothwendig in dem Zustand und dem gesammten bisherigen Entwickelungsgang der menschlichen Gesellschaft. Das Besitzthum lag zu aller Zeit in den Händen des einen

[1]) Unter Truckſystem versteht man das früher fast allgemeine Verfahren der Fabrikherren, ihren Arbeitern alle Lebensbedürfnisse selbst zu liefern, ihnen Vorschüsse in Waaren zu geben und zuletzt, wenn sie dieselben auf diese Weise in ihren Händen hatten, einen Theil ihres Lohnes in hochangerechneten und zum Theil nutzlosen Waaren auszuzahlen.

Theils der Menschen, während der andere Theil besitzlos war. Wenn die Menschheit bis jetzt im Stande war, diesen besitzlosen Theil vom Sklaventhum bis zur Freiheit des jetzigen Arbeiters zu führen, so hatte sie doch nicht die Befähigung, dem gesammten besitzlosen Theil Besitz zu geben. Die Aufhebung des Sklaventhums und der Leibeigenschaft mußte diese Besitzlosigkeit noch fühlbarer machen und die unter dem Einflusse der Kultur und Zivilisation steigende Zunnahme der Bevölkerung machte sie erkennbarer. Da trat die außerordentliche Entwickelung der Industrie und des Handels auf, um die nächsten Hilfsmittel für die Besitzlosen, den Erwerb durch industrielle Arbeit darzubieten. Um wie viel schwerer würde die Wucht der Verhältnisse sein, wenn dieser Aufschwung der Industrie nicht stattgefunden hätte. Aber es war damit der Uebelstand verbunden, daß einerseits dadurch eine große Zahl von Proletariern sich an den Fabrikstätten sammelte, namentlich in den Städten, während sie früher durch das Land zerstreut waren, und daß andererseits die Industrie gewissen Krisen und Stockungen ausgesetzt ist — wobei freilich nicht zu vergessen, daß der Landbau noch viel häufiger Zeiten des Mißwachses erfährt. Aber diese Freiheit ist es doch nicht allein, welche die neuere Zeit für die arbeitenden Klassen errungen. Wie wir schon einmal einem ähnlichen Gegner gegenüber (Stahl) auseinandergesetzt, die Lage des Volkes ist gegen die früheren Zustände in materieller und geistiger Beziehung eine ungleich bessere geworden. Wohnung, Kleidung, zum Theil auch Nahrung haben sich vielfach gebessert; größere Reinlichkeit, größere Sorgfalt in der Behandlung der Kranken; dann der allgemeine Schulunterricht, die Einwirkung der Kunst auch auf die niederen Volksschichten, die Theilnahme an dem allgemeinen Weltleben: sie haben auch für den Arbeiterstand ein besseres, ganz anders geartetes Leben eröffnet. Pestilenzen, Seuchen, Epidemien wüthen darum seltener und viel schwächer als in früherer Zeit, wo sie oft mehr als die halbe Bevölkerung hinrafften. Hungersnoth ist jetzt nur in ganz entlegenen Gegenden möglich, da die allgemeine und leichte Kommunikation die Früchte des einen Landes dem Mangel des anderen zuführt. Wenn auch im Mittelalter die Klöster die Werke der Wohlthätigkeit reichlich übten, so läßt sich dies doch nicht mit dem geregelten Armenwesen der Kommunen, den zahllosen Privatvereinen, den Unterstützungskassen

aller Art u. s. w. vergleichen. Wer nur einen Blick in das frühere Bettelwesen wirft, der erkennt leicht, welche Fortschritte der Wohlstand des Volkes gemacht.

Die obige Darstellung, in so allgemeinen Umrissen sie auch skizzirt ist, beruht auf der Geschichte und den einfachen Thatsachen. Sie werden jeden, der die Augen nicht absichtlich schließt, überzeugen. Auch der Hr. Bischof wird sie nicht ableugnen können. Der Unterschied zwischen ihm und uns besteht nur darin, daß wir diese Entwickelung für einen Fortschritt, er aber nur für das Ergebniß des modernsten Liberalismus, d. h. „irriger religiöser, politischer und wirthschaftlicher Grundsätze" halten. Herr von Ketteler will also diese Zustände nicht. Er kann also nur die früheren Zustände aus der Zeit, in der diese irrigen Grundsätze noch nicht vorhanden waren, zurückverlangen. Der Arbeiter soll wieder Leibeigner, der Handwerker in das starre Zunftwesen zurückgebannt, die Fabrik dadurch unmöglich werden! Oder, wenn der Herr Bischof nicht soweit geht, muß er doch wenigstens mecklenburger Zustände zurückverlangen, unter denen von den 244 Quadratmeilen des Landes 105 Quadratmeilen Domanialgüter, 103 ritterschaftliche Besitzungen, 27 städtische und 7 klösterliche Besitzungen sind, so daß im ganzen Lande nur 6 Bauerngüter vorhanden und wo in den Städten der furchtbarste Zunftdruck stattfindet. Da hat dann das fruchtbare Land verhältnißmäßig die geringste Einwohnerzahl im ganzen gesegneten Deutschland; da gibt es nur Herren und Arbeiter, letztere ohne eigenen Herd und dem Prügelstock der Junker unterworfen; da übertreffen die unehelichen Geburten die ehelichen an Zahl; da wandert $^1/_3$ Prozent trotz allen gesetzlichen Schwierigkeiten und dem Mangel an Ueberfahrtsmitteln jährlich aus; da müssen die Herren sich aus den umliegenden Ländern Arbeiter holen, weil es an solchen, um das Land zu bestellen, bereits mangelt; da braucht freilich die Wissenschaft nicht umzukehren und Handel und Industrie üben ihre verderblichen Wirkungen nicht aus.

Fürwahr, wir sind keine unbedingten Lobredner der Gegenwart, wir verschließen unsere Augen vor der Mangelhaftigkeit unserer Zustände, vor der Noth und dem Elend vieler Menschenbrüder nicht — aber wir verschließen sie ebenso wenig vor den Errungnissen und Fortschritten der Menschheit, vor den traurigen Zuständen der Vergangenheit, nach welchen nur diejenigen sich

zurücksehnen können, welche für bestimmte privilegirte Klassen Vortheile und Vorzüge, Herrschaft und Besitz wieder hergestellt oder konservirt verlangen, und wir glauben gerade deshalb echt religiös zu sein, weil wir darin das Walten der göttlichen Vorsehung erkennen, preisen und anbeten und weil wir damit das Wort der heiligen Schrift der Verwirklichung sich nähern sehen: „Ein Gesetz und ein Recht soll allen im Lande sein!"

So verhält es sich mit der ersten Anschuldigung in der vorliegenden Schrift; betrachten wir nun die zweite.[1])

2.

In seinem ersten Kapitel erhebt der Verfasser eine schwere Anklage, die er zwar zuerst gegen alle politischen Parteien, dann aber besonders gegen die liberale Partei richtet, auf die sie wohl auch von Anfang an gemünzt war. Er meint, die Liberalen ver-

---

[1]) Der Herr Bischof weist aus der Statistik nach, daß die Sterblichkeit in den arbeitenden Klassen viel größer sei als in den wohlhabenden. — Dies ist wahr, so wahr, wie daß die Geistlichen die höchste Lebensdauer erreichen, die Aerzte die geringste, wie daß alle Städter eine geringere Lebensdauer haben als die Landbewohner, und daß es Beschäftigungen unter den wohlhabenden Klassen gibt, deren Lebensdauer nicht größer als die der arbeitenden Klassen ist. Dies hat aber nichts mit unserer obigen Auseinandersetzung zu thun. Denn es ist ebenso gewiß, daß die Lebensdauer aller Klassen sich seit einem Jahrhundert bedeutend erhöht hat. Wir wollen nur einen Beweis anführen. Macaulay, Geschichte Englands, Bd. II, S. 175 (Leipzig, 1850) sagt: Das Jahr 1685 galt nicht für ein ungesundes, und doch starben im Jahre 1685 mehr als einer aus 23 Einwohnern der Hauptstadt; gegenwärtig stirbt jährlich nur 1 Einwohner der Hauptstadt aus 40. In jener Zeit empfing $^1/_5$ der englischen Bevölkerung Almosen, während jetzt in guten Jahren $^1/_{13}$ und in schlechten $^1/_{10}$. Ein Brot, wie es jetzt den Insassen eines Arbeitshauses gereicht wird, war damals selbst auf dem Tische eines Freisassen oder eines Krämers selten zu sehen. Macaulay erweist diese und andere Resultate seiner Untersuchungen mit unzweideutigen Dokumenten. Er schließt: „Damals war es, wo Pächter und Krämer von Broten frühstückten, deren bloßer Anblick einen Tumult in einem modernen Arbeitshause erregen würde, wo die Menschen in der reinsten Landluft schneller starben, als sie jetzt in den verpesteten Gäßchen unserer Städte sterben, und wo die Menschen in den Gäßchen unserer Städte schneller starben, als sie jetzt auf der Küste von Guiana sterben." Ebenso ist es erwiesen, daß in Frankreich vor der Revolution 1 von 25 gestorben, gegenwärtig durchschnittlich 1 von 35 jährlich stirbt. Es läßt sich ein ähnliches Ergebniß aus allen zivilisirten Ländern anführen. Doch genügen für uns an diesem Orte diese beiden Angaben.

lockten das Volk durch die Verheißung, für seine Angelegenheiten wesentlich zu wirken, ihm Freiheit und Recht zu verschaffen, während sie nichts weiter wollten, als das Volk für Erlangung ihrer eigenen Zwecke zu verbrauchen, und sobald sie diese erreicht hätten, die Sache des Volkes fallen ließen. Das Volk habe daher vom Liberalismus nicht nur keinen Vortheil, sondern vielmehr nicht geringen Schaden erlitten, wie denn überhaupt aus allen diesen politischen Händeln dem Volke kein Heil erwüchse, noch jemals erwachsen wäre. Das Volk verlange Brot und dies verschaffe ihm keine Politik.

Wenn der Hr. Bischof es blos als einen Irrthum der politischen Parteien bezeichnet hätte, zu glauben, daß aus ihren Händeln ein Heil für das Volk erwüchse, so würden wir dies auf sich beruhen lassen, denn es wäre dann nur eine Ansicht. Da er aber daraus eine so schwere Beschuldigung formulirt, da er den Liberalismus eines absichtlichen Betruges, einer schamlosen Feigheit, welche die Sache des Volkes im Stiche läßt und sich mit ihr gar nicht beschäftigt, sobald die persönlichen Zwecke erreicht sind, zeiht, kann man solche Behauptungen nicht mit Stillschweigen übergehen, um so weniger, als sie von seiten der Gegner öfter gehört werden. Diese Anklage schlägt aber der geschichtlichen Wahrheit geradezu ins Gesicht. Von vornherein ist es schon unwahr, daß es sich für das Volk allein um das „Brot" dreht, wie doch der Herr Bischof als Schriftgelehrter wissen muß, daß „der Mensch nicht blos vom Brote lebe." Wenn es sich lediglich um das Brot handelte, so könnte man ruhig zum Sklaventhum zurückgehen, denn die Sklaven hatten es, was Brot, Kleidung und Wohnung betrifft, im Hause ihres Herrn, wenn er begütert war und seinen Vortheil verstand, der in der Erhaltung seiner Sklaven beruhte, oft viel besser als der freie Arbeiter. Es ist aber ganz und gar falsch, daß die Hebung der materiellen Zustände des Volkes unabhängig von Recht und Freiheit seien, vielmehr werden jene vom Despotismus wie von der Anarchie heruntergebracht und maßlos verschlimmert, während ihre Hebung und Entwickelung allein auf dem Boden einer gesetzlich geordneten Freiheit erwächst. Die Anarchie löst alle Bande auf, versetzt den ganzen Organismus der Gesellschaft in einen fieberhaften Zustand der Entzündung und Zersetzung; der Despotismus fesselt alle Bewegung, unterbindet alle Pulsadern

des Lebens, unterdrückt jeden Athemzug und schafft so Stockung und Fäulniß. Der Herr Bischof mag hierüber lächeln; die Geschichte thut dies nicht. Werfen wir den Blick nur um ein Jahrhundert zurück und hören, was uns die Geschichte von damals z. B. aus Frankreich berichtet: „In der That, der politische wie der ökonomische Zustand war unerträglich. Alles war Privilegium in den Individuen, den Klassen, den Städten, den Provinzen und den Gewerben selbst. Alles war eine Fessel für Industrie und Menschengeist. Die bürgerlichen, geistigen und militärischen Würden gehörten ausschließlich einigen Klassen und in diesen Klassen einigen Individuen an. Man konnte kein Handwerk und kein Gewerbe ergreifen, wenn nicht unter gewissen Rechtstiteln und unter gewissen pekuniären Bedingungen. Die Städte hatten ihre Privilegien für die Steueranlage, die Erhebung, die Vertheilung der Auflagen und für die Wahl der Magistrate. Selbst die Gnadenbezeugungen, welche durch die Anwartschaften in Familienbesitzthümer umgewandelt waren, erlaubten dem Monarchen fast nicht mehr, Bevorzugungen zu ertheilen. Nur bei einigen Geldgeschenken blieb ihm noch freie Bestimmung, und man hatte gesehen, wie er sich mit dem Herzog von Coigny wegen der Abschaffung einer unnützen Auflage hatte herumstreiten müssen. Alles war also in wenigen Händen unbeweglich gemacht und überall stand die Minorität der beraubten Majorität gegenüber. Die Abgaben drückten auf eine einzige Klasse. Der Adel und der Klerus besaßen ungefähr zwei Drittel der Ländereien; das andere Drittel, im Besitze des Volkes, zahlte dem Könige Steuern, dem Adel eine Masse Feudalverpflichtungen, dem Klerus den Zehnten und ertrug außerdem die Verwüstungen der vornehmen Jäger und des Wildes. Die Konsumtionssteuern lasteten auf der Menge und also auf dem Volke. Die Erhebung war willkürlich; die Herren waren unbestraft im Rückstande; das Volk dagegen, mißhandelt, gefangen gesetzt, war dazu verurtheilt, mit seinem Körper für den Mangel am Besitz einzustehen. Es nährte also mit seinem Schweiße, es vertheidigte mit seinem Blute die hohen Klassen der Gesellschaft, ohne selbst existiren zu können. Die Bürgerschaft, fleißig, aufgeklärt, weniger unglücklich ohne Zweifel als das Volk, aber das Königreich mit ihrer Industrie bereichernd und es durch ihre Talente verherrlichend, erlangte keinen der Vortheile, auf

welche sie Anspruch hatte. Die Gerechtigkeit, welche in einigen Provinzen durch die Herren verwaltet wurde, in den königl. Gerichtsbezirken durch Beamte, welche ihre Stellung erkauften, war langsam, oft parteiisch, immer höchst kostspielig und vor allem grausam in den Kriminalverfolgungen. Die persönliche Freiheit wurde durch die Haftbefehle (lettres de cachet), die Freiheit der Presse durch die königl. Censoren verletzt." — So und nicht viel anders war es in den meisten europäischen Ländern, man müßte denn hinzufügen, daß in einigen die Unterthanen nach fernen Welttheilen als Soldaten für baare Münze verkauft wurden. Der Verfasser wird freilich sagen, daß obige Schilderung auch von einem liberalen Geschichtsschreiber, Thiers, abgefaßt sei, aber wir fordern ihn auf, nur einen einzigen Satz zu widerlegen, und wenn Europa jetzt einen ganz anderen Anblick bietet, wenn die Rechte und Vortheile ebenso gleich vertheilt sind wie die Pflichten und Lasten, wenn alle Bahnen des Lebens Jedem eröffnet sind, dem Gott die Kraft und sein eigener Geist den Willen verliehen hat, wenn Staatsdienste, Wissenschaft, Kunst, Handwerk, Handel und jedes Gewerbe Allen offenstehen, um durch kräftiges und redliches Streben zu gedeihlichen Zielen zu kommen, zu schaffen und zu wirken, wie sie es vermögen, wenn ein Jeder zum freien Eigenthümer werden kann, wenn von den Schultern des Volkes jede Ueberbürdung durch verhältnißmäßige Vertheilung der Lasten genommen worden, durch prompte Gerichtsverwaltung alle Verhältnisse sicher gestellt worden, wenn durch alles dieses der freie Aufschwung des Geistes tausend wichtige Entdeckungen und Erfindungen zu machen, die Verbindung aller Welttheile und Völker herzustellen, eine noch nie dagewesene Produktion und eine außerordentliche Konsumtion zu schaffen vermochte — wem verdankt es das Volk, wenn nicht den liberalen Ideen, ihnen, die auch den Glaubenszwang aufgehoben, die Glaubensverfolgungen beseitigt, die auch uns Juden die Thore der Ghettos aufgeschlossen, auch uns zu Söhnen des Vaterlandes und zu gleichberechtigten Gliedern der Gesellschaft gemacht haben?

Denn daß diese liberalen Ideen und Institutionen die Schöpferinnen aller der großartigen Verbesserungen in den Zuständen der Völker waren, das erkennt man auch aus der Geschichte Englands, wo bereits mit dem Ende des 17. Jahrhunderts jene zu herrschen

begonnen hatten. Man lese das dritte Kapitel von Macaulay über die Zustände um 1685, auf gründlichen Forschungen und Dokumenten beruhend, und man wird sich über die Wirksamkeit des veränderten Regimes überzeugen. Wir heben nur einiges hervor: „Alles ist völlig umgewandelt. Viele Tausende von Quadratmeilen, welche jetzt reiches Kornland und Wiese sind, durchschnitten von grünen Baumhecken und besetzt mit Dörfern und reizenden Landsitzen, waren damals mit Heidekraut überwachsene Moore oder den wilden Enten überlassene Sümpfe. Vereinzelte Hütten, von Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, standen da, wo jetzt Manufakturstädte und Seehäfen, deren Ruf bis an die fernsten Enden der Welt reicht. 1690 betrug die Bevölkerung Englands nicht 5½ Million, also viel weniger als ein Drittel seiner gegenwärtigen Volkszahl. Damals stieg die ganze Masse der Getreideernte nebst Bohnen nicht über 10 Millionen Quarter, jetzt, doch aus demselben Boden gezogen, über 30 Millionen. Ebenso verhält es sich mit der Viehzucht. Damals förderte man 350,000 Tonnen Kohlen jährlich zu Tage, jetzt 20 Millionen. Damals erhielt der Arbeiter 4 Schillinge die Woche, jetzt 12 bis 16 Schillinge Lohn, und dabei gab es damals wenige für den Arbeiter wichtige Artikel, deren Preis nicht zu jener Zeit über der Hälfte des jetzigen Preises gestanden hätte. Bier war viel wohlfeiler, auch Fleisch, aber letzteres doch so theuer, daß Hunderttausende von Familien kaum den Geschmack davon kannten. (Von den 880,000 Familien des gemeinen englischen Volkes damals aßen nach King 440,000 zweimal die Woche animalische Nahrung, die übrigen gar keine oder höchstens einmal die Woche.) Die Erzeugnisse der tropischen Gegenden, Bergwerke und des Maschinenwesens waren viel theurer als gegenwärtig; Zucker, Salz, Kohlen, Seife, Lichte, Schuhe, Strümpfe und alle Artikel der Kleidung und des Bettzeuges mußten viel höher bezahlt werden als jetzt. Die Beschäftigung der Kinder in den Fabriken war im 17. Jahrhundert im Vergleich zum Anfang des Fabrikwesens zu einer unglaublichen Höhe gestiegen. Vom 6ten Jahre an verwendete man sie schon zur Arbeit. Jetzt hat das Gesetz diesen furchtbaren Mißbrauch verboten oder doch äußerst eingeschränkt. Macaulay schließt: „Je sorgfältiger wir die Geschichte der Vergangenheit untersuchen, desto mehr Grund werden wir finden, von denen abzuweichen, die sich einbilden, unser Zeit-

alter sei an neuen sozialen Uebeln fruchtbar gewesen. Das Wahre ist, daß die Uebel mit kaum einer Ausnahme alt sind. Was neu ist, das ist die Einsicht, die sie erkennt, und die Humanität, die ihnen abhilft."

Auch von diesen Thatsachen, die wir noch außerordentlich vermehren könnten, können wir dem Hrn. Bischof nicht eine einzige ablassen. Aber wie? Der geistliche Herr wird doch die Wirkung des kirchlichen und sittlichen Wesens auch auf den materiellen Zustand des Volkes nicht leugnen wollen? Denn Ordnung und Sparsamkeit und häusliche Zucht sind doch gewiß wichtige Faktoren auch für das materielle Leben. Wird er aber nicht zugeben müssen, daß die Geistlichkeit, der Adel und die Höfe des 17. und 18. Jahrhunderts an sittlicher Entartung die skandalösesten Beispiele gaben und auf das Volk in entsittlichendster Weise einwirkten? Wird er es nicht zugestehen, daß die Kirche einen ganz andern, ernsteren, strengeren und würdigeren Charakter in der Gegenwart angenommen, daß die fürstlichen Höfe mit seltenen Ausnahmen auf der Höhe der Sittlichkeit sich halten, daß auch in den Adel, soweit er noch einen bestimmten Stand bildet, ein ernstes, auf die Aufgaben der Zeit gerichtetes Streben gedrungen ist? Und wem anders haben sie dies zu verdanken, wenn nicht den liberalen Ideen, und sei es auch nur aus Opposition gegen dieselben, aus der bewußten und unbewußten Ueberzeugung, daß diesen gegenüber sich nichts zu erhalten vermöge, worin nicht Werth und Würde ist, dem nicht Wirksamkeit und schaffende Kraft einwohnen? So stehen selbst die Gegner unter dem Einflusse der liberalen Ideen, genießen von den Früchten derselben und machen ihnen Conzessionen, selbst indem sie dieselben bekämpfen.

3.

Wir sind nicht gewillt, hier in eine ausführlichere Diskussion über die soziale Theorie des Herrn Bischofs einzugehen. Wir wollen seine Ansicht nur charakterisiren. Die Arbeit, meint er, ist in unserer Zeit eine Waare geworden, deren Preis sich nach Nachfrage und dem Angebot regulirt. Sie ist dies durch die freie Konkurrenz geworden. Der wahre Maßstab der Arbeit ist die Lebensnothdurft des Arbeiters. Durch die Konkurrenz aber wird ihr Preis unter diese Nothdurft herabgedrückt und unsicher gemacht,

da der Arbeiter stets durch andere verdrängt werden kann. Dies sind die beiden Grundschäden des Arbeiterstandes: der durch die Konkurrenz unter die Nothdurft herabgedrückte Arbeitslohn und die Unsicherheit der Arbeit für den Arbeiter. Die Konkurrenz entsteht aus der Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit und Freizügigkeit. Herr v. Ketteler läßt sich nun auf die Kritik dieser liberalen Prinzipien ein. Nichts ist leichter als eine Kritik. Denn da es keine menschliche Institution gibt, die neben vielen Lichtseiten nicht auch einige Schattenseiten hätte, so braucht man nur diese letzteren ins Auge zu fassen und sie so recht dunkel auszumalen, um ein Verdammungsurtheil bei der Hand zu haben. Alle diese Freiheiten reißen nach der Meinung des Herrn Bischofs alle Schutzgrenzen der Produktion nieder, vermehren die Zahl der Produzenten ins Unendliche und nehmen diesen so das Brot, indem dadurch zugleich der Preis der Produktion zur niedrigsten Stufe herabgedrückt wird. Freilich ist unser Verfasser auch billig genug, im Zunftzwange manches Böse zu finden, und er verlangt eine Vermittelung zwischen beiden Extremen. Aber wo diese zu finden, weiß er nicht anzugeben und schiebt es den „Staatslenkern" auf die Schultern. Es ist nicht schwer, den Herrn Bischof zu widerlegen. Er vergißt, daß die Menschen nicht blos Produzenten, sondern auch Consumenten sind, daß also, wenn der Produzent sein Produkt theuer bezahlt erhält, er auch alle die Waaren, die er nicht produzirt, theuer bezahlen muß, somit ganz in derselben Lage ist wie durch die Konkurrenz. Diese macht die Waaren wohlfeiler; gibt sie den Produzenten dadurch einen geringeren Lohn, so gibt sie ihm auch all seine Lebensbedürfnisse wohlfeiler. Erhält z. B. ohne die Konkurrenz der Schneider einen höheren Lohn, weil die von ihm produzirte Waare theurer bezahlt wird, so muß er dafür den Schreiner, den Schuhmacher, den Weber, den Bäcker, den Fleischer u. s. w. auch theurer bezahlen, weil deren Waaren unter demselben Schutze, den er genießt, auch theurer sind. Wir sagen auch wie der Hr. Bischof, daß die Konkurrenz die Waaren wohlfeiler gemacht hat, denn der höhere Preis in unserer Zeit ist nur scheinbar höher, weil die Geldwerthe sich so ungemein vermehrt haben und das Geld dadurch wohlfeiler geworden. In Wirklichkeit bezahlen wir jetzt die Waaren viel wohlfeiler als vor hundert Jahren. — Mit dieser kurzen Auseinandersetzung fallen die Argumente des Herrn

Verfassers sofort zusammen, und es geht eben hieraus theoretisch die Richtigkeit dessen hervor, was faktisch und statistisch erwiesen ist: daß das Elend, so groß es auch noch ist, doch nicht größer, sondern geringer geworden ist. Und daß diese Wahrheit eine viel größere Ermunterung für das Fortstreben auf diesem Gebiete ist, als die trostlose Verdammung aller großen Prinzipien, als jede nur ins Schwarze malende Kritik, sieht jederman leicht ein. — Der Zunftzwang hat allerdings einer kleinen Zahl von Menschen ihr Brot zugesichert, aber er hat es zahllosen anderen vorenthalten und allen die Lebensbedürfnisse theuer gemacht. Der Schutzzoll und die Absperrung haben freilich einigen Personen großen Gewinn gebracht, aber nur auf Kosten zahlloser anderer. Ueberhaupt läßt sich Industrie und Handel, so lange sie noch in den Kinderschuhen stehen, wohl durch Schranken und Zwang abgrenzen, sobald sie aber aufwachsen und erblühen, spotten sie aller künstlichen Einschränkungen oder sie sterben ab in dem Lande des Zwanges, während sie in den Nachbarländern nur um so mehr sich entwickeln; jenes verarmt, in diesen gedeiht der Wohlstand. Was hat man nicht in Deutschland gesonnen und versucht, um Fabrik und Handwerk voneinander abzugrenzen, aber alle Definitionen und Bestimmungen scheiterten an der Wirklichkeit, man muß jene aufgeben, wenn man dieses schützen will. Wo in einem Lande das Fabrikwesen ersteht, ist der Gewerbezwang sofort illusorisch und wenn er auch noch auf dem Papiere steht. Ueberhaupt muß man diese Dinge, will man nicht immerfort irregehen, aus dem großen Ganzen erfassen und sich nicht an einzelne Erscheinungen halten. Durch die Entwickelung der einen Industrie schwindet eine andere; Einzelne werden dadurch hart betroffen, aber nach kurzer Zeit haben sich die Verhältnisse geordnet und die aufgekommene Industrie ernährt mehr Menschen und besser als früher die herabgekommene. Und ist es nicht ebenso mit der Freizügigkeit? Die Schrift lehrt, daß die Zerstreuung der Menschen ein Werk Gottes gewesen, und soweit unser Blick durch die Geschichte reicht, haben Auswanderung und Kolonisirung eine stete Rolle gespielt, und wenn es wahr ist, daß dadurch manche Bande gelöst werden, so ist es nicht minder wahr, daß sich dadurch neue, feste und solide Bande knüpfen. Der Herr Bischof klagt, daß durch die Freizügigkeit den Arbeitern in einem Lande durch den Zufluß aus

anderen Ländern das Brot genommen werde. Das ist zu beklagen; aber hat er nur Mitleid mit den hungernden Arbeitern des einen Landes und nicht mit denen des andern? Ist doch im großen der Zufluß von Arbeitern nur dahin gerichtet, wo es mehr Arbeit gibt, wie das Getreide dahin geschafft wird, wo daran Mangel ist. Nein! es ist einmal das von Gott dem Menschengeschlechte gesetzte Ziel, daß, wie die Familien zu Stämmen, die Stämme zu Völkern zusammenwuchsen, so auch alle Völker zu einer großen Menschenfamilie sich verbinden sollen, und wie darum in einem Volke die Familie nicht verschwinden soll und nicht verschwindet, so brauchen auch darum die Völker als solche in dem großen Menschenvereine nicht zu verschwinden und werden es nicht. Zu diesem großen Ziele bedarf es aber in materieller Beziehung der Handelsfreiheit, der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit. Sie mögen zeitweise einige Nachtheile mit sich bringen; in der Entwickelung werden sich diese ausgleichen; niemals aber gleichen sie den Nachtheilen, welche im Zwange und in der Absperrung liegen, und wenn diese letzteren für gewisse Zeiten passend und nothwendig waren, dem Ritterthum und der Leibeigenschaft gegenüber und um die Gewerbe heranzuziehen, so würden sie jetzt verderblich und unerträglich sein. Der Fuß des Erwachsenen kann nicht mehr in den Kinderschuh hineingezwängt werden, und wenn dieser dem Kinderfuße noch so schön stand und nützte. Der indische König bestimmte ehemals die Preise aller Waaren nach einem Prozentsatz des Gewinnes für den Kaufmann, und Noth, Mangel, Hunger waren das Loos des indischen Volkes; das egyptische Kastenwesen war das Ideal der gewerblichen Ordnung; aber das Volk seufzte unter dem Joche der Priester und Könige. Und wie? Erkennt der geistliche Herr die Autorität der heil. Schrift an? Und proklamirt diese nicht die Gewerbefreiheit, die Handelsfreiheit und die Freizügigkeit — letztere als die Naturalisirung der Fremdlinge, von der sie nur einige geringe Ausnahmen von äußerst feindseligen Nationen machte? Wo findet er in derselben nur einen Ausdruck, nur eine Bezeichnung für die Zwangsgrundsätze, die er vertheidigt? Sind nicht die großen Prinzipien, die er verdammt, gerade die, welche die h. Schrift aufstellt und verwirklicht? Der Erfolg der Kettelerschen Kritik der sozialen Prinzipien ist denn für ihn kein anderer, als daß er überall mit sich

selbst in Widerspruch geräth. So verkennt er das Gute der Maschine nicht, findet aber in dem ganzen Maschinenwesen das furchtbarste Verderben für den ganzen Arbeiterstand. Wie will er dies nun vermitteln? Wie will er zur Maschine sagen: Bis hierher, aber ja nicht weiter? Das weiß er freilich selbst nicht und er bleibt in demselben Dilemma, wie bei dem Zunftzwang und der Gewerbefreiheit. Auf solche Kritik hin kann er freilich schließen: „Das ist der Sklavenmarkt unseres liberalen Europas, zugeschnitten nach dem Muster unseres humanen, aufgeklärten, antichristlichen Liberalismus und Freimaurerthums." Aber man kann ihm einfach antworten: Schlage die Seite der Geschichte um und beschaue dir den Sklavenmarkt des feudalen Europas, zugeschnitten nach dem Muster des Lehnswesens, der Leibeigenschaft, des Zunftzwanges, der Inquisition, der Folter und der Hexenprozesse!

4.

Wo also die Grundprinzipien des ganzen modernen Lebens verneint werden, Prinzipien, die längst unwiderrufliche Thatsachen geworden, von denen nirgends wieder abgelassen werden kann, sondern die sich überall, wo sie noch nicht ganz erfüllt sind, mit unwiderstehlicher Kraft zur Erfüllung drängen, wo, sagen wir, diese verneint werden, wie es vom Freiherrn von Ketteler geschieht, da läßt sich eigentlich gar nicht streiten, sondern nur die aufgeführten Argumente als faktisch unrichtig nachweisen, was wir denn, soweit Raum und Zweck es zuließen, gethan haben. Wir gehen daher in seine Widerlegung der Vorschläge von Schulze-Delitzsch und Lassalle nicht näher ein. Wir stimmen dem Herrn Bischof bei, wenn er diese Vorschläge für einseitig und durchaus unzureichend befindet; aber wenn er an ihnen alles Wahre und Richtige leugnet, wenn er an ihnen alles für Schein und Lüge, für unrichtig und zwecklos erklärt, so hat er es sich sehr leicht gemacht und seine Prüfung ist werthlos. Es ist wahr, daß die Selbsthilfe und Genossenschaft vorzugsweise nur dem Handwerk und kleineren Gewerbe wesentlich nützen können, dem eigentlichen Arbeiterstande aber kaum zugute kommen; es ist wahr, daß die von den Arbeiterbildungs-Vereinen angestrebte Bildung bis jetzt nur sehr formaler Natur ist, mehr zur Unterhaltung als zur geistigen Erhebung der Arbeiter dient; es ist wahr, daß der Geist, der in diesen Vereinen lebt, nur ein

sehr äußerlicher ist, keinen religiös-sittlichen Kern und Charakter hat und daß aus diesem Grunde der Erfolg nur ein schwacher und schwankender sein kann. Aber darf nach den geringen Anfängen, nach den Irrungen und Schwächen der Urheber der Umfang und die Mächtigkeit der Entwickelung beurtheilt und geleugnet werden? Keime, die in die Erde gesteckt, Samen, der ausgestreut wird, bieten an sich noch keine Bürgschaft für das Maß der Ernte, die nach langer Zeit daraus ersprießen werde, wohl aber verheißen sie, wenn gute Arbeit und günstige Verhältnisse sich damit vereinen werden, daß gute und reichliche Frucht daraus gewonnen werden kann. So abenteuerlich, ungerechtfertigt, unausführbar und unzulänglich die von Lassalle vorgetragenen Ansichten auch sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Gesellschaft, innerhalb welcher der Arbeiterstand mit aller seiner Thätigkeit doch nur einen so unzulänglichen und gefährdeten Erwerb hat, auch Verpflichtungen hat gegen den Arbeiterstand, namentlich, wo es die Ergänzung seiner beschränkten Mittel, z. B. für die Kranken- und Invalidenkassen der Arbeiter betrifft. Auch hierfür stellt die h. Schrift prinzipiell das Vorbild auf; denn sie gebot, den Dürftigen die Ecken der Aecker, die Nachlese, den zweiten Zehnten des dritten Jahres und die freie Frucht des siebenten Jahres zu überlassen. So wenig wir daher den beiden angeführten Systemen eine volle Geltung und eine vollständige Wirksamkeit zusprechen können, so ist es doch ungerechtfertigt, ihnen alle Wahrheit und Berechtigung abzusprechen und sie nicht als befruchtende Ideen anzusehen, die, korrigirt und entwickelt, vieles zu leisten vermögen.

Was ist es nun, was der Herr Bischof zum Vorschlag bringt? Der Leser kann es im voraus wissen. Er meint, nur das Christenthum vermöge dem Arbeiterstande zu helfen. Freilich gesteht er selbst ein (S. 103), daß „es sich jetzt noch nicht bestimmen läßt, welche neuen Wege die christliche Liebe und der christliche Geist einschlagen wird, um aus der sozialen Noth einen neuen großen Triumph des Christenthums zu bereiten." Er sagt: „Ich bin daher auch weit entfernt, mir anzumaßen, schon jetzt alle die Wege und Mittel, durch die das Christenthum nach diesem Ziele streben wird, vorherbestimmen und gleichsam in einem fertigen System abhandeln zu wollen." Dies ist freilich sehr wenig und wir hätten nach der genauen Kritik aller Prinzipien, Vorschläge und Maßnahmen

doch etwas Bestimmteres und Spezielleres erwartet. Der Herr Bischof gibt nur eine Anweisung auf die Zukunft... Um diese respektiren zu können, müßten wir aus der Vergangenheit untrügliche Beweise für die volle Zahlungsfähigkeit haben. Aber wie? Ist denn das Christenthum etwas Neues? Tritt es jetzt erst auf? Hat es nicht bereits 18 Jahrhunderte hinter sich und unter diesen lange Zeiträume der Vollkraft und unbedingten Herrschaft? War es, als es noch keine „liberalen Ansichten und Parteien", noch keine Gewerbe-, Handelsfreiheit und Freizügigkeit gab, als die „Autorität", die unbeschränkte Macht war, war es damals im Stande, der sozialen Noth abzuhelfen. dem sozialen Elend des Volkes während des Mittelalters und der Leibeigenschaft Abhilfe zu schaffen? Kann es uns daher genügen, auf die Zukunft desselben verwiesen zu werden? Wir wollen nicht polemisiren, wir wollen weder Thatsachen anführen noch bestreiten, aber wir müssen doch eine Lösung, die sich noch dazu als einzig mögliche und richtige behauptet, für höchst unzulänglich erachten, wenn sie so gar nichts Bestimmtes, den drängendsten Uebelständen und Nöthen gegenüber, anzugeben vermag. Der Herr Bischof hob immer hervor, daß das Volk nichts weiter als Brot verlange und daß die Liberalen mit allen ihren Institutionen und Vorschlägen kein Pfund Brot böten: muß er sich nun nicht fragen, ob seine kirchliche Hand dem Volke etwas bringe, was wie Brot wiegt? Kann er dies nicht bejahen, so durfte er auch seine Gegner dessen nicht zeihen. — Indessen der Herr Bischof geht doch in Einzelnes ein. Ihm ist das Christenthum die Kirche und selbstverständlich die katholische. Welche Hilfsmittel bietet er nun durch die Kirche dem Arbeiter an? Zuerst: Kranken- und Altersversorgunganstalten, welche die Kirche gründen werde; dann die christliche Familie, die Keuschheit der Sitte; dann den erhöhten Werth, den der Lohn durch die kirchliche Frau für den kirchlichen Arbeiter hat — diesem gegenüber steht dem Herrn Bischof nur der liederliche Mann und das liederliche Weib; — ferner: die wahre Bildung, die nur die Kirche bietet, die Hinweisung auf das Jenseits, welche machen wird, daß der arme Arbeiter den reichen Menschenbruder nicht beneiden werde, endlich die wahre Genossenschaft in der Gottes- und Nächstenliebe, während der Inhalt der liberalen Vereine, z. B. des Consumvereins, der den Mitgliedern wohlfeilere Lebensmittel bietet, nur die —

Selbstsucht sei, Produktiv-Assoziationen, zu denen die Kapitalien durch die christliche Liebe geschafft würden. Wie gesagt, wir polemisiren nicht, wir führen die Mittel, die der Kirchenfürst als die seiner Kirche aufzählt, einfach an — die Beurtheilung liegt so nahe, wenn wir auf die Zustände der Länder sehen, in welchen die katholische Kirche eine hohe, gebietende Stellung einnimmt, in welchen die Masse des Volkes noch vollen kirchlichen Sinn hat — wie dies der Herr Bischof selbst wiederholt rühmt — und daselbst prüfen, inwiefern dort die sittlichen Zustände mit den hier als Wirkung der Kirche gepriesenen wirklich übereinstimmen, und welche die bereits für diese Zwecke in Angriff genommenen Anstalten und Einrichtungen sind. Es giebt deren genug, welche von dort das gerade Gegentheil aussagen. Wie? Müßte dann nicht wenigstens der Kirchenstaat solche Zustände darbieten? Müßten nicht in diesem alle die Hilfsmittel der Kirche ihre volle Kraft entwickelt haben, wo doch alle weltliche Macht von jeher der kirchlichen zu Gebote stand? — Wenn es aber die Kirche nicht vermag wir jedoch dem idealen Christenthume jene Heilkraft für die sozialen Uebel nicht absprächen, wo ist das ideale Christenthum zu finden? Wo war es jemals zu finden? Die Kirchenväter selbst belehren uns, daß dies nicht einmal in den ersten Jahrhunderten der Fall war. Wie sollen wir vom Arbeiterstande verlangen können, daß er das ideale Christenthum ganz und voll in sich aufnehme, da dies die Geistlichkeit, die Wissenschaft und die Bildung nicht gethan? Wir sehen da allewege nur Worte, aber keine Thatsache. Nicht zu übersehen ist übrigens, daß zuletzt der geistliche Herr doch wieder gerade auch zu den Hilfsmitteln greift, welche Schulze und Lassalle vorschlugen und die er bei ihnen so nichtig fand.

Wir gestatten uns daher nur noch, in einem fünften Artikel unsere eigenen Ansichten auszusprechen.

5.

Alle materielle Arbeit des Menschen befaßt ein dreifaches Objekt, entweder das Erzeugen der Rohstoffe (Landbau, Bergbau und Viehzucht), oder die Verarbeitung der Rohstoffe (Handwerk und Fabrik), oder die Vermittelung zwischen Produzenten und Consumenten (Handel). Wenn nun hinsichtlich des ersten Moments, wie wir gesehen, durch den Wegfall der Eroberungskriege und die

Befreiung des Verkehrs im Bodenbesitz eine Ausgleichung der Besitzverhältnisse allmählich bewirkt wird, so entwickelt sich auch unverkennbar im Gange der Menschheit eine gewisse Organisation des Handels und der Produktion. Machen wir uns diese letztere in großen Zügen klar. 1) Die vollständige Herstellung des Austausches der Produkte zwischen allen Ländern und Völkern der Erde, also die vollständige Ausdehnung des Handels über alle Theile der Erde, über alle Rohstoffe und alle Verarbeitung derselben, verbunden mit der Befreiung des Handels von allen hemmenden Fesseln, also mit völliger Handelsfreiheit zwischen allen Nationen und unterstützt von den immerfort steigenden Communikations- und Transportmitteln. Es gibt wohl Niemanden in unserer Zeit, der noch daran zweifelte, daß dies ein Ziel der Menschheit ist, welches sie mit aller Macht anstrebt und daß sie sicher erreichen wird. Wie einerseits selbst China und Japan gezwungen wurden und immer mehr werden, den fremden Nationen ihre Häfen und Märkte zu erschließen und heldenmüthige Reisende immer mehr selbst das Innere Afrikas und Asiens zuerst der Wissenschaft und dann dem Handel erobern; wie andererseits in den letzten Jahrzehnten die Communikations- und Transportmittel in ungeahnter Weise sich gemehrt: so dringt auch das Prinzip der Handelsfreiheit sowohl als das einzig richtige nationalökonomische als auch als einzig vernunftmäßiges und gerechtes immer mehr durch, jeder Schritt auf diesem Gebiete ist ein Fortschritt, ein Rückschritt ganz unmöglich. 2) Durch diese große extensive Entwickelung bereitet sich aber eine zweite von außerordentlicher Wichtigkeit vor, das ist die naturgemäße Vertheilung der Produktion. Schon die Natur hat durch Beschaffenheit des Bodens, des Klimas, der Witterungsverhältnisse jedes Stück Land auf eine gewisse Produktion angewiesen, und wenn auch die Kunst der natürlichen Beschaffenheit vielfach zu Hilfe kommen kann, so werden doch in jedem Landstrich nur gewisse Erzeugnisse in ergiebiger und lohnender Weise erzielt werden können. Ein Gleiches findet aber auch hinsichtlich der Verarbeitung der Rohstoffe, also der Fabrik und des Handwerks statt. Die leichtere Anschaffung der Rohstoffe, die Nähe aller der Hilfsmittel, welche zu der Bearbeitung derselben nothwendig sind, die vorhandenen Arbeitskräfte, die intellektuelle und technische Begabung und der Charakter des Volkes sowie die Nähe der Absatzplätze entschei-

den für die Naturwüchsigkeit oder die Künstlichkeit einer Produktion und damit über die Ergiebigkeit und den Erfolg derselben. Es war ein irrthümlicher Standpunkt, als man noch allgemein annahm, das volkswirthschaftliche Heil bestehe darin, daß jedes Land möglichst Alles produzire, was es verbraucht. Nach demselben Grundsatze müßte jedes Haus selbst verarbeiten, was es braucht, und endlich gar jeder einzelne Mensch. Was gehörte nicht früher alles zu dem, was eine tüchtige Hausfrau selbst in ihrem Hause produziren sollte, und wie ist man hiervon zurückgekommen. Es ist viel vortheilhafter, das zu kaufen, was man selbst nur mit größerem Aufwande an Zeit, Arbeit und Mitteln hervorbringt, als der Kaufpreis beträgt, während man mit jenen etwas produzirt, was mehr als jener Kaufpreis einträgt. So verhält es sich mit dem Einzelnen, mit der Familie und mit den Völkern. Sobald man das Erzeugniß des eigenen Landes höher bezahlt, als man es vom Auslande beziehen kann, so ist dies ein Beweis, daß das eigene Land für diese Produktion nicht geeignet ist und daß es eine Produktion des eigenen Landes gibt, welche durch den Verbrauch im Lande und durch die Ausfuhr viel lohnender wäre. Jeder Schutzzoll, sobald er aufhört, ein Erziehmittel innerhalb der ersten Zeit einer Produktion zu sein, läßt die Produkte des eigenen Landes zu Gunsten einiger Produzenten vom ganzen Volke theurer bezahlen, also mit Aufopferung der eigenen Produktion, als dieselben Waaren vom Auslande zu beziehen wären, beruht also auf einer volkswirthschaftlichen Täuschung und Fiktion, indem man die naturwüchsige eigene Produktion für die erkünstelte eigene Produktion aufopfert. Die Handelsfreiheit bringt nun sofort das energische Correctiv für solche Zustände herbei. Vor ihr verschwindet jede erkünstelte Produktion und sie belebt in überraschendster Weise die naturwüsige Produktion. Der Handel, wenn er frei ist, strebt durchaus nicht blos nach Ausfuhr, sondern sein Interesse bedingt in ganz gleichem Maße die Beeiferung um Einfuhr. Der Handel begünstigt also niemals ausschließlich weder die Ein- noch die Ausfuhr, sondern strebt gleicherweise nach der einen wie nach der anderen und gleicht hierdurch beide miteinander aus. Stellen wir uns also die extensive Vermittelung und Verbindung durch den Handel als vollständig über die ganze Menschheit sich erstreckend vor, so muß die Wirkung sein, daß sich allmählich auch die Produktion zu einer

regelmäßigen Organisation entwickelt und ausbildet, so daß sowohl in der Erzeugung der Rohstoffe als auch in der Verarbeitung derselben sich eine vollkommene Ausgleichung, eine sichere Gliederung herstellt, in welcher, eben so wie in einem Organismus, jedes Glied, jedes Gebilde, jedes Organ seine bestimmte Aufgabe und Thätigkeit hat, durch deren Zusammenwirken das Ganze in seiner Ganzheit und jedes Einzelne in seiner Eigenthümlichkeit besteht und gedeiht. 3) Auf demselben Grunde wird aber auch der Handel selbst sich naturgemäßer gestalten. Der Handel ist an sich nur eine Zwischengliedschaft, unentbehrlich und mannigfaltig. Sein Vortheil und seine Chancen bestanden bisher vorzugsweise in der Unregelmäßigkeit und Verwirrung der Produktion und in der Entfernung und Unbekanntschaft der Produzenten und Consumenten. Dadurch ward einerseits der Handel zur Spekulation in allen ihren Graden und Tendenzen und hierdurch zu riesenhaftem Gewinn und Verlust geeignet, andererseits die Menge der Zwischenglieder vom Produzenten bis zum Consumenten außerordentlich vermehrt, also die Waare vertheuert zum Schaden der ersteren wie der letzteren. Denn mit der Vertheuernng einer Waare mindert sich auch deren Consum, also auch deren Produktion. Nach beiden Seiten hin nun wird durch die immerwachsende Verbindung und durch die organische Regelmäßigkeit der Produktion die Menschheit eine Umgestaltung der Verhältnisse von ungeahnter Tragweite erfahren. Auch der Handel wird ein völlig geregelter Austauschweg, aus der Spekulation zu einem organischen Verkehr werden, seine Chancen sich vermindern, sein Gewinn sich regeln. Gewisse Erfolge auf diesem Entwickelungsgange kann man schon jetzt beobachten. Der sogenannte Zwischenhandel in den Binnenländern hat sich ungemein vermindert. Consument und Produzent sind sich schon bei weitem näher gerückt. Der Detailist bezieht nicht mehr vom nächsten Zwischenhandelsplatz, sondern schon direkt von den größten Handels- und Seeplätzen. Die überseeischen Handelsverbindungen vergrößern sich ungemein. Die entferntesten Fabrik- und Handelshäuser vermitteln durch bestimmte Agenten den Ver- und Einkauf unmittelbar. Die Produzenten und Grossisten treten durch Reisende mit den kleinsten Ortschaften in direkte Verbindung. Messen, Jahrmärkte und Hausirhandel werden immer überflüssiger. Jedermann sieht ein, daß durch die Verminderung der Zwischenhändler und durch das Wachsthum des unmittelbaren

Verkehrs die Waaren außerordentlich verwohlfeilt werden und die Produktion zu größerm Ausgleich kommt.

Viele Jahrhunderte werden noch vergehen bis zu diesem Ziele. Die Arbeit der Menschheit geht unaufhörlich fort und wächst mit und durch sich selbst. Viele Geschlechter werden in dieser Zeit kommen und gehen, mit Mühsal und mannigfachem Elend belastet. Aber das Heil wächst auch von dieser Seite. Die Statistik erweist dies. Die Zustände der Völker geben den Beleg. Jede wahrhaft religiöse Ueberzeugung stellt dies auf. Denn eine solche ist ohne den Glauben an die Waltung der göttlichen Vorsehung nicht möglich. Dieser göttlichen Vorsehung Walten ist aber nicht blos an dem Leben des Einzelnen sondern noch mehr an der Gesammtheit anzuerkennen. Das Ziel dieses großen Entwickelungsganges ist die Ausgleichung der Erwerbs- und Besitzverhältnisse, daß „jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaume wohne", nicht durch Gewalt und nicht durch erklügeltes System, sondern durch den „Geist Gottes", d. i. den Geist der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Freiheit. Wir haben immer gesagt, daß das Gebäude der menschlichen Industrie ebenso eine Schöpfung Gottes sei, ausgeführt durch den Geist und die Hand des Menschen, wie die Natur, ausgeführt durch das göttliche Gesetz und die Elemente des Stoffes. Beide gehen in der Zeit vor sich. Beiden ist die Entwickelung das Wesen. Durch jene Entwickelung werden die drei großen Rechte in der Menschheit, Intelligenz, Kapital und Arbeit, zu gegenseitiger Ausgleichung und naturgemäßer Wirksamkeit kommen. Jetzt wirken diese noch in einer äußerlichen Verbindung, jede egoistisch und individuell und darum vielfach feindselig gegeneinander. Innerhalb jener Entwickelung werden sie organisch vereinigt und durchdringen sich in harmonischem Verhältniß. Dann wird die Arbeiterfrage gelöst sein. Die Ausgleichung der Produktion besteht wesentlich auch in der Ausgleichung der Erwerbsverhältnisse. Jene von uns bezeichneten Quellen der Besitzverschiedenheit werden dann allmählich verstopft und mit ihrer Schließung der sittliche Werth jedes einzelnen Menschen zu seiner vollen Wirksamkeit kommen. Er allein wird entscheidend werden über das Loos des Individuums. —

Wir wissen, was man uns entgegnen wird. Man wird sagen, wir rücken in eine ferne Zukunft eine Lösung, die man schon jetzt

verlangt. Wir nehmen dies nach unserer innigsten Ueberzeugung an. Was der Zukunft gehört, kann die Gegenwart nicht geben. Wir billigen jedes Verlangen, sobald es ein Mittel zum Anstreben und zur Thätigkeit ist. Stellt es aber eine unmittelbare Erfüllung als Forderung auf, so ist es zurückzuweisen. Von einem Schößling kann man noch keine Früchte verlangen. Aber gerade darum erkennen wir die Berechtigung und Nothwendigkeit aller der Mittel an, durch welche die Uebel der Gegenwart gemildert und die Zukunft vorbereitet werden können. Sie sind Täuschung, wenn sie als Universalmittel ausgegeben werden. Sie haben große Bedeutung und Wirksamkeit als Palliativ- und Erziehmittel. Zählen wir uns die vorzüglichsten dieser Hilfsmittel für den Arbeiterstand auf.

Voranzustellen haben wir hier: 1) Die Kranken- und Alterversorgungskassen. Die Regelung dieses vorläufig wichtigsten Hilfsmittels zur Verminderung der Noth des Arbeiterstandes kann durchaus nicht dem freien Belieben überlassen bleiben, das ebenso ungenügend wie der Unordnung und den Defekts zugänglich bleibt, sondern muß gesetzlich geregelt werden. Ebenso wenig kann eine wesentliche Aushilfe allein durch die Beiträge der Arbeiter selbst erwirkt werden, sondern es müssen Beiträge der Arbeitgeber und Zuschüsse aus städtischen und Staatsmitteln hinzutreten. Die Motivirung der Berechtigung hierzu ist überflüssig. 2) Die Gewerbsbanken, welche dazu dienen, Innungen, Assoziationen und den einzelnen Gewerbsleuten gegen Sicherstellung Vorschüsse zu machen und Darlehen zu geben. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Einrichtungen ist gegenwärtig allgemein anerkannt. Schreiber dieses war vielleicht der erste, der den Gedanken hierzu aussprach, nämlich in (gedruckten) Vorträgen im Jahre 1847, aber auch diesen Gedanken in seinem damaligen Wohnorte (Magdeburg) verwirklichen half. Hierdurch ermöglichen sich auch 3) Vereine zum Ankauf von Rohstoffen und 4) Konsumvereine, bei welchen es allerdings auf die richtige Organisation und Kontrole ankommt, um zu dauerndem Nutzen der Betheiligten zu wirken. Nach einer anderen aber nicht minder wichtigen Seite hin zielen 5) Gewerbs- und Arbeiterschulen. Wer da weiß, wie gering die Kenntnisse sind, welche aus den Elementarschulen mitgenommen werden, und wie schnell diese, z. B. Schreiben und Rechnen, während der Lehrlings- und Ge-

sellenjahre dem Vergessen anheimfallen; wer hierbei erwägt, wie sehr jetzt fast alle Gewerke, die ganze Technik auf wissenschaftliche Ergebnisse sich stützen, daher eine Menge Wissen erfordern und ein Fortschreiten bedingen, der wird solche Schulen für ein unabweisbares Bedürfniß erkennen. Doch genügen hierzu die s. g. Sonntagsschulen wenig. Vielmehr, sollen dieselben ihren Zweck erreichen, so ist es nothwendig, daß fast täglich den Lehrlingen in Handwerk und Fabrik mindestens eine Stunde an ihrer Arbeitszeit zu Gunsten dieser Schule erlassen werde. Hieran reihen sich endlich 6) die Bildungsvereine. Wir haben aber bei diesen zu bemerken, daß es ein großer Irrthum ist, wenn man glaubt, daß die der Masse besonders des Arbeiterstandes nothwendige Bildung allein nach der intellektuellen Seite gerichtet sein müsse, daß es also genüge, wenn den Angehörigen dieser Vereine Vorträge gehalten werden, durch welche sie allerlei aus der Natur, Geschichte, Politik und Technik erfahren. Ebenso nothwendig, wenn nicht noch nothwendiger, ist die sittliche Bildung des Volkes, die sittliche Hebung der Masse. Heben wir z. B. Eines hervor. Es ist gewiß höchst angemessen, den staatsbürgerlichen und nationalen Gemeinsinn im Arbeiterstande zu fördern; allein nicht minder wichtig ist es, den Gemeinsinn für einander innerhalb der Einzelnen selbst als solcher hervorzurufen, denn daran fehlt es noch viel mehr. Neid und Mißgunst, Verleumdung und Intrigue spielen unter den Individuen dieses Standes, unter Handwerkern und Arbeitern eine große Rolle, und solange unter ihnen diese Leidenschaften herrschen, möchte das Gute wenig unter ihnen gefördert werden können. Ueberhaupt aber fehlt diesen Vereinen gänzlich das, worauf wieder die sittliche Bildung beruht, das ist: das religiöse Moment. Allerdings berührt man hier eine sehr zarte und schmale Linie. Aber sowie den kirchlichen Vereinen und Genossenschaften das beschränkteste und engherzigste Gepräge aufgedrückt wird, so daß hier das Kirchlich-formale über die echt religiöse, sittliche und intellektuelle Bildung gesetzt wird: so wird im Gegentheil in den Bildungsvereinen in der Regel lediglich nur eine materielle Tendenz verfolgt, selbst das Wissenschaftliche mit ganz materiellem Geiste erfaßt und geformt und alle religiös-sittliche Tendenz perhorreszirt. Zwischen beiden liegt aber ein weites Gebiet, das denjenigen völlig klar ist, welche Geist und Herz dafür haben.

Man erkennt hieraus, daß auch die Gegenwart der positiven

Mittel, um die Arbeiterfrage nach ihrem Theile zu lösen oder doch wenigstens bedeutsame Hilfsmittel wirksam zu machen, nicht ermangelt, und daß wir getrosten Muthes in die Zukunft sehen können, ohne nach rechts oder links zu Extremen greifen zu müssen, die doch nur Enttäuschung bald im Gefolge hätten, und ohne uns von Schreckbildern naher und unausweichlicher Krisen ängstigen lassen zu müssen. Es kommt hierbei darauf an, daß ein ernstlicher Wille sich nicht mit Worten begnüge, sondern diese zu Thaten reife und das verwirkliche, was der Gegenwart möglich ist, ohne in den Entwickelungsgang der Menschheit und namentlich des industriellen Lebens störend einzugreifen.[1])

[1]) Wer die oben zusammengestellten Hilfsmittel, die natürlich von unserer Seite nichts Neues bieten, überschaut, wie sie in ihrer Vereinigung zugleich Verminderung der Noth, reelle Aushilfe und Vermehrung der Bildung bezwecken, wer insonders ihre Tragweite bei wachsender und richtigerer Entwickelung für die Zukunft ermißt, muß darin etwas ganz anderes erblicken als in den wohlthätigen Anstalten der katholischen Kirche, die Freiherr von Ketteler für den Arbeiterstand so überaus rühmt und darin eine viel ergiebigere Quelle findet als in allen liberalen Vorschlägen und Einrichtungen. Das Urtheil der Geschichte über die kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten lautet ganz anders, und um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, führen wir hier die Worte eines christlichen Geschichtschreibers an, aus einem in England so verbreiteten, also allgemein anerkannten Werke, daß binnen weniger Jahre zehn große Auflagen davon erschienen, nämlich aus Dr. Hallam, Constitutional History of England from the Accession of Henry VII to the death of George III. edit. 10. Vol, 1. p. 80: „Der Geist des blinden Almosengebens, welcher durch die römische Kirche gepredigt wird, ist notorischer Weise die Ursache, nicht die Heilung von Bettlerthum und Armseligkeit. Die klösterlichen Stiftungen, in verschiedenen Gegenden zerstreut, aber in keiner Weise in gleichen Entfernungen und oft an einsamen Orten konnten nie dem Zwecke einer lokalen und begrenzten Armenunterstützung entsprechen, die nach dem richtigen Verhältnisse der Bedürftigkeit abgemessen wäre; wenn auch ihre Thore denjenigen geöffnet waren, die an denselben anklopften, um Almosen zu empfangen, und nach Wohlthätigkeitsquellen forschten, welche für eine durstige Menge immer zu mangelhaft bleiben mußten. Nichts war mehr im Stande, das vagabundirende Bettlerthum zu fördern, welches äußerst strenge Gesetze unaufhörlich zu unterdrücken strebten. Es war eine harte Aufgabe und muß eine solche immer bleiben, die Mittel zu finden, um diejenigen, welche die Arbeit nicht vor der äußersten Bedrängniß und quälender Hilflosigkeit bewahren kann, zu unterstützen: die Klostergeistlichkeit war in jeder Hinsicht für diese große Pflicht der Menschlichkeit ungeeignet. Während noch die Klöster (in England) bestanden, war der Plan zu einer Unterstützung der Armen durch regelmäßige Sammlungen vom Parlamente angenommen worden."

XXVII.

Ueber Handelskrisen.

1. Die Geld- und Handelskrise von 1857.

Vor einiger Zeit hatten wir Veranlassung, die beiden Grundübel unserer Zeit, die Spekulationswuth und den Luxus zu besprechen und zu bekämpfen, und noch war das Wort nicht verhallt, als unter dem Heere der Spekulanten eine Krise ausbrach, welche, gleich einer Ueberschwemmung, Alles hinwegriß, was keinen festen, soliden Unterbau hatte. Es zeigte sich da, daß diese Art von Geschäftsspiel in allen Beziehungen Illusion ist, und daß in der Regel der Gewinner gerade so viel wie der Verlierende davon trägt; denn da Beide Nichts haben, kann der Verlust nicht gedeckt werden. Selbst der Gewinn ist also nur imaginär. Ein Jeder fühlte, daß es Zeit sei, daß dieser Wirthschaft ein Ende komme. Man hatte sich längst gefragt, was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn Fleiß, Geschicklichkeit, Talent, Sparsamkeit mühsam das tägliche Brot erwerben, während Leute, mit dem Spazierstöckchen in der Hand, mit nichts als trügerischen Kombinationen beschäftigt, Tausende wie Nichts sich aneignen?! Die Besorgniß war umsonst: Fleiß, Geschicklichkeit, Talent, Sparsamkeit machen noch heute Alles aus wie sonst, und die Männer mit dem Spazierstöckchen haben zuletzt nichts als die Erinnerung an ihre trügerischen Kombinationen. Nehmet, rufen wir noch heute aus, Ihr Eltern die Lehre daraus, Eure Kinder von Jugend auf zur Solidität zu erziehen, ihnen mit Nachdruck stets das Unhaltbare aller dieser Truggebilde einzuprägen, und Fleiß, Geschicklichkeit, Talent und Sparsamkeit als die einzigen Wege zu Erwerb und Besitz ansehen zu lassen, daß aber jedes Haschen nach unverdientem Reichthum zum Verderben führe. —

Jene Spekulationskrise des vorigen Jahres erscheint aber wie Nichts gegen die große Geld- und Handelskrise, die in diesem Herbste erfolgte. Von jener war die eigentliche Finanz und Industrie kaum berührt; sie galt nur den Schmarotzerpflanzen und dem Unkraut, während der prächtige Wald und die gesunde Saat nicht davon betroffen wurden. Aber das fürchterliche Unwetter, welches jetzt heraufgezogen, entladet sich über Alle und zerschmettert die uralten Eichen eben so, wie es das leichte Unterholz hinwegfegt.

Es ist nicht unsere Sache, in national-ökonomisch wissenschaftlicher Weise die Ursachen dieser großen Krise zu erforschen und darzustellen. Sagen wir vielmehr nur, was der gesunde Menschenverstand spricht. Wer mehr braucht, als er hat, der kann zuletzt nicht bezahlen; und wer mehr verborgt, als er hat, der kann zuletzt selbst nicht bezahlen; und wem nicht bezahlt wird, der kann wiederum nicht bezahlen. Diese einfachen drei Sätze sind der Schlüssel zu der in Rede stehenden Erscheinung. Amerika in einem übertriebenen Luxus, der fälschlicher Weise dem dortigen schwächeren Geschlecht allein zugeschrieben ward, während es die Männer ihrerseits auch nicht fehlen ließen, hat einen übermäßigen Konsum entwickelt, wie die Handelsbilanz beweist; dem zu genügen, hat die europäische Industrie eine unverhältnißmäßige Höhe erreicht; zum Behuf dieses unerhörten industriellen Aufschwungs hatte das Bankwesen in Amerika und Europa eine übermäßige Ausschreitung erhalten. Nun kann Amerika nicht zahlen, wie in drei Monaten für 90 Millionen Fallimente darthun; in Folge dessen vermag dies auch nicht die europäische Industrie, und können es eben so wenig die Banken, mit deren Noten bis jetzt die Löcher zugestopft waren. Dies ist der ganze Vorgang, alles Uebrige Consequenz: der ungeheuere Diskonto, daß Alles, was unsolid, die Gelegenheit wahrnimmt, um mit fortzuschwimmen u. s. w. Der leichtsinnige Luxus und das unsinnige Kreditgeben sind die Wurzeln des Uebels. In Amerika hatte Beides die schwindeligste Höhe erreicht. Menschen, denen man im Privatleben keine hundert Thaler anvertraute, konnten Passiva von 50,000 aufhäufen. Der europäische Fleiß muß nun den amerikanischen Leichtsinn bezahlen. Dieser Fleiß ist aber nicht blos der der Reichen, sondern auch der Fleiß und das Brot des Volkes. Auf dieses fallen in letzter Instanz die Folgen am schwersten. Mit welcher Bewußtlosigkeit die

Menschen arbeiten, zeigte sich auch hier wieder einmal klar. Vor wenigen Monden noch pochte man in Frankreich und England auf die nie dagewesene Entfaltung der Industrie, welche alle Wirren der Vergangenheit und alle Schäden des letzten Jahrzehends geheilt habe — und jetzt, welche Niederlage!

Es ist hier aber der Ort, einen Angriff zurückzuweisen, der vor Kurzem wieder einmal von den verschiedensten Seiten her erhoben worden. Von allen Seiten hörte man Klagen, daß die eigentliche Geldmacht in den Händen der Juden sei und daß der Geldbesitz immer mehr in die Hände der Juden flösse. Nicht minder beschuldigte man unsere Glaubensgenossen der unsinnigen Spekulationswuth und des unerhörten Luxus. Freilich die „Kreuzzeitung" fügte dem sogar auch die frömmsten Stoßseufzer hinzu, daß die Juden immer mehr in Besitz des Grund und Bodens kämen — weil sie nämlich gefunden, daß in Westphalen ein bedeutender jüdischer Rittergutsbesitzer sei — und ähnliche Klagen würden sich gewiß an diese reihen, wenn man Zeit hätte, auf sie zu hören. Vor dem großen Weltgerichte, welches jetzt vor unsern Augen vor sich geht, verschwinden alle diese Invektiven zu Nichts Gerade in Amerika und England spielen die Juden die geringste Rolle; und es ist diesmal der an sich solideste Theil der Industrie, welcher am härtesten betroffen und gerichtet wird. Gerade jetzt wird die ernste Lehre gegeben, daß alle diese Papierspielerei und all' dies oberflächliche Spekuliren nur Schaumwellen sind, welche über der tiefen See der eigentlichen Industrie hinschießen, kommen und gehen, ohne wesentlichen Einfluß zu üben; daß es vielmehr darauf ankomme, daß die Weltindustrie nach gesunden Gesetzen der Bewegung und nach den vernünftigen Bedingungen der Bilanz arbeite; es ergiebt sich, daß der wahre Besitz niemals in Händen Einzelner ist, von denen daher auch weder die vorschreitende noch die rückgängige Bewegung abhängig ist und daß das Gebahren nicht Einzelner, sondern der Gesammtheit von wirklichem Einfluß ist.

Wahr ist es, und wir verkennen es nicht, daß die Juden in der neueren Zeit vielfach entgegengesetzten Impulsen folgen, wie in früheren; während unsere Vorvordern in ängstlichster Weise ihr Besitzthum verbargen, um nicht die Verfolgungen ihrer unermüdlichen Feinde auf sich zu ziehen, und lieber den Schein der Armuth und

des Elends trugen, als sich den traurigen Folgen der Mißgunst und Gehässigkeit auszusetzen — lieben die jetzigen Juden es, durch Aufwand und Luxus sich den Anschein des Reichthums zu geben, und man kann sie von dem Fehler der Prunksucht nicht freisprechen. Sie hiervor zu warnen, wäre eigentlich mehr Sache ihrer Freunde, denn da wir gesehen, daß der übertriebene Luxus die eigentliche Quelle jenes großen allgemeinen Verderbens, so kann der Luxus vieler Juden diesen eben nur verderblich werden. Auch wissen wir ja nun, daß dieser Luxus viel weniger ein Beweis des wirklichen als des scheinbaren Reichthums ist. Unsere Gegner haben also doppelt Unrecht, ihre Jeremiaden darüber anzustimmen, die viel mehr am Platze wären, wenn die Juden bei reichem Erwerbe mit ihren Ausgaben geizten und Schätze aufhäuften. Aber es ist nicht wahr, daß die Juden mehr *erwerben* als Andere, als vielmehr, daß sie leichter *ausgeben* als Andere. —

Wie dem aber auch sei, die kleinere Krise des vorigen und die größere dieses Jahres dürfen ihre großen Lehren nicht umsonst in die Ohren des gewerblichen Wesens gerufen haben. Vor Allem erkenne man, daß alle übermäßige Entwickelung auf ungesunden Ursachen beruhe, die früher oder später ihre nachtheiligen Wirkungen offenbaren. Man überzeuge sich endlich, daß ein sogenannter Aufschwung, der plötzlich kommt und schnell vorschreitet, in falschen Verhältnissen und unrichtigen Bedingungen sich bewegt, die bald zum Nach- und Gegentheile umschlagen. Der alte Spruch Salomos: „Jage nicht nach Reichthum, um Deiner Vernunft unterlasse es, kaum hast Du den Blick darauf gerichtet, so flieht er fort, wie der Adler in die Luft" — ist nicht blos auf sittlichem Gebiete, sondern auch auf dem industriellen, und zwar auf dem im größten Maßstabe, noch heute eine volle Wahrheit. Alles, was Haschen nach Reichthum ist und Alles, was dasselbe begleitet, wie Spekulationswuth, Luxus, Schwindel, ist für das Individuum, ist für ein Volk, ist für die ganze Menschenwelt das Verderblichste. Wenn bei solchen Verwarnungen die Leute der Welt über die Moralisten zu höhnen pflegen — nur kurze Zeit, und die Moralisten haben Veranlassung genug, die Männer der Welt zu verhöhnen. In ihrem bitteren Leide gewahren diese dann, daß was die Religion und Sittlichkeit als wahr verkünden, auch durch die Thatsachen der sogenannten wirklichen Welt als alleinige Wahrheit

verkündet wird. Kehret zurück zur Solidität im Streben und Wollen, im Erscheinen und Genießen! Erkennet endlich, daß Fleiß, Geschicklichkeit, Talent und Sparsamkeit allein zu dauernd gedeihlichem Ziele führen und noch heute allein Geltung behalten. Und so möge diese Weltkrise nur ein vorübergehendes Gewitter sein, durch welches die schädlichen Dünste des gesellschaftlichen Lebens auf lange Zeit zerstreuet werden!

2. Die Geld- und Handelskrise von 1866.

Wir haben früher den verabscheuungswürdigen Charakter des Krieges von der religiösen und humanen Seite betrachtet, und daraus dessen zukünftige Unmöglichkeit gefolgert. Aber auch die realste Wirklichkeit bietet Momente für Beides. Es ist eben, wie wir schon öfter ausgesprochen: die göttliche Vorsehung stützt sich bei der Entwickelung des Menschengeschlechts nicht blos auf das Ideale, Religiöse, Humane, sondern auch auf das reale Interesse, den Eigennutz, die Selbstsucht, die materiellen Bedürfnisse, und macht diese zu Dienern jener. Geht auch die Theorie der Praxis oft lange voraus, diese kommt doch nach, und findet ihre Befriedigung zuletzt doch nur in der Erfüllung jener. Die Theorie, wenn sie nicht bloßes Werk der kombinirenden Phantasie ist, ist ja doch nichts weiter, als die Idee der Praxis, nach der diese sich entwickelt und bildet und auf die sie hinausläuft. Lange schon hat man gesagt, und wir haben es ausführlich in unserem Religionswerke Bd. III, entwickelt, daß die außerordentliche Entfaltung und Vermehrung des internationalen Verkehrs, die immer wachsende enge Verbindung der Völker in der Industrie nach allen ihren Zweigen, die Solidarität der Interessen, die daraus für alle Nationen aller Erdtheile entsteht, den Krieg in der Zukunft unmöglich machen und die Völker zwingen wird, Jeden, der einen solchen hervorrufen will, gemeinsam zur Ruhe zu bringen und zu einer friedlichen Ausgleichung zu nöthigen. Die Ereignisse der letzten Zeit beweisen die Richtigkeit dieser Ansicht. Denn nur der Kurzsichtige wird einwenden: wir sehen ja, daß dies Alles Nichts hilft und dennoch Krieg entsteht. Die Nationen müssen erst bittere Erfahrungen, wiederholt die furchtbarsten Erfahrungen machen, bevor ein Prinzip durchdringt und die konkrete Gestaltung annimmt. Die Völker müssen es erst gekostet haben, welch Unheil ein Krieg über alle

Länder, auch in den Staaten, die gar nicht an jenem betheiligt sind, ausgießt, sie müssen den ungeheuren Verlust an Vermögen, die Stockung der Industrie, den gänzlichen Verfall des Handels, die Arbeitslosigkeit und das hieraus folgende Elend und die daran sich knüpfenden Erschütterungen durchgemacht haben, bevor sich daraus eine unabweisliche Nothwendigkeit entwickelt, jeden Krieg mit vereinten Kräften abzuwehren. Dahin aber wird es und muß es kommen. Wahrscheinlich würde es jetzt schon dahin gekommen sein, wenn die Stimme der Völker im Rathe der Fürsten Etwas gälte, wenn die Völker über ihre eigenen Geschicke schon Herren wären. Hätten z. B. die Engländer und Franzosen selbst statt ihrer diplomatischen Führer, zu entscheiden gehabt, ob ein europäischer Kongreß zur Herstellung des Friedens stattfinden solle oder nicht, so würde es schwerlich von einer der streitenden Mächte abhängig gewesen sein, ihn und seine Resultate zu verhindern. Jene Völker hätten gesagt, wer sich einem billigen Ausgleich, der ja in Aller Interesse liegt, widersetzt, hat es auch mit uns zu thun, und diesem gemeinsamen Vorgehen würde sich Niemand gegenüber gestellt haben. Es ist zu bedauern, daß die Fürsten nicht ebenso einsichtig, uneigennützig und charakterfest sind, wie die Völker. Aber dies kann nicht für immer ein Hinderniß sein. — Diese unermeßliche Entwickelung der Industrie und der Ineinandergliederung aller Nationen in den Besitzverhältnissen ist erst ein Erzeugniß des letzten halben Jahrhunderts; die Veränderungen der Verhältnisse und alle deren Eigenthümlichkeiten sind daher noch neu, in der Menschheit noch nicht dagewesen, und wir können deshalb die Resultate nicht eher erwarten, als bis über die Konsequenzen wiederholte Erfahrungen gemacht worden sind. Aber schon der nordamerikanische Bürgerkrieg gab Europa eine Lehre hierüber. Der dadurch bewirkte Ausfall in der Produktion eines einzigen Rohstoffes, der Baumwolle, hatte einen schwer zu überwindenden Einfluß auf Europa, auf die ganze Menschenwelt. Hundertausende von Arbeitern z. B. in England wurden dadurch zeitweise brodlos, die Preissteigerung und nunmehr die plötzliche Abnahme des Preises hat unermeßlichen Verlust herbeigeführt, der die gegenwärtige Krise in England vorzugsweise bewirkt hat. Aber einen ungleich stärkeren, unbeschreiblichen Einfluß übten die Zerwürfnisse, die Kriegsbefürchtungen und die Kriegsrüstungen in

Deutschland und Italien. Die Kreditverhältnisse wurden augenblicklich gestört, alle Effekten wichen ein Drittel unter ihren Kours, Zahlungen werden nicht mehr geleistet, Wechsel auf die besten Häuser nicht mehr eskomptirt, Detail- und Engroshandel hat aufgehört, die solidesten und ältesten Häuser fallen, vergebens kämpfen die entschlossensten und aufopferndsten Männer dagegen an — wie bei einem Erdbeben Alles, was nach den Gesetzen der Schwere und des Gleichgewichts aufgerichtet ist, schwankt, Risse bekommt und zusammenstürzt, die festgegründeten Thürme, die stärksten Mauern, Paläste, Häuser und Hütten — solch einen Anblick bietet die europäische Industrie in diesem Augenblicke dar: Alles ist in der Auflösung begriffen, das Chaos in diesem wichtigen Theile des gesellschaftlichen Lebens ist da. Bis jetzt tröstet sich Mancher, daß, wenn erst der Krieg wirklich ausgebrochen, und die Entscheidung da sein wird, die Verhältnisse sich bessern werden. Wir glauben, dies ist eine eitle Hoffnung. Solche unermeßliche Schäden können erst durch langen und allseitigen Frieden wieder hergestellt werden. Ist das Erdbeben vorüber, stehen die Mauern nicht wieder auf, und die Ruinen richten sich nicht wieder empor, sondern des Menschen Hand muß aus dem weggeräumten Schutte in langer, langer Zeit durch unermüdliche Arbeit die zusammengestürzten Bauwerke wieder aufbauen. So wie die Uebel und Nöthen, welche der bevorstehende Krieg, ehe er eingetreten ist, bewirkt hat, bei Weitem größer sind, als die augenblicklichen und örtlichen, die ihm unmittelbar entfließen, so werden auch die Folgen seine Dauer lange überragen, lange empfunden werden, wie die Auen und Felder, welche eine plötzliche Ueberschwemmung mit Sand und Gerölle bedeckt hat, viele Jahrzehende die Spuren der Verwüstung tragen. Es ist nothwendig, daß die Menschheit sich dies zum Bewußtsein bringt und diesem Bewußtsein einprägt, denn leider sind die Völker noch naiv genug, auch die schwersten Erfahrungen schnell wieder zu vergessen, und vor der Freude des Wiederaufblühens sich der Hand des Verwüsters nicht zu erinnern, auch wenn sie immer wieder über ihnen schwebt.

Dennoch hat diese große, in das Schicksal von vielen Millionen Menschen eingreifende Angelegenheit noch eine andere Seite. Man frägt, welche ist die Ursache? Worin liegt es, daß die bloße Be-

fürchtung des Krieges eine so tiefe und nachhaltige Erschütterung bewirken konnte? Man sagt sich, ein Organismus, der durch einen ersten Schlag so niedergeworfen werden konnte, muß vorher schon krank gewesen sein, so empfindlich, so reizbar, daß ihn die erste starke Berührung mit Fieberschauern durchfuhr. Untersucht aber ein Arzt ein Uebel, so frägt er, in welchem System des Organismus hat es seinen Sitz? Und darin liegt dann auch die Ursache, das Kausalmoment. Das Leiden hat seinen Sitz im Nervensystem, so war auch das Nervensystem krankhaft vorgebildet. Was ist nun im industriellen Leben der zivilisirten Welt so tief erschüttert? Der Kredit — so muß auch im Kredit die Ursache des Leidens liegen. Er muß so übermäßig entwickelt, so unverhältnißmäßig angespannt gewesen sein, daß er einen ernstlichen Angriff nicht vertragen konnte. — Der Kredit, wie er sich in der neueren Zeit entfaltet hat, hat einige Aehnlichkeit mit dem Kommunismus. Er macht alles Vermögen, allen Besitz zum Gemeingut. Er nimmt von dem, der hat, und giebt es dem, der nicht hat und es zu seiner Thätigkeit braucht. Aber indem er nicht auf mechanischer Vertheilung nach der Kopfzahl, sondern auf freiem Willen und auf der Qualität beruht, unterscheidet er sich vom Kommunismus und ist naturwüchsig, während dieser gemacht, ist befruchtend und segensreich, während dieser schädlich und vergiftend ist. Aber darum kann doch auch er eine nachtheilige Vermehrung und Richtung annehmen, bis daß das verborgene Uebel zum offenen Schaden ausbricht. Wer jetzt Vermögen hat, und es nicht selbst zu industriellen Zwecken verbraucht, der legt es in Wertheffekten, in Hypotheken oder beim Bankier ein; zum Theil macht er sich durch Aktien zum Theilnehmer an industriellen Unternehmungen. In allen diesen Fällen hat er sein Vermögen auf Kredit Anderen hingegeben. Er hat dabei Zweierlei im Auge, die Sicherheit und den Ertrag. Beide halten sich aber die Waage; die größere Sicherheit ist in der Regel mit geringerem Ertrag, der größere Ertrag mit geringerer Sicherheit verbunden. Der Unterschied, der sich nun hierin vorfindet, ist, daß der Staat bei seinen Anleihen nichts Anderes thut, als seine zukünftigen Einnahmen im Voraus verbraucht; unfundirtes Papier repräsentirt sogar Werthe, die überhaupt gar nicht vorhanden sind. In allen anderen Fällen fließt das Anderen vertraute Vermögen in industrielle Unternehmungen

über; der Bankier vertraut es den Fabrikanten und Kaufleuten an; der Fabrikant seinen Abnehmern, der Grossist den Detailisten, und diese ihren Kunden. Man ersieht hieraus, daß die Industrie ohne den Kredit nur in sehr schwachem Maße bestehen könnte, daß Produktion und Konsumtion ohne den Kredit nur sehr geringe Ausdehnung erlangen könnten. Sollte jeder Industrielle, Fabrikant, Kaufmann und Landwirth, Handwerker, Rheder u. s. w. nur auf seine eigenen Besitzverhältnisse beschränkt sein, so würde nur ein sehr geringer Theil des vorhandenen Vermögens in der Industrie thätig sein, und ein ungeheuer großer Theil brach liegen; es wäre, wie wenn von einem ungeheueren fruchtbaren Boden nur ein kleiner Theil bebaut, der andere unbearbeitet gelassen würde. Aber es ist ebenso daraus ersichtlich, daß dieser unbegrenzte Kredit auch die nachtheiligsten Folgen haben kann. Die Staaten werden dadurch veranlaßt, alle Grenzen einer weisen Oekonomie zu überschreiten, und, wenn die vorausverzehrte Zukunft Gegenwart wird, den allgemeinen Bankerott herbeizuführen, für die vorhandenen Werthe, die sie konsumiren, gar nicht existirende Werthe aufzudrängen, die sich nach und nach als solche erweisen müssen. Der allzuleicht gewährte Kredit veranlaßt Ueberproduktion und gehaltlose Spekulation, die wiederum die Entwerthung der vorhandenen Werthe nothwendig nach sich ziehen. Die Folge ist dann ein Zustand, in welchem irgend ein starker Impuls eine Stockung und eine Entwerthung verursacht, durch welche sofort der Kredit einen allgemeinen Bruch erfährt, weil er eben so allgemein, so ausgebreitet, so von Einem zum Andern übertragen ist, wie alle Glieder einer elektrischen Kette von demselben elektrischen Strome getroffen und geschlagen werden. Sofort fährt der Sturm über die ganze industrielle Gesellschaft hin, und vom geringsten Krämer bis zum größten Fabrikanten und bedeutendsten Finanzier, von dem kleinen Rentner bis zum Millionär empfindet Alles die Folge, weil alles Vermögen, wie es auch angelegt ist, ungeheure Verluste erleidet, der Industrie die Zirkulation ihres Blutes fehlt, der Absatz sich auf das Minimum reduzirt.

So stellt sich uns das Bild klar hin. Wir erkennen das Uebel; aber indem wir es in einem nothwendigen Element unseres materiellen Lebens liegend finden, und einsehen, daß das Uebel an einen Segen gebunden ist, der unentbehrlich, ist die Antwort auf

die Frage nach der Besserung und Vermeidung um so schwieriger, ja für den Verstand des Menschen, wir sagen nicht der Menschheit, sondern des in seiner Zeit lebenden und doch nur eine kurze Spanne Zeit überschauenden Menschen unlösbar. Wir sehen ein, daß jeder solcher Impuls einer allgemeinen Stockung und Entwerthung mit aller Kraft zu verhindern ist, und da wir also drohende und eintretende Kriege als einen besonders nachhaltigen unter diesen Impulsen erkannt haben, so muß sich das allgemeine Streben hiergegen richten. Wir sehen aber auch ein, daß die Wurzel des Uebels in dem übermäßigen, verschwenderischen Kredit besteht, und können nun wohl hoffen, daß die Menschheit mit der Zeit auch hiergegen angemessene Mittel, größere Ordnung und Regelmäßigkeit, eine weise Beschränkung finden wird, müssen aber eingestehen, daß jedes Klügeln und Erkünsteln, jeder Zwang und jedes willkürliche Gesetz nur nachtheilig und unzulänglich wirken können, wie sich Wuchergesetze, Monopolien und Privilegien niemals ausreichend, aber jedes Mal gerade den gesunden Umlauf hemmend erwiesen haben. Es stehen sich in der menschlichen Gesellschaft zwei Systeme gegenüber: der Zwang und die Freiheit. Der Zwang untersagt allen Kredit oder beschränkt ihn auf das geringste Maß. Er hat in einigen einzelnen Völkern, z. B. bei den Spartanern, für den Bestand des Volkes gewirkt; aber er ist unmöglich, sobald die Nation aus ihren engen Grenzen heraustritt, und er erstickt, bis er selbst erstickt wird. Die unbegrenzte Freiheit bringt unendliches Leben hervor, aber dieses wuchernde Leben überspringt das Maß seiner Kräfte, verschwendet dieselben, und erschöpft sie dadurch. Bei der Ohnmacht des Zwanges gegen die Freiheit möge man niemals den Versuch erneuern, diese durch jenen begrenzen und regeln zu wollen, sondern man kann sich nur mit der Erwartung beruhigen, daß die wiederholten bitteren Erfahrungen den kühnen, leichtsinnigen Jüngling von selbst zum sittlichen Ernst, zur Mäßigkeit und Ordnung des Mannes führen werden. — Wenn das mosaische Gesetz den Zins innerhalb des israelitischen Volkes verbot, im sechsten Jahre alle Schulden annullirte, im fünfzigsten Grundbesitz und Freiheit einem Jeden zurückgab, und Verleihen nur zu einem Akte der Wohlthätigkeit machte, so war dies nur für das innere Leben eines einfachen Ackerbauvolkes berechnet, und das mosaische Gesetz selbst läßt nach außen hin unbedingte Freiheit.

Bei dem unbegrenzt erwachsenen internationalen Verkehre aller Völker ist es also diese unbedingte Freiheit, welche auch aus dem mosaischen Gesetze als Prinzip fließt. —

Doch verlassen wir den Gegenstand nicht, ohne noch eine Betrachtung anderer Art zu machen. Wenn einen Einzelnen ein Mißgeschick trifft, so ist es ungerecht, und gegen die Lehren unserer Religion, ihn dafür sittlich verantwortlich zu machen, ihm unter jeder Bedingung die sittliche Verschuldung zuzuschreiben, mit einem Worte, zu sagen, daß er dieses Mißgeschick durch seine Handlungsweise verdient habe. Denn oft genug bedeckt das Gewand des äußerlichen Glückes ein schlechtes und verderbtes Herz. Die Wege Gottes sind nicht so einfach und übersichtlich, daß wir sie, wie ein Schüler sein ABC aus der Fibel, aus dem Leben herauslesen können. Wo aber über ganze Völker, über große Theile des ganzen Menschengeschlechtes sich Uebel und Leiden ergießen — da geziemt es wohl, ernste Erwägung daran zu knüpfen und die Lehren sittlicher Würde in das allgemeine Bewußtsein zurückzurufen. Es ist nicht zu verkennen, daß unsere Zeit an der Gier nach Erwerb, besonders nach müheloſem, raschem und übermäßigem Erwerb leidet — die große Lehre, daß der Erwerb immer nur einen flüchtigen Besitz verschafft, der so leicht, wie er gekommen, wieder zerinnt und dem Menschen niemals eine sichere Stütze des Lebens gewährt — diese wird jetzt wieder einmal Zahllosen in bitterer und schmerzlicher Weise eingeprägt. Vor dem Besitz von Reichthümern verschwand die Achtung vor den geistigen Gütern des Menschen, vor Religion, Wissenschaft und Kunst, vor Sittlichkeit, Geistesbildung und Gelehrsamkeit allzusehr, und nur der Werth dessen, was sich verwerthen läßt, wurde geschätzt. Jetzt stellt es sich einmal Vielen und Vielen wieder so recht lebhaft vor die Augen, daß der wahre Kern des Menschendaseins doch wo anders gelegen sei, als in den äußeren Gütern, und dauerhaftes Wesen und dauerndes Glück durch den äußeren Besitz nicht geschaffen werden. Wie viel wurde gegen den wachsenden Luxus, gegen die steigende Genußsucht, namentlich gegen die Zügellosigkeit und Sittenlosigkeit der Jugend gepredigt, selbstverständlich ohne tiefergehende Wirkung — die große Predigt, welche die göttliche Vorsehung durch ihr Geschick vor dem Angesichte unzähliger Menschen vorträgt, wird von einschneidenderem Einfluß sein, und der Zwang zur Einfach-

heit, Einschränkung und Zucht wird auch die Sitte und das allgemeine Leben in engere Grenzen zurückführen. Wie Viele werden froh sein, wenn sie nur die Mittel übrig behalten, die Kraft und die Gelegenheit, um in kleinem Maße wieder anfangen und mit bescheidenen Erfolgen sich mühsam wieder heraufarbeiten zu können. Darin liegt aber der Trost, daß sie hierbei sich oft glücklicher fühlen werden, als in dem früheren Rausche schwindelnder und schwindeliger Betriebsamkeit.

XXVIII.

Das Duell.

Lo thirzach! Du sollst nicht tödten!

In diesen zwei Worten des sechsten Gebotes liegt eigentlich schon die ganze Antwort. Die einzige Ausnahme, welche das Judenthum gewährt, die Waffe gegen seinen Nebenmenschen zu gebrauchen, ist die Vertheidigung des Vaterlandes und der eigenen Person bei Nothwehr, letztere aber auch unter bestimmten Bedingungen der Vorsicht. Allein da in der jüngsten Zeit das Duell in Deutschland wieder zu einer wahren Wuth oder Mode geworden und die evangelische Kirchenzeitung und Herr Dr. Hengstenberg in der Metropole der Intelligenz und des Protestantismus für nothwendig gefunden, ein ganzes Buch über das Duell vom christlichen Standpunkte zu schreiben — so wird man es uns nicht verübeln, wenn wir jenen obigen Worten, mit denen das Judenthum die Sache eigentlich abgemacht hätte, noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Von vorn herein wird es wohl jetzt Niemandem mehr einfallen, bei der sittlich religiösen Verachtung, welche das Judenthum dem Duell widmet, etwa auf Mangel an Muth u. dgl. bei den Juden anzuspielen. Die Kriege der Neuzeit haben genügend den Gegenbeweis geführt. Leider haben auch an Duellen in neuerer Zeit Juden genug Theil genommen.

Das alte Israel hatte mehrfache Gewohnheiten und Sitten, die in den christlich-germanischen Ländern im Mittelalter florirten, auch auf unsere Zeit noch manchen Schlagschatten herüberwerfen, nicht minder von den zahlreichen Freunden des Mittelalters zurück-

gewünscht werden, niemals gekannt. Raubritter und Faustrecht, Lehnsherren und Leibeigene kannte das Judenthum nie — ein jeder Israelit war freier Bürger und gleichberechtigtes Glied der Volksgenossenschaft. Dagegen war ganz Israel schon von Moses an zum genau organisirten Heerbann verpflichtet. Darum kannte es weder eine Kriegerkaste, noch einen abgesonderten Offizierstand, mit besonderen Rechten und einer eigenthümlichen „Ehre", noch einen eximirten Gerichtsstand. Eben so wenig kannte es ein Söldnerleben, wo Jemand seine Faust und sein Blut dem Meistbietenden auf Zeit verpachtet, und ein Staat solche pachtet. Unbekannt blieben ihm auch vom Anfang bis zu Ende die Segnungen der Folter und des geheimen inquisitorischen Kriminalverfahrens, die außerordentlichen Wirkungen der Gottesurtheile u. dgl. Was Wunder, daß es auch so barbarisch war, keinen Begriff davon zu haben: wie man eine Beleidigung eigenmächtig und mit dem Blute seines Gegners zu rächen, Pflicht und Recht habe.

Das höchste Gesetz des Judenthums auf diesem Gebiete lautet 3 Mos. 19, 17.: „Hasse Deinen Bruder nicht in Deinem Herzen, Du kannst ihm zwar Verweise geben, wenn er Dich beleidigt hat, trage ihm aber sein Vergehen nicht nach, Du sollst Dich nicht rächen und Zorn nachtragen, sondern liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst." Jedes dieser Worte drückt dem Duell das Merkmal der **Sünde** auf, von jedem dieser Worte ist das Duell das flagrante Gegentheil. — Das mosaische Gesetz unterscheidet sehr sorgfältig den vorsätzlichen und unvorsätzlichen Mord, belegt den letzteren mit der Verbannung nach einer der sogenannten Freistätte bis zum Tode des jeweiligen Hohenpriesters, bestraft jenen mit dem Tode. Dieses Gesetz macht keinen Unterschied in Motiven und in der Art und Weise der That, nur die Vertheidigung des Vaterlandes und die Nothwehr machen eine Ausnahme, und so drückt dieses Gesetz dem Duell den Stempel des **Verbrechens** auf. Wer mit dem Degen in der Faust oder mit der Pistole in der Hand auf die Mensur tritt, mit dem Vorsatz, das Duell zu Ende zu führen, hat auch den Vorsatz, das Blut seines Gegners zu vergießen, und handelt so, daß er dem Leben seines Nebenmenschen, wenn es Gott nicht abwendet, ein Ende macht. Das ist vorsätzlicher Mord ohne alle Bedingung!

Man spricht von Mannhaftigkeit, von Ehre im Duell! Dann hat aber auch der Straßenräuber Mannhaftigkeit, der hintritt mit dem Degen ein Gut zu erwerben, das er nicht besitzt. Weiß man es nicht längst, daß oft eben so sehr die verzweifelnde Feigheit zum Degen greift, wie es eines heroischen Muthes bedarf, um eine schmerzhafte Sache männlich und energisch zu Ende zu führen? Ehre — wie kann eine verletzte Ehre gerechtfertigt, gereinigt, wieder hergestellt werden durch ein Verfahren, wo die Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit des Beleidigers der ehrlos geraubten Ehre noch das geraubte Leben des Beleidigten hinzufügen kann; oder wo im günstigeren Falle der Beleidigte nichts gethan als den Mund seines Gegners stumm gemacht?! Welche Verschrobenheit der sittlich-religiösen Ansichten gehört dazu, wenn in gewissen Kreisen durch mehr oder weniger vergossenes Menschenblut ein Unrecht als gesühnt angesehen wird, ohne daß die Wahrheit an das Tageslicht gebracht und der sittliche Werth der Geschehnisse und der Person bewährt worden ist! . . .

Wenn aber Israel solche Ansichten niemals gehegt, wenn es solche besonderen Ständen, insbesondere einem Militairstande niemals bewilligt hat, so wäre es ihm als eine mephistofelische Lächerlichkeit erschienen, wenn seine „Jünger der Wissenschaft" (Studenten) sich solche Dinge angemaßt hätten. R. Akiba soll 20,000 Schüler zu seinen Füßen gesehen haben — es waren nicht allein rauflustige Jungen darunter, sondern auch kampfbegierige Männer, welche das schon zerbrochene Schwert zu einem letzten Kampfe gegen die tyrannischen Römer erhoben — aber das Ziel des israelitischen Jüngers der Wissenschaft war das höchste sittlich-religiöse, und das Blut seines Nächsten zu vergießen, brachte ihm nur Schaden und Fluch.

Dies ist die Ansicht des Judenthums vom Duell. Es macht nun keinen Anspruch, diese seine Ansicht in „christlichen Staaten" geltend zu machen — aber sie auszusprechen hat es das volle Recht und die volle Verpflichtung.

Vierter Abschnitt.

Die Politik und die Juden.

XXIX.

Parallelen.[1])

1. Rom und Paris.

Wenn es Augenblicke giebt, in welchen das Herz bang und matt vor Entmuthigung schlägt, daß es mit der Menschheit, mit der Wahrheit und dem Recht in ihr noch so langsam vorwärtsgeht, als ob sie nie zu einem auch nur mäßigen Ziele gelangen werden — wenn andere Stunden kommen, in denen der gehobene Geist auf raschen Schwingen dem Ideale sich nahe fühlt und erfüllt glaubt, was die jugendliche Phantasie an Schönem, Edlem, Großem sich ausgebaut — Nichts nützt da mehr, als mit schnellem Blick die Erde zu überschauen und sich zu vergegenwärtigen, wie es in derselben Zeit an den verschiedenen Orten so verschieden aussieht in allen Verhältnissen des Lebens. Sinkt dir der Muth da an dem einen, hebt er am andern Orte sich hoch empor; der eine Platz zeigt dir, daß die alte Zeit noch lange nicht geschwunden, der andere, daß sich am Ende alles Gute und Rechte doch verwirklicht. Folget mir, liebe Leser, ein wenig durch ein solches Panorama. Nur einige kühne Blicke aus der Vogelperspektive...

---

[1]) Wir lassen diese Parallelen aus dem Jahre 1851 unverändert, weil der Vergleich von damals mit Jetzt (nach 17 Jahren) wiederum Gelegenheit zu interessanter Beobachtung giebt.

Die alte Siebenhügelstadt, die ewige Roma! Sie, die, freilich viel jünger als unser Jerusalem, das schon Jahrtausende zählte, als die Begründer Roms an dem Euter der Wölfin saugten, dieses Jerusalem bezwang, zerstörte, ohne den Wiederaufbau hindern zu können, und nachträglich als Religionsmittelpunkt für Millionen mit ihm rivalisirte — die Trümmerstadt, welche noch heute zum größten Theil von der Größe ihrer Vorvordern lebt — unter dem Szepter des Augustus schon herbergte sie eine jüdische Gemeinde von Tausenden, und noch jetzt zählt sie von Juda's Nachkommen an Fünftausend, aber wie? Vergebens suchte Pius IX. in seiner Glanzzeit die Thore des Ghetto zu öffnen, der Pöbel, der römische Pöbel umzingelte es mit lebendigen, aber todbringenden Mauern; vergebens wollte die kurze römische Republik die Gleichberechtigung der jüdischen Bürger dekretiren, sie lebte zu kurz und stürmisch, um es zu verwirklichen, und dieser Versuch schleuderte die Juden noch tiefer zurück. Nur von Einem sind die Hartgeprüften verschont worden; denn bis vor wenigen Jahren mußten ihre Vorsteher und Aeltesten jährlich auf dem Kapitol erscheinen, öffentlich dem Scheinsenate von Rom knieend ihre Huldigungen und Gaben darzubringen, um mit einem Fußtritte entlassen zu werden; jährlich wurden sie in eine Kirche getrieben, wo sie die bittersten Schmähungen auf ihre Religion anhören mußten, freilich ohne bekehrt zu werden. Aber noch jetzt sind sie eingeschlossen in das enge, winklige, tief gelegene, den Ueberschwemmungen der gelben Tiber ausgesetzte Ghetto, ausgeschlossen von allen Berührungen mit der bürgerlichen Gesellschaft; noch jetzt auf die niedrigsten Gewerbe beschränkt; noch jetzt einer Masse besonderer Abgaben und besonderer Gesetze unterworfen; noch jetzt verachtet und geschmäht von Allen, und der schmutzigste, faulste, bettelhafteste Römer dünkt sich erhaben über jedweden Sohn Juda's; noch jetzt wo sie sich blicken lassen Schmähungen und höhnischen Mißhandlungen ausgesetzt, und gezwungen, vor Allen sich zu beugen und zurückzuweichen.[1]) Fürwahr, es ist nicht ihre Schuld; denn wo sich in den verflossenen Jahren die Gelegenheit darbot, zeigten sie sich befähigt und bereit zu allen Opfern des Bluts und Guts für

[1]) Seitdem sind die bekannten Vorgänge mit den Knaben Mortara und Coën hinzugekommen.

die allgemeine Sache; freudig wollten sie in die Civita treten, obgleich man ihre Jünglinge höhnisch zurückwies, gern brachten sie große Summen dem Vaterlande dar, wohl wissend, daß man es ihnen nicht Dank wußte; und so sind sie denn mit der Rückkehr der alten Verhältnisse zurückgekehrt in ihre alten Verhältnisse des Drucks und der Ausschließung, außer den allgemeinen Uebeln noch die Uebel tragend, die ihnen eine lange alte Zeit aufgebürdet, und die neue Zeit nur um so fühlbarer gemacht hat. — —

Wir wenden uns ab, wir durcheilen die schöne Halbinsel der Appeninen, wir steigen über die Alpen, wir gehen nach Paris. O, diese Seinestadt sah in früheren Zeiten nicht minder harte Verfolgungen der Juden; wiederholt wurden sie vertrieben, zugelassen und wieder vertrieben; und dann kamen Jahrhunderte, wo kein Fuß eines Juden die Straßen der riesenhaft wachsenden Stadt betrat. Merkwürdig, in den ersten Jahren der französischen Revolution wohnten nur ein Paar Juden in Paris, und jetzt, man schätzt die Zahl derselben an 30,000, so jung die Gemeinde, und doch so ungeheuer angeschwollen. Und nun durchwandre die Stadt, und frage in allen ihren Instituten an; seit drei Jahren bereits der dritte Jude Minister (Crémieux, Goudcheaux, Fould); im Institut ein Jude (Franck); im Conservatoire de Musique ein Jude (Halévy) in den Gerichtshöfen Juden als Staatsanwälte, Richter und Sachwalter; im Heere Juden in allen Graden; in der Presse, auf den Lehrstühlen, in Handel, Fabrik und allen technischen Gewerben und Künsten Juden; der Staat besoldet ihre geistlichen Beamten; der Staat baut an ihren Synagogen; der Staat zahlt zu ihren Schulen; wo es irgend ein öffentliches Institut betrifft, wird ihrem Kultus als gleichberechtigt seine Vertretung eingeräumt. Mag immerhin hie und da der Versuch gemacht werden, einem alten fanatischen Gelüste einmal zu fröhnen, wie bald wird er vereitelt. . . .

Rom und Paris, welche Verschiedenheit! Gehören sie wirklich Einer Zeit, Einem Welttheile Beide an? Wer es nicht wüßte, sollte es kaum glauben!

Aber auch andere Parallelen zeigen, daß es möglich ist.

Wenden wir uns zu anderen Punkten.

2. Asien und Amerika.

Drüben, wo die Sonne aufgeht, liegt das Land unserer Väter; und wo die Sonne untergeht, liegt das Land unserer Enkel. Immer weiter in Nebel hüllt sich und weicht zurück das Land unserer Vergangenheit, immer heller wird und rückt näher das Land unserer Zukunft. Dort die Seufzer unter dem Joche türkischer Despotie, da der Jubelruf unter dem Sternenstreif im blauen Felde; dort immer mehr zerfallende Trümmer, in dem Schweigen der Wüste hörst du das Rieseln des zerbröckelnden Kalkes und der stürzenden Steine, da immer höher und weiter wachsender Bau voll Kraft und Jugend unter dem Rauschen lebendiger Völker. Wir stehen am Wegweiser, der zween Arme ausstreckt, den einen hoch erhoben nach Westen, den andern tief gesunken nach Osten.

Welche unendliche Strecke der asiatische Welttheil; aber wenn du den eisigen Norden und den abgeschlossenen Osten nnd die unbekannte Mitte abziehest, so siehst du Millionen von den Söhnen Juda's allda zerstreut, aber alle arm, alle unwissend, alle zertreten, alle verachtet, eine zweite und unsäglich größere babylonische Gefangenschaft, aber ohne einen Daniel und ohne einen Mordechai, doch mit tausend und abermal tausend Märtyrern im feurigen Ofen der Noth und der Drangsale. In den Fluren und Triften der arabischen Halbinsel sollen halbwilde freie Stämme aus Abkömmlingen Israels herumstreifen; man träumt auch von einem mächtigen Judenstaate im Innern aus gigantischen Männern — der Sklave träumt so gern von dem was ihm fehlt; in Hinterindien leben Schwarze, die vor Jahrhunderten sich zum Glauben Israels bekannten — — aber Persien mit zahllosen Israeliten in zerfallenen Hütten und mit Lumpen bekleidet, das ganze Vorder- und Kleinasien, wo die späten Enkel Juda's in tiefster Armuth schmachten, und Palästina, Palästina! bevölkert immer von Neuen von fernherziehenden, welche den Trümmerstaub der heiligen Orte küssen wollen, wo die Juden fast wie verstohlen durch die Fluren und Wüsten huschen, oder sich in die verschmähtesten Winkel bergen, da, wo ihre Urväter hochaufgerichtet den Nationen gegenüberstanden und — standen! . . .

Der Blick zögert, sich abzuwenden — wer wendet auch den

Blick gern ab von dem Orte, wo seine Wiege stand, wo seine Jugend gebildet und gezogen ward, wo seine innerste Natur den Keim und die Wurzel empfing, die er nun mit sich trägt durch alle Welt, die er unter guter Pflege doch allein entwickeln kann, und von dem er nicht abkommen kann — aber das Leben treibt vorwärts und wird nicht aufgehalten von der Macht der Erinnerung, so groß und so heilig sie auch ist.

Aus dem Schooße des Meeres stieg vor den Blicken der spanischen Seefahrer das grüne Eiland herauf, der Herold einer neuen Welt. Was war sie damals? Bedeckt mit unzugänglichen Urwäldern, durchstreift von wilden Stämmen, die in rohen Wigwams wohnten, nur in einigen Theilen von halbzivilisirten Völkern mit Städten bevölkert, wenn auch tief im Innern hier und da vergessene Ruinen einer untergegangenen Kultur bergend. Was ist sie jetzt? jetzt nach drei und einem halben Jahrhundert? Wer will es unternehmen mit wenigen Strichen das Bild dieser Länder zu entwerfen, welche siegreich die Kultur im Verein mit der Freiheit unaufhaltsam sich unterwirft? Und wer will die große Zukunft bezeichnen, welche die Gegenwart dieser neuen Welt verbürgt?

Und unter den Ankömmlingen, die immerfort dahin strömen, waren und sind viele Männer Israels. Und wenn sie den Fuß auf das Gestade der neuen Welt setzten, so waren sie unverkümmert Menschen und Bürger, und trugen das Antlitz kühn und ungebeugt. Und so schritten und schreiten sie muthig hinein in das Land. Und nicht zögerten sie an den Kämpfen und Ringen des neuen Vaterlandes Theil zu nehmen mit bester Kraft. Aber vergaßen sie des Glaubens, den sie mit hinübergetragen? Im Beginn, als sie nur vereinzelt dastanden, schien es so; aber da sie sich gesammelt, und wo sie sich sammeln, da errichteten und errichten sie ihre Betstätten und Tempel, und stellen die heiligen Rollen auf, die vom Euphrat und Nil und Jordan, und vom Sinai und Nebo und Libanon sprechen, und feiern die Feste, die in der Wüste Arabiens eingesetzt worden, und beten die Gebete, die einer spätern jetzt längst vergangenen Zeit entflossen, und bekennen sich als Israeliten, und werden als solche geachtet, weil der freie Mann Alles achtet, was auf Ueberzeugung wurzelt, und in der Welt der Erscheinung sich seiner selbst nicht schämt. Und alle diese neuen Stiftungen sind die Mittelpunkte, an welche sich immerfort Neues

und Neues schließt, und das wächst, wie die ganze neue Welt wächst, und je mehr es wächst, desto mehr wird es als groß und berechtigt und bestehend begrüßt und anerkannt.

Das ist Amerika, und jenes Asien .... wird einst in Asien die Nacht dem Tage wieder weichen? ...

3. London und Petersburg.

Die Themse rollt ihre breiten Gewässer ostwärts in die Nordsee, die Newa westwärts in die Ostsee. Ihre Mündungen sind mit heimischen und fremden Schiffen bedeckt. Bevor sie Beide sich mit dem Meere vermählen, durchschneiden sie jede eine Riesenstadt, die Hauptstädte kolossaler Weltmächte, Albion, in dessen Herrschaft die Sonne nicht untergeht, das seine Macht nicht blos über die Meere der Erde, sondern auch über die fruchtbarsten Länder, das alte Indien, ausgedehnt hat, dessen Vorposten die Felsen am Eingang der Elbe wie des Mittelmeers, an der Südspitze Afrika's wie Arabiens (Aden) besetzt halten, dessen Fahne in Kanada, in Westindien wie in Südamerika weht, und auf dem einsamen Eiland St. Helena wie auf Malta, auf Neuholland wie auf Guinea flattert. Das Czaarenreich, das die ungeheuersten Ländergebiete Europa's und Asiens ununterbrochen umschließt, und von der Weichsel und dem schwarzen Meere bis auf die Westküste Amerika's unter seinen Adler vereinigt, das mit der einen Seite Preußen, mit der andern die chinesische Mauer berührt, im Norden das starre Eismeer, im Süden die glühenden Steppen Persiens. Der Lebensmittelpunkt beider Kolosse liegt in den Häuser- und Palästehaufen an der Themse und an der Newa. Von hier aus fliegen die Botschaften, welche die ungeheueren Reiche ordnen, zusammenhalten, beleben, bethätigen.

Doch nur so weit reicht die Aehnlichkeit. Welche Verschiedenheiten! Dort an der Themse erhebt sich jetzt der Krystallpalast, der die Schätze der Thätigkeit aller Nationen versammelt hat, und in welchem alle Nationen in dem Wetteifer ihrer Gewerbsproduktionen sich begegnen — da an der Newa erhebt sich die unübersteigbare Schranke, welche die übrigen Völker abscheidet und ausschließt von den Völkern, die dem russischen Zepter unterworfen sind, und nur zuläßt, was gar nicht entbehrt werden kann; dort an der Themse der Zusammentritt der Männer, welche die Nation

sendet, ihre Verhältnisse zu ordnen, ihre Gesetze zu bestimmen, ihren Staat zu wahren — da an der Newa der Wille eines Einzigen, dem der Bojar im Steinpalast, wie der Kalmück in der einsamen Steppe unterthan ist, der den polnischen Bauer in den kaukasischen Urwald, und den tscherkessischen Reiter an die Ufer der Weichsel sendet, vor dem der kümmerliche Ostjake wie der reiche Tartar der Krimm erzittert.

Wie viele Flüchtlinge sind schon an der Küste Albions gelandet, um dort frei und ungehindert ein neues Leben in Geschäftigkeit und Fleiß zu beginnen? Auf dem Weltmarkt fehlen auch die Söhne Juda's nicht. Seit den noch nicht zwei Jahrhunderten, in welchen denselben der Zugang zu der mächtigen Insel wieder geöffnet ist, haben sie sich dort geräuschlos gesammelt, und ihrer sind viele geworden. Ihnen fehlt da Nichts an den Rechten des Bürgers, als daß der Palast der Gesetzgebung sich auch Männern ihres Glaubens eröffne;[1]) die Nation will es, denn sie hat einen Solchen gewählt, und der Widerstand kann auch hiergegen nicht lange mehr dauern. Aber wenn irgendwo, haben die Juden Englands gezeigt, daß der Glaube Israels Keinen seiner Bekenner verhindert, dem Volke sich ganz anzuschließen, das ihn aufgenommen. Die eingeborenen Juden Englands sind Engländer im vollen Sinne des Wortes, in ihrem Charakter, in ihrer Richtung, in den Vorzügen und Nachtheilen, den Licht- und Schattenseiten ihrer Bildung und Natur. Hier waltet das Praktische vor, und die Theorie und Lehre bleibt zurück; hier das Hangen am Alten, Hergebrachten, weil es so ist, neben der Selbstständigkeit des Urtheils; hier die Abgeschlossenheit neben der Anerkennung. Und so der Engländer überhaupt. Ihm ist die Uebung eines uralten Gebrauchs kein Gegenstand des Spottes, des Verlachens: es ist Gesetz, und dem Gesetz beugt sich der Mann, das Gesetz kann nur die Gesammtheit, nicht der Einzelne verändern oder abschaffen. In der Laubhütte des Sir Moses Montefiore frühstückten die Minister Ihrer Majestät und der König der Belgier. Und obgleich Sir Moses noch eine Laubhütte baut, und sicherlich genau nach den Vorschriften des Schulchan Aruch, wurde er doch von Ihrer Majestät unter die Barone des Reiches aufgenommen.

[1]) Bekanntlich seitdem geschehen.

Aber von den Straßen St. Petersburgs sind die Juden ausgeschlossen.[1]) Ob auch über anderthalb Millionen Juden das russische Reich bewohnen, durch die Thore jener drei Hauptstädte dieses Reiches, des neuen Petersburg, des alten Moskau und des heiligen Kiew dürfen sie nur ausnahmsweise, mit besonderer Erlaubniß schreiten. Und wie von den Hauptstädten, so sind sie auch ausgeschlossen von den bedeutendsten und zahlreichsten Provinzen. Enggedrängt dürfen sie nur wohnen in den westlichen Landschaften, wo sie unter Polens Zepter sich einst gehäuft, und auf einem schmalen Südstreif, den das Schwarze Meer bespült. Allerdings dürfen sie nicht allein, sondern müssen in allen Provinzen in dem Heere dienen, und in der Nähe Petersburgs ankern die Schiffe, zu deren bester Bemannung Juden gehören — aber wohnen dürfen sie und ihre Eltern und auch um diesen Preis nicht da. Dienen, aber niemals befehligen. Und wenn der Engländer Jeglichen achtet in seinem Brauch, und es natürlich findet, wenn er seinen Glauben konservirt: so ist es Rußlands wesentlichstes Streben, wie Einer weltlichen, so auch Einer geistlichen Herrschaft Alles zu unterwerfen, und die Juden durch ihre Bedrängnisse zum Uebertritt zu zwingen. Weiß die Regierung des Czaaren nicht, daß die gefährlichste Masse die zu einer andern Religion — nicht freiwillig übergetreten ist? . . . Hiermit ist aber Alles erklärt, und der Blick, der zu gleicher Zeit auf die Söhne Englands sieht, welche den jüdischen Glauben bekennen, und auf die Juden Rußlands - der faßt es, wie verschieden das Loos der Menschen auf Erden, wie verschieden die menschliche Gesellschaft, wie verschieden die Verhältnisse der letztern — und das Alles besteht nebeneinander. . . .

4. Das alte und das neue Spanien.

Es ist immer eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, wie im Laufe der geschichtlichen Zeit der Mittelpunkt und die Region einer lebendigen und lebensvollen Kultur von einem Erdstrich zum andern gerückt ist, und zwar nicht etwa mit extensiver Ausdehnung

[1]) Der jetzt regierende Kaiser hat, wie so Vieles, auch dies geändert, und gegenwärtig besteht sogar eine anerkannte jüdische Gemeinde in Petersburg.

ihres Gebietes, sondern indem die Kultur den einen Erdstrich, den sie inne gehalten, verließ, um den andern einzunehmen.

Wenn wir von der uralten Weisheit Indiens lesen, und wie alle Handelswege des Alterthums dahin, als auf ihren Ausgangspunkt, weisen, so können wir nicht anders, als in dessen nordwestlichen Räumen den Sitz einer Kultur voraussetzen, die schwand, als sie ihren Fuß weiter nach Norden und Westen richtete. Wer weiß es nicht, daß ihm hierin Egypten gleich that, dessen riesige Monumente immer wieder die Augen des Forschers auf sich ziehen? Wer weiß es nicht, wie viele Jahrhunderte in den weiten Gebieten Mediens, Assyriens, Persiens die Kultur ihren eigentlichen Sitz hatte; bis sie, nach Westen vordringend, das ägäische Meer und den Hellespont überschreitend, endlich nach Griechenland wanderte, da Lieblingsstätten ihrer Pflege aufschlagend; von hier aus Großgriechenland in Unteritalien gründete, und allmälig das mächtige Rom zum Herzen ihres Reiches, wenn auch gezwungen, erkor? Aber als Griechenland aufkam, da zog sie sich allmälig aus den Fluren Asiens zurück; als Rom emporstieg, da erblich der Stern Hellas'. Jetzt veränderte sich ihre Richtung, und mit dem Beginn des Mittelalters wich sie allmälig aus Unteritalien nach Oberitalien, nach Deutschland, aus Spanien und Portugal nach Frankreich; dann kamen die nordischen Staaten empor, Holland, England, Dänemark, Schweden, und endlich folgte selbst Rußland nach.

Wie liegen jetzt die unermeßlichen Länder Asiens danieder! wie bedeckt Egypten der Sand der Wüste! was ist aus Palästina und Syrien geworden! und Griechenland! und Unteritalien und Mittelitalien — Sizilien z. B. ehemals die Kornkammer Roms, jetzt selbst der Zufuhr bedürftig — und Portugal und Spanien!

Nachdem die Kultur nun das nördliche Europa durchdrungen, ist sie abermals gen Westen über den Ozean gefahren, und bereitet sich im jungfräulichen Amerika eine Stätte.

Wir wollen da die oft genug gehörte Frage nicht aufwerfen: ob etwa auch die Kulturländer der Gegenwart dereinst ähnlichem Verfall unterliegen werden, und eine asiatische Verödung über die Trümmer unserer mühseligen Arbeiten ihren Trauerteppich breiten würde? Es ist eine eitle Frage, da den Gang der Weltgeschichte doch deren Bejahung oder Verneinung nicht aufzuhalten vermag.

Aber auf Eines wollen wir doch aufmerksam machen — das ist, daß innerhalb dieser ganzen Entwickelungsgeschichte der Stamm und die Religion Israels überall in und an der Menschheit fortlebten, und mit der Kultur wanderten, wohin diese sich wandte. Sie verließen Asien und gingen nach Griechenland, dieser Stamm und diese Religion Israels: sie verließen Griechenland und gingen nach Rom; sie gingen tief in die Länder des Nordens hinein; sie fuhren mit über den Ozean; sie machten sich selbst auf den Inseln des fünften Welttheils seßhaft. [1])

Und so verließen sie auch Spanien, als es altersschwach sich dem Fanatismus und der Faulheit in die Arme warf. . . .

Ueber den Verfall und die Verödung Spaniens liegen die Daten der Geschichte offen da. Von den wildesten, urkräftigsten Nationen bewohnt, früh schon das Ziel der phönizischen Seefahrer (תרשיש), von den Karthagern theilweise beherrscht, von den Römern theilweise bezwungen, war es zu der Letzteren Zeiten schon von 11 Millionen Menschen bewohnt. Die Gothen strömten dahin von Norden, die Mauren von Süden; immer stieg es, und als die Mauren und Christen sich in der Herrschaft der Halbinsel theilten, zählte man 13 Millionen Bewohner — jetzt 7 Millionen, und welche Armuth, und welche Versunkenheit, und welcher Mangel an Allem, was ein reges Kulturleben bezeichnet, und welche Wüsten! Dieses Sinken begann, als dem Reiche der Mauren der Todesstoß beigebracht worden, als der Fanatismus der nun herrschenden Religion die Mauren und Juden in Millionen über das Meer jagte; als der Despotismus die kräftigsten Söhne aussandte, fremde Länder zu unterwerfen; als der unersättliche Metalldurst die eigenen Fluren veröden ließ, um überseeische mit Goldräubern zu bevölkern. Und dieser glühende Pesthauch tödtete das Leben, wohin der Spanier drang, Mexiko und Peru geben traurige Zeugnisse davon.

Wie hoch das Kulturleben in Spanien bis in das 14te und 15te Jahrhundert stand, jeder Kundige weiß es; namentlich auf maurischer Seite wurde die Wissenschaft mit Eifer und Glück betrieben. Daß Juda's Söhne den regsten Antheil daran nahmen,

[1]) Vor Kurzem wurde erst in Port Philipp (Melbourne) in Neuholland die Konfirmation von der dortigen jüdischen Gemeinde eingeführt.

entgeht Keinem. Aber glücklicher als die arabischen Gelehrten, hat Israel aus der glänzenden Reihe der arabisch- und spanisch-jüdischen Heroen nicht allein damals, sondern immerfort, und gegenwärtig noch den herrlichsten Gewinn gezogen. Wir erwerben immer noch aus den Geistesschachten des Maimonides, Juda Hallevi's, Aben Esra's, Kimchi's, Albo's, Abarbanels u. s. f. Das war die Frucht der freiern Stellung, der Achtung, der Duldsamkeit!

So mag es immerhin ein trauriger Augenblick gewesen sein, als 300,000 Juden den Boden des Vaterlandes, eine nicht mindere Zahl den Boden der väterlichen Religion verließen — aber in den Zeiten, die für Spanien kommen sollten, war es doch kein Unglück für sie; sie hätten dort mit dem Volke verkümmern müssen; welchen Druck hätten sie auszustehen gehabt, wenn der herbste, aber doch nur augenblickliche Schlag der Verbannung nicht auf sie gefallen wäre! Und was wäre es, wenn eine halbe Million jüdischer Bettler wie in Persien und Syrien jetzt dort wohneten! Ein Blick auf Spanien genügt, um jene Verbannung nicht als das Härteste erscheinen zu lassen. Im Norden wurden sie gedrückt, aber der Druck ist verschwunden, und der Jude erhob sich aus dem Staube; in Spanien wäre der Druck noch heute geblieben, so gut wie in Rom, und woran sollte der Jude sich in Spanien erheben? . . .

5. Holland und Norwegen.

Selten werden zwei Ländergebiete, die sich so nahe liegen, zwei Küstenländer eines und desselben Meeres, so viele Verschiedenheiten darbieten an Beschaffenheit und Geschichte, wie Holland und Norwegen. Holland, das vom Meere angeschwemmt und dem Meere abgewonnen ist, während Norwegen den andrängenden Wogen entgegentritt und zuruft: bis hierher und nicht weiter! Holland, das, eine weite ebene Landschaft, unter dem Niveau des Meeres liegend, künstlich aufgethürmter Dünen und Dämme bedurfte und bedarf, um sich vor den darüber stürzenden und es begrabenden Wellen zu schützen, daß es zu aller Zeit in des Menschen Hand liegt, seine Fluren in einen großen See zu verwandeln, und daß seine reiche, große Hauptstadt auf einem Wald von Eichenrosten steht — Norwegen, dessen ganze Küste aus kan-

tigen Felsenriffen besteht, um welche vergebens Sturm und Brandung heulen und schäumen; hundert Fiorde schneiden in das Land, den blauen Wellen eine Zuflucht und ein Tanzplatz, aber die Felsen und Höhen engen sie schnell wieder ein; und dessen ganzes Gebiet von schneebedeckten Bergen durchzogen ist, ein mächtiges Hochland.

Und ihre Geschichte! Beide Länder werden von kräftigen, ausdauernden, freiheitliebenden Stämmen bewohnt; aber der Holländer ist ruhig, besonnen, phlegmatisch, der Norwege feurig, leidenschaftlich, thatenglühend; und dennoch, die Glut des Norwegers verraucht seit alten Zeiten zwischen seinen kalten Felsen und Höhen, während der phlegmatische Holländer eine Zeit lang sich zum Herrscher der Meere machte, und in Ostindien, am Südkap Afrika's und im südamerikanischen Surinam seine siegreiche Flagge entfaltete. Die Geschichte Norwegens dreht sich um kleinliche Händel, ohne Interesse für die Weltgeschichte; Holland aber war es, das in einem ungeheuern Kampfe den kriegsgewohnten Legionen Spaniens seine Freiheit abrang, und zuerst der Welt die Schwächen des hispanischen Kolosses zeigte; Holland, das den Heeren des mächtigen Louis XIV. widerstand, und ihren Siegen immer wiederholt und nie ermüdend ein Ziel setzte. So erscheint denn Norwegen nur als ein Anhängsel 'bald Dänemarks, bald Schwedens, trotz seiner Verfassung unselbstständig als drittes Glied sich schließend an die beiden anderen rivalisirenden Glieder des skandinavischen Kleeblatts; während Holland, immer erhaben *über* seine beschränkten Grenzen, zwar die Herrschaft über das Nachbarland (Belgien) aufgeben mußte, die Herrschaft über sich selbst aber unerschüttert festhielt.

Aber Holland war auch zuerst in Europa eine Freistatt für schuldlos Verbannte und Heimathlose, während Norwegen sich kindisch abschloß, in Haß und Vorurtheil, ein europäisches China. Als Spanien 300,000 Israeliten von ihren heimischen Heerden jagte, da waren nur zwei Länder in Europa, die sich gastlich ihnen öffneten, Holland und — die Türkei. Hat es dir geschadet, Holland, daß du deine Häfen den Unglücklichen öffnetest? Oder kam nun erst recht die Zeit deiner anwachsenden Größe, deines außerordentlichen Verkehrs, deines Gewerbfleißes? Freilich, wolltest du nicht wie Spanien durch die todten Schätze Peru's und Golkonda's dir Glanz und Pracht und Genuß schaffen, sondern allein durch Fleiß

und emsiges Schaffen und kühnes Wagen und kluges Berechnen! Aber darum wurdest du auch reich und glücklich und — lebtest. Norwegen aber blieb arm und unbedeutend und unbesucht. Es trieb mit Blutgesetzen den Fremden von dannen; als ob es Schätze zu bewachen hätte, belegte es mit Geld- und Gefängnißstrafen selbst den Fremden, der durch Sturm und Scheitern an sein Gestade geworfen worden — nicht blos den Juden, sondern auch den Katholiken — als wäre es ein geheiligter Boden, den Niemand betreten dürfe, ohne ihn zu entweihen, wurde der Fuß des Fremdlings gefesselt, der nur einen Schritt auf sein Gebiet gethan — nun, man konnte es entbehren, und die Welt hielt sich nicht dabei auf, und Niemand verlor dabei, als das arme Norwegen selbst.

Welche Anstrengungen sind gemacht worden, um den §. 2, der dem todbringenden Gesetze des alten Scythiens entlehnt ist, aus seiner Verfassung zu entfernen — aber Alles vergebens, er blieb, festgehalten von der Beschränktheit der norwegischen Gesetzgeber.[1]) Nun, so mögen denn die alten norwegischen Felsen die fremden Wogen abhalten für und für, über Holland hält Gott seine schützende Rechte, und sagt: die Fahne der Humanität, gepflanzt auf die Dünen der Nordsee, ist noch eine mächtigere Wehr und eine sicherere Bürgschaft für volles, nie erschlaffendes, reiches Leben!

6. Die Schweiz und Egypten.

Wir vergleichen nicht allein diejenigen Gegenstände, welche Aehnlichkeiten mit einander haben; wir vergleichen auch oft die Gegensätze, um den verschiedenen Charakter durch diese Nebeneinanderstellung klarer zum Bewußtsein zu bringen.

Denn was hättest du, herrliches Land der Alpen, für Aehnlichkeit mit dem Lande des immer näher rückenden Wüstensandes, mit der Ebene und dem Tiefthale, durch das der Nil seine gelben, Schlamm treibenden Wellen führt, wenn nicht durch den vollendeten Gegensatz?

Dort ragen, halb verschüttet, die Leichenmonumente der egyptischen Könige, die Pyramiden, von deren Spitzen „vier Jahrtausende" herabschauen; hier die ewigen Säulen des europäischen Festlandes.

[1]) Ist seitdem gestrichen. Die Furcht der Norweger, ihr Land von Juden überschwemmt zu sehen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Kaum 2—3 Familien haben sich dort niedergelassen.

Dort der glühende Sand; hier der ewige Schnee und die Gletscher. Dort fruchtbare Felder, wenn der Nil seine Wasser darüber gegossen und seinen Schlamm zurückgelassen hat; hier die immer grünen Matten und die alten Forste und Horste und fruchtbaren Thäler. Dort der erstickende Samum; hier der belebende Föhn. Dort das Schweigen der Wüste; hier das Jodeln und das Rauschen der Bäche und Fälle und das Horn von Uri. Dort der stechende Strahl der Sonne, der vom glitzernden Kiesel zurückprallt, daß das Auge des Menschen erblindet; hier der Silberschimmer von den weiten Seen, den grünumbuschten und wildumfelsten.

Und Egypten — so weit wir in deine Geschichte zurückblicken, sehen wir Nichts als ein geknechtetes Volk und despotische Herrscher, ein Volk, das sich knechten lassen will, und Herrscher, die nur Despoten zu sein verstehen. Knechte haben die Pyramiden von Fairum und die Obelisken von Luxor aufgerichtet; Sklaven haben die Sphinxe und Memnonssäule gemeißelt, denn für den Sklaven ist das ganze Leben ein Räthsel, und tönt nur in einem flüchtigen Augenblicke der Klang des Höhern, früh Morgens, wenn der Tyrann noch schläft — wecket ihn nicht! ... Sklaven haben die Kanäle gegraben und die Schöpfräder getreten; in den ungeheueren Leichenkammern ruhen Nichts als Sklaven, die im Tode noch mit den Zeichen ihrer Knechtschaft umgeben sind. Knechte unter den Pharaonen, die selbst Knechte ihrer Priester waren; Knechte unter dem Kambyses und Alexander, unter den Ptolemäern und Römern; unter den Kalifen wie Sultanen ... ein einziges Mal, in einer einzigen Nacht erscholl ein Ruf der Freiheit — aber nur aus dem Munde der Wegziehenden — der Israeliten.

Wann aber war die Schweiz nicht frei? Schon als Hannibal seine Elephanten, als Cäsar seine Legionen, ohne einen Laut der Bewunderung über deine Wunder, deine Berge hinan und hinab führte, wohnten freie Stämme darin, welche lieber ihre Sitze verließen, als dienten. Und welche Schlachten sind in deinen Bergen, in deinen Schluchten geschlagen! welche Schüsse fielen von den Bogen und Büchsen deiner Söhne! Ob von Westen oder Osten der Feind kam, in deinen Marken fand er das Ziel — es sei denn, daß du zu Zeiten mit deinen eigenen Händen in deinem eigenen Schooße wühltest!

Aber in Einem Punkte stimmt ihr Beide überein, Egypten und Schweiz, in dem ungerechten Haß und tyrannischen Druck auf Israel. Wenn in des neunzehnten Jahrhunderts Mitte ein Land wie die Schweiz die Söhne Israels nicht allein aus seinen meisten Gebieten ausschließt, sondern an den wenigen Orten, wo es ihnen zu wohnen seit langer Zeit gestattete, noch mit Ausnahmsgesetzen drückt, ihnen das Bürgerrecht, oder doch Rechte des Bürgers entzieht, ja hier Jahrzehende feilscht, ob sie eine Betstätte zur Anbetung des Einigen errichten dürfen, dort, ob einige jüdische Krämer den luzerner Markt beziehen dürfen, oder nicht; hier erst von Frankreich gezwungen werden muß, französischen Bürgern, aber jüdischen Glaubens, den Aufenthalt zu gewähren; dort die amerikanischen Bürger jüdischen Glaubens vom Handelsvertrage auszuschließen sucht [1]) — sagt, was ist das Anderes als ein modernes Egypten in diesem Punkte? Es ist ein pharaonisches Gelüste der Aussonderung und Bedrückung, es ist ein egyptischer Götzendienst des Krokodils Menschenhaß und der Schlange Unduldsamkeit und des Stiers Vorurtheil. Aber das geschah in dem alten Egypten vor mehr als drei Jahrtausenden; denn das jetzige Egypten ist nicht so arg gegen die Juden wie die moderne Schweiz. Im jetzigen Egypten, so weit dort alle Menschen berechtigt sind, ist es auch der Jude; man zählt ihn nicht, verbannt ihn nicht, schließt ihn nicht aus. Als von frevelhafter, intriguirender Hand die Blutszene zu Damaskus angezettelt worden: da hieß ihr der Pascha von Egypten Stillstand, und setzte der Verfolgung ein Ziel, und gab der Unschuld das Recht. Aber die Schweiz denkt nur an sich, und in der Schweiz ein Jeder an sich; und was ein Jeder hat, das gönnt er darum noch nicht dem Andern ... und darum ist es doch noch nicht die rechte Freiheit, die in der Schweiz wohnt, denn diese weilt nimmer, wo man sich noch immer nicht frei gemacht von Unduldsamkeit und Unrecht und Ausschließungssucht und Ausnahmegesetzen, wo man kein Joch auf *seinen* Schultern, aber wol auf den Schultern des Nachbaren duldet. ...

[1]) Gerade durch diese Handelsverträge ist die Schweiz seitdem gezwungen worden, die Gleichstellung der Juden auszusprechen, aber der Geist der Unduldsamkeit herrscht nach wie vor da, und gefällt sich in mancherlei Rancunen.

XXX.

Die Solidarität der Juden.

Allerdings findet eine Solidarität der Juden statt!

Freilich suchte man sie oft genug da, wo keine solche liegt, aber die rechte tadelte und mißachtete man.

Wenn ein Jude eine gute That gethan, oder wenn er sich durch ein Talent, ein schönes Erzeugniß, Tapferkeit und dergleichen ausgezeichnet hatte: so streichelten zahllose Juden das Kinn, und hielten sich Alle dadurch als edele, begabte, tapfere Menschen ausgezeichnet. Als ob es nicht unter einer großen Zahl Menschen immer edele, begabte, tapfere Menschen gäbe, ohne daß die Gesammtheit dadurch als jene charakterisirt würde.

Wenn ein Jude gestohlen, betrogen, einen Meineid geschworen, einen Verrath begangen, eine Feigheit geübt hatte: so verzogen sich zahllose Mäuler höhnisch über die Schlechtigkeit, Verdorbenheit, Niederträchtigkeit der Juden. Als ob es nicht unter einer großen Zahl Menschen immer Diebe, Betrüger, Verräther, Feiglinge gäbe, ohne daß dadurch die Gesammtheit irgendwie daran betheiligt wäre.

Diese Art von Solidarität findet nicht statt; in allen diesen, guten, wie bösen Dingen steht Jeder für sich; wir wollen die Verdienste eines Juden nicht auf Alle vertheilen; wir wollen aber auch nicht Alle an den Sünden des Einzelnen tragen.

Die Welt weiß nun — wenigstens können wir nichts dafür, wenn Manche es doch nicht wissen wollen — daß es gute Musiker, Maler, Schauspieler, Philologen, Mathematiker, Naturwissenschaftler, Dichter und dergleichen aus dem Stamme der Juden gab und giebt; daß wohlthätige, edele, streng rechtliche, entschlossene, mannhafte u. s. w. Charaktere im Stamme der Juden nicht zu den Seltenheiten gehören; und wir wissen gar wohl, daß es recht

schlechte, gottlose, sittenlose, widrige, erbärmliche, frevelhafte Menschen unter uns gab und giebt, die wir als solche nicht im Geringsten bemänteln, sondern sie ihrer gerechten Strafe vereint mit unserer Verachtung überlassen. Also diese Art von Solidarität halten wir von der Welt wie von unserer Seite als höchst veraltet, als Gerümpel, wozu sich freilich immer noch viele Liebhaber finden, wir weisen sie von uns.

Aber es giebt eine Solidarität der Juden, die wir nicht allein uns nicht nehmen, nicht verdächtigen lassen wollen — sondern die wir wecken, nähren, fördern, befestigen und mit Stolz darauf verweisen wollen, eine Solidarität, welche in der ältern Zeit wohl gekannt war, in der neuesten Zeit wieder erstanden ist, aber während der Verknöcherung innerhalb des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verschwunden war, weil damals der Jude in der That nur die Gemeinde loci kannte, und über deren enge Grenze hinaus nichts für ihn existirte.

Diese wahrhafte Solidarität der Juden ist: die Theilnahme Aller an der Selbstständigkeit (Integrität und Autonomie) unseres Glaubens, an der Verbreitung der menschengeschlechtlichen Bildung unter unseren Glaubensgenossen und an der Durchführung und Verwirklichung der bürgerlichen Gleichstellung durch die ganze Welt. Für diese drei Momente haben wir Allesammt einzutreten; in diesen muß „Einer für Alle und Alle für Einen" stehen; für diese haben wir Opfer zu tragen, und können wir Opfer verlangen.

Die Selbstständigkeit unseres Glaubens — denn für diesen existiren wir als Juden, für diesen haben unsere Väter die Verfolgungen der Jahrtausende getragen, in diesem haben wir unsere Mission, die Befriedigung unserer Selbst; von diesem jeden Einfluß von außen und jeden Zwang von innen fern zu halten, ist unser Aller Pflicht, in deren Erfüllung weder Meer und Gebirge, noch politische und nationale Grenzen einen Unterschied hereinbringen.

Die menschengeschlechtliche Bildung aller unserer Glaubensgenossen — denn mit Nichten widerstreitet diese unserer Religion in ihrer Wesenheit, sondern vielmehr liegt in der Religion Moses' und der Propheten der Ziel- und Endpunkt der menschengeschlechtlichen Entwickelung; aber gerade darum ist der Stamm Juda's

überall berufen, einen lebendigen Antheil an der Kultur zu nehmen, welche bei aller Einwirkung des Heidenthums doch auch wesentlich von der „religiösen Idee" influencirt worden ist. Jeder Theil der jüdischen Glaubensgenossenschaft, welcher der Kultur fern bleibt, sinkt unaufhaltsam zur untersten sozialen, dann intellektuellen, und endlich auch religiösen Stufe herab, und da der jüdische Stamm keinen nationalen Mittelpunkt mehr, sondern vielmehr seinen Beruf in aller Welt hat, so dürfen die anderen Theile desselben nicht dulden, daß bedeutende Massen von ihm also untergehen.

Noch näher liegt es, daß, so lange in bedeutenden Theilen der Welt den Juden als solchen die bürgerliche Berechtigung entzogen wird, auch überhaupt diese Idee nicht konsolidirt, nicht abgemacht und unantastbar geworden ist. Erst durch die allgemeine Berechtigung der Juden überall — ist die Aufgabe des Judenthums in der neuern Zeit, sich als Religion innerhalb der menschengeschlechtlichen Kultur und bürgerlichen Gleichberechtigung zu erhalten und auszuarbeiten, gesichert.

Es war eine Zeit, wo alles Zusammenwirken zu solchen Zwecken uns sehr übel genommen, wo alsbald von Koterie, Kameraderie und dergleichen geschrieen ward; gerade zu einer Zeit, wo sich nur erst schwache Funken dieses gemeinsamen Bewußtseins und Interesses in den Juden selbst zeigten.

Die „Allgemeine Zeitung des Judenthums" pflanzte in diesem Bewußtsein und für dieses gemeinsame Interesse, für diese Solidarität ihre Fahne auf, und ist ihr bis heute nicht untreu geworden. Alles Andere war ihr stets Nebensache — Hauptsache blieb ihr: Selbstständigkeit unseres Glaubens (gleichbedeutend mit dem Kampf gegen jeden Glaubenszwang von außen und innen —), menschengeschlechtliche Bildung aller unserer Glaubensgenossen und bürgerliche Gleichberechtigung für unsere Glaubensgenossen in aller Welt. Auf diesen drei Momenten hielten wir immer das Leben, die Erhaltung und die Erfüllung unserer Religion in unserer Zeit beruhend; ohne sie bloßes Vegetiren; für sie daher aller Kampf, alle Anstrengung, alle Aufopferung — jedoch nur auf ächt israelitschem Wege, d. h. auf dem Wege des Geistes und der Entwickelung: „fürchte Gott und den König d. i. den Staat!"

XXXI.

Der Kosmopolitismus der Juden.

Der letzte Einwand und Vorwurf, welchen eine gewisse Partei gegen die Juden erhebt, eine Partei, die die Prinzipien des Rechts und der Duldung öffentlich nicht leugnet, aber insgeheim deren Verwirklichung mit aller Macht zu hintertreiben sucht, eine Partei, welche mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel durch das große Thor der Gerechtigkeit einzieht, aber nur mit dem Vorbehalt, sich Hinterpförtchen genug offen zu halten, um bequem wieder hinausschlüpfen zu können, der letzte Einwand und Vorwurf, den z. B. die „Ausburger Allgemeine Zeitung" niemals unterläßt, gegen uns geltend zu machen, ist: die Juden hätten keine nationale Gesinnung, sondern durchweg eine kosmopolitische Anschauung und Tendenz. Nun mögen die Juden ihren Patriotismus, ihre nationale Energie noch so sehr durch Thaten erweisen, es finden sich immer noch selbstische Motive genug, die man ihnen in jedem besonderen Falle unterschieben kann, um den Allgemeinsatz immer noch mit einigem Scheine aufrecht zu erhalten.

Wir hingegen haben niemals im Sinne, den Behauptungen unserer Gegner ein bloßes Nein gegenüberzustellen. Wir nehmen vielmehr an, daß jede öfter und von mehreren Seiten aufgestellte Behauptung irgend etwas Richtiges zu Grunde hat, was jenen den Schein der Wahrheit ertheilt, und daß es daher vielmehr darauf ankommt, diesen Schein zu widerlegen und seine Unwahrheit nachzuweisen.

Fragen wir: was heißt Kosmopolitismus? Er ist die Anschauung und die Tendenz, die ganze Menschheit als ein einheitliches Ganzes zu betrachten, in allen Bestrebungen nur die

Förderung und das Heil dieses Ganzen im Auge zu haben und alle Ereignisse und Thaten aus diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen. Nach dieser einfachen Erklärung kann man leicht absehen, daß es einen Kosmopolitismus geben kann, welcher der nationalen Gesinnung feindlich entgegentritt, aber auch einen solchen, der mit dieser letzteren in völligem Einklang steht.

Jeder Mensch kann sich gewissermaßen als den Mittelpunkt konzentrischer Kreise ansehen. Er ist Individuum, und weil er dies an Geist und an Leib ist, hat seine Individualität ein unleugbares Recht. Kann er ja auch machen was er will, er wird sein Individuum nicht ausziehen. Wer aber wird das Familienrecht, das Recht der Blutsverwandtschaft und Verschwägerung leugnen? Um dieses legt sich weiterhin der Kreis der städtischen Genossenschaft, der Glaubensgenossenschaft, der Nation und des Staates, und endlich der ganzen Menschheit. Alle diese Kreise haben natürliche, vernunftgemäße und sittliche Rechte auf jeden Menschen, gegen sie alle hat er Pflichten zu üben. Hingegen steht es niemals in der Macht des einen Kreises — um diesen Ausdruck beizubehalten — die Rechte des anderen Kreises aufzuheben und für nichtig zu erklären. Weder die Menschheit, noch die Nation und Familie können das Recht der Individualität vernichten und für sich selbst zum Opfer verlangen; die Menschheit und die Nation dürfen nimmer das Recht der Familie vernichten, und eben so wenig liegt es in dem Recht der Menschheit, das Recht der Nation abzuleugnen. Gleiches findet aber auch umgekehrt statt, und das Individuum darf eben so wenig aus selbstsüchtigen Gründen und Absichten seinen Pflichten gegen seine Familie und seine Nation, gegen Commune, Staat und Vaterland wie gegen jeden Menschenbruder und die ganze Menschheit untreu werden. Es ist vielmehr die hohe Aufgabe des Menschen, sich innerhalb aller dieser Kreise mit sittlichem Bewußtsein zu bewegen, ihnen allen je nach Standpunkt und Kräften zu genügen, und sie in sich und sich mit ihnen in Frieden und Einklang zu erhalten — darin besteht seine wahre Sittlichkeit. Den richtigen Maßstab für jeden dieser Kreise und dessen Rechte in sich zu tragen, in Collisionsfällen jedem derselben das zukömmliche Maß zu halten, ist die Sache des an Verstand, Herz und Charakter entwickelten Menschen. Leicht wird man dabei erkennen, daß gerade Familie, Nation und

Staat hierbei den großen Vortheil des konkreten Lebens haben, während die Menschheit als solche für das Individuum fast nur als Abstraktion besteht und nur sehr geringe konkrete Momente besitzt. Es ist daher in der That mit dem Kosmopolitismus bei der ungeheuren Mehrzahl der Menschen noch sehr wenig weit her, das Nationale sitzt jedem Menschen so tief im Herzen, daß schon darum der Vorwurf des Kosmopolitismus wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Ein jeder Kosmopolitismus, der die Nationalität verwirft und aufheben will, ist einseitig, unnatürlich und rechtswidrig. Wir scheuen uns aber auch nicht, es auszusprechen, daß die Nationalität, die den Kosmopolitismus gänzlich verleugnet, sich selbst als alleiniges Moment der Bildung, des Strebens und Zieles, als den ganzen Inhalt der Pflichtenwelt ausgiebt, einseitig, unnatürlich und rechtswidrig ist, ganz besonders aber der Religion widerspricht, welche geboten: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst; liebe den Fremdling wie Dich selbst, alle Menschen haben Einen Vater, Einen Schöpfer." Vielmehr wird die richtige Vereinigung des Kosmopolitismus und der Nationalität, das Vorwiegen des ersteren in der Abstraktion, der letzteren im konkreten Leben die Aufgabe und die sittliche Würde des Menschen ausmachen.

Blicken wir nun auf den Juden, wie er auf seinem Weltgang sich darstellt, so ist es gerade jene maßvolle Vereinigung des Kosmopolitismus und der Nationalität, die ihn von Anbeginn kennzeichnet. Niemand war zu einer Vertiefung der Nationalität geeigneter als er. Bei dem geringen Verkehr, den der Israelit im Lande seiner Väter mit dem Auslande hatte, wo noch dazu die auswärtigen Verhältnisse fast immer als feindliche erschienen, bei den vielen Momenten nationaler Erhebung und nationalen Stolzes betrachtete und fühlte der Israelit seine Nation abgeschlossen, ja in Opposition mit der übrigen Welt. Demungeachtet hatte die geistige Anschauung des Israelitenthums die ausgesprochene Tendenz zum Kosmopolitismus. Schon in Moses, fortschreitend in den Propheten, den Psalmisten u. s. w., ist der Blick von der Nation aus auf die gesammte Menschheit gerichtet. Beabsichtigen dem Ersteren doch schon die Ereignisse in Egypten: daß „alle Völker der Erde den einzigen Gott, seine Macht und seine Gerichte

erkennen.“ Je mehr die Religion in ihrer konkreten Erscheinung das Leben der israelitischen Nation zu ihrem Ziele nahm, desto mehr dehnte sie sich in der Abstraktion auf alle Völker aus und stellte den Anschluß aller Völker an die Erkenntniß und Anbetung des einzigen Gottes, des Israel geoffenbarten Gottes als ihr Endziel auf. Gerade aber seit der Zerstreuung wurde der Jude auf eine solche Vereinigung beider Tendenzen hingetrieben. In abstracto sah er, der Jude, sich überall, sich allen Nationen zugewiesen; während er nur innerhalb der besonderen Nation, in derem Schoße er lebte, sein Wohl und Weh, sein Glück und Mißgeschick zu erwarten hatte. Mit der gänzlichen Umwandlung der äußeren Beziehungen, mit dem Uebergang des Juden in die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Verhältnisse der Nation, deren wirkliches Mitglied er nunmehr nach allen Richtungen und Beziehungen ward, läuterte sich dieses Verhältniß immer mehr. Wenn ihm, abgesehen als Mensch, auch als Jude, seine Religion, auf eine dereinstige Vereinigung aller Menschen in der Anbetung des einzigen Gottes hinweisend, und die Theilnahme an den Geschicken seiner Stammes- und Glaubensgenossen in allen Theilen der Welt eine gewisse Tendenz zum Kosmopolitismus giebt, wenn er weiß, daß nur von der Verallgemeinerung der Bildung, des Rechtsgefühls und der Menschenliebe unter den Völkern die Besserung und Befestigung seines Geschickes abhängt, so geht dies doch aus den Grenzen der Abstraktion nicht heraus. Im Gegentheil findet der Jude gerade in der nunmehr geschehenen Aufnahme in die Nation seines Vaterlandes, in den ihm nunmehr vollständig und unbedingt auferlegten Pflichten gegen Staat und Vaterland einen neuen, mächtigen Anreiz, sich in das Leben der Nation zu versenken, in alle ihre Bestrebungen, Kämpfe und Ziele aufzugehen und ihnen mit all seiner Kraft zu dienen. Gerade also umgekehrt sind es die wirklichen Verhältnisse, welche den Juden dem Kosmopolitismus ab- und der Nationalität seines Landes zuwenden lassen, und ihn mit stärkeren Banden an das Vaterland fesseln, als andere Menschen. Er hat nicht allein mit dem Vaterlande zu gewinnen und zu verlieren, sondern auch in dem Vaterlande noch etwas zu gewinnen und zu verlieren. Daher das viel geringere Verhältniß der Auswanderung bei den Juden, denen man doch sonst Beweglichkeit nicht absprechen kann, und die durch den Besitz

unbeweglicher Güter weniger gefesselt sind; ja, die eigenthümliche Erscheinung, daß die Juden selbst aus den Ländern, wo sie gedrückt sind, sich nur schwer entschließen, auszuwandern; daher die außerordentliche Anhänglichkeit für Sprache und Sitte der Länder, in denen sie einmal gewohnt, d. h. der Nationen, denen sie einmal angehört, weshalb z. B. die Juden in Rußland noch immer, wenn auch sehr verdorben, deutsch, und in der Türkei spanisch sprechen, so daß wir kühn behaupten können, der deutsche Jude bleibe z. B. in England und Nordamerika viel länger Deutscher, als die übrigen Deutschen.

Wir kommen daher aufs Bestimmteste zu dem Schluß: nur in abstracto hat der Jude eine Tendenz zum Kosmopolitismus, während er im konkreten Leben der Nationalität des Vaterlandes mit aller Kraft und allem Inhalt seines Wesens angehört, und daß er gerade dadurch derjenigen Aufgabe sich nähert, welche jedem Menschen in dieser Beziehung gestellt ist.

XXXII.

Die politische Gesinnung der Juden.

Es ist ein neuer Haltpunkt für die Judenfeinde geworden, den sie begierig ergreifen, daß unter den Juden sich vorzugsweise viele Demokraten gezeigt. Wir haben darüber schon mehrfach gesprochen. Aber wir können der Meinung nicht beipflichten, daß man diese „Vorwürfe rechts liegen lassen solle." Man darf keinen Feind zu gering erachten, und dann kennt man die Zähigkeit aller der Beschuldigungen, welche einmal gegen die Juden aufgefunden worden und welche wieder und wiedergekäut werden, um einen scheinbaren Vorwand zu haben, sie zu drücken. Die Gegner sagen: „Die Juden sind ein zersetzendes Element der Gesellschaft" — und aus dieser furchtbaren Prämisse vermögen sie die furchtbarsten Konsequenzen zu ziehen. Wir können da nicht wie die Demokraten der äußersten Richtung sagen: „mögen sie es sein, desto besser" — wir, die wir auf dem Gebiete der Wirklichkeit kämpfen, sehen, wie die wieder obherrschenden Parteien jenen Satz ausbeuten werden, ob er wahr oder unwahr sei, um über die Juden Druck und Bedrängniß zu verhängen. Wahrlich, wir sind noch nicht alle Phasen unserer Geschichte hindurch — es wäre dies ein kurzer Traum gewesen.

Uebrigens stehen wir jetzt in der ersten Entwickelungszeit des politischen Bewußtseins des deutschen Volkes, und hat dies hierin in seinen Massen nur erst wenige Schritte gethan. Darum ist es schon deshalb für jenes, wie für die Juden selbst, die diesen Massen

ja angehören, nothwendig, die politische Frage immer wieder zu durchsprechen, um sie zu klären und zu festigen. Seit alter Zeit sucht man bei den Juden — Geheimnisse. Die Juden mögen so oft wie möglich protestiren, man glaubt bei den Juden noch immer Etwas verborgen, was der Oeffentlichkeit entzogen sei, und die abenteuerlichsten Meinungen finden immer noch einen bereiten Glauben. Wir haben dies bei der Damaskusgeschichte unseligen Angedenkens erlebt; wir können dies in der Politik ebenfalls erleben. Darum darf diese Angelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen werden; wir dürfen uns nicht in den Mantel stolzer Verachtung hüllen.

Die politische Gesinnung ist nicht das Werk des Bewußtseins allein. Mag der Stolz des menschlichen Geistes sich hiergegen sträuben, wahr ist es doch, die politische Ueberzeugung ist nicht allein die Errungenschaft des arbeitenden, forschenden Geistes, sondern sie geht hervor aus vielen zusammenwirkenden Momenten. Die Anlagen, der Charakter, die Erziehung tragen viel dazu bei, sehr viel aber insonders die Geschicke, die Ereignisse, die auf den Menschen wirkenden Verhältnisse. Ist dies selbst bei den selbstständigen, selbstthätigen und begabten Geistern der Fall — wie viel mehr bei der großen Masse. Daher oft der große Umschwung, Abfall und Veränderung in kurzer Zeit, die bei Prinzipienmenschen, bei Menschen, die auf selbstgefundenen Grundsätzen stehen, unerklärlich wären. Die Erwägung dieser Wahrheit würde die Parteien milder stimmen in der Beurtheilung ihrer Gegner, wenn die Erbitterung, der Fanatismus überhaupt ruhige Erwägung zuließe. Zum Theil kann daher das Individuum gar nichts für seine politische Richtung; sie ist bei den Meisten keine genommene, sondern eine gegebene, aus der ganzen Genesis ihres Geistes und Lebens gewordene. Allerdings lehrt uns dies aber auch, wenn wir in die politische Richtung einer größern Masse uns versenken wollen, diese nicht blos theoretisch anzuschauen, sondern die äußeren Verhältnisse sehr zu berücksichtigen. Man muß da fragen, mußte die und die politische Richtung aus den Verhältnissen heraus sich zu einem großen Ganzen bilden? ist aber dieselbe eine so nothwendig charakteristische und psychologische, daß sie eine Naturnothwendigkeit ist? oder wäre sie der Natur nach eine andere, wenn die aufgezwungenen Verhältnisse aufhören würden?

Gehen wir von diesen Ansichten aus, so ist wohl Nichts schwieriger, Nichts verworrener, als die jüdische Masse auf diesem Gebiete zu beurtheilen. Es gibt so leicht kein komplizirteres psychologisches Räthsel als den jüdischen Stamm. Sehen wir auf seine Geschicke in den letzten zwei Jahrtausenden — so langer Zeiträume Wirkung ist Alles bei den Juden — so muß man zugeben, daß die Opposition die natürliche Aufgabe der Juden im großen Ganzen sei. Das Regiment, das jetzt das alte genannt werden muß, hat lange, nachdem das Bewußtsein der Zeit jede politische Beschränkung aus konfessionellen Gründen verworfen hatte, mit dem Machtspruch der Gewalt die Juden in größtem Nachtheil gehalten, hat immer von Neuem Zurücksetzung, Abweisung, Ausnahmen für die Juden gehabt. So oft auch die Juden sich hingeben wollten, so oft sie sich zu allen Opfern verstanden und drängten, immer wieder wurde der Bann über sie ausgesprochen. Kaum war das Edikt von 1812 in Preußen erschienen, als sie sich flugs den Kämpfern um Deutschlands Selbstständigkeit anreiheten, aber bald nach dem Frieden wurden die kostbarsten Paragraphen jenes Edikts gestrichen, wurden alle geistigen Kräfte der Juden wieder verwiesen, wurde jede religiöse Erhebung der Juden mit unerhörten Machtsprüchen erdrückt, wollte man ihnen altfränkische Schimpfnamen wieder aufdrängen, und so fort, und so fort. Ging es in Baiern anders, wo man das ganze Unkraut des Ausnahmegesetzes üppig wuchern ließ? Haben wir vergessen, daß die kurfürstliche Regierung Hessens die promulgirte Gleichstellung zum Trugbilde machte? vergessen die Ausschließungen in Sachsen? vergessen, wie Lübeck die Juden verjagte? Frankfurt sie um ihre wohlerworbenen Rechte betrog? Und wer zählt noch alle Unbille auf! Da kann es wohl nicht anders sein, als daß das geschichtlich angewiesene Feld der Juden die Opposition gegen das alte Regiment sei. Wer kann vernunftgemäß von ihnen eine Liebe, einen Enthusiasmus verlangen für ein Regiment, das nie aufhört, sie ins Angesicht zu schlagen.

Indeß ist hiermit die Geschichte der Juden erschöpft? Es ist Jenes nur die eine Seite. Die andere Seite darf nicht übersehen werden. Wenn jene Seite vieles Weh des Herzens und Geistes den Juden bereitete, so ist die andere — mit ihrem Blute getränkt. Die Juden haben immerfort gelitten unter der Herrschaft

des Absolutismus, aber sie haben oft genug noch furchtbarer, nur vorübergehender, unter der Herrschaft des Pöbels gelitten. Wenn das Volk erhitzt, wenn die Masse erregt war, zuerst wandten sie sich immer gegen die Juden, plünderten, mißhandelten, mordeten sie. Wir brauchen hierum nicht bis in das sechszehnte Jahrhundert hinabzusteigen; die Zwanziger unseres Jahrhunderts, die Zeit der s. g. Deutschthümelei hat dessen manches Beispiel aufzuweisen; und wie? gehet nach Preßburg und Prag und anderen Orten und ihr werdet davon Trübseliges — aus dem Jahre 1848 erfahren. Und es schlummert dies immer nur noch unter der Decke. Die Zeitungen, eine Woche bevor wir dies schrieben, kündeten an, daß ein Aufstand in Prag mit einem Judenkrawall beginnen sollte. Ob dies wahr oder unwahr sei, wollen wir nicht untersuchen, aber genug, daß die Meinung vorhanden, oder selbst nur die Vermuthung ausgesprochen werden konnte. Und damals meldete man auch, daß der badener „Landesausschuß" eine Verwarnung vor Aufregung gegen die Juden ergehen lassen müßte. Fürwahr wissen dies die Juden nicht und wären sie thöricht genug, zu fördern, was ihnen zunächst zum Unheil ausfallen würde?

Befragen wir also die Geschichte, nicht einseitig, sondern nach ihrem wahren Umfange, so müssen wir erkennen, daß die Juden ebenso zur Opposition gegen den Absolutismus, wie gegen Anarchie und Pöbelherrschaft angewiesen sind, d. h. mit anderen Worten: zur kräftigen Entwickelung des wahren Rechts und der wahren Volksfreiheit. Die Geschichte weist die Juden an, kein „zersetzendes Element der Gesellschaft" zu sein, da sie nur in einer auf dem Rechte und der Volksfreiheit geordneten Staatsgesellschaft ihren Bestand finden können.

Aber die Geschichte macht viel, doch nicht Alles. Werfen wir einen Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse. Der größere Theil der Juden existirt vom täglichen Verkehr. Wir übergehen die Spekulanten, die Aktionäre, die Banquiers, ja selbst die Grossisten, ja selbst die mittleren Kaufleute. Die größere Masse der Juden lebt vom täglichen Verkehr, und hat, sobald dieser stockt, nur — das Hungertuch übrig. Die größere Masse der Juden ist also durch die Verhältnisse auf die Ruhe, auf die Ordnung angewiesen, gegen jede Störung des Verkehrs. Sie geht unter, sobald dieser auf längere Zeit darnieder liegt, sie kann nicht

wie eine nicht unbeträchtliche Anzahl Anderer, auf die Revolutionen und Emeuten spekuliren. — Aber von der anderen Seite, ein nicht ganz kleiner Theil der Juden kann seine Zukunft nur auf die wirkliche Durchführung echt konstitutionellen Lebens bauen. Alle geistigen Kräfte unter den Juden sind hierauf angewiesen. Mag zehnmal das Prinzip der Gleichstellung auf dem Papiere stehen, die Rückkehr des Absolutismus würde sie aller Aussichten berauben, auch nur den geringsten Wirkungskreis zu erlangen. — Also auch hier dasselbe Resultat. Die kräftige Entwickelung des konstitutionellen Staates, unter dessen Schatten weder der Verkehr unaufhörlicher Störung unterworfen, noch die Wirksamkeit den geistigen Kräften der Juden abgeschnitten wäre, diese allein ist es, worauf die Juden auch durch ihre gegenwärtigen Verhältnisse angewiesen sind. Die wachsende „Zersetzung der Gesellschaft" würde sie gewissem Untergange entgegenführen.

Aber auch dies macht noch nicht Alles. Man spricht von dem Charakter der Juden, von der Geistesrichtung der Juden. Seitdem die Harfe von Zion verstummt und das geflügelte Wort der Propheten verhallt ist, haben die Juden vorzugsweise der Entwickelung des ätzenden und zersetzenden Scharfsinns obgelegen, und die traurige Folge der Zeiten konnte diese Richtung nur insonders fördern. Wir geben es zu. Und dieser zersetzende Scharfsinn ist es, der in jedem bestehenden Dinge die Mängel und Fehler nicht allein aufzufinden versteht, sondern auch aufzusuchen drängt. Er vermag dies nur, indem er den scharfen Zahn an die zerlegten Dinge setzt, ohne aber den inneren Zusammenhang, den organischen Mittelpunkt zu begreifen. Dies, sagt man, sei der Charakter der Juden, und von dieser psychischen Kraft getrieben, seien sie nur dazu da, die Zersetzung des Bestehenden zu fördern, nicht aber selbst das Gute in ihm zu erhalten, oder an die wesenhafte Umgestaltung Hand anzulegen. — Man sieht, wenn man die Dinge einseitig auffaßt oder auffassen will, findet man überall einen geschickten Henkel. Aber wie? wo giebt es denn noch ein Volk der Tradition wie die Juden? Wo findet sich denn ein zäherer Autoritätenglauben, als bei den Juden? Welche Konfession ist denn hartnäckiger in der Konservirung des Hergebrachten, der Gewohnheit, des Gebrauchs, der Sitte, als die Juden? Wäre, was Ihr von dem Charakter der Juden aussaget, Alles, was ihn ausmacht,

wo wäre die jüdische Religion, wo der jüdische Kultus, insonders vor jener dämonisch zersetzenden Kraft geblieben? Wäre er nicht tausendmal in Fetzen zerfallen, während er fort und fort, allein durch das Festhalten des Bestehenden besteht? Also jene Richtung muß die Juden doch nur sehr einseitig beherrschen, es muß im Charakter der Juden noch eine andere Tiefe vorhanden sein, die gerade das Gegentheil derselben enthält, und jener nicht allein die Wage hält, sondern sie noch überragt! Und hierzu kommt noch eine andere Wahrnehmung. Ich kann als ein gewissenhafter Beobachter ganz unparteiisch aussprechen, daß es leicht keinen Stamm giebt, in welchem leichter die Flamme des Enthusiasmus für eine geistige Anregung zu entzünden ist, als die Juden. Lang andauernd, das gestehe ich, ist diese Flamme bei ihnen nicht, es ist eben mehr Entzündbarkeit, die immer neue Nahrung verlangt. Es ist dies aber eben ganz natürlich, da sich diese Entzündbarkeit auf die psychische Beweglichkeit gründet. Aber wo bleibt das zersetzende Grundelement vor dieser Entzündbarkeit? Der zersetzende Scharfsinn ist der unüberwindlichste Gegner des Enthusiasmus, er läßt diesen gar nicht an sich heran kommen; es geht von ihm ein erkältender Hauch aus, der keine Flamme, keine Gluth aufkommen läßt.

Alles dies ist Wahrheit, und weil es Wahrheit ist, schlägt es die Gegner. Wenn der zersetzende Verstand der Juden sie befähigt, die Dinge scharf zu beurtheilen, so bestimmt sie wieder die in ihnen lebende Richtung für Autorität, Gesetz, Bestehendes, die Stützen der gesellschaftlichen Ordnung zu sein, so befähigt ihre Entzündbarkeit sie zu den größten Opfern, zur ganzen Hingebung für das, was ihr Gemüth in seinen Tiefen anzusprechen vermag. Also auch hier dasselbe Resultat.

Wie? kennt Ihr die Zustände der Juden, wie sie waren, wie sie sind? Mit Nichten. Wo findet Ihr wohl dieselbe Erscheinung, daß unter den unglücklichsten und drängendsten, unter den auseinandertreibendsten Umständen, wo sich nur fünf Judenfamilien zusammenfanden, sie eine Gesellschaft, eine Gemeinde, mit Satzungen und Statuten, in bestimmter Ordnung bildeten? Und dies nicht in einer Zeit, sondern in aller, nicht nur in einem Theil der Erde, sondern in allen. Ueberall war das Bedürfniß nach einer geordneten Gemeinschaft, nach einem geregelten Gemeinwesen in

den Juden lebendig und bethätigte sich. Und selbst jetzt sind sie wieder unter den zersetzenden Einflüssen der Zeit beschäftigt, überall ihr religiöses Gemeindewesen zu retten und zu regeneriren. Diese also sollten ein „zersetzendes Element der Gesellschaft" sein? Gehet lieber hin und lernet von ihnen. Und noch mehr. Gehet hin und benutzet sie, benutzet sie zum Wiederaufbau der zerfallenden Gesellschaft! Sie bieten Euch Elemente, die Ihr anderswo nicht so findet. Wo aber nicht, dann werdet Ihr sie freilich am Ende zu dem machen, wozu Ihr sie jetzt in Eurem alten Vorurtheil und Wahnsinn stempelt!

XXXIII.

Die industrielle Mission der Juden.

Im Jahre 1860 erschien von W. Kiesselbach: „Der Gang des Welthandels und die Entwickelung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter.“ Der Verfasser ist einer jener modernen Geschichtsforscher, welche mit Geist und Takt die in einer Menge von Thatsachen enthaltene allgemeine Idee herauszufinden, aufzufassen und schlagend auszudrücken verstehen, hingegen in den Details sich allzu oft Hypothesen erlauben, und ihre Folgerungen an noch unerwiesene Prämissen knüpfen. Wer den Titel des Werkes liest, wird voraussetzen, daß in demselben auch von den Juden des Mittelalters die Rede ist, und der Verf. hat in der That diesen Gegenstand mit so großer Unparteilichkeit behandelt, daß, da man dies von den deutschen Autoren nicht gewohnt ist, ein englisches Blatt dem Herrn Kiesselbach eine große Vorliebe für die Juden zuschrieb, die aber nicht zu erkennen ist.

Der Verf. klagt S. 19: „Die Geschichte des jüdischen Volkes, sowohl während ihres Verlaufes in Kanaan selbst, als auch während der späteren Versprengung desselben über den Erdball, ist leider bisher zu ausschließlich unter religiösen Gesichtspunkten betrachtet worden, als daß es möglich wäre, eine Menge heutzutage scharf an uns heranrückender Fragen in Betreff der Israeliten ohne weitere Untersuchungen zu beantworten.“

Diese Klage ist eine begründete, hat aber ihren Grund nicht allein darin, daß die Männer, welche die Geschichte der Juden behandelten, vom industriellen Leben der Menschheit nichts verstanden, oder es gar verachteten, sondern weil man überhaupt sowohl von jüdischer als christlicher Seite die Mission des jüdischen Stammes

ausschließlich als eine religiöse verstand. So wenig aber wie die göttliche Vorsehung, die im Geschicke der Völker und in der gesammten Weltordnung sich bethätigt, eine menschlich einseitige und theoretisch schematisirende ist, so wenig wie im Mosaismus Lehre und Leben getrennt sind, sondern Beide als eine Einheit verstanden werden, so daß von einer „Religion" im modernen Sinne gar nicht die Rede sein kann, vielmehr Lehre und Leben sich gegenseitig vollständig durchdringen; eben so wenig ist dem jüdischen Stamme lediglich eine religiöse Mission gegeben, sondern, indem wir die letztere als „das Judenthum" verstehen, werden wir in dem jüdischen Stamme und seiner Geschichte noch eine ganz andere, nämlich soziale Aufgabe gestellt finden. Wenn Kiesselbach diese mehr als ein bloßes Faktum, und zwar vorzugsweise als ein industrielles faßt, so wollen wir Beides zu erweitern versuchen, indem wir das Faktum als eine wirkliche Mission, und die industrielle als eine nunmehr nur partielle nachweisen. Ist dies für das richtige Verständniß unserer Geschichte und unseres ganzen Lebens von großer Wichtigkeit, so erscheint es auch in polemischer Hinsicht von nicht geringer Bedeutung. Von christlicher Seite beliebt man uns seit langer Zeit und immer von Neuem zu sagen: das Judenthum sei seit 18 Jahrhunderten todt und die Juden seien nur Schmarotzer am Leben der anderen Völker. Das Erstere hat sich bereits seit einem Jahrhundert so kräftig widerlegt, daß es sich nur noch in den Schulen pietistischer Theologen, die nichts vergessen und nichts lernen, erhalten hat; das Letztere zeigt sich von Tag zu Tage nicht minder als eine gehässige Lüge, und es ist gut, daß es gerade christliche Schriftsteller sind, welche die große Bedeutung und Unentbehrlichkeit der Juden für die Völker des Mittelalters nachweisen.

Indem der Verf. den Welthandel im Mittelalter darstellen will, und als dessen ersten Träger die Juden ansieht, welche „die Nachfolger der Phönizier, für den Beginn des Mittelalters eine ähnliche Stellung im asiatisch-europäischen Verkehre einnehmen", muß er einen Blick auf die ältere Geschichte derselben werfen, um die Frage zu beantworten: wie sie dies geworden seien? Diese Frage stellt sich eigentlich so. Nachdem die alten Hebräer vom Hirtenthum zum Bauernthum, also vom Nomadenthume zum agrikolen Staate übergegangen,

wie wurden sie aus letzterem zu einem Handelsvolke? An sich ist das Faktum, daß sie es geworden und wie weit sie es geworden, die Hauptsache, und es kommt daher nicht viel darauf an, daß Kiesselbach das: wie sie es geworden? richtig beantwortete. Schon in dem ersten Momente, in dem Uebergang aus dem Hirtenleben zum agrikolen, irrt er sehr, indem er Alles auf Nachahmung des ägyptischen Lebens zurückführt. Er übersieht, daß schon Abraham durch den Ankauf des Erbbegräbnisses eine feste Ansiedelung beabsichtigte, daß Isaak Ackerbauer wurde, wie ihm auch 1. Mos. 26, 2. 3. befohlen wird, und mit großem Erfolge (s. das. V. 12.), daß die Verheißungen des kanaanitischen Landes, welche den Jakob nach Aegypten begleiteten und das Volk aus diesem Lande nach Kanaan führten, nichts Anderes, als das agrikole Leben enthalten, so daß also die ganze Richtung des Stammes von Anfang an dahin ging, wie wir denn hier nicht abermals die vielfachen Widerlegungen wiederholen wollen, welche wir gegen diese Annahme ägyptischer Nachahmung schon so oft vorgebracht haben. Den Uebergang zum Handelsvolke will er in seinen Keimen auf Salomon zurückführen, während doch gerade die Erfolglosigkeit des Versuches Seitens dieses Königs, Handelsverbindungen mit dem fernen Osten und Westen anzuknüpfen, das Gegentheil erweist.[1]) Mit größerem Rechte läßt der Verf. die große in Frage stehende Umwandlung von Babylon ausgehen, indem, während innerhalb Palästina's die neue Kolonie der Juden unter der persischen Oberhoheit ihre alte agrikolische Verfassung mit großer Festigkeit erneuerte und bewahrte, alle außerpalästinensischen Juden in den großen phönizischen Zwischenverkehr aufgingen, so daß „nach Alexanders verheerendem Zuge die herrenlos gewordene phönizische Handelsherrschaft gleichsam von selbst den Juden in die Hände fiel." Allein bald lokalisirt der Verf. dieses Faktum viel zu sehr. Die Ptolemäer suchten den indischen Güterzug durch Aegypten zu leiten, und deshalb, meint er, fanden die Juden in Alexandria die bereitwilligste Aufnahme. Indeß ist es gewiß, daß schon Alexander eine enorme Kolonie Juden nach der von ihm gegründeten Stadt versetzte und ihnen

---

[1]) Der Verf. sagt hier: „Zu derselben Zeit treffen wir daher auch schon jüdische Kaufmannsinnungen in den phönizischen Städten an." Er giebt aber keine Beweise hierfür.

gleiche Rechte mit den Mazedoniern und Griechen gab.[1]) Da die Ptolemäer (mit Ausnahme des Philopator) die Juden sehr begünstigten, so wuchs ihre Anzahl dort sehr an; sie bekleideten Staatsämter jeder Art, dienten in den Heeren und bisweilen standen jüdische Feldherren an der Spitze ägyptischer Armeen. Sicher ist es aber, daß „eine längere Zeit hindurch die Juden im Delta den Mittelpunkt ihrer Handelsbeziehungen hatten, welche sie, gemäß der alten Welthandelskonjunktur, von da aus, ostwärts wie westwärts, gleich den Phöniziern vor ihnen, über die Erde verzweigten.“— Dieser Umstand verleitet den Verfasser wieder zu der kühnen Hypothese, „daß die heutigen Israeliten in Europa von dem zu Alexandria wohnenden jüdischen Kaufmannsstamme herzuleiten sind.“ Um dies zu unterstützen, nimmt er an, daß die jüdischen Einwohner von Palästina nur auf 360 Quadratmeilen 1,800,000 Menschen zählten, von denen anderthalb Millionen im römischen Kriege umgekommen sind, und 97,000 in den Kerkern zu Grunde gingen, so daß von Palästina selbst nur wenige Juden nach der Zerstörung Jerusalems ausgingen. An diesen Angaben ist Alles falsch. Palästina befaßte damals an 500 Quadratmeilen; die Bevölkerung war sehr stark, da es viele dicht bewohnte Städte gab; die Eroberung durch die Römer ging systematisch vor sich, so daß Jerusalem zuletzt daran kam, und vor dem Falle desselben schon ein großer Theil der Juden außer Landes gezogen war. Zu derselbigen Zeit waren außer den zahllosen Schaaren der Juden in ganz Asien schon Griechenland, die Inseln des mittelländischen Meeres, Italien, besonders Rom, selbst Spanien, Gallien und ein Theil Deutschlands von jüdischen Kolonien bewohnt, welche sicher nicht von Alexandrien aus gegründet worden, sondern wohin die Juden aus Palästina und Syrien gezogen waren. Der beste Beweis hierfür liegt darin, daß die alexandrinischen Juden in geistiger Beziehung den übrigen gegenüber standen; sie übersetzten die h. Schrift ins Griechische, bildeten eine alexandrinisch-griechische Literatur, erbauten einen eigenen Tempel, und hielten sich abseits von der mischnisch-talmudischen Entwickelung, die ihren Hauptsitz dauernd in Palästina

[1]) S. Josephus B. Jud. II. 21. 7. Ant. XII, 1

behielt.[1]) Würden aber die europäischen Israeliten von den alexandrinischen abstammen, so hätte sich deren Geistesrichtung bei ihnen fortgepflanzt, während das Gegentheil stattfand. Wir haben uns dies vielmehr so zu denken: während die palästinensischen Juden, wie es sich von selbst verstand, in ihren agrikolen Verhältnissen verblieben, wie dies auch Josephus nachdrücklich betont, waren die nach Babylon, nach Syrien, nach Aegypten und Europa versetzten, vertriebenen und verzogenen Juden ohne Grundbesitz, ohne großes Vermögen, nur mit den leichtbeweglichen Gütern versehen, welche sie hatten mitnehmen können. Außer Denen, welche zu Tagelöhnern wurden, waren sie daher von selbst auf den leichteren Erwerb angewiesen, zu welchem sie rasch griffen und sich schnell entwickelten. Wir haben hier dieselbe providentielle Operation, wie hinsichtlich des Kultus und der Theologie der Juden. Noch während der Opferdienst in Jerusalem bestand, bildeten sich die Synagoge und das Institut der Lehrhäuser aus, so daß nach dem Falle Jerusalems die Existenz des Judenthums schon ebenso gesichert war, wie die der Juden selbst durch die in der halben Welt schon zerstreuten Gemeinden. Ebenso war, während in Palästina der agrikole Mutterstamm noch bestand, schon ein großer Theil der Juden in den übrigen Ländern zu einem Handelsvolke geworden. — Wie Dem aber auch sei, „lange vor dem Entstehen des Christenthums", sagt der Verf., „gab es bereits in den verschiedensten Städten des Abend- und Morgenlandes kaufmännische Gilden der Israeliten. Von Egypten aus holten sie so zu sagen mit der einen Hand in Afrika, Arabien, Persien, Indien und China die Spezereien, Baumwollen- und Seidenstoffe. Und die Finger ihrer andern Hand faßten über eine Reihe von Niederlassungen auf Kandia und den Inseln des ägäischen Meeres in die Donauthäler, nach Italien, Frankreich und Spanien hinein."

Doch lassen wir Herrn Kiesselbach selbst sprechen (S. 24):

„So waren denn die Israeliten, wenn auch ohne eine gesammtstaatliche Form, nur durch ihre Religion noch als Nation bestehend, recht eigentlich die Erben des phönizischen Handels

[1]) Davon weiß freilich Herr Kiesselbach wenig, der S. 22 sagt: „Dort (in Alexandrien) entstanden die Mischna und Gemara, die Grundlagen des späteren Talmud."

geworden; indem sie nicht nur unter den Römern den merkantilen Zusammenhang der alten Welt aufrecht erhielten, sondern auch die ersten Verzweigungen des asiatischen Verkehrs in das beginnende Ackerbauleben des inneren Europa vermittelten. Martian sagt in seinen Erklärungen des Ezechiel ausdrücklich: „Bis heute wohnt in den Syrern ein solcher eingeborner Geschäftseifer, daß sie des Gewinnens wegen die ganze Erde durchziehen; und so groß ist ihre Lust zu handeln, daß sie überall innerhalb des römischen Reiches zwischen Kriegen, Mord und Todtschlag Reichthümer zu erwerben trachten." Ihr Geschäft aber bestand, wie einst das phönizische, hauptsächlich in dem Austausche der asiatischen Waaren gegen europäische Metalle, und ferner in dem Geldhandel selbst, dessen Ursprung, wie das Zinsennehmen, ja ebenfalls auf Sidon und Tyrus zurückgeführt wird. In ihnen fanden die asiatischen Fürsten wie die Römer wohl die besten Pächter der öffentlichen Einnahmen. Josephus erzählt in seinen Alterthümern, daß Ptolemäus Euergetes die Einkünfte von Cölesprien, Phönizien und Judäa mit Samaria Anfangs für 8000 Talente verpachtet gehabt, dann aber ein Jude dieselben um das Doppelte gekauft habe. Und im Suchen nach Gold und Silber, dieser einzig möglichen Gegengabe für Indien, zogen dann die Juden auch schon sehr früh in das Innere von Europa hinein. Unwahrscheinliches liegt daher nichts in der Sage, daß bereits vor Christi Geburt Israeliten sich in einigen uralten Städten von Binnendeutschland, z. B. Mainz, Worms, Ulm und Regensburg aufgehalten haben. Wie einst die Phönizier an den Küsten Europa's die jungen Völker den Gebrauch von Gold und Silber als Geld gelehrt hatten, so führten jetzt ihre jüdischen Nachfolger unter dem Schutze der römischen Heere die Barbarenhorden in der Mitte unseres Erdtheils in den Kreis des allgemeinen Güterlebens ein. Die römischen Kaufleute, die sich unter den Markomannen in der Stadt Marbod's niederließen, sind sicher Juden; die in die frühesten Zeiten hinaufreichenden Gold- und Silberbergwerke Siebenbürgens mögen durch diese Verbindungen wohl zuerst in Betrieb gesetzt worden sein. Als Tazitus Germanien besuchte, fingen die alten Deutschen gerade an, dem Verkehr mit dem beweglichen Eigenthum einigen Spielraum zu gewähren: „Die tiefer im Lande angesiedelten Völkerschaften bedienen sich dabei freilich noch des natürlichen und

einfachen Waarenaustausches." Derselbe ging nämlich dergestalt vor sich, daß zwei Hühner gegen eine Gans, zwei Gänse gegen ein Schwein, drei Lämmer gegen ein Schaf, drei Kälber gegen eine Kuh, ein gewisses Maß von Hafer gegen Gerste, von Gerste gegen Roggen und von Roggen gegen Weizen gegeben wurden. „Und wie es ihnen unbekannt ist, auf Zinsen zu leihen und Wucher zu treiben, so kümmert sie auch der Gebrauch von Gold und Silber wenig, indem bei ihnen silberne, ihren Gesandten und Heerführern zum Geschenk gereichte Gefäße nicht höher als die irdenen geachtet werden. Nur die den Römern näher wohnenden Stämme" — die Ubier am rechten Rheinufer bis zur Mündung des Main standen schon zu Cäsars Zeit mit den Galliern in Verkehr — „namentlich diejenigen, welche am Ufer des Rheins Wein zu kaufen pflegen, wissen des Handels halber bereits Gold und Silber zu schätzen und kennen auch das Gepräge des römischen Geldes. Die alten und längst bekannten Serraten und Bigaten sind ihnen die liebste Münze; denn sie ziehen Silber dem Golde vor, weil die Scheidemünze ihnen kleinere Einkäufe möglich macht." In den Uebergangszeiten, wo noch wenig Geld in Deutschland umlief, während doch schon die Gesetze die Münzen zur Basis nahmen, war z. B. bei den Sachsen „unter einem Solidus ein jähriger Ochse zu verstehen, wie er gewöhnlich im Herbste beschaffen ist, wenn er von der Weide in den Stall gebracht wird. Bei den Botrensen waren 20 Scheffel Roggen oder $1\frac{1}{2}$ Sekeln Honig einem Solidus gesetzlich gleichgestellt." Einige Jahrhunderte später dagegen sind die Franken mit dem römischen Geldsysteme schon völlig vertraut. Sie trafen in Gallien das römische Gold- und Silberpfund an, welche unter einander im Werthverhältniß von 12: 1, in zwölf Unzen oder vierundzwanzig Loth abgetheilt waren. Pipin verordnete 756, daß statt 24 Schillinge fortan nur 22 aus der Libra geschlagen werden sollten, von denen ein Schilling dem Münzmeister als Schlagschatz gegeben werden mußte; und Karl der Große führte den Zwanzig-Schillingfuß ein, wobei der Denar auf der einen Seite den kaiserlichen Namen rundlaufend und in der Mitte das Monogramm des Namens, auf der andern Seite aber den Namen des Prägeortes mit einem Kreuze in der Mitte zu tragen hatte.

„Unter den Franken bildeten jedoch damals die in Handels-

und Geldgeschäften thätigen Juden eine besondere zahlreiche Klasse der städtischen Bevölkerung; selbst die Könige pflegten sich derselben zu ihren Zwecken zu bedienen. So hielt sich Chilperich einen Hebräer, Namens Priskus, um den Einkauf von Spezereien zu besorgen. In Spanien, wohin sich die Juden vor den römischen Verfolgungen unter Hadrian in großer Menge flüchteten, scheinen sie ebenfalls schon lange vorher ihre Verkehrsfäden angeknüpft zu haben; und wenn später das westgothische Gesetz von „überseeischen Kaufleuten" spricht, welche in uralter Innungsform unter eigenen Richtern den Einheimischen „Gold, Silber, Kleider und sonstige Zierrathen verkaufen", so mögen darunter auch wohl „syrische" Geschäftsleute zu verstehen sein. In Frankreich hielten die Juden, vermischt mit den Resten der römischen Handelswelt, z. B. in Marseille, während des fünften und sechsten Jahrhunderts so ziemlich die ganze Südküste besetzt; Papier, Oel, Seidenwaaren und Spezereien sind die Hauptgegenstände ihrer Einfuhr. Sie konnten aber damals wohl um so leichter den Verkehr mit den asiatischen Gütern betreiben, als sie gleichzeitig in Indien von den eingebornen Fürsten die Stadt Kranganore zum Geschenk erhielten, ferner im Innern von Arabien, nicht weit vom heutigen Aden, das Reich Homerien gründeten, und selbst in China ansässig waren. Welche Achtung dabei ihr Handelsleben in Europa genoß, erhellt aus der Thatsache, daß ein syrischer Kaufmann, der das Christenthum angenommen hatte, sich 591 sogar das Bisthum von Paris verschaffte. Am Hofe des Königs Guntram von Burgund galt der Wein von Gaza in Palästina als das köstlichste Getränk; der Goldschmied des Königs Dagobert, der heilige Eloi, „kleidete sich in Seide und egyptische Leinwand, in seinem Gürtel funkelten die köstlichen Gesteine des Morgenlandes" — nur jüdische Vermittlung vermochte damals in den weiten Binnenreichen, denen noch jeder Ansatz zu einem nationalen Handelsstande fehlte, solche orientalische Waaren zu beschaffen.

„Wie die europäische Welt eine Menge aus Asien herübergeholter Fäden in ihre Kultur verwebt hat, welche noch in der Gegenwart eigenthümliche Gebilde hervorrufen, so ist unserm Erdtheil in den Juden auch ein ökonomisch-soziales Element mit unverändertem Inhalte und unveränderter Form aus dem altasiatischen Dasein zu Theil geworden. Die große Wichtigkeit

desselben für das neu beginnende Wirthschaftsleben des Mittelalters wird indessen erst dann mit voller Klarheit hervortreten, wenn wir die gesellschaftlich-staatliche Rückwirkung des Geldumlaufs innerhalb der Ackerbauverhältnisse auf der weiten Fläche auseinandergelegt haben. An dieser Stelle genüge zum Schluß die Bemerkung, daß, falls nicht während des Zusammenbruches der römischen Herrschaft die jüdischen, im Welthandel beschäftigten Kaufleute die Verbindungsglieder zwischen Asien und Europa gebildet und somit als Träger des beweglichen Eigenthums den ersten sozialen Gährungsstoff in das agrikole Dasein von Mitteleuropa gebracht hätten, daselbst das Bürgerthum mit seinen Städten und der aus ihm sich losringenden Staatsentwicklung schwerlich so früh auf dem Schauplatze erschienen wäre. Den auf ihren Gehöften hinlebenden Adeligen und Bauern konnte es nicht einfallen, mit den ihnen völlig unbekannten asiatischen Handelsplätzen Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen. Der neue binneneuropäische Völkerhaushalt bedurfte demnach einer ökonomisch-sozialen Beimischung, welche ihn mit der Außenwelt in Berührung setzte. Das ist am Ausgange des Alterthums und am Anfange des Mittelalters die Aufgabe der heimathlosen, ewig beweglichen Juden, von denen Augustin erwähnt, „daß sie oft als junge Männer ihre jungen Frauen verließen und erst als Greise zu den Greisinnen zurückkehrten. . . .“ Die Weltgeschichte umfaßt manche geheimnißvoll waltenden Kräfte!“

Welches Moment die Juden aus dieser großartigen Position verdrängte, und wie sie selbst dann noch ein wichtiges Mittelglied im Verkehre blieben, stellt der Verf. S. 43 folgendermaßen dar:

„Das deutsche Bürgerthum, welches König Heinrich „mit reichen Vorrechten beschenkte“, wurzelt in wirthschaftlicher Hinsicht recht eigentlich an der Donau und hat erst von dort aus die Adelsgeschlechter in den Städten des Westens ökonomisch wie politisch zu zersetzen begonnen. Aus demselben Boden entspringt aber auch der im zehnten Jahrhunderte in der Mitte von Europa zuerst sich einstellende Gegensatz der einheimischen Bevölkerung zu den fremden Juden. An den Küsten des mittelländischen Meeres, in Spanien, im südlichen Frankreich und in Genua, wo die von Egypten kommenden israelitischen Kaufleute noch die Reste römischer Einwohnerschaft im auswärtigen Verkehre thätig fanden,

also die wirthschaftliche Vermittlung der Hebräer im Handel mit dem Auslande weniger nothwendig war, hatten sie sich von vorn herein keiner sonderlich freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Gerade wegen der Strenge, mit welcher die Westgothen gegen die Juden in Betreff ihres Wuchers verfuhren, sollen diese dem Eindringen der Araber in die pyrenäische Halbinsel allen möglichen Vorschub geleistet haben. Am zahlreichsten waren sie noch im Süden von Gallien. Hier trieben sie einen sehr ausgebreiteten Handel, indem sie ihre Waaren aus der Levante erhielten, von Narbonne, Toulouse, Marseille und Ayde aus mit Zeugen, Parfümerien, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten die Märkte bezogen und bei einer zahlreichen Flotte eine Zeit lang fast den ganzen gallischen Seehandel in ihren Händen hatten. Aber schon das Pariser Konzilium vom Jahre 615 unter Chlotar dem Zweiten verschloß den Juden jedes staatliche Amt. Weitere Bedrückungen folgten nach, so daß sie 848, gleichfalls aus Rache, die Stadt Bordeaux an die Normannen verriethen. In Deutschland dagegen, welches die Israeliten lange in hohen Ehren hielt, und wo sie zu großen Reichthümern gelangt waren, wurden sie erst nach völligem Erblühen des Donauhandels, den sie namentlich in Regensburg gleichfalls an sich zu reißen suchten, von dem selbstständiger werdenden deutschen Bürgerthum allmälig bei Seite gedrängt, da nun nicht mehr, wie noch unter den Ludolfingern, Jude und Kaufmann gleichbedeutend war. Bis dahin hatte Karl der Große den Juden nur verboten gehabt, Frucht- und Weinhandel, d. h. Handel mit einheimischen Produkten zu treiben, und sie gelegentlich gestraft, wenn sie goldene und silberne Kirchengeräthe an sich brachten, welche die Geistlichen an sie verkauften. Je mehr dann aber im elften Jahrhunderte die westlichen Städte des deutschen Kaiserreiches in die Höhe kamen, um so wilder wurde der Haß derselben gegen die Juden, welche bis dahin als Kaufleute dieselben Rechte, wie die übrigen Bürger, besessen hatten. Durch den Wettbewerb der zum Handel übergehenden Städter auf dem nationalen Boden, den der Verkehr in ganz Europa mit der weiteren Entwickelung des Bürgerthums anzustreben begann, wurde der israelitische Fremdling immer weiter aus dem Betriebe des großen zwischenländischen Austausches verjagt und fortan einzig auf den Schacher und Wucher hingewiesen. Denn Fremd-

ling war der Jude trotz der seit seinem ersten Auftreten verflossenen Jahrhunderte in dem agrikolen Europa geblieben. Es läßt sich zwar urkundlich nachweisen, daß die gewöhnlich herrschende Ansicht, der Hebräer habe bereits beim Beginn des Mittelalters keinen Grund und Boden in Deutschland besitzen dürfen, durchweg falsch ist. Das gegen die Israeliten in den meisten Ländern erlassene Verbot, sich anzukaufen, ist eine zum Schutze des kleinen Grundbesitzers ergriffene Maßregel aus einer Zeit, als schon die Juden nicht mehr den levantinischen Handel in Deutschland und Frankreich besorgten, als sie vielmehr bereits, und meistens blos durch die äußere Gewalt, von Groß-Kaufherren zu feilschenden Detailverschleißern geworden waren. Dagegen ist es eine ausgemachte Thatsache, daß sie sich in der Mehrzahl von vorn herein nicht angekauft haben. Der Grund dieser Erscheinung ist ein doppelter. In erster Linie gestattete ihnen der in ihren Händen liegende ausländische Verkehr nicht, feste Wohnsitze zu gründen und so nebenbei Ackerbau zu treiben. Der Handel der früheren Zeit erforderte ein fortwährendes Hin- und Herreisen; eine Nothwendigkeit, die es sattsam darthut, warum die seßhaften germanischen Stämme nicht sogleich in die kommerzielle Periode übergehen. Und zweitens war in dem Feudalverbande des Mittelalters, selbst noch unter den Hohenstaufen, sehr wenig Land zu Kauf feil. Wie konnte es auch einem freien Grundbesitzer damals einfallen, sein Allod, von dem er lebte, gegen Geld zu veräußern, für das es ja nicht, wie gegenwärtig, Zinsen tragende Anlagen gab? Es wäre demnach für die Juden nur übrig gewesen, als Lehnsleute der Adeligen einzutreten, woran sie aber, wenn sie nicht Leibeigene werden wollten, der auf das Evangelium zu leistende feudale Huldigungseid verhinderte. Später, als sie in Deutschland Reichskammerknechte, d. h. nicht an die Scholle gebundene Leibeigene des Kaisers geworden waren, konnten sie auch sich Niemanden anders zu eigen geben, um dadurch festen Fuß auf dem Acker zu gewinnen. Mithin blieben sie an Abstammung, Bekenntniß und Geschäft zugleich Fremdlinge in den Ackerbauländern; in welcher Eigenschaft sie dann unterlagen, als die Geschlechter der Städte und die mit dem Christenthume eng verwebten Zünfte und Innungen der Handwerker den Verkehr des beweglichen Eigenthums an sich zu reißen begannen. Verloren aber auch dergestalt die

Israeliten, die Schüler der alten Phönizier, den Weltwaarenhandel an das Bürgerthum Europas, das sie doch erst hervorgerufen hatten, so war damit ihre handelsgeschichtliche Mission noch keineswegs beendet. Wie in der körperlichen Welt die Natur bei ihren Schöpfungen in jeder Hinsicht sparsam und haushälterisch zu Werke geht, wie sie fast immer die Stoffe absterbender Gebilde zu neuen Organisationen, still schaffend, zu benutzen weiß, so scheint sie auch in der Menschheitsgeschichte keinen einmal ausgesponnenen und verwebten Faden je ganz verloren geben, sondern stets aufs Neue, obschon in veränderter Weise, benutzen zu wollen — ein geheimnißvolles, gesellschaftliches Walten, das bisher die Aufmerksamkeit der Historiker viel zu wenig auf sich gezogen hat. Aus den Gewerben der Städte theilweise verdrängt, geht der Jude aufs Land hinaus und bildet wiederum für die von dem Handel noch unberührten Gegenden das System der Kapillarkanäle, welches den in den Hauptadern pulsenden Strom des Güterlebens in die entlegensten Theile des Organismus führt. Als Hamster des ökonomischen Getriebes sammelt er die nebenbei in den Staub getretenen Fruchtkörner der allgemeinen Ernte auf, um mit dem so gewonnenen Kapitale, ein Vorläufer der nachfolgenden größeren Geschäftsverbindungen, den Hirten und den Bauern in das über dem ganzen Erdball verbreitete Netz des Austausches von Rohprodukt und Fabrikat hineinzuziehen. Das Auge auf den gesammten, in allen seinen einzelnen Theilen ineinander greifenden Bau der europäischen Gesellschaft gerichtet, muß man sich eingestehen, daß der Jude am Anfang des Mittelalters eine wirthschaftliche Nothwendigkeit war und in den reinen Ackerbauländern auch gegenwärtig noch nicht entbehrt werden kann.

„Wo dagegen die Israeliten sich in den Städten zu halten wußten, nehmen sie fortan den Geldhandel vorwiegend in ihre Hand; auch ein Erbtheil ihrer phönizischen Vorfahren, mit welchem die jungen Völker Europas noch nicht umzugehen wußten — sie legen daselbst den Grund zu dem Banquierthum unserer Tage."

Mit den letzten Worten hat Kiesselbach selbst angedeutet, daß die industrielle Mission der Juden weder mit der Trägerschaft des großen Weltverkehrs zum Beginne des Mittelalters, noch mit der Vermittelung des Lokal- und Kleinhandels, nachdem sie durch das exklusive christliche Bürgerthum aus jener ersten Position verdrängt

worden, abgeschlossen war, vielmehr daß sie an der Pforte der neuesten Zeit mit einer ganz neuen industriellen Idee standen, welche er mit dem Worte „das Banquierthum" bezeichnet. Wir hätten gewünscht, er hätte dies mit der Meisterschaft, mit welcher er in kurzen Zügen große geschichtliche Erscheinungen zu zeichnen versteht, näher ausgeführt. Da aber seine Aufgabe der Weltverkehr nur des Mittelalters war, so gelangte er nicht bis dahin. Versuchen wir, Einiges darüber zu sagen. Wir brauchen die Nothwendigkeit des Banquiers in jeglichem Geschäftsverkehr, selbst von Ort zu Ort, ja von Haus zu Haus nicht zu erweisen, auch nicht zu erwähnen, daß das Banquiergeschäft erst mit der Erfindung des Wechsels, die man den Juden zuschreibt, und die auch so recht erst eine Frucht ihres traurigen Schicksals war, da sie ein Mittel zu finden gedrungen waren, um ihr Besitzthum von einem Ort zum andern überführen zu können, ohne es in natura bei sich zu haben, begann, während es bis dahin nur ein Handel mit Münzen und Metallen war. Bis zu der neuesten Zeit konnte man aber das Banquiergeschäft nur als zwischen Privatleuten und nach dem verhältnißmäßig geringen Bedarf derselben bestehend bezeichnen. Mit der neuesten Zeit aber kamen ganz neue Bedürfnisse. Das Staatsleben entwickelte sich in so riesigen Verhältnissen, und der Kampf der Staaten unter einander, sei es in wirklichen Kriegen, sei es in der Spannung der Beziehungen selbst in Friedenszeiten, wurde mit der französischen Revolution so intensiv, daß das bisherige Finanzwesen nicht mehr genügte, das Steuersystem den wachsenden Bedürfnissen nicht nachkam. Es entstand daher für den Staat die Nothwendigkeit, zu Zeiten immense Mittel bereit zu haben, die ihm sein jeweiliger Kassenbestand nicht zu Gebote stellte. Hierzu kam zweitens ein Aufschwung der Industrie in unerhörter Weise. Die Anwendung der Dampfkraft erforderte einestheils ein kolossales neues Material für alle Kommunikation auf Land und Meer; es mußte die Erde mit einem Schienennetze, das Meer mit Dampferflotten überzogen werden; anderntheils beförderten sie die Verbindung unter den Ländern so außerordentlich, daß dadurch der Gewerbebetrieb der industriellen Völker ganz enorme, noch nie dagewesene Verhältnisse annahm. Staat und Industrie erforderten daher eine ganz neue Entwickelung des Kapitals. Dies ist das neue Banquierthum, welches durch

eine ungeheure Vermehrung der Werthzeichen und eine außerordentliche Lebendigkeit des Austausches und des Umlaufes derselben, so wie durch eine beispiellose Innigkeit der Verbindung sowohl der Finanziers unter sich, als auch zwischen diesen und dem ganzen besitzenden Publikum, als auch in wirklichen Assoziationen sich darstellend. nach beiden Seiten hin, für die angewachsenen Staatsbedürfnisse wie für die ausgedehnte Industrie die unentbehrlichen Hülfsmittel anzuschaffen vermochte. Der moderne Staat und die moderne Industrie sind daher ohne das moderne Banquierthum gar nicht zu denken, und es ist demnach die ganze Blindheit veralteter Parteien nöthig, um die außerordentliche Bedeutung des Ersteren zu verkennen. Niemand kann mehr Feind des Spekulationsschwindels und der Agiotage sein, als Schreiber Dieses; Niemand verkennt weniger die Schattenseiten dieser neuen, mächtigen Entwickelung, von der wir sprechen, sowohl in sittlicher, als materieller Hinsicht. Aber da solche von keiner neuen Phase der menschlichen Gesellschaft getrennt bleiben, da immer, wenn der Organismus der menschlichen Gesellschaft neue Glieder ansetzt, ältere dadurch benachtheiligt werden, und alle dem neuen Ansatz erst nachwachsen müssen, so können wir jene Nachtheile bedauern, ohne den Werth der neuen Erscheinung zu verkennen und zu vermindern. Wir brauchen nun nicht erst auszuführen, daß dieses neue kolassale Banquierthum, diese neue Entwickelung des großen Kapitalverkehrs vorzugsweise von den Juden erfunden und ins Werk gesetzt worden ist, daß seine bedeutendsten Träger Juden waren und sind. Man beneide und begeifere sie darum nicht. Lag auch hier der Ursprung nur in der Ausschließung und dem Drucke, den man gegen sie ein Jahrtausend hindurch geübt, so haben sie andererseits auch jene Nachtheile, welche wir oben angedeutet haben, vorzugsweise selbst zu tragen, ja, wir möchten behaupten, diese Nachtheile sind für sie im Ganzen viel größer, als die Vortheile, die ein Theil von ihnen daraus zieht; sie sind auch hierin zum Theil das Opfer für die ganze menschliche Gesellschaft.

Es genüge Dieses, um zu erweisen, daß die industrielle Mission der Juden bis heute noch nicht erschöpft, und ein so wesentlicher Inhalt ihrer Existenz ist, daß die nähere Betrachtung derselben fortan aus ihrer Geschichte nicht mehr entfernt bleiben kann. —

Wir haben aber im Anfange dieses Artikels gesagt, daß auch dieses industrielle Werk, welches den Juden im Beginn des Mittelalters wie im Beginn der neuern Zeit zu vollbringen oblag, dennoch den Inhalt ihres geschichtlichen Lebens nicht erschöpft, sondern nur einen Theil ihrer sozialen Aufgabe ausmacht. Wir befinden uns hier auf bekanntem Gebiete und brauchen daher nur kurze Andeutungen zu geben. Das gesammte Mittelalter hat zum eigentlichen Kennzeichen seines Lebens die Ausschließlichkeit. Religion, Nationalität, Abstammung, Stand, Gewerbe, Alles war ausschließlich, und zersetzte die Gesellschaft in kleine und kleinste Gruppen. Zur allerunterst en derselben wurden die Juden gemacht, und keine Ausschließung konnte der mittelalterliche Witz erfinden, zu welcher sie nicht verurtheilt worden. Sie waren daher der eigentliche lebendige Protest gegen diese ganze Tendenz des Mittelalters, und mit dem Augenblicke, wo in der Menschheit das Bewußtsein des unveräußerlichen Menschenrechtes, der persönlichen Freiheit in bürgerlicher, industrieller, sozialer und intellektueller Beziehung erwachte, waren die Juden die besonderen Träger und Prüfsteine des Kampfes, der sich hieraus entspann. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist nur ein Moment; es handelte sich vielmehr um die ganze persönliche Freiheit, die nach allen Seiten beengt und beschnitten war. Man bilde sich auch nicht ein, daß mit der staatsgesetzlichen Lösung dieser Fragen ihre wirkliche Erledigung erfolgt sei. Hier ist es, wo das allgemeine soziale Leben der eigentliche Endpunkt ist. So lange noch Vorurtheil und Antipathie vor jedem Juden einhergeht und ihm Schritt für Schritt nachfolgt, so lange noch nicht der Mensch, sondern immer noch der Jude an ihm von Jedem, dem er begegnet, herausgefühlt und mehr oder weniger betont wird, kann das Ziel noch nicht als erreicht angesehen werden. Bekanntlich bedarf aber eine jede Tugend der Prüfung, bevor sie als solche konstatirt ist. Der Jude hat nun von der Weltgeschichte die Rolle überkommen, überall das Mittel der Prüfung für die wirkliche Existenz der persönlichen Freiheit, des Menschenrechts und der Menschenwürde zu sein. Dies ist die zweite soziale Mission der Juden und giebt dem Emanzipationskampfe, unter dem wir aber nicht blos den legislatorischen verstehen, eine weltgeschichtliche Bedeutung.

XXXIV.

Der jüdische Separatismus.

1.

Einige Vorgänge in der jüngsten Zeit machen es nöthig, diesen wichtigen Gegenstand einmal wieder ins Auge zu fassen und uns darüber aufzuklären. Nehmen wir das Wort in einem etwas weiteren Sinn, so bildete und bildet ja der „jüdische Separatismus" den eigentlichen Kern aller der Gründe und Anklagen, aus denen man seit ältesten Zeiten die Verfolgung und Beschränkung der Juden zu rechtfertigen sich bemühete. Auch die Zeit ist erst seit Kurzem, und auch noch nicht ganz vorüber, wo unter den Juden selbst Viele jede besondere Aeußerung des Judenthums in Wort und That als separatistisch und der allgemeinen Tendenz unsrer Zeit zuwiderlaufend verwarfen. Es hing dies theils mit der wirklich vorhandenen Richtung des Nivellirens aller menschlichen Verhältnisse und Erscheinungen zusammen, theils war es die natürliche Reaktion, nachdem so viele Jahrhunderte hindurch die Juden zu einer völlig separaten Tendenz gezwungen waren. Wollen wir jedoch unsren Gegenstand nicht oberflächlich mit einigen Phrasen abmachen, die für diejenigen, welche eine gegnerische Ansicht hegen, doch keinen Beweis liefern würden, so müssen wir eine allgemeine Erörterung vorausschicken.

Die göttliche Vorsehung hat den Menschen zunächst als Individuum in die Welt gesetzt und einem Jeden an geistiger und körperlicher Anlage, an Selbstsucht und Selbsterhaltungstrieb so viel Bedeutendes mitgegeben, daß er als Individuum einen breiten Boden seines ganzen Daseins einnimmt. Sie hat ihn aber auch von vorn herein zum Mitgliede einer Familie, in der weiteren Entwickelung zum Mitgliede einer örtlichen Gemeinde, einer Nation,

eines Staates und endlich der gesammten Menschengattung gemacht. Es sind dies sämmtlich Verhältnisse, die völlig naturwüchsig für den Menschen sind, von denen er sich gar nicht frei machen kann, und noch weniger soll, wenn er irgend wie sein ganzes Wesen erfüllen will. Wir können dies auch in umgekehrter Weise betrachten. Alles was außerhalb dieses Erdballes besteht, hat für den Menschen nur das Interesse des Wissens, also des Forschens. Stein-, Pflanzen- und Thierwelt besitzen für ihn weiter noch das Interesse des Nutzens, also auch der Vermeidung des Schadens. Erst mit der gesammten Menschheit tritt ihm ein höheres Interesse entgegen, denn mit ihr beginnt für ihn das Reich der Liebe und des Rechtes. Aber diese Menschheit setzt sich aus Staaten und Völkern, und diese wieder aus Ortsgemeinden und Familien zusammen, und aus diesen geht das Individuum hervor. Was fließt hieraus? Nichts anderes, als daß alle diese Verhältnisse eine volle Berechtigung besitzen, daß sie allesammt untrennbar zum Wesen des Menschen gehören, daß sie allesammt ihm Pflichten auferlegen, wie sie ihm auch Rechte zugestehen. Zu sagen, daß der Mensch eine dieser Stufen völlig aufgeben und verlassen müsse, um in eine höhere aufzugehen, sich dieser allein hinzugeben, ist ein Widerspruch, eine Unnatürlichkeit, und von jeher hat, wo eine solche Forderung entstand, diese sich als irrthümlich und auf die Dauer unhaltbar gezeigt. Es wäre ein trauriger Irrthum, wenn man verlangte, daß die Familie der Nation wegen verschwinden müsse; ein trauriger Irrthum, wenn man annähme, daß über die Nation hinaus nichts mehr für die Menschen da wäre; und so verwerflich es ist, wenn Jemand sein Individuum zum alleinigen Inhalt seines Lebens macht, ebenso verwerflich sind alle die Doktrinen, welche dem Individuum als solchem alles Recht absprechen, und es in den Mechanismus einer willkürlich gegliederten Gesellschaft hineinbannen wollen. Vielmehr muß anerkannt werden, daß dem Menschen die allerdings schwierige Aufgabe geworden ist, die verschiedenen Pflichten anzuerkennen, die ihm aus allen diesen Verhältnissen obliegen, in einem Widerstreite derselben das Rechte zu finden und nach seinem Maße auszuüben, nach allen diesen Seiten hin den Anforderungen so weit zu genügen, wie sie mit dem Rechte bestehen. Es kommen da zahllose Kollisionen vor, in denen das Eine für das Andere aufgeopfert werden muß. Mit einem Worte, es ist dies das

größte Kampfgebiet des Menschen, auf welchem er die meisten Irrthümer und Fehltritte begeht.

Wir haben aber außer diesen wie von selbst sich ergebenden Verhältnissen des Menschen auch noch andere, die sich in der geschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes gemacht haben. Ueberall, wo der Mensch in irgend eine Gemeinsamkeit mit Anderen tritt, ergeben sich sofort besondere Verpflichtungen, denen er nachzukommen hat, z. B. Stand und Beruf, Vereine und Assoziationen. Noch höher als diese liegen aber diejenigen, welche aus gemeinsamen Ansichten und Ueberzeugungen fließen. Einen großen Platz nehmen hier die politischen Parteien ein, und es giebt Zeiten, wo diese gar nicht zu vermeiden und ein gewissenhaftes Wirken in ihnen Pflicht jedes Bürgers ist. Aelter, bedeutsamer und dauerhafter ist aber die religiöse Gemeinsamkeit. Wie diese das höchste geistige Interesse des Menschen in Anspruch nimmt, wie die religiöse Ueberzeugung, welche sie auch sei, ein wesentliches Lebenselement des Menschengeistes ist, so liegt sie in der geschichtlichen Gestaltung des ganzen Menschengeschlechtes als eine vollwichtige, konkrete Erscheinung ausgedehnt da. Wie mannigfaltig sich die Religion auch in jedem Individuum gestalten mag, sie trägt in sich immer einen großen gemeinsamen Inhalt, welcher ein starkes Band für eine größere Zahl Menschen geworden. Es ist daher gekommen, daß jeder Mensch in eine religiöse Genossenschaft hineingeboren und in ihr erzogen wird, so daß er ihr höchst wichtige Elemente seines ganzen geistigen Lebens verdankt. Wie er daher in ihr verbleibt, bewußt und unbewußt, übernimmt er auch besondere Pflichten, theils den Bestand dieser religiösen Genossenschaft sichern, theils ihre Aufgabe an sich und an Anderen, im Besonderen und im Allgemeinen lösen zu helfen. Es kann hierbei nicht von äußerem Zwang die Rede sein, sondern wie bei jeder Pflicht von freier, eigener Erkenntniß und Erfüllung. Sie ist vorhanden, sie ist unwiderleglich vorhanden, die willkürliche Leugnung hat gar keinen Werth.

Wenn wir von diesen allgemeinen Gesichtspunkten aus nun das Judenthum und das Verhältniß der Einzelnen in und zu ihm betrachten: so ergiebt sich, daß gerade für dasselbe mehrfache Momente ins Gewicht fallen. Bei ihm macht sich das Moment der religiösen Genossenschaft, so überaus wichtig es ist, doch nicht

allein geltend. Wichtig ist diese, jemehr man ihre Aufgabe, sowohl für die Bekenner desselben, als auch für die Entwickelung der gesammten Menschheit, für die Verbreitung und Läuterung der Wahrheit und des Rechtes erkennt. Aber im Judenthume spricht auch die gemeinschaftliche Abstammung und noch mehr die Gemeinsamkeit des Schicksals aus seiner geschichtlichen Stellung heraus mit. Noch immer sind in vielen Theilen der Erde gewisse bürgerliche und staatsbürgerliche Verhältnisse den Juden gemeinsam gemacht, und da, wo dies dem gesetzlichen Wortlaut nach nicht mehr stattfindet, liegt eine Menge realer Beziehungen vor, welche den Juden Theilnahme und Ausschließung, Lob und Tadel u. s. w. gemeinsam auflegen. Besonders ist dies in geselliger Hinsicht der Fall, so daß die Juden immer noch meistens auf sich selbst angewiesen bleiben.

Wer könnte also leugnen, daß es noch heute eine Menge Interessen giebt, welche für die Juden gemeinsam sind, und die daher ihnen Pflichten auferlegen, deren volle Kraft nur in großer Einseitigkeit verkannt und verneint werden könnte?

2.

Wir haben also erkannt, daß es die natürlichsten Ursachen sind, welche dem Menschen nach seinen verschiedenen Verhältnissen und Kreisen, nach seiner Persönlichkeit wie den Gemeinsamkeiten, denen er angehört, verschiedenartige Pflichten auferlegen, die sämmtlich ihre völlige und vernünftige Berechtigung haben. Individuum, Familie, Stand und Beruf, Ortsgemeinde, Nation, Staat, Religionsgenossenschaft, Menschheit sind diese Kreise, und aus ihnen allen fließen unzweideutige Obliegenheiten, denen der Mensch, sowie jene mit Ansprüchen an ihn herantreten, gewissenhaft genügen muß. Völlig irrig wäre es daher, wenn man denjenigen des Separatismus beschuldigen wollte, der sich einem dieser Kreise mit besonderem Eifer zuwendet — wenn nicht dadurch den übrigen und seinen Verpflichtungen gegen sie offenbare Schädigung geschieht. Denn in der That ist es ebenfalls natürlich, daß der Mensch nach seiner Individualität, nach dem Begriffskreise seines Verstandes und der Richtung seiner Gemüthsstimmung, nach seiner Entwickelung und seinem Lebensgang irgend einem Gegenstande eine besondere Liebe widmet, ohne daß er deshalb des Separatismus zu beschuldigen

wäre, wenn er nur erfüllt, was er auch nach andern Seiten hin schuldig ist und nicht zu völlig einseitiger Auffassung seiner Lebensaufgabe gebracht wird.

Aber hier ist es eben, wo Irrthum und Fehlgriff leicht sind und wir dem Konflikte schwer entgehen. Und doch ist es schwierig, oder vielleicht unmöglich, ein allgemeines Prinzip, eine generelle Formel zu finden, wonach die sämmtlichen Verhältnisse logisch geordnet werden könnten. Man hat gemeint, die verschiedenen Kreise, wie wir sie oben angeführt, als aufsteigende Stufen ansehen zu können, so daß die untergeordnete stets den Forderungen der höheren weichen müsse. Die Wirklichkeit zeigt diese Meinung als falsch. Ein jedes Individuum ist verpflichtet, seiner selbst, seiner Familie und alles Andern zu vergessen, und Gut und Leben einzusetzen zur Vertheidigung des Vaterlandes, zur Sicherstellung des Staates. Aber ebenso hat das Individuum das Recht, wenn es sich und seine Familie nicht anders retten kann, das Vaterland zu verlassen und nach einem andern Lande überzusiedeln, damit das Band zu lösen, welches es bisher an jenes knüpfte, und aus dem ganzen Kreis der Bürgerpflichten gegen dasselbe hinauszutreten, wenn auch stets eine treue Erinnerung und eine gemüthliche Hinneigung zurückbleiben wird. Wir sehen also hier, daß der sg. niedere Kreis unter Umständen ebenso die Pflichten gegen die höheren aufzuheben vermag, wie es umgekehrt der Fall ist. Nicht minder hat man auf einem anderen Gebiete behauptet, daß Gott mehr zu gehorchen sei als den Menschen, d. h. die Forderungen der Religion hätten mehr Verpflichtendes als die Rechte des Staates und der menschlichen Institutionen überhaupt, und wo beide in Konflikt gerathen, müßten die letzteren den ersteren geopfert werden. Man weiß, in welcher oft furchtbaren Weise dieser Satz von Fanatismus, Frömmelei und Heuchelei ausgebeutet wurde. Unsre Weisen waren nicht dieser Meinung, und sie nahmen an, daß das Leben, wenn es wirklich gefährdet ist, allen religiösen Vorschriften voranginge, ausgenommen die drei Fälle des Götzendienstes, des Inceste und des Mordes, und sie erklärten „das Gesetz des Staates für Gesetz." Hiermit haben sie nichts Anderes ausgedrückt, als daß unter gewissen Umständen der Anspruch der Religion den Forderungen des Staates und selbst denen des Individuums untergeordnet ist, hingegen in den höchsten Momenten, wo es die

Verleugnung der Religion und ihres eigentlichen Inhaltes gilt, alles Andere der Religion nachsteht und dem Bekenntniß und der Bethätigung der religiösen Wahrheit geopfert werden muß.

Aber fragen wir nun, welches dennoch der Maßstab, der richtige Führer in allen Kollisionsfällen dieser Art sei — so antwortet uns das Leben, indem es uns zuruft: das größere Bedürfniß, einschließend die größere Gefahr, getragen von der höheren Wichtigkeit des Gegenstandes, den es betrifft, dies ist das Entscheidende. — Machen wir uns dies durch einige Beispiele klar. Gesetzt, es gerathen zwei Nachbarhäuser zu gleicher Zeit in Brand, so ist jeder der Bewohner berechtigt, vorzugsweise auf die Rettung seines Eigenthums seine Anstrengungen zu richten. Ist aber in dem einen Hause ein Menschenleben in Gefahr, so müssen wir unser Eigenthum lieber verloren geben, um nur das bedrohte Menschenleben zu retten. Wenn wir in friedlichen Zeiten gern einen Theil unsres Besitzthums und Erwerbes für den Staat und gemeinnützige Zwecke hingeben, aber ganz besonders unsre ganze Thätigkeit auf unsre eignen Interessen wenden: so ist dies doch ganz anders, sobald das Vaterland, der Staat zu seinem Bestande und zu seiner Sicherung ungewöhnlicher Anstrengungen und außerordentlicher Opfer bedarf. Wir werden die drückendsten Lasten und Schäden unsres Eigenthums und unsrer Person willig tragen, letztere ganz außer Acht lassen müssen, um unsrer höheren Pflicht gegen das bedrängte Ganze zu genügen. In Zeiten, wo die Nation an einem neuen Aufschwung ihres Lebens, an einer Vertheidigung ihres Daseins, ihrer Selbstständigkeit, ihrer Freiheit arbeitet, werden wir verpflichtet sein zu ihren Gunsten andere sonst bedeutungsvolle Interessen hintenanzusetzen. In Epochen, wo unsre Religionsgenossenschaft zur Gründung neuer Institute, zur Förderung eines neugeweckten Geistes, zur Vertheidigung gegen Angriffe, Bedrückungen, Verfolgungen berufen ist, wird ein viel größerer Maßstab für die ihr zu bringenden Opfer gegeben sein, als in den Zeiten ruhigen gesicherten Bestandes. So tritt überall die zeitige Noth, das gegenwärtige Bedürfniß, die drängende Gefahr als das entscheidende Moment für die obherrschende Pflicht zu deren treuer Erfüllung hervor. Ist dies richtig, so kann hier überall durchaus nicht von Separatismus, der am Ende eine andere Form des Egoismus ist, die Rede sein. Der Separatismus tritt erst da

ein, wo mit Hintenansetzung anderer berechtigten und drängenden Interessen, ja mit deren Schädigung ein besonderes separates Verhältniß und Ziel im Auge behalten und dessen Förderung alle unsre Kräfte zugewendet werden. Der Vorwurf des Separatismus trifft also durchaus nicht zu, wo einem Interesse eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird, sobald sich das Bedürfniß und die Bedeutung desselben nachweisen läßt. So wenig wie es dem Kosmopoliten zusteht, den Patrioten des Separatismus zu zeihen, oder dem für seine Familie arbeitenden Individuum darum den Vorwurf beschränkten Sinnes und Strebens billiger Weise gemacht werden kann; so wenig wie ein Bürger, der für seine Ortsgemeinde thätig ist oder der sich z. B. die Hebung des Schulwesens zu einer besonderen Aufgabe gemacht hat, des Separatismus schuldig erklärt werden darf; ebenso wenig wird man es dem Mitgliede einer Religionsgenossenschaft verübeln dürfen, wenn es für deren Bestand, Entwickelung und Ausbau eine aufopfernde Thätigkeit ausübt. Mit mehr Recht wird selbst dem Verfechter eines allgemeinern oder umfassendern Interesses der Vorwurf des Separatismus gemacht werden können, wenn er die Ausschließlichkeit in Anspruch nimmt. und mit Fanatismus den Stein auf alle anderen Bestrebungen wirft.

Aus allen diesen Gesichtspunkten ist es unzweifelhaft, daß der Jude eine große und heilige Verpflichtung gegen sein Judenthum hat, in deren eifriger und treuer Erfüllung für ihn ein hohes Verdienst liegt, und daß er in diesem Bewußtsein den Vorwurf des Seperatismus als ganz ungerechtfertigt auf den zurückwerfen kann, der ihn ihm macht, von welchem allgemeinen Stadpunkte aus dieser es auch thue. Vergessen wir nicht, daß überhaupt die Verpflichtung gegen die Religion ebenso eine Gefühlsunterlage wie die Familie, das Vaterland und der Nebenmensch hat, also nicht blos auf den durch den Verstand begründeten Forderungen und Schlüssen beruht. Die Religion ist das Verhältniß des Menschen zu Gott. Dieses Verhältniß reicht dem Menschen über drei Welten, über sein Werden, sein irdisches Dasein und seine Existenz nach dem Tode. In Gott findet er den Grund und das Ziel seines Daseins. Es sind das ganze Heil seiner Seele und die Fügungen seines Geschickes, die er hier suchet. Wie er dieses Verhaltniß in seiner Religion begreift und es ihm zur Ueberzeugung

wird, erscheint ihm als die alleinige Wahrheit, er verdankt diese der Religion und sieht sie als die Spenderin und Trägerin der Wahrheit an. Sie steht an seiner Wiege, sie begleitet ihn Schritt vor Schritt durch das Leben, sie heiligt ihm alle bedeutungsvollen Akte, sie tröstet ihn in seiner Trauer, richtet ihn auf in seinen Bedrängnissen und trägt ihn auf ihren Schwingen über den Todeskampf hinaus. Wie könnte man nun denjenigen, welcher seiner Religion mit ganzer Liebe anhängt und ihr mehr als den Zehnten seiner Kräfte widmet, eines separatistischen Gelüstes zeihen, wenn er hiermit für den ganzen übrigen Kreis seiner Pflichten durchaus nicht abgestorben ist, vielmehr gerade aus Religion ihnen um so mehr genügt!

Für den Juden kommt aber noch eine Menge anderer Momente hinzu. Das Judenthum ist die Religion einer Minorität, einer über alle Länder der Erde zersplitterten Minorität, der es einerseits an jedem Mittelpunkte und an jeder äußern Organisation fehlt, die andrerseits durch die frühere Stellung ihrer Bekenner jedes Grundbesitzes ermangelt, der Unterstützung aus Staatsmitteln mit geringer Ausnahme nicht theilhaftig ist, und endlich von allen Andern immerfort bekämpft wird. Daß unter solchen Umständen das Judenthum, wenn es bestehen und eines kräftigen Lebens sich erfreuen soll, ungleich mehr Opfer an Geldmitteln wie an energischer Bethätigung erfordern muß, als jede andere Religionsgenossenschaft, ist leicht einzusehen. Schon die bloße Begründung und Erhaltung seines Kultus wird umfassende Belastung nöthig machen. Ebenso wenig kann von ihm wie von irgend einer religiösen Gemeinschaft ein Schulwesen getrennt werden. Eine jede Religion will gelehrt werden, und ohne daß wir hier in die Frage der Konfessionsschule eingehen, wird das Bestehen der nichtjüdischen Konfessionsschulen schon an sich auch die jüdische Konfessionsschule nothwendig machen. Jedenfalls aber fordert der religiöse Unterricht und die religiöse Erziehung Befriedigung. Damit sind aber wieder auch höhere Anstalten vorausgesetzt, auf welchen die Lehrer der Religion in ihren verschiedenen Abstufungen gebildet werden. Mit einer jeden Religionsgenossenschaft sind aber auch gewisse Wohlthätigkeitsanstalten untrennbar verbunden. Schon a priori muß eine jede Religion, so wie sie ihre Gottesverehrung in einem Kultus verkörpert, so auch ihre

Lehre von der Menschenliebe und Barmherzigkeit in eigener Bethätigung dem Individuum vorbilden. Hierzu kommt die geschichtliche Entwickelung der Wohlthätigkeitsanstalten aus den Religionsgemeinden heraus. Für die Juden eröffnet sich aber noch eine auf ihre Glaubens- und Stammesgenossen besonders gerichtete Wohlthätigkeit aus ihrer Stellung heraus, in welcher sie vom Genusse vieler öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten und von der Privatwohlthätigkeit ausgeschlossen sind, so daß die Bedürftigen vielfach auf ihre Glaubens- und Stammesgenossen angewiesen sind. Es trifft also hier die uralte starke Betonung der Wohlthätigkeit in der Lehre des Judenthums und deren Ausübung mit den noch immer vorwaltenden gesellschaftlichen Verhältnissen zusammen, um den Juden große Opfer für die Werke der Barmherzigkeit aufzulegen, und vielleicht liegt es gerade in diesem Zuge ihrer Religion und der dadurch hervorgebrachten Richtung, daß die Juden darum dennoch den Anforderungen auch aller allgemeinen wohlthätigen Zwecke anerkanntermaßen mit großer Willigkeit genügen, also das separate Thun der allgemeinen Pflicht nur förderlich, und darum um so weniger separatistisch ist. Daß endlich zu allem Diesem sich noch diejenigen Forderungen gesellen, welche einerseits zur Weckung, Fortbildung und Hebung des geistigen Lebens im Judenthume z. B. der jüdischen Literatur, andrerseits zur Abwehr von Angriff und Verfolgung, in welchem Theile der Welt diese auch auftreten, abzwecken, kann nur die Bethätigung im Judenthume steigern, wird aber niemals als Separatismus gescholten werden dürfen. Denn fürwahr! Das müssen wir erkennen, daß mit der rechten Durchführung aller dieser Aufgaben für das allgemeine Reich der Wahrheit, der Sittlichkeit, der Veredelung nachdrücklich zugleich gewirkt wird, also im Grunde nicht minder für die allgemeine Menschheit, für Recht und Liebe, für Kultur und Bildung sich die reichsten Folgen entwickeln. Schon was für die Ausbildung und Erleuchtung des Individuums geschieht, kann niemals als ein blos individueller Gewinn erachtet werden, sondern in ihm liegt auch der Fortschritt der ganzen Menschheit, und die Wirkungen eines tüchtigen und veredelten Individuums für das Allgemeine sind unberechenbar. Um wie viel mehr trifft dies bei einer großen gemeinsamen Veranstaltung zu, wie das Judenthum ist. Die Fackel, die hier angezündet

wird, leuchtet weithin, auch über die äußerlichen Grenzen hinaus. Die Energie des Lebens, die hier entfaltet wird, giebt den mannigfaltigsten Anstoß zu weiterem Wellenschlag des Lebens. Der Sinn und der Eifer für ein höheres Gut, für die Idee, der hier sich bethätigt, treibt und drängt auch in anderen Kreisen, trägt seine Wirksamkeit auch auf andere Gebiete hinüber.

3.

In den vorhergehenden Sätzen haben wir die volle Berechtigung nachgewiesen, welche das Judenthum zu seinen Anforderungen an seine Bekenner mitten unter allen den menschlichen Kreisen besitzt, in welchen sie stehen; wir haben die Ideen und Zwecke erhärtet, welchen sie damit dienen; wir haben deshalb diese Berechtigung als eine Verpflichtung erkannt, welche diesen Bekennern obliegt. Gehen wir nun in das Praktische über, und ordnen uns die einzelnen Gebiete dieser Berechtigung und Verpflichtung in überschaulicher Weise.

Erstens: Alle Institutionen und Institute, welche zum Bestande des Judenthums nothwendig sind, müssen erhalten werden. Man weiß, daß hierzu nicht blos Geldopfer erforderlich sind, sondern auch die warme Beeiferung der Persönlichkeiten, ein belebender Geist und persönliche Anstrengungen. Berufen ist hierzu ein Jeder nach seinem Maße und seinen Kräften, denn — ein für alle Mal gesagt — gerade in religiösen Dingen kann und darf nicht blos nach den Buchstaben gesetzlicher Bestimmungen gemessen werden, sondern hier gilt es, der Idee, die uns belebt, in immer steigendem Ringen zu genügen. Alle diese Veranstaltungen werden sich wieder in zwei Richtungen trennen lassen: a) Die zur konkreten Erscheinung des Judenthums dienen. Es sind dies vorzugsweise die kultuellen, die gottesdienstlichen. Kommt es bei allem Kultuswesen auch vorwiegend darauf an, wie der Einzelne zu ihm steht, welches Bedürfniß er dafür in sich trägt, wie er von ihm auf sich wirken läßt: so hat es doch eine nicht minder wichtige Bedeutung von seiner allgemeinen Seite. Wir haben uns die Frage vorzulegen, ob und in wiefern unsre Kultusanstalten in ihrer äußern Gestaltung und in ihrem Inhalte, also in Form und Wesen befähigt sind, auf die Theilnehmer ihrem Zwecke gemäß zu wirken, sie zur Gottesanbetung zu erheben und mit sittlicher Kraft zu

durchdringen. Es kann hier freilich kein Einzelner verlangen, daß sich diese Kultusanstalten, die Synagoge, der Gottesdienst u. s. w. nach seinen Ansichten und seinem Standpunkte richten und verändern sollen. Hier vor allem fällt die geschichtlich gewordene und überlieferte Gestaltung schwer in's Gewicht. Aber wo das Bedürfniß sich allgemein ausspricht, wo die Verödung und der Verfall des Gottesdienstes einzutreten droht und schon eingetreten ist, da ist es auch die Sache der Einzelnen, zu wirken, zu fördern und zu schaffen. In allem Diesem verbindet sich das Interesse des Individuums mit dem Interesse für die allgemeine Wirksamkeit innerhalb des Judenthums. — b) Alle die Veranstaltungen, die zur Unterweisung, Belehrung, Befestigung, Stärkung intensiv und extensiv dienen. Es gilt hier der einfache Satz: eine Religion, die nicht gelehrt wird, kann nicht bestehen; sie kann dann nicht bestehen, auch wenn ihre Formen in strengster Praxis geübt werden, sie kann um so weniger bestehen, wenn sie sich einem großen geistigen Leben, einer tiefgehenden geistigen Bewegung gegenüber befindet. Auch hat es dem Judenthume nie an Unterricht gefehlt, freilich in jeder Zeit nach ihrer Weise; aber es kamen Zeiten des Verfalls, wo in der Synagoge das Wort der Lehrer erstarb, und in den Schulen der Unterricht zu einem dürren Schematismus vertrocknete. Hieraus mußte und muß das Judenthum gerettet werden, und die Entwickelung, die auf diesem Gebiete begonnen hat, ist eine segensreiche, ein glänzendes Zeugniß für das verjüngte Leben im Judenthume. Die Veranstaltungen zu diesem Zwecke bestehen theils in der Schule, theils in der Literatur. Die Frage nach der Konfessionsschule ist hier nicht zu erörtern. Bemerken wollen wir nur, daß insonders in unsrer Zeit im Allgemeinen die echte religiöse Bildung nur auf ganzer Bildung des Geistes beruhen kann, und daher die organische Verbindung beider ein schwer zu ersetzender Vorzug der Konfessionsschule wenigstens auf dem Gebiete der Elementar- und Volksschule ist. Es versteht sich, daß in der Schule, soweit sie uns hier berührt, eine Abstufung vorhanden ist, die aber vollständig befriedigt sein will, und sich in den drei Stufen der Religionsschule, der Lehrerbildungsschule und der Rabbinerschule abtheilt. Wie die untere Stufe auch die zweite, und das allgemeine Bedürfniß auch die dritte bedingt, bedarf jetzt keines Beweises mehr. Diese drei

Stufen zu immer größerer Blüthe zu bringen, ist eine der nothwendigsten Forderungen und Bedingungen für den Bestand des Judenthums. Aber auch für die Unentbehrlichkeit der Literatur auf dem jüdischen Gebiete nach allen Richtungen hin braucht das Wort nicht erhoben zu werden. Durch diese wird der Geist in jedem Einzelnen erweckt und genährt; durch sie die Unterweisung auch außerhalb der Schule und der Synagoge geübt; durch sie die Lehre und das Gesetz ausgebreitet; durch sie die wissenschaftliche Durcharbeitung fortgeführt. Mit dieser Unentbehrlichkeit aber steht in keinem Verhältniß das Gefühl der Verpflichtung zu ihrer Förderung, wie es in der Mehrheit der jetzigen Juden lebt. Wie sehr sie sich, Anderen und dem Allgemeinen damit dienen, empfinden und erwägen verhältnißmäßig nur Wenige. Und doch kann die jüdische Literatur, weil sie nicht blos auf die Juden, sondern noch mehr durch die einzelnen Sprachen, in denen sie reden muß, beschränkt ist, nur durch eine um so allgemeinere Theilnahme und Unterstützung bestehen.

Zweitens: Alle Bestrebungen, welche zur Abwehr dienen, müssen gefördert werden. Hier ist es, wo die Stellung des Judenthums und der Juden, wie sie sich geschichtlich gemacht hat, vorzugsweise in Betracht kommt. Die Vergangenheit ist der Boden, auf welchem wir stehen, und wenn die Gegenwart uns vielfach aus ihr herausgehoben hat, so ließ sie doch noch genug übrig, was zu immerwährender Wachsamkeit und Thätigkeit auffordert. Auch hier haben wir ein Zwiefaches: a) Was zur Abwehr betreffs unsrer Religion selbst dient. Wir verstehen hierunter nicht blos die Angriffe, die auf unsern Glauben geschehen, die Vorurtheile, die noch immer obwalten, die Verdächtigungen und Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben werden. Die Abwehr hiergegen hat keinen blos singulären Zweck, sondern sie erzielt auch die Aufklärung der Welt, die Vertheidigung und Verbreitung der Wahrheit. Sondern wir meinen auch die positive Bestrebung, dem Judenthum diejenige Stellung in der Literatur, in der Gesellschaft und im Staate zu erringen, auf die es Anspruch machen kann, die gesetzliche Anerkennung neben den anderen Religionen und Kirchen, die ihm gebührt. b) Was zur Abwehr betreffs unsrer Glaubensgenossen dient. Auch hier steht in erster Linie das positive Streben nach der sg. Emanzipation, d. h. nach der Gleichberechtigung im Staate.

Denn die Ausschließungen und Rechtsbeschränkungen sind im Grunde Verletzungen des Rechtes, Angriffe auf das Recht. Wir können hier nur den Grundsatz hervorheben, daß, so lange wenigstens in der zivilisirten Welt die Gleichberechtigung nicht in allen Staaten anerkannt und ausgeführt ist, sie noch nirgendswo völlig gesichert ist, und daß, wo sie nicht vollständig ist, auch das Erlangte in der Luft schwebt. Hieran schließen sich nun die Angriffe und Bedrückungen unsrer Glaubensgenossen in irgend einem Lande, so weit diese die Juden als solche treffen, so weit sie sich auf diese beschränken. So lange die Solidarität aller Menschen und Staaten gegen Gewaltthätigkeit und Grausamkeit noch nicht vorhanden ist, so lange namentlich die Juden eine allgemeine, faktisch eintretende Theilnahme nicht finden, ist es die Pflicht aller Glaubensgenossen, sich mißhandelter Juden anzunehmen, und sie, so weit die Kräfte reichen und so weit kein Verbrechen von ihrer Seite zu Grunde liegt, zu schützen. Jede Anstrengung hierfür ist berechtigt und Pflicht, nicht blos vom jüdischen, sondern von jedem humanen Standpunkte aus.

Drittens: Die Veranstaltungen zu wohlthätigen Zwecken. Je unangefochtener alle diejenigen Zweige sind, die wir bisher betrachteten, desto schwankender pflegt man auf dem Felde zu sein, auf welchem wir uns jetzt befinden. Man glaubt, daß die Berechtigung und Verpflichtung hier öfter zu weit ausgedehnt wird, d. h. der allgemeinen Verpflichtung gegenüber zu beschränken ist. Und man hätte Recht, wenn durch die desfalsigen Anstrengungen auf dem jüdischen Gebiete der thätigen Wirksamkeit der Nächstenliebe und Barmherzigkeit in allen andren Kreisen ein wesentlicher Schade, eine nachhaltige Benachtheiligung geschähe. Dies darf nicht stattfinden, und findet auch im Allgemeinen bei den Juden nicht statt. Es ist dies eine notorische Thatsache. Aber schon grundsätzlich läßt sich hiergegen erwidern, daß wir allerdings verpflichtet sind, an allen Nöthen, an allem Elend, wo sie sich irgend in der Menschheit kundthun, den innigsten und thatkräftigsten Antheil zu nehmen, um Abhülfe zu schaffen, daß wir aber dennoch angewiesen sind, unsre Bemühungen besonders auf die Leiden und Schäden innerhalb des Staates, innerhalb der Nation, innerhalb der Ortsgemeinde, denen wir angehören, zu richten und mit steigender Opferfähigkeit sie abzustellen. Ebenso gerechtfertigt sind also derartige Bestre-

bungen innerhalb der Glaubensgenossenschaft, ja innerhalb der örtlichen Religionsgemeinde. Hierzu gesellen sich nun die von der Religion selbst spezifisch gegründeten und geforderten Veranstaltungen der Wohlthätigkeit, z. B. schon das Armenbegräbniß. Es ist nicht gut, bestehende Vorschriften und Anstalten der Barmherzigkeit durch Erweiterung des Pflichtenkreises aus logischen Gründen aufzuheben. In der Regel wird hierdurch das Besondere vernichtet und das Allgemeinere nicht befördert. Man zieht sich von dem Einen zurück, ohne es dem Andern zugute kommen zu lassen. Man glaubt sich von dem Einen erleichtern zu dürfen, ohne sich mit dem Andern zu beschweren. Das Wohlthätigkeitsgefühl wächst durch sich selbst, wie unsre Weisen sagen: „Eine verdienstliche Handlung zieht die andere nach sich.“ Stumpft man es gegen die Nächsten ab, bleibt es auch gegen die Weiterstehenden schwach. Hierzu kommen endlich die gegebenen Verhältnisse. Man begegnet hier zwiefachen Umständen. Unter den veränderten Verhältnissen der Juden ist es nothwendig, der Masse zu ihrer Hebung und zur Veränderung in ihren Thätigkeiten zu Hülfe zu kommen. Wir erwähnen hier die Vereine zur Beförderung der Handwerke, Künste und Studien unter den Juden. Wer dürfte diese separatistisch nennen? Andrerseits sind faktisch die Juden vom Genusse vieler Wohlthätigkeitsanstalten ausgeschlossen, und wir sind daher verpflichtet, sie dafür zu entschädigen. Ueberall bestehen noch solche Anstalten für Katholiken, Evangelische u. s. w., und somit ist neben diesen jede gleichartige jüdische Veranstaltung nicht blos berechtigt, sondern unentbehrlich. Was vorhanden ist, darf nicht übersehen werden, mögen wir es beklagen oder nicht. Innerhalb aller Konfessionen besteht noch immer hinsichtlich der Wohlthätigkeit das Streben, vorzugsweise die Glaubensgenossen zu berücksichtigen, und im Allgemeinen werden die Juden am meisten abgewiesen. Diese werden daher doppelt und dreifach beschädigt, wenn die Meinung bei ihren Glaubensgenossen vorwaltend würde, daß die auf sie angewandte Wohlthätigkeit eine Beschädigung des allgemeinen Anrechts sei. Allerdings darf hier die mahnende Stimme nicht erspart werden, jede Extravaganz, namentlich in dem was eine allgemeine Betheiligung der Juden erfordert, zu vermeiden, und mit den Mitteln, welche sich hier für uns darbieten, so sparsam wie möglich zu sein. Es ist hierin in

der neueren Zeit oft gefehlt worden, indem man Zwecke aufstellte, die über das Maß unsrer Kräfte hinausgingen und die so fern lagen, daß darüber sehr nahe und dringende Bedürfnisse übersehen wurden. Dies ist zu vermeiden, und im Allgemeinen die Regel aufzustellen, daß wir hinsichtlich der Wohlthätigkeit da einzutreten haben, wo Juden als solche benachtheiligt sind, hierbei aber immer erst vom Näheren zum Weiteren überzugehen. Bekanntlich ist das Letztere auch schon der Grundsatz der talmudischen Vorschriften.

Möge diese Darstellung dazu beitragen, den rechten Geist in uns zu erhalten, den Geist, für das allgemeine Menschliche zu glühen und für das Judenthum ein offnes und volles Herz zu besitzen!

XXXV.

Reaktion und Opposition.

Es giebt ein Land, wo man sich Staat und Regierung gar nicht ohne eine Opposition denken kann, wo die beiden sich opponirenden Parteien auf die einfachste Weise in der Regierung abwechseln können, ohne daß die geringste Erschütterung einträte und der Wechsel nach innen und außen wesentlich fühlbar wäre; das Motiv liegt meist nur in einer einzigen bedeutsamen Maßregel. Die eine Partei ist daher für die andere Regulator und Korrektiv, also gar nicht entbehrlich. Die Männer der beiden Parteien kommen oft derb auf einander, schlagen, selbstverständlich nur mit Reden, in schonungsloser Weise auf einander los, bringen sich, wenn sie es vermögen, aus ihren hohen Staatsämtern, aber sie verschlingen sich nicht; sie verdammen, verfolgen, ächten, vernichten sich nicht; sie ehren in ihren Gegnern die eigene Freiheit und das eigene Recht, Freiheit und Recht, die sie nicht minder für sich beanspruchen werden, wenn sie einmal wieder in der Minorität sein werden. Seit Jahrhunderten hat es sich also erwiesen, daß eine Opposition durchaus nicht staatsgefährlich ist, vielmehr zur Gesundheit des Volks- und Staatslebens nothwendig, daß die Opposition nicht minder loyal, treu und patriotisch gesinnt ist als ihr Widerpart, und daß sie in ihren verschiedenen Schattirungen wiederum den Schutz vor Ausschreitung und Entartung besitzt. Wir brauchen dieses Land nicht zu nennen.

Wie ganz anders in den meisten Staaten des Festlandes. Wie wird da Alles, was nach Opposition aussieht, von den jeweiligen Staatslenkern gehaßt, als revolutionär, abtrünnig von Thron und Religion, als die Existenz des Staates unterwühlend angesehen

und gebrandmarkt! Wie kommen dann immer wieder Zeiten, in welchen gegen die gesammte Opposition die härtesten Gewaltmaßregeln in Anwendung gebracht werden, um ihr ein völliges Schweigen aufzuerlegen; wie müssen da anerkannte Rechte unterdrückt und die äußersten Maßregeln ergriffen werden, um jede Regung der gegnerischen Partei unmöglich zu machen! Daß hierdurch die gesammte Opposition in allen ihren Schattirungen und ein guter Theil der konservativen Partei selbst in das äußerste Extrem hineingedrängt werden, und eine tiefe Erbitterung Platz greift, und wie ein solcher Zustand doch niemals haltbar ist und zu einer dauernden Grundlage der staatlichen Gesellschaft nicht werden kann, setzt man ganz außer Augen.

Ihr seid entrüstet, Männer der Opposition? Die Flamme des Zornes schlägt in Euch auf? „Das ist etwas Unerhörtes! das vermag man nicht zu ertragen!" sind die mildesten Worte, die Euren Lippen entfahren. Ich will Euch ein Anderes lehren.

Es giebt einen Volksstamm, eine Religionsgenossenschaft, die die Welt seit Jahrtausenden als eine Opposition angesehen, zu einer solchen gemacht, und Jahrtausende lang die furchtbarste Reaktion gegen sie geübt hat. Auch sie brauche ich nicht zu nennen. Ja, die israelitische Gotteslehre mit ihren sittlichen Konsequenzen war der Gegensatz des Heidenthums und aller heidnischen Elemente von ihrem Beginne an. Aber trat sie als Opposition auf? Nicht im Geringsten, sie wollte nur existiren, nur für sich da sein und leben. In der Wüste geboren, wollte sie nur in einem engen, von Bergen und Meer begrenzten Lande bestehen, bis etwa — denn dieses Bewußtsein hatte sie allerdings — die Menschheit ihr zugereift sein würde. Sie erhob das Schwert nur, wenn sie innerhalb ihrer eigenen Grenzen angegriffen und bedroht wurde; sie entsandte nicht einmal Emissäre, sondern überließ es der großen Entwickelung der Geschlechter, bis man ihre Rede und ihre Schrift brauchen und sich holen würde. Und als ihre Bekenner durch ihre Feinde in alle Welt zerstreut worden, hielten sie dasselbe Benehmen ein; sie stritten immer nur um ihre Existenz, griffen Niemanden an, vermieden gern jede Polemik und ihre hauptsächliche Aktion bestand im Dulden und in der Abwehr.

Und dennoch, welche grausame Reaktion wurde gegen sie geübt. Die Gegner witterten in dieser Gotteslehre ihren Gegen-

satz, den Widerspruch gegen ihr eigenstes Wesen, und dieses genügte ihnen, um mit der äußersten Gewaltthätigkeit gegen sie und ihre Bekenner aufzutreten, sie in den natürlichsten Rechten zu beschränken; ihnen das tiefste Stillschweigen aufzulegen und selbst den einfachsten Schmerzensschrei zum Verbrechen zu machen. Ja, das Judenthum war faktisch die mildeste Opposition, die man sich denken konnte; unerbittlich im Festhalten seiner Lehre, in der Treue gegen seinen Inhalt, beschränkte es sich auf sein eigenes Leben, und wollte nach außen nichts als sein Dasein. Aber dieses gönnte man ihm nicht, in diesem fanden die Gegner den Widerspruch, den man nicht dulden wollte. Das Judenthum war und ist der Regulator der religiös-sittlichen Weltanschauungen; in ihm hatte man gegen die Entartung, das Ausschreiten des Fanatismus, des Aberglaubens und des Unglaubens ein Korrektiv — aber das sah der beschränkte Gegner, der einseitige Zelot nicht ein, sondern brandmarkte, verfolgte, ächtete und suchte es zu vernichten, weil es eben nicht war und nicht wollte, wie er. Auch für uns kamen von Zeit zu Zeit Perioden, wo der Gegner milder gesinnt, gerechter und duldsamer, wo die Verfolgung und Ausschließung schwächer wurde — in Alexandrien, in Rom, in Spanien, in der Türkei — aber es waren nur kurze Epochen, die plötzlich durch eine um so furchtbarere Reaktion wieder abgebrochen wurden.

Nun — was war der Erfolg? Die Gotteslehre und ihre Bekenner existiren noch heute; sie haben der Gerechtigkeit und Humanität gegenüber Vieles von der Schroffheit ihrer äußern Erscheinung, die man ihnen aufgenöthigt, abgestreift, aber von ihrem eigentlichen Inhalte kein Körnlein aufgegeben; aber indem man sie als eine ruhige und würdige Opposition, die nützlich, ja unentbehrlich ist, erkannt hat, kommen ihre allgemeinen Ideen immer mehr zur Ausbreitung und Einwirkung; man gewährt ihnen immer mehr ihre ungestörte Existenz als vollberechtigt, man löste das Stillschweigen von ihren Lippen — und sie mißbrauchen dies nicht — ich rede vom Judenthume als solchem — und Anerkennung und Würdigung ringen dem Hasse und Vorurtheile immer mehr Terrain ab.

Dies ist fürwahr! nach allen Seiten hin ein würdiges Beispiel und Vorbild. Es ruft den Machthabern zu, daß Gewalt

und Unterdrückung niemals ausreichen, den Gegensatz, in wie weit Wahrheit und Recht in ihm sind, zu beseitigen und aus der Welt zu schaffen; es ruft aber der duldenden Opposition zu, daß Ausdauer und energische Konsequenz auch bei materieller Schwäche nicht erliegen lassen, daß nicht die Leidenschaft, die wilde Aufregung, der Sturm und die Explosion den Sieg verschaffen, vielmehr daß diese, nutzlos verbraucht, nur tiefern Fall, Abspannung, Schwäche herbeiführen, daß aber das feste Beharren, die dauernde Ausstrahlung von innen heraus die Existenz sichern und die Zukunft vorbereiten.

Es mißt und schafft sich eben in der Menschheit nichts nach Jahren, sondern nur nach Jahrhunderten und länger. Dahin muß es kommen, daß auch die Gegner nur Gegner im Einzelnen sind, während die großen Ziele und Zwecke Aller dieselben geworden.

XXXVI.

Warum die Junkerpartei überall so judenfeindlich?

Es giebt eine ziemliche Anzahl Parteien, denen man das Motiv ihres Judenhasses von vorn herein absieht. Warum der Manufakturhändler, der Schneider, jetzt sogar der Virtuos und Komponist Judenhaß haben, ist sehr erklärlich; denn hat schon jeder Konkurrent einen ansehnlichen Geifer auf seinen Konkurrenten, wie bequem ist es, diese unedle Leidenschaft mit Judenhaß zu verstärken und zu verdecken, und wie natürlich! Je weiter aber die Juden die Konkurrenz jetzt treiben, da sie nicht blos in den schönen Künsten, in Mathematik und Rechnen, in Sprachen und Naturwissenschaften Konkurrenz machen, und nicht ohne Glück, sondern sogar dreist genug sind, die Bibel zu kommentiren und hebräische Grammatik zu treiben, so sehe ich nicht ab, warum man nicht überall auf diesen Gebieten Judenhaß haben, und mindestens durch stolzes Ignoriren üben soll — haben und üben doch selbst jüdische Gelehrte diesen Judenhaß, und benutzen und citiren zehnmal einen christlichen, ehe einmal einen jüdischen Schriftsteller, d. h. Nota bene, wenn er nicht schon einige hundert Jahre, oder mindestens bald ein hundert Jährchen todt ist, wie schon Mendelssohn anfängt, dies Glück zu haben.

Aber warum die sogenannte Junkerpartei diesen wüthenden Judenhaß hat, den sie unaufhörlich in der „Kreuzzeitung" und in allen Blättern ejusdem generis ausläßt, aber noch unermüdlicher in allen gesetzgebenden Instanzen zu bethätigen bestrebt ist, um möglichst die Juden wieder in die Ghetti's zu sperren und mit dem Orden des gelben Läppchens zu zieren, dies ist die Frage! An Konkurrenz im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist da gar nicht zu denken, denn es haben ja die Juden von Beginn

an immer auf Abstammung, aber nicht auf Geburt gehalten, sie haben bis auf die neuere Zeit meist nicht einmal Familiennamen gehabt, und sich begnügt, ihren Vornamen durch ein Ben mit dem Namen ihres Vaters zu verbinden. Also an Ahnen gar nicht zu denken, wenn man nicht die Erzväter darunter versteht. Mit dem Erwerb von Rittergütern ist es bei den Juden auch immer noch wie mit dem Erwerb des Adels, es sind nur noch Ausnahmen und zwar in einigen wenigen Gegenden. Und endlich in den Benefizien des Staates können die Juden nun einmal gar keine Konkurrenz machen, denn da kommt es ja niemals auf die Empfänger, sondern auf den Geber an, und wir Juden danken schon Gott auf's Inbrünstigste, wenn wir nur mit Malefizien verschont werden.

Ueberhaupt erkennen wir Juden dankbar an, daß unter allen modernen Momenten, immer noch der Staat, und zwar gerade der bureaukratische Staat der freisinnigste gegen uns war und ist, denn bei jeder fortstürmenden Periode erhob sich das Volk gegen uns, und bei jeder Reaktion Adel und oberer Bürgerstand — nur der ruhig sich entwickelnde Staat giebt uns Ruhe, Recht, Freiheit, und er allein die Hoffnung in die Zukunft.

Warum also aber doch dieser unersättliche Judenhaß der Junkerpartei?

Dennoch aber erst noch die Frage, war er immer so? war er im Mittelalter, in der eigentlichen Zeit des Judenhasses, auch bei derselben Klasse? Wir müssen diese Frage bejahen. Die eigentlichen großen Herren des Mittelalters sahen die Juden gern, und förderten meist die Niederlassung von Juden auf ihren Ländern, in ihren Städtchen und Flecken; weil diese Juden ihnen die Bedürfnisse des Luxus leichter verschafften, ihnen Unterhändler bei Anleihen waren, Steuern bezahlten, und durch Verkehr die Einnahmen steigerten. Der niedere Adel aber gerieth immer in Schulden, in die Hände der Wucherer, und zwar immer tiefer, und natürlich zu einer Zeit, wo die Juden zum Geldhandel und Trödel verurtheilt waren, insbesondere bei diesen. Wie man nun den schon von selbsten hasset, den man braucht, noch mehr, wenn dies ein vermeintlich niederer, verachteter Mensch ist, so haßt man noch mehr den, dem man verschuldet ist, und kann man ihn durch diesen Haß gar los werden und verderben, wie steigert er sich da ad

infinitum. Man kann daher dreist sagen, ohne der Unwahrheit oder Uebertreibung gezeiht zu werden, daß drei Viertel der Verfolgungen, Verbannungen, Konfiskationen u. s. w., welche die Juden im Mittelalter erlitten, lediglich vom verschuldeten kleinern Adel angeregt wurden, der damals das Ohr der Fürsten belagerte, während der hohe Adel fast selbst souverain auf seinen Schlössern und Burgen lebte.

Aber diese Verhältnisse haben sich vollständig geändert. Die Juden haben aufgehört, den kleinen Geldhandel zu betreiben; die Juden haben aufgehört, die alleinigen Verborger zu sein, denn es verborgt jetzt Alles, fast bis auf den Holzspalter herab; und es wird überhaupt nicht mehr so viel Geld verborgt, wie Waaren; auch haben die Verbannungen, Konfiskationen u. dgl. im Großen gegen die Juden aufgehört, und sind zu kleinlichen Ausschließungsmaßregeln zusammengeschrumpft, die drücken, aber nicht drängen, wodurch die selbst verlieren, welche sie ausüben und Keiner gewinnt.

Also warum doch? Und um so mehr, da nicht zu leugnen ist, daß gerade in der Junkerpartei eine große Bildung und gesellschaftliche Tournure vorhanden ist; daß sehr viele Heroen der Wissenschaft und Kunst aus ihr hervorgegangen, und nicht minder eine bedeutende Zahl der erleuchtetsten Staatsmänner und Administratoren?

Seien wir offen; man haßt nur, worin man eine gegnerische Macht erkennt, und dem man Ansprüche zutraut. Wahr ist es, man kann sich in dem Glauben an eine Macht, wenigstens über ihre Stärke, irren, aber eben so wahr ist, daß der, wem man Ansprüche zutraut, auch ein Recht auf diese besitzt. Weil also die Juden ein Recht besitzen, und darum Ansprüche machen, im modernen Staate gleich allen Bürgern nicht ausgeschlossen zu werden, und weil man ihnen eine Macht, theils materielle, theils intellektuelle, zutraut, diese Ansprüche geltend zu machen — darum dieser Haß gegen die Juden bei allen Denen, welche diesen modernen Staat als ihnen nachtheilig, ihre Vortheile und Vorrechte beeinträchtigend bekämpfen. Sie glauben, daß, weil die Juden mehr als irgend ein Theil der bürgerlichen Welt persönlich hierbei betheiligt sind, denn es geht sie und ihre Kinder in ihren persönlichsten Verhältnissen an, darum werden sie am meisten dafür ein-

setzen. Es liegt hierin etwas Wahres. Wären die Herren aber bloße Politiker, d. h. würden sie nicht außer diesem politischen Motiv auch noch von anderen Vorurtheilen, von religiösen, sozialen u. dgl. getrieben, so müßten sie einsehen, daß, wenn sie die alten Klassen und Stufen im Staate herstellen wollen, sie gerade die Juden mit den Bürgern gleichstellen müßten, um in den Juden nicht noch besondere, und weil benachtheiligste, darum hartnäckige Gegner zu haben, so müßten sie einsehen, daß, sobald die Juden als solche keinen besonderen Beschränkungen unterworfen sind, sie aufhören, ein besonderes Interesse an den staatlichen Vorgängen zu haben, daß sie dann nur eine Zahl Individuen werden, wie alle Andern, und keine große. So aber, wie die Partei gegen die Juden jetzt handelt, ist es klar, daß sie in den Juden dem schweren Gewicht aller Zeit- und Weltverhältnisse noch eine kompakte Masse gegnerisches Element zugesellt und sich gegenüberstellt, was sie so leicht vermeiden könnte. So straft sich Unrecht immer selbst.

XXXVII.

Die ultramontan- und pietistisch-feudale Partei.

Daß die pietistisch-feudale Partei, die Partei der Pfaffen und Junker, eine Gegnerin der Juden und ihrer bürgerlichen Gleichstellung ist, lehrt die Erfahrung aller Länder. Wir können weiter gehen, und die Aristokratie überhaupt als eingenommen und, wo es von Nöthen, sich prinzipiell widersetzend gegen die Gleichberechtigung der Juden bezeichnen. Das englische Oberhaus hat Jahrzehende den letzten Rest der Ausschließung aufrecht erhalten und Juden den Eintritt in das Parlament verweigert. Wenn wir aber gegenwärtig die tolle Wuth, den Blutdurst gegen die Juden in den Expektorationen der pietistisch-feudalen Organe in Preußen, der ultramontan-feudalen Organe in Oesterreich, Deutschland und Frankreich, die nichts scheuende Leidenschaft, mit welcher sie Judenunterdrückung, Judenverfolgung, Judenhetze predigen, gewahren, insonders wie sie sich immerfort bemühen, alle Juden als Liberale und alle Liberalen als Juden, Judenthum und Liberalismus, Judenheit und Revolution als identisch darzustellen, alle Handlungen und Maßnahmen der liberalen Partei sammt ihren Motiven „jüdische" nennen — so kommt Einem doch die Frage ein: welche sind wohl die Ursachen dieser Wuth, dieses Hasses, die zum System geworden?

Die Junker schauen gewöhnlich mit Vorliebe in das Mittelalter zurück; es ist die Zeit der Ideale für sie; zu ihm möchten sie die ganze Welt zurückschrauben. Wir verdenken es ihnen nicht. Denn da sie damals die Alles vermögenden und regierenden Herren waren, denen die übrige Menschheit als leibeigen unter

den Füßen lag, und sie nach Bildung und Gesittung, nach Menschenadel und Entwickelung nichts fragen, vielmehr diese als die Ursachen ihres Sturzes von jener Höhe hassen und anklagen, so muß ihnen die Zeit der finsteren Wälder und des Faustrechts als die Glanzperiode der Geschichte erscheinen. Aber gerade in diesem Mittelalter waren die großen Herren, die Barone, Grafen und Fürsten meist Freunde und Beschützer der Juden. Nicht etwa aus humanen und edelherzigen Gründen, denn solche kennt eine bevorrechtete Kaste nie, sondern um der klingenden Münze willen, die sie von den Juden theils als Steuer und Abgabe, theils als Anlehen und Zwangsanlehen erhoben. Das Volk, Bürger und Bauer, war selbst in Deutschland das erste Jahrtausend des Christenthums den Juden freundlich gesinnt, gewährte ihnen willige Ruhestätten unter sich und betraute sie sogar mit Aemtern und Ehren der Gemeinde. Nachdem aber behufs der Kreuzzüge ein fürchterlicher religiöser Fanatismus im Volke von den Priestern angefacht worden und dieser zu einer Höhe gelangte, vor der alle Andersgläubigen zu Theilnehmern der Hölle, zu auszurottender Ketzerbrut wurden, wurzelten Haß und Vorurtheil gegen die Juden im Volke und schlugen bei jeder Veranlassnng, die meist sehr geflissentlich herbeigeführt wurde, in vernichtende Flammen aus. Damals waren es die Herren, wie wir sie aufführten, welche den Juden Schutz, wenn auch schwer erkauften Schutz gewährten, einen Schutz, der, wenn auch von den Herren behufs einer Erpressung oder einer Schuldentilgung dann und wann unterbrochen, immer aber wieder aufgenommen wurde. Sie konnten die Juden nicht entbehren, und darum schützten sie diese. Um so begieriger werden wir nach den Motiven des gegenwärtig umgekehrten Verhältnisses, wo das Volk in den meisten Ländern die Juden gern unter sich aufnimmt, sie willig gleichberechtigt sieht, bei allen Wahlen, die aus ihm selbst hervorgehen, berücksichtigt, die Partei der Herren dagegen alle Glieder des jüdischen Stammes mit einem unauslöschlichen Hasse betrachtet und verfolgt.

Das Motiv, welches am nächsten zu liegen scheint, ist der religiöse Fanatismus. Aber trotzdem die Feudalen und Pietisten einen Bund geschlossen, die Feudalen daher sich gern einen kirchlich-frommen Anstrich geben, und die Pietisten die Vorrechte der Feudalen als unmittelbar aus dem Himmel stammend

und von Gott selbst verordnet, ausgeben, ist ihnen der religiöse Fanatismus doch eine gar ferne Gegend. Denn es haben diese Männer in der Regel eine frivole Jugend hinter sich, leben viel zu kavalierement und haben ihren irdischen Vortheil zu sehr im Auge, als daß sie eines religiösen Fanatismus fähig wären, der nur bei höchst konzentrirter Kraft vorhanden sein kann; sie besitzen fürwahr die Energie des Geistes und Charakters nicht, welche zum Fanatismus erforderlich ist, wie er denn in unserer Zeit höchstens in einigen wenigen Individuen möglich ist. Der Fanatismus geht aus einer tiefen Gluth der Seele, aus einem zum Himmel auflodernden Feuer des Geistes hervor, das die schwächlichen Erben des Mittelalters, die kleinlichen Egoisten, sicherlich nicht in sich tragen. Der religiöse Fanatismus hat gewiß den geringsten Antheil an ihrem Judenhasse, so viel sie auch auf ihre Christlichkeit pochen und den feudalen Staat, wie sie ihn haben wollen, den christlichen nennen.

Wenn aber nicht der religiöse Fanatismus, was bringt sie denn so sehr in Harnisch gegen die Juden? Ist es etwa ein politisches Prinzip, sind die Feudalen etwa geborene politische Gegner der Juden und ihrer bürgerlichen Gleichberechtigung? Doch nur zum Theil. Der Jude will nicht mehr, als dem übrigen Volke gleichgestellt sein, er will nicht etwa über den Bürger und Bauer hinaus eine bevorrechtete Stellung, ähnlich den Feudalen, einnehmen, sondern Bürger mit dem Bürger, Bauer mit dem Bauer sein. Selbst in einem feudalen Staate würde der Jude vollkommen seinen Platz da haben, wo ihn der Bürger und Bauer hat, nur eine abgesonderte und benachtheiligte Kaste würde er auch da nicht bilden wollen. Politisch finden also die Feudalen im Juden gar keine andere Opposition als im übrigen Theile des Volkes überhaupt, und sie hätten daher eigentlich nur so weit Grund, den Juden mit ihrem Hasse zu beantheilen, wie das übrige Volk. Es gilt die Emanzipation des ganzen Volkes von aller feudalen Herrschaft, und darin ist die Emanzipation der Juden nur ein Glied; die Juden sollten also in dem Hasse der Feudalen nur hinter dem Volke kommen, statt daß er jetzt das Volk hinter die Juden stellt. Also auch das politische Prinzip der Feudalen nöthigt sie zu keiner heftigeren Opposition gegen die Juden als gegen das gesammte Volk.

Wenn also auch Dieses nicht, so wird man vielleicht sagen, daß die Energie, Intelligenz und Beweglichkeit der Juden, die diese im Kampfe gegen die Feudalen bethätigen, sie zu besonderer Wuth gegen die Juden aufstachelt. Aber einen Augenblick jene vermeintlichen Eigenschaften der Juden als wahr und wirklich und im Kampfe gegen die Feudalen verwendet vorausgesetzt, so fordern die Feudalen sie durch ihre immerwährenden Invektiven und Verläumdungen ja erst heraus; die Reaktionäre haben es genugsam erfahren, daß ein ziemlicher Theil der Juden vom Kaufmannsstande recht wohl befähigt und bereit sei, wenn sie es nicht zu sehr übertreiben, mit ihnen zu gehen; in den Jahren 1849—55 schlossen sich, trotz der Verketzerungen der Kreuzzeitung, trotz Wagener und Konsorten viele Juden den Reihen der Reaktionäre an. Die Feudalen haben also selbst die Juden mit Sack und Pack in das feindliche Lager getrieben und halten sie darin fest. Die Juden in ihrer Gesammtheit sind eine Masse, in welcher die verschiedenartigsten Ansichten und Richtungen so gut wie in jeder anderen Masse vorhanden sind, geweckt und gepflegt werden können. Es war also und ist immerfort ein großer Fehler der Feudalen, mit aller Macht an der Beseitigung jedes Zwiespaltes unter den Juden zu arbeiten, jede Faser im Juden zu verletzen und zu verwunden, ihr Recht, ihre Ehre, ihre ganze Existenz zu bedrohen und zu vernichten, statt die Juden entweder ganz, was nicht gelungen wäre, oder doch einen großen Theil derselben an sich zu ziehen. Das System der Feudalen läuft darauf hinaus, das Volk in verschiedene Stände zu spalten und dann einen gegen den anderen zu gebrauchen und aufzuhetzen. Es ist dies eine Konsequenz des feudalen Staates überhaupt, der Beweis hierfür liegt aber auch in ihren Bestrebungen vor, den Handwerkerstand aus dem Volke herauszuschälen und ihn an sich zu fesseln. Die Art, wie sie nicht allein diesen Stand, der zum Theil noch in den Traditionen alter Vorrechte lebt, mit Verheißung der abgestorbenen Zunftprivilegien an sich locken, sondern auch sich mit ihm amalgamiren und mit demokratischem Anstrich ihn sich gleichstellen, zeigt, daß sie die bezeichnete Tendenz wohl zu verfolgen verstehen. Was hinderte sie also, ähnliche Künste auch an den Juden zu probiren? Sie hätten voraussichtlich einen gleichen Erfolg wie bei den Handwerkern gehabt, nämlich den Stand selbst zu zer-

splittern, einen Theil zu sich herüberzuziehen, während der andere Theil den liberalen Gesinnungen getreu geblieben. Sie hätten hierzu Handhaben genug auch bei den Juden gefunden, wenn sie ihnen nur in ihrem Feudalstaate eine gleiche Stellung mit den übrigen Ständen versprochen hätten. Man denke sich nur, daß die Reaktion von 48 an diesen Weg eingeschlagen, und die Kreuzzeitung mit ihren Trabanten ihre Verfolgung der Juden in allen Tonarten unterlassen hätte, und man wird unseren Bemerkungen Recht geben. Allein wir glauben an jene Energie, Intelligenz und Beweglichkeit der Juden in Preußen auf dem politischen Gebiete gar nicht. Man frage nur im Lager der entschiedenen Demokraten nach, ob man daselbst mit den Juden so zufrieden ist, wie es die Feudalen glauben machen wollen, ob man einer energischen Hingebung, einer allseitigen Bethätigung Seitens der Juden so sicher und von ihr so erbaut ist — man wird das Gegentheil vernehmen. Die Feudalen schlagen nur einen so großen Lärmen, wenn ein Paar Juden als Abgeordnete, Literaten, Vereinsmitglieder ꝛc. sich bemerklich machen; sie können es noch immer nicht begreifen, oder stellen sich wenigstens so, als ob kein Jude es wagen dürfe, gegen sie, die Herren, aufzutreten und sich eine politische Aeußerung in Wort oder That zu erlauben.

Wenn also auch in dem furchtbaren Judenhaß, welchen die Organe der feudalen Partei in maßlosester Weise darlegen, sich wohl etwas religiöser Fanatismus, etwas politisches Prinzip und eine ziemliche Portion Aerger über das Hervortreten einzelner jüdischer Kräfte innerhalb ihres gegnerischen Lagers mischen, so sind dies doch nur Ingredienzen, welche den eigentlichen Stoff eines so massenhaften Wermuthstrankes nicht ausmachen können.

Wie haben wir uns also dies zu erklären?

Wir wollen unsere Leser nicht länger in Erwartung halten. Wir sagen es daher gerade aus: es war und ist nichts weiter als — Spekulation auf Judenhaß und Judenverachtung im deutschen Volke!... Wir wollen dies erweisen.

Die Feudalen in Preußen sind in der That tüchtige Spekulanten; sie sind zum Spekuliren getrieben. Wer nur noch wenig hat, aber viel haben will, wo möglich Alles, der muß spekuliren. Er muß das Wenige, das er hat, auf's Spiel setzen, um viel

oder Alles zu gewinnen. Dies macht den Industriellen zum Spekulanten, dies macht auch den preußischen Feudalen zum Spekulanten. Das Wesen der Spekulation ist aber, zu thun, als ob der Spekulant die Summe Dessen, was den Werth des Objektes, um den er spekulirt, ausmacht, besitze. Wissen erst Alle, mit denen der Spekulant spekulirt, daß er im Grunde gar nicht besitzt, womit er spekulirt, daß er nur spekulirt, weil er es nicht wirklich besitzt, so werden sie sich hüten, mit ihm zu spekuliren, mit ihm ein Geschäft, eine Allianz einzugehen. — In diesem Sinne ist die erste und vorzüglichste Spekulation der Feudalen — der Royalismus, das absolute „starke" Königthum. Sie spekuliren mit der Treue für das unbedingte Königthum, mit der Hingebung für die absolute Krone, mit deren Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Aber alles Dies ist nur Spekulation, sie besitzen gar wenig oder gar nichts davon. Die Geschichte beweist dies, und im Wesen des Feudalismus liegt es. Der feudale Staat, wie er historisch bestanden, und wie er von den Feudalen erstrebt wird, ist das gerade Gegentheil vom absoluten und „starken Königthum". Die Feudalen wollen nur einen oligarchischen Staat (Herrschaft Weniger und Bevorrechtigter), und ein solcher ist für die Krone weit beschränkender als der konstitutionelle; denn in jenem liegt nicht blos die Gesetzgebung und das richterliche Amt in den Händen der aristokratischen Familien, sondern auch die Verwaltung nimmt ihre Träger aus ihnen und das Heer ist in ihrer Gewalt. Die Feudalen machen aus dem Könige immer nur einen Dogen von Venedig. Daß sie stets geneigt sind, für den Besitz ihrer Rechte die Krone zu gefährden und aufzuopfern, beweisen zahllose Thatsachen aus der Geschichte des Mittelalters und der modernen Zeit. Dies ist Alles so wahr und unumstößlich, daß man sich nur wundern muß, wenn es nicht allgemein bekannt ist. Es ist daher die einfachste Spekulation, den konstitutionellen Staat mit Hülfe des „starken Königthums" niederzutreten, dann aber das Königthum durch die feudalen Institutionen in größere Beschränkungen zu bringen, als der konstitutionelle Staat jemals beabsichtigt und realisirt. Als die Monarchie mit Hülfe des Volkes die Feudalen niedergeschlagen, war der Absolutismus möglich, weil dann die Feudalen eine organisirte Macht sind, welcher die Rechte des Volkes kein Gegengewicht mehr halten.

Wie aber die Königstreue nur eine Spekulation der Feudalen ist, so ist dies auch der unbeschränkte Judenhaß, in welchem sie in Preußen und andern Ländern jetzt „machen". Sie haben von Anfang an, d. h. von 48 an, in dieser Beziehung zwei Gedanken verfolgt: der eine, durch Judenverfolgungen der Aufregung und Leidenschaft des Volkes einen Ableiter zu geben und zugleich dadurch Zustände herbeizuführen, in welchen zuletzt die Militärgewalt mit vollem Rechte eine unbedingte Herrschaft üben müsse; der zweite, durch die Identifizirung der Liberalen mit den Juden, durch die Charakterisirung und Bezeichnung alles Liberalen als jüdisch, als von den Juden ausgehend und betrieben, als jüdischen Zwecken dienend bei dem Volke die Verachtung alles Freisinns und aller Freisinnigen zu bewirken. Wer das Vorgehen der feudalen Blätter von damals bis zu dem heutigen Tage aufmerksam beachtet, wird die systematische Verfolgung und Ausführung dieser beiden Gedanken überall finden und ihm diese Erklärung ihres Benehmens ganz und gar durchsichtig erscheinen.

Daß sich die Feudalen hierin, Gottlob! gänzlich verrechnet haben, nun, das passirt jedem Spekulanten, und es ist nur der zweite grobe Fehler, in den sie verfallen sind. Die Feudalen kennen eben hierin so wenig wie in den meisten anderen Punkten das preußische Volk. Dieses gerade hat sich zu aller Zeit als zu thatsächlichen Verfolgungen der Juden ungeneigt erwiesen; es war immer zu aufgeklärt und zu gerecht, um selbst bei vorhandenen Vorurtheilen gegen die Juden sich zu Thätlichkeiten gegen sie hinreißen zu lassen. Dies war selbst noch 48 im Elsaß und in einigen Strichen von Schwaben und Franken möglich, aber in keinem Theil von Preußen. Gerade mit ihrer Spekulation auf Judenhaß gingen also die Feudalen und in ihrem Gefolge die Pietisten in Preußen am meisten irre, und sie können immer noch eher Adressen und Deputationen zu Stande bringen, als eine Judenhetze. Ja, im Gegentheil, wie wir es schon öfter hervorgehoben, reinigen sie durch ihr Benehmen gerade den Namen Jude von den Flecken, mit welchen er beim Volke noch behaftet war, und bringen ihn zu ehrenvoller Anerkennung [1]).

*) Nachdem wir obigen Artikel geschrieben, kommt uns No. 46 der „Europa" 1862) zu, welche folgenden Artikel über „Die Literaten der preußischen Reaktions-

partei" enthält. Aus demselben geht ebenfalls und recht deutlich hervor, wie an dieser Partei Alles nur Spekulation ist, und daß sie ihre wesentlichsten Organe aus Männern rekrutirt, denen eine solche Spekulation auf die Stirn geschrieben ist. Der Artikel lautet: „Die günstige äußere Lage, in welcher die preußische Reaktionspartei sich augenblicklich befindet, wird von den Führern derselben mit einem überaus regsamen Eifer zur Befestigung und Ausbreitung ihres Einflusses benutzt. Jedes solche Streben darf heutzutage ohne Mithülfe der Tagespresse kaum auf einen nennenswerthen Erfolg rechnen, und so sieht sich denn auch die Partei, aus deren Mitte einst das unsterbliche Wort Thadden-Trieglaffs: „Preßfreiheit, aber einen Galgen für die Literaten daneben!" erscholl, in die vielleicht nicht ganz angenehme Lage versetzt, sich der im Grunde des Herzens doch gehaßten Presse für ihre Zwecke zu bedienen. Der Kreuzzeitung und dem Preußischen Volksblatt, welche schon seit längerer Zeit ihre wohlbekannte Thätigkeit geübt, ist in letzter Zeit noch ein Witzblatt an die Seite gestellt worden, in der ausgesprochenen Absicht, dem zersetzenden demokratischen Gifte des Kladderadatsch gegenüber als Gegengift zu wirken, und wenn ein mehr heftiges als anständiges Schimpfen auf Kreisrichter und Juden einen gerechten Anspruch auf die Bezeichnung „Witz" hätte, so dürfte der „Kleine Reaktionär" allerdings dem älteren Vorbild bald ein gefährlicher Konkurrent werden. Vor der Hand darf indeß der Kladderadatsch ohne Sorge sein, denn das literarische Lager, aus welchem der „Kleine Reaktionär" in die Welt gesendet wird, besteht zum allergrößten Theile aus dem Bodensatz einer abgefallenen Demokratie und aus talentvollen, aber verkommenen Literaten, und das sind nicht die rechten Elemente, um ein Witzblatt zu halten und zu heben. In einem Feuilleton der Weserzeitung, das mit M. R. unterzeichnet ist und von gut unterrichteter Stelle zu kommen scheint, finden wir pikante Mittheilungen über diese Literatenfraction, zu welcher die frühere „Hippel'sche Couleur" das Hauptcontingent lieferte. In der Zeit kurz vor der Revolution von 1848 fanden sich in der Weinstube von Hippel in der Dorotheenstraße zu Berlin eine Anzahl junger, geistreicher Leute zusammen, meist absolute Hegelianer von der äußersten Linken, an ihrer Spitze das wohlbekannte Bruderpaar Bruno und Edgar Bauer. Neben diesen sah man noch den originellen Saint-Paul, der früher Censor gewesen, später in Schleswig als Freiwilliger kämpfte und zuletzt kläglich endete, ein großes Talent mit hinreißender Beredtsamkeit und wahrhaft kaustischem Witz; Max Stirner, der in seinem Buche: „Der Einzige und sein Eigenthum" mit bedeutender Dialektik und Sophistik den krassesten Egoismus lehrte; Ludwig Buhl, der liberale Broschüren schrieb und später von seinen „Ideen" lebte, d. h. von literarischen Spekulationen, die er verschiedenen Buchhändlern in versiegelten Couverts überreichte und für die er, ehe sie dieselben erbrechen durften, ein angemessenes Honorar forderte; den Revolutions-Chronisten Wolf, zum Unterschied von andern Wölfen der Kasematten-Wolf geheißen, weil er sich hauptsächlich mit Schilderung des socialen Elends der ärmern Volksklassen und ihrer tranrigen Wohnungen in Kellern, Kasematten ꝛc. beschäftigte; endlich den früheren Artillerieofficier Buschbeck, einen fleißigen Militärschriftsteller, junge Kaufleute, Assessoren, Bummler aus allen Ständen, angezogen von der geistreichen Unterhaltung und dem freien

Tone der Gesellschaft, und auch das weibliche Geschlecht war durch Frau Louise Aston, die famose Rittmeisterin Lehmann und andere emancipirte Damen vertreten.

„Die meisten dieser jungen Hegelianer gehörten zu der vormärzlichen Opposition und standen in religiöser und politischer Beziehung auf der äußersten Linken. Indem sie auf alle Verhältnisse des Lebens die absolute Kritik anwendeten, gelangten sie zu jenem frivolen Nihilismus, der mit souveräner Weltverachtung und Hochmuth Alles für Koth und Schmutz erklärt. In den Augen dieser Leute war der geistreiche David Strauß ein bornirter Orthodoxe, der freisinnige Präsident von Schön in Königsberg ein lächerlicher Reaktionär. In frechster Weise sprachen sie jedem sittlichen Begriffe Hohn, verspotteten sie Tugend, Anstand und Religion durch Wort und That. Diese Berliner Encyklopädisten verhielten sich zu ihren Pariser Originalen wie gewöhnlicher Fusel zu verlendem Champagner. Sie waren Gamins, welche in der Kneipe Voltaire und Diderot spielten, im Rausche Gott und alles Heilige absetzten und mit ihren verwegenen Blasphemien Aufsehen erregen wollten; die faulen Früchte einer sich überlebt habenden Philosophie, Sophisten, die ihre atheniischen Vorbilder an dialektischer Fertigkeit und Kühnheit noch übertrafen, moderne Atheisten, die den Gott in der Geschichte leugneten und zuletzt mit zerrüttetem Körper und verarmtem Geiste verzweifelnd vor dem öden „Nichts" standen.*) Auch äußerlich setzten sich diese Sophisten über alle Schranken hinweg, indem sie einem oft humoristischen Cynismus huldigten. Nicht selten redeten sie Abends Vorübergehende als travestirte Bettler folgendermaßen an: „Bitte, bitte um eine kleine Gabe! ich bin ein armer Mensch, der den ganzen Tag noch keine Bowle, nicht einmal ein einziges Glas Champagner getrunken hat." Die Seltsamkeit und Ueberraschung einer solch ungewohnten Ansprache blieb zuweilen nicht erfolglos und trug ihnen mitunter einige Geldstücke ein, die in Hippel's Weinhalle unter allgemeinem Jubel verzehrt wurden. Unter Anderm erzählt man, daß Max Stirner an seinem Hochzeitstage vergessen hatte, die nothwendigen Trauringe zu besorgen. Im Augenblicke der Trauung, welche in seiner Privatwohnung stattfand, als der Prediger von ihm die Ringe forderte, zog der Bräutigam ruhig zwei Ringe von der Gardinenstange ab und überreichte sie dem Geistlichen, dem nichts übrig blieb, als mit denselben die Ceremonie zu vollziehen. Hierher gehört auch die unangenehme Kritik, welche ein Württemberger Student gegen Bruno Bauer, den absoluten Kritiker, ausübte. Besagter Schwabe trat eines Tages in die Hippel'sche Weinhalle mit dem vaterländischen Gruße: „Grüß Gott!" Ueber die Bornirtheit eines solch frommen Brauches spottend, rief ihn Bruno Bauer entgegen: „Fort mit Gott! Ich selbst bin Gott." Ruhig faßte hierauf der kräftige Schwabe den modernen Sophisten und warf ihn zu Boden, indem er ihm zurief: „Da lieg' Gott!"

„Es sind die letzten Reste dieser Gesellschaft, welche der Reaktion dienen und diese unterstützen."

*) Damals schrieb Bruno Bauer auch sein Libell gegen die Gleichstellung der Juden, und wenn er, der extremste Demagoge, für die Kreuzzeitungspartei schreibt, so ist er sich wenigstens in diesem Punkte konsequent geblieben.

XXXVIII.

Der Judenhaß der Atheisten und Rothen.

Vor einiger Zeit erschien in Hamburg eine Broschüre: „Der Judenspiegel von W. Marr", welche gegen Bibel, Judenthum und Juden mit äußerster Bitterkeit losfuhr und den letzteren um der ersteren willen die bürgerliche Gleichstellung absprach. Der Unsinn und der gemeine Sinn, mit welchem hier Alles verdreht, entwürdigt, mit hämischem Geifer besudelt ward, war in der That außergewöhnlich. Irrthümlich wurden hierbei die Expektorationen Marr's als vom Standpunkte der Demokratie ausgehend bezeichnet. Die wahre Demokratie kennt nur das Prinzip der Gleichstellung im Staate, ohne es irgendwie beschränken, bedingen oder modifiziren zu können. Es ist dann Sache des Staates, mit dem Strafkodex in der Hand Diejenigen zu treffen, welche seinen Gesetzen zuwiderhandeln. Die Frage, weß Glaubens und welcher Nationalität bist Du? kennt die Demokratie nicht, so lange sie wirklich eine solche ist. Es ist vielmehr Sache des fanatischen Atheismus, jede positive Religion, jede Ueberzeugung, die etwas Anderes enthält als das Nichts, mit dem Anathema zu treffen; es ist Sache der rothen Republik, die Berechtigung im Staate nach dem Maße politischen und sozialistischen Gebahrens zu bemessen. —

An sich ist auch dieses Vorgehen nicht neu. Der Skeptizismus aller Zeit wandte sich mit Haß und Ingrimm gegen Juden und Judenthum. So der griechische und römische Materialist, so Voltaire und seine Schule, so Bruno Bauer und sein jüngster Nach-

treter. Hatten wir jüngst über den Judenhaß der pietistisch-feudalen Partei und haben wir heute über den Judenhaß der Atheisten und Rothen zu sprechen: so beweist dies nur, daß die beiden Extreme in eines hinauslaufen und sich in Unterdrückung, Ausschließung und Tyrannei begegnen. Die Einen hassen die Juden, trotzdem sie die Bibel von ihnen haben, die Anderen, weil die Bibel von ihnen gekommen; die Einen feinden die Juden an, weil sie nicht mehr die Juden von ehedem sind, die Anderen, weil sie ihnen noch viel zu viel Juden sind — im Haß und in der Feindschaft aber stehen sie einander gleich. Die Einen wollen die Juden bürgerlich ausschließen, weil diese mit ihnen nicht gehen können, die Anderen, weil diese mit ihnen nicht gehen wollen. Genau genommen muß uns der Haß der Rothen willkommener sein und legt uns mehr Zeugniß für die Bessergestaltung unserer Verhältnisse ab, als die Gegnerschaft der Feudalen. Denn die letztere erweist, daß wir noch immer unter Ausschließung und bürgerlicher Benachtheiligung uns befinden, während die Rothen uns erst dann zu bekämpfen anfangen, wenn sie uns im Besitze der bürgerlichen Rechte sehen und finden, daß wir durchaus nicht gesonnen sind, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Feindschaft beider Extreme gereicht uns zur Ehre, noch mehr aber die der Rothen und Atheisten, denn die Feudalen sehen in uns Genossen der volksthümlichen Grundsätze und Rechte, die letzteren aber Stützen und Träger der gesellschaftlichen Ordnung und der positiven Gotteslehre und Sittlichkeit. Wenn die Ersteren uns Alle als Liberale verschreien, die Letzteren als Konservative, so mögen wir damit zufrieden sein, denn in ihrer Vereinigung zeichnen sie den wahrhaften Standpunkt des Judenthums und der Juden, der liberal für die Prinzipien der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, konservativ für die gesetzliche Ordnung, die Gotteslehre und die Sittlichkeit ist. Anders sind wir nicht, wenn und so lange wir Juden sind, und anders wollen wir nicht beurtheilt sein. Wer uns also erkennt und uns darum seine Zustimmung schenkt, sei uns willkommen; wer uns also erkennt und uns darum haßt und beschimpft, der thue es immerhin. Wir wissen, daß wir den rechten, den ewig wahren, den über Zeit und Parteiung erhabenen Standpunkt einnehmen, und den soll uns alles Anstürmen der Gegner, alles Wüthen der Extreme, sei es vom

äußersten Rechts oder vom äußersten Links, in nichts verkümmern, und nichts uns von ihm verdrängen. Ja, nähren wir in uns das freudige Bewußtsein, selbstständig zu sein, uns von keiner Partei in's Schlepptau nehmen zu lassen, und Das in uns zu tragen, was der ganzen Menschheit und ihrer Entwickelung angehört. Wie sollten wir, das alte Juda, uns vom Lächeln oder vom Grinsen der Einen oder der Anderen bewegen lassen, die wir die Wellen der Geschichte so lange schon an uns vorüberrauschen sahen und fest standen, ob auch der Schaum der gepeitschten Wogen an uns hinaufspritzte und uns mit ihrem salzigen Wasserschwall überschüttete. Wissen wir doch, daß sich der Sturm immer wieder legt, und die Sonne durch das düstere Gewölk hindurchbricht! —

In die obengezeichnete Stellung trat das israelitische Volk von seinem Beginn an ein. Was auch die Kritiker sagen mögen, das Gesetz war nicht der Ausfluß einer früheren längeren Periode seines Lebens, sondern das Volk bildete sich auf der Grundlage dieses Gesetzes. Dies beweist der ganze Charakter dieses Gesetzes und ebenso die Geschichte des Volkes, in welcher sich dieses Gesetz in seinen Grundzügen unveränderlich bis auf den heutigen Tag erhielt. Hierin unterscheidet sich das israelitische Volk und sein Gesetz von allen übrigen Völkern und Gesetzen. Dieses Gesetz prägte aber als seine Fundamentalsätze, die bürgerliche Freiheit und Gleichheit aus, und dieser Umstand machte seine Unveränderlichkeit möglich. Alle Phasen seines staatlichen und geschichtlichen Lebens bis auf das kleinste jüdische Gemeindeleben konnten sich deßhalb auf diesem Gesetze aufbauen und zurecht gestalten, Republik, Monarchie, Souverainetät, unterwürfige Korporation und freie, selbstständige Gemeinde (wie in Nordamerika): alle Momente und geistige Potenzen innerhalb dieses Volkes trugen die Bedingung in sich, oder waren gezwungen, diesen Fundamentalcharakter zu stärken und zu ehren, das Prophetenthum, das Priesterthum, das Rabbinerthum. Hieraus entsprang nun die höhere Einheit, in welche im Judenthum durch seine ganze Geschichte hindurch Gesetz und Freiheit, Autorität und Gleichheit aufgingen, sich zu einer höheren Einheit verschmolzen, so daß die beiden keine Gegensätze ausmachten, sondern einander stützten und trugen, daß Parteiung, Opposition und zerrüttende

Kämpfe aus dem einen und dem anderen Gesichtspunkte heraus nicht möglich waren, und dies wiederum ist das innere Motiv, warum jene beiden Extreme stets im Judenthume und in den Juden ihre Gegner finden müssen, die Feinde der Freiheit und Gleichheit auf der einen, die Feinde des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung auf der anderen Seite. — Ganz ebenso verhält es sich mit der Gotteslehre. Die Erkenntniß und Anbetung des einzigen, einigen, unkörperlichen Gottes, des Schöpfers der Welt, des Allgerechten und Alliebenden, der den Menschen in seinem Ebenbilde geschaffen und ihn zur Heiligung in Recht und Liebe bestimmt hat, die Erkenntniß und Anbetung dieses Gottes im strengsten Monotheismus und im Geiste, ohne Gegensatz und Mitgottheit, ohne Bild und leibliche Darstellung — dies war und ist die religiöse Idee, welche die Gotteslehre Israels in die Welt gebracht und bis auf den heutigen Tag unbedingt erhalten hat. Aber mit dieser Gotteslehre war die freie Bewegung und Selbstständigkeit des Geistes verbunden; keine formulirten Dogmen waren und wurden zur Fesselung des Geistes aufgestellt; keine Autorität war im Stande, Glaubensartikel aufzustellen, welche mehr als Aussprüche des Einzelnen oder Einzelner galten; und wenn nun auch in verschiedenen Zeitaltern und unter verschiedenen Verhältnissen diese Gotteslehre mit Lehrsätzen umgeben wurde, die der Zeit angehörten, so war es der folgenden Epoche gestattet, sie allmälig wieder hinwegzurämen, ohne daß daraus Spaltungen und Sekten entstanden. Auch hier also ging Das, was in anderen Religionen und Kirchen Gegensätze bildete, in eine höhere Einheit auf, die bestimmteste religiöse Idee und die freie Bewegung des Geistes. Auch dies aber muß das Motiv zur Feindseligkeit der beiden Extreme gegen das Judenthum abgeben. Die Anhänger altformulirter Dogmen müssen im Judenthum ihren Feind sehen, weil es ihr geborener und lebendiger Widerspruch ist; und die Atheisten und Materialisten müssen in ihm ihren ewigen Gegner erkennen, da es die Gotteslehre in der ganzen Fülle der Aechtheit und Ursprünglichkeit gegeben und erhalten hat, und der ganzen Menschheit als Fundament des religiös-sittlichen Lebens hinstellt. Wir können uns also über diesen unvertilgbaren Judenhaß nicht wundern, der so lange bestehen wird wie jene beiden extremen

Parteien, also vorerst noch eine lange, lange Zeit. Freuen wir uns aber und betrachten es als einen großen Sieg, daß und wenn sich dieser Haß allmälig in diese äußersten Parteien flüchtet, und aus der ungeheueren Masse, die zwischen jenen in der Mitte liegt, zurückzieht und sich auf diese Parteien beschränkt. Ein Beweis hierfür in unserer Zeit liegt eben in dem gewaltigen Gepolter, welches Feudale und Rothe, Pietisten und Atheisten gleichzeitig gegen uns erheben, wie denn der Kreuzzeitungsrundschauer dem Herrn Marr freundschaftlich die Hand schüttelt und Bruno Bauer der Schildknappe der Kreuzzeitung geworden.

XXXIX.

Der Judenhaß.

Es war eine Zeit, wo man den religiösen Fanatismus als vollgültigen Erklärungsgrund des Judenhasses vorschob. Aber der Judenhaß hat auch den religiösen Fanatismus überlebt, und es exzelliren in ihm sehr viele Menschen, die alles Andere, nur keine religiösen Fanatiker sind. Dann sprach man von der germanischen Nationalität, in welcher ein Gegensatz, ein unüberwindlicher, gegen den jüdischen Stamm vorhanden sei. Es wäre nun schon ein Gewinn, den Judenhaß, nach dem jetzt gebräuchlichen Ausdruck, zu lokalisiren; dies ist aber leider nicht der Fall, denn die Romanen und noch viele andere Nationalitäten sind ebenso behaftet damit, und Deutsche, welche in fremden Ländern ihr Deutschthum so viel wie möglich abstreifen zu wollen sich nicht entblöden, behalten jene löbliche Eigenschaft in vollstem Maße bei. Hernach beschuldigte man am liebsten die Juden selbst, und begabte sie mit Eigenschaften, die es gar nicht anders zuließen, als so und so gegen sie gesinnt zu sein und zu handeln. Man schmähte ihre Sitte, die sie auf immer von Andern absondere — darüber kann man sich nun nicht mehr beklagen und täglich kann man sehen, daß eine große Zahl der Juden jede Absonderung aufgegeben; man beschuldigte sie des Wuchers und industrieller Schädlichkeit — aber nur der Ungerechte kann sie dessen noch zeihen, und wird auch keinen Glauben mehr finden, denn seitdem Handel und Industrie einen so großen Aufschwung genommen und die Juden an der Gewerbefreiheit einen unverkümmerten Antheil haben, stellen sie zum Wuchergeschäft ein verhältnißmäßig geringes Kontingent,

und ihre Thätigkeit ist allen Zweigen der Industrie zugewandt. Kurz, der Spezifika, mit denen man den Judenhaß bemänteln wollte, werden immer wenigere, und diese immer unzulänglicher. Dennoch ist er immer noch da, und überall da. Wie gern möchten wir das Gegentheil sagen. Fürwahr, wer unter den unverschuldeten Schlägen, Stößen und Stichen einer verwünschten Gehässigkeit zu leiden hat, wie würde er den Augenblick segnen, wo er diese als geschwunden und daher jene als vorübergegangen ansehen könnte! Aber in süßlicher Sentimentalität die Augen zu verschließen, ist niemals rathsam, und wer Etwas bekämpfen und auch nur ein Körnlein zu einer bessern Saat beitragen will, muß die Augen offen halten, und darum müssen wir sagen: er ist noch immer da.

Allerdings hat er sich aus gewissen Sphären entfernt, namentlich aus den politischen und aus den Massenkreisen. Es ist nur noch eine kleine Partei, welche der Gleichberechtigung der Juden entgegenstrebt, und zwar bereits weniger mit Gründen als faktisch. Hiermit ist nicht gesagt, daß alle Liberalen Freunde der Gleichberechtigung der Juden seien, aber die Konsequenz ihrer Prinzipien zwingt sie unerbittlich hierzu. Ebenso zeigen sich überall die Massen, wo sie sich frei bewegen, unparteiisch gegen die Juden, und wählen sie zu Aemtern, wo sie sich durch Eifer und Befähigung dazu als geeignet erweisen; es beschränkt sich dies auch nicht blos auf Ehrenämter, sondern, wie wir Beispiele kennen, auch für besoldete Stellen wählt man sie, nur daß solche Wahlen bei Weitem seltener in den Händen der Bürger selbst liegen. Den besten Beweis, daß die Massen als solche nicht mehr zu wahrem Judenhasse geneigt sind, lieferten sie den unaufhörlichen Hetzereien gegenüber, welche die Reaktionspartei, als sie seit 1850 in vollster Blüthe stand, gegen die Juden losließ, und die nicht einmal zu wörtlichen Beleidigungen der letzteren führten. So kommt es denn auch, daß die früher so üppig wuchernde Literatur der Pamphlete und Bücher gegen die Juden fast ganz verschwunden ist, und wo sie irgend wieder einmal auftritt, schnell zur Makulatur wird. Die Buchhändler halten daher diesen Zweig für abgestorben und geben sich nicht mehr damit ab.

Wohin hat sich nun der Judenhaß zunächst geflüchtet? Mit einer gewissen Beschämung, obschon nicht als Jude, müssen wir

es sagen: zunächst in die sogenannte schöne Literatur. Es ist erst vor Kurzem wiederholt darauf hingewiesen worden, daß jetzt fast kein dramatisches Machwerk — Kunstwerk paßt äußerst selten darauf — über die Bretter geht, ohne daß ein oder mehrere Juden darin figuriren. Noch mehr findet dies in der Romanliteratur statt. Nimm, lieber Leser, welchen Roman du willst, jetzt zur Hand, einen zehn-, drei- oder einbändigen, eine Hauptrolle spielt darin ein Jude. Und welch ein Jude! Jedenfalls eine Karrikatur. Hier und da ein karrikirter großherziger, edelsinniger Jude, dessen Skelett aus eitel Demuth, die Muskeln aus lauter Aufopferung, die Nerven aus Großmuth und die Sehnen aus Vergebung und Freigebigkeit zusammengepappt sind. Es ist Alles daran so gemacht und übertrieben, daß die Figur höchst widerlich oder doch dem Leben und der Wirklichkeit so fern ist, als ob der erhabene Dichter seinen Lesern zurufen wollte: sehet, so müßten sie sein, und was sind sie! Zumeist aber werden sie ganz anders gezeichnet: sie sind die einmal nicht zu entbehrenden Teufel der Geschichte, die Puppen, welche mit den grellsten Farben bemalt werden, der schwarze Hintergrund, auf welchem die edlen, geist- und gemüthreichen Nichtjuden sich um so lichter abheben. Die meisten dieser Romanschreiber kennen die Juden nicht; sie haben einige Individuen von Weitem gesehen oder gehört; aber die meisten ihrer Leser kennen die Juden auch nicht, und haben daher keinen Maßstab für deren richtige oder falsche Zeichnung; ja, da sie von vornherein geneigt sind, das Uebelste von den Juden am liebsten vorgeführt zu sehen, so bilden sie sich um so williger ein: der kennt sie. Noch schlimmer aber kommen wir bei den Verfassern weg, welche vielleicht einige Gelegenheit gehabt, diesen oder jenen Zug einzelnen Individuen unseres Stammes abzulauschen. Sie tragen dann die paar ganz oder theilweise wahren Züge auf ihre erdichteten Gestalten über, und vermischen dadurch das Wahre und Falsche, das Richtige und Uebertriebene in einer Weise, welche ihre Leser über die Wahrhaftigkeit gänzlich täuscht und die irrigen und gehässigen Vorstellungen aufs Tiefste einprägt. Man verstehe uns nicht falsch. Dem Dichter darf die Freiheit, sich seine Figuren und Charaktere selbst zu wählen, nicht verkümmert und nicht verübelt werden. Auch muß er auf seiner Palette die verschiedenartigsten Farben haben, um seine Schilderei in der mannigfaltigsten

Weise zu koloriren. Er mag seinen Harlekin oder Samiel, seinen Heros oder Engel hernehmen, wo er will, und Niemand darf es ihm verargen. Aber wenn der ganze Chorus nur immer einen und denselben Prügelknaben herbeiholt, denselben Menschen mit den entstellendsten Farben und mit den häßlichsten Fetzen bekleidet, so steht es diesem zu, zu protestiren und seinen Entstellern Geschmacklosigkeit, Lüge und Haß vorzuwerfen. Wir halten es für kein geringes Unheil für uns, daß die deutschen Skribenten auf diese Manie, uns für ein unerschöpfliches Metall zu halten, aus welchem sie ihre häßlichen Kobolde fort und fort hämmern können, verfallen sind, für das fruchtbare Saatkorn, das sie in ihrer Dürre nicht im Stiche läßt, für den Malzextrakt, der ihre dichterische Auszehrung kuriren könne. Für ein Unheil halten wir es; denn da die Romanlektüre für eine Unzahl von Menschen jetzt außer den politischen Zeitungen die einzige ist, so impfen sich die Vorurtheile, die Verachtung und der Haß gegen uns durch diese Literatur immer von Neuem ein, und das Werk, welches so viele Lehrer in der Schule und so viele Geistliche auf der Kanzel begonnen haben, setzt sich durch die Romanschreiber und Novellisten mit allzu reichem Erfolge fort. — — Wir greifen aus der Masse der jährlich erscheinenden Romane einen als Beispiel heraus, wie der Zufall ihn uns in die Hände wirft. Es ist: „Der Hungerpastor, ein Roman in 3 Bänden, von Wilhelm Raabe (Jakob Korvinus). Berlin 1864." Ueber das Werk als Kunstprodukt haben wir hier nicht zu urtheilen. Als Ganzes erscheint es uns schleppend und durch Breite und Wiederholungen oft langweilig; in einzelnen Zügen ganz vortrefflich. Zwei Knaben wachsen mit einander auf, in derselben Stadt, in derselben Straße, besuchen dasselbe Gymnasium, beziehen dieselbe Universität. Der eine ist der Sohn eines christlichen Schusters, der andere der Sohn eines jüdischen Trödlers. Sie sind unzertrennliche Freunde, bis sie von der Universität aus verschiedene Lebensbahnen einschlagen. Welch ein Unterschied nun zwischen diesen beiden Menschen! Der Christ wird zum Träger aller Tugenden, aller Pflichttreue, aller Unschuld und Naivetät, des redlichsten Strebens, des gewissenhaftesten Vollbringens, der höchsten Gefühle und Gedanken. Der Jude wird zum Träger des schnödesten Egoismus, der furchtbarsten Niederträchtigkeit, des Verrathes, der Ausschweifung, der Käuflichkeit.

Der Christ ist ein Muster des Familienlebens, mit einer unendlichen Liebe umfaßt er alle Seinen, Alle, die ihn näher kennen, er opfert sich für sie, er ist ein treuer Bekenner seines Glaubens, ein wahrer Diener des göttlichen Wortes, ein hingebender Beamter. Der Jude steht herzlos und spöttisch am Sterbebette seines Vaters, der für ihn nur gedarbt und zusammengescharrt hat, stößt die treue Dienerin aus seinem Hause, wird Skeptiker und dann katholisch, ein treuloser Don Juan, der die Weiber verführt und dann ins Elend stößt, ein Spion und Verräther des Vaterlandes. Diese Gegenüberstellung genügt, um den Verfasser zu charakterisiren, aber auch vor dem Tribunal der Wahrheit und Gerechtigkeit zu brandmarken. Jedermann von Urtheil wird das Machwerk aus den Händen werfen. Aber wie viele Leser haben Urtheil, und die meisten verhalten bei solchen Schilderungen jüdischer Persönlichkeiten sich sehr gläubig. Doch genug davon. Das ist die tägliche Speise, welche die gegenwärtige schöne Literatur dem deutschen Publikum auftischt. Die Zeiten Klopstocks, Lessings, Herders und Jean Pauls sind eben vorüber; die Epigonen verschmähen wie die Kunst der Meister, auch deren Geist. —

Der schönen Literatur reiht sich nun die politische und kritische ebenbürtig an. Wir blicken hier nicht sowohl auf die offenkundig judenfeindlichen Journale. Der Judenhaß ist deren spezifischer Acker, Jedermann kennt ihn, sucht oder vermeidet ihn. Dergleichen Gefäße sind bei Weitem weniger gefährlich für uns, als sie sich selbst dünken und Andern vielleicht erscheinen. Die Giftpflanze vermeidet man; aber die süße Frucht, welche bei sonstiger Nutzbarkeit schädliche Säfte enthält, die nur der Sachverständige als solche erkennt, diese bietet Gefahr da. Und so können wir es uns nicht verbergen, daß es eine Menge Zeitungen und Zeitblätter giebt, die, ohne etwa den Juden die politischen Rechte verkümmern zu wollen, ja, wenn diese gefährdet werden sollen, sie vertheidigen, dennoch aber einen gehässigen Geist ausathmen, der, wo nur die Gelegenheit sich bietet, Gifttropfen auf uns spritzt, und die allgemeine Meinung gegen uns einzunehmen sucht. Es sind die Blätter, die sich schon dadurch kennzeichnen, daß sie, wo irgend etwas Nachtheiliges von einem Juden zu berichten, seine Religion nachdrücklich hervorheben, dagegen wo über einen Juden etwas Lobenswerthes mitzutheilen ist, wenn es irgendwie angeht,

seine Religion verschweigen. Auch hier heben wir ein Beispiel hervor. Wir greifen nach der „Kölnischen Zeitung", die trotzdem noch nicht die ärgste in dieser Art ist. Da wird in No. 230 (vom 20. Aug.) eine Kritik über Kompert's „Geschichten einer Gasse" (Berlin 1865) gegeben. Die Kritik beginnt folgendermaßen:

„Israel hat in unseren Tagen zwei wesentlich verschiedene Richtungen. Auf der einen Seite bewegt es sich im Handel und Verkehr und ist äußerst auffällig durch seine Neigung, Geld und Gut zu erwerben, sich laut und schreiend in der Oeffentlichkeit zu zeigen, hervorstechende Kleidungen zu tragen, seine Wohnungen brillant zu möbliren und wo möglich Orden und Titeln nachzujagen. Die andere Seite dagegen ist ernst und einfach in Sitten und Gebräuchen; treu dem alten Glauben, leidend in der Gesellschaft, bescheiden im Auftreten, sie ist echt human. Lessing hat sie in seinem Nathan in schönster Weise poetisch verklärt. Auf diesem letzten Gebiete suchte auch Kompert sich die Gestalten für seine Darstellungen." — Wer kalt und vorurtheilsfrei diese Schilderung liest, kann sich eines herzlichen Lächelns nicht erwehren. Also die Juden allein zeigen eine Neigung Geld und Gut zu erwerben — die andern Menschen bei Leibe nicht; die Wohnungen schön zu meubliren — die andern Menschen Gott bewahre; Orden und Titel zu erhalten — die andern Menschen verabscheuen so Etwas; sich laut und schreiend in der Oeffentlichkeit zu zeigen — man sehe sich einmal einen öffentlichen Tumult, eine Störung der öffentlichen oder nächtlichen Ruhe, einen Zank und Streit auf der Straße u. dgl. an, lauter Juden, nichts als Juden, während die andern Menschen still und ruhig ihre Straße ziehen; man sehe einen kölnischen Narrenaufzug, nichts als Juden, und die andern Menschen sehen verwundert zu!!! Wir sind die Letzten, welche es in Schutz nehmen, daß Juden großen Luxus treiben und dadurch auffallen. Sie ruiniren sich selbst damit und ziehen Neid und Gehässigkeit allen ihren Glaubensgenossen zu. Aber wenn der Kritiker die von ihm angeführten Züge als eine hervorstechende Richtung in „Israel" ausgiebt, so möchten wir ihn fragen, ob er nicht dieselben Züge in der gesammten Bevölkerung Kölns und andrer Städte findet, und von wem die Juden sie erst entlehnt haben. Nein, das bescheidene Buch des liebenswürdigen Kompert soll nur die Gelegenheit geben — den Juden Etwas auszuwischen. So treibt man Kritik,

und dies eine Beispiel dient für hundert andere, die täglich wahrzunehmen sind. —

Höchst eigenthümlich, bedauerlich, aber wahr ist es, daß das schöne Geschlecht in seinen Vorurtheilen beständiger und hartnäckiger ist, als die Männer. Wir wollen auf die psychologische Erklärung dieser Thatsache nicht näher eingehen; aber als Thatsache stellt es uns in Bezug auf die Juden die Erfahrung hin; ebenso wie den Gegensatz, daß, wenn einmal eine Frau irgend eine gewisse Meinungsrichtung oder ein Vorurtheil aus sich beseitigt hat, sie dies vollständiger, oft über die Wahrheit hinaus, thut. Man kann jenes besonders in den gesellschaftlichen Beziehungen beobachten, denn die gesellschaftliche Trennung zwischen Juden und Christen, selbst auch zwischen Katholiken und Protestanten, wird viel mehr von den Frauen als von den Männern aufrecht erhalten, und jene üben darin eine Schonungslosigkeit, welche den letzteren meist unmöglich ist. Allerdings haben die Männer der verschiedenen Stände und Konfessionen im öffentlichen, gewerblichen und sozialen Leben viel mehr Berührungspunkte unter einander, schleifen sich darin ab, und fassen die Verhältnisse mit weniger kleinlichem Geiste auf. Das Gleiche findet spezifisch auf dem konfessionellen Gebiete überhaupt statt. Haben sich die Frauen erst dahinein begeben, so entwickeln sie eine Schärfe, Zähigkeit und Feindseligkeit gegen alle Andersgläubige, welche dem sonst so gerühmten weiblichen Herzen wenig Ehre macht, aber sich oft genug erweist. Was die Männer hierin schon aufgaben, das greifen die Frauen nicht selten von Neuem auf; und was bei jenen sich noch in den Schranken der strengen Konfessionalität hält, das wandelt sich unter den Händen der Frauen zu bittern Ausfällen gegen andere Konfessionen.

Katholische Grafen wollen eine deutsche katholische Universität gründen, und finden die Mittel dazu nicht. Katholische Gräfinnen greifen den fallen gelassenen Plan auf, erlassen einen geharnischten Aufruf, bezeichnen ihre Männer als „charakterlos" und speien Feuer gegen „Jude und Heide."

Man wird zugestehen, daß ein Amazonenkorps von 45 Gräfinnen furchtbar in seinem Angriff ist; es wird aber dennoch von einer andern Armee in Valparaiso übertroffen. Der dortige Kongreß von Chili will den Paragraphen der Verfassung, nach welchem nur Katholiken im Staate leben dürfen, abschaffen und

ihn durch die Freiheit der Kulte ersetzen. Die große Mehrzahl der Männerwelt ist damit übereinstimmend; aber die Weiber erheben sich en masse, richten eine Sturmkolonne gegen den Kongreß, überfallen ihn, und suchen mit ihrem Geschrei ihn zu übertäuben. Erst die bewaffnete Macht vermochte dem Kongreß seine Freiheit wieder zu verschaffen.

In Chili, der wohlhabendsten und gebildetsten der südamerikanischen Kreolen-Republiken, hält gegenwärtig die Frage der Glaubenseinheit die politischen Parteien in lebhafter Spannung und gab bereits zu merkwürdigen Vorfällen in der Landeshauptstadt Anlaß, wo die Jesuiten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kunststücken die frommen Weiberherzen in Wuth gegen die Toleranz-Partei zu versetzen suchten und sogar nächtliche Aufläufe der Frauen veranlaßten. Im Kongreß hat nämlich die Fortschrittspartei einen Antrag eingebracht, durch welchen Artikel 5 der Konstitution beseitigt werden soll; dieser Artikel lautet: „Die Religion der Republik Chili ist die römisch-katholische, unter Ausschluß der öffentlichen Ausübung irgend einer anderen." Die hervorragendsten und tüchtigsten Männer des Kongresses haben in glänzenden Reden diesen Artikel zerfleischt, besonders einschneidend namentlich in der sechsten Sitzung vom 30. Juni Herr Recabarren, der unter Anderem auch auf die wirthschaftliche Bedeutung der beantragten Reform hinwies und den Vorwurf, daß die Toleranz den Indifferentismus erzeuge, mit dem Beispiele der Vereinigten Staaten widerlegt. Recabarren sprach durch vier volle Stunden und wollte eben seine Rede gegen Mitternacht (die Kongreß-Sitzungen in St. Jago finden Nachts statt, wie im Londoner Parlamente) beenden, als sich ein Haufe von anderthalb Hundert Sennoritas schreiend an der Pforte des Kongreßpalastes zusammenrottete unter dem Rufe: „Es lebe unsere heilige Religion, die katholische, apostolische, römische! Tod den elenden Ketzern, die sich dem Teufel verschreiben, die verdammt sind, diesen Räubern, Verbrechern!" u. s. w. Es mußten, da die Drohungen und das Schreien der aufgeregten Damen einen immer leidenschaftlicheren Charakter annahmen und in einen ganz regelrechten Tumult ausarteten, zuletzt sogar Soldaten aufgeboten werden, um diesem Mitternachtsspuk ein Ende zu machen und die frommen Seelen auseinander und in ihre Betten zu jagen. Die effektvolle Demonstration, die einen richtigen Begriff

gibt von den Schwierigkeiten, auf welche die Fortschrittspartei mit ihrem Toleranz-Antrage stößt, hatte wieder der bekannte Jesuiten-Pater Don Juan Ugarte, welcher durch seine berüchtigte Himmels-Korrespondenz und den gräulichen Kirchenbrand eine so tragische Berühmtheit erlangt hat, in Szene gesetzt.

Don Juan predigte in derselben Nacht, in welcher im Parlamente die Hauptschlacht geschlagen und Recabarren seine große Rede hielt, in der Kirche St. Augustin vor einem theilweise sehr gewählten Damenpublikum über dasselbe Thema, das im Kongreß auf der Tagesordnung stand. Seine fromme Ansprache, aus der wir im dort erscheinenden „Merkurio" einen kurzen Auszug finden, ist das Leidenschaftlichste und Ueberschwenglichste, was man überhaupt in diesem Genre leisten kann. Er ermahnte seine „geliebten Schwestern" zum offenen Widerstande gegen die barbarische Gottlosigkeit der Männer, wies auf die Heldenthaten der Esther und Judith hin und forderte sie zu demonstrirenden Protestrufen auf gegen das, was im Kongreß sich abspiele. Gleichzeitig erklärte er sich für einen „Kammer-Deputirten Jesu Christi" und die „Nachtsessionen des Kongresses Jesu Christi" in seiner Kirche für eine Woche in „Permanenz", um jede Nacht die Unthaten, welche verruchterweise im ketzerischen Kongresse geschehen, einer handgreiflichen Kritik zu unterwerfen und dagegen in geeigneter Weise theoretisch und praktisch zu protestiren. Vielleicht sollen die Szenen der Nacht vom 30. sich wiederholen.

Wie wenig es übrigens den Jesuiten gelungen ist, auch der Männerwelt dieselben engherzigen, fanatischen Ansichten beizubringen, wie den weiblichen Beichtkindern, zeigt die Haltung der zum Erdrücken vollen Galerien im Kongreß-Saal, welche gegen den Artikel 5 und für die Reform demonstrirten. Den ersten Effekt der nächtlichen Weiber-Emeute bezeichnen die unmittelbar nach ihrer Zerstreuung geschriebenen Berichte aus St. Jago als einen vom Standpunkte des Don Juan Ugarte aus völlig verfehlten; das anwesende Männerpublikum nahm die frommen Schlachtrufe der Sennoritas mit einem homerischen Gelächter auf; großen Erfolg auf das Zwerchfell der Zuhörer soll namentlich das Muerte los protestaaaantes! einer zahnlosen Alten mit unnennbarer Fistelstimme gehabt haben. —

Man wird fragen: Was ist nun hiergegen zu thun? Wodurch

vermögen wir dem sich immer wiedergebärenden Judenhaß, der sich immer neue Wege zu seiner Verbreitung, immer neue Nahrungsquellen zu seiner Speisung eröffnet, entgegenzuwirken, ihn mindestens abzuschwächen und zu verringern? Wir gestehen, in direkter Weise nur wenig. Etwas, was sich immer wieder unter neuen Larven verbirgt, was aus immer neuen Schlupfwinkeln hervorspringt, was seine Kanäle nach den verschiedensten Richtungen hin gräbt, das läßt sich unmittelbar nicht abwehren. Man vertheidigt sich so gut man kann, man wendet sich bald diesem bald jenem Gegner zu; man versucht es hier mit Sanftmuth, dort mit Grobheit, hier mit Ernst, dort mit Spott. Man erreicht Manches, aber sicherlich nicht genug, um nicht den Gegner bald wieder in voller Thätigkeit zu erblicken. Wir dürfen nicht ermüden; wir arbeiten weniger für uns, als für unsere Söhne und Enkel. Was wir aber vor Allem thun müssen, das ist, daß wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten dürfen! Es ist so leicht, so verführerisch, dem Vorurtheile gegenüber vorurtheilsvoll zu werden. Das dürfen wir nicht. Wir würden uns an unserem besseren Selbst dadurch schädigen, an dem Glauben an die Menschheit; wir würden auch die Vorurtheile gegen uns verdienen, und dadurch verstärken. Wir müssen unausgesetzt streben, unsere Mitbürger vom Gegentheil dessen zu überzeugen, wessen man uns zeiht; unsere Erscheinung und unsere Handlungsweise müssen das beste Zeugniß für uns ablegen. Ich weiß sehr wohl, daß dies Alles in sehr vielen Fällen uns nichts nützt, und daß ein ganzes Leben voll Ehrbarkeit, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit, eine ununterbrochene Reihe von קידוש השם uns nichts hilft, und bei der ersten Gelegenheit der verhaltene Haß, so unverdient er auch sei, zum Vorschein kommt. Es sind mir Beispiele der grellsten Art bekannt. Aber alles dies darf uns nicht zurückhalten, unser Streben darf nicht ermatten, unser Weg ist uns aufs Bestimmteste vorgezeichnet. Ja, vergessen wir nicht, daß man uns selbst wider unseren Willen eine Solidarität, wenigstens in dem, was man uns Tadelnswerthes zuschreibt, auferlegt; so suchen wir dieses um so sorgfältiger zu vermeiden, und vereinigen wir uns in dem Bestreben, durch humanes und patriotisches Wirken, durch gute Werke und nützliches Schaffen, durch Verbesserung der Sitte und Veredlung des Charakters unsere Gegner zu Schanden zu machen. Dann können wir das Uebrige getrost der göttlichen Vorsehung überlassen.

XL.

Die drei Stadien des Emanzipationskampfes.

Auch die Verhandlungen über die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden haben ihre Geschichte, deren Bedeutung und Inhalt einen tiefen und allgemeinen Gedanken umfaßt. Wir erkennen in derselben drei Stadien und Richtungen. Von dem Zeitpunkte an, in welchem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Emanzipationsfrage zu Tage kam, bis Rießer, diesen einschließlich, wurde der Gegenstand vorzugsweise vom Standpunkte des allgemeinen Menschenrechts besprochen und die Forderung der Gleichberechtigung aus dem Gesichtspunkte des unveräußerlichen Menschenrechts gestellt. Hierin hat Rießer die Höhe erreicht und die Frage zum entschiedenen Siege, zur vollendeten Thatsache gebracht. Mit ebenso vielem Scharfsinn wie Gemüth führte er aus, daß der Staat nicht das Recht habe und haben könne, aus konfessionellen Gründen bürgerliche Beschränkungen und Ausschließungen irgend Wem aus seinen Angehörigen aufzuerlegen und das heilige Recht der Gewissensfreiheit durch solche anzutasten. Mit der unerbittlichsten Logik und der Fülle der Empfindung zugleich widerlegte er alle hiergegen vorgebrachten Einwendungen, und hob immer hervor, daß die ganze Frage eine reine Rechtsfrage sei, von allen weiteren Elementen befreit bleiben müsse, und zeigte, nicht selten mit schneidender Ironie, die Widersprüche und Beschränktheit der Gegner. Man sieht leicht ein, daß hierdurch die obschwebende Frage ihres singulären Charakters entkleidet und zu einer allgemeinen menschheitlichen erhoben wurde. Er stritt einen schönen Streit für das unveränderliche Recht aller Menschen. — Sein Kampf und sein Sieg ist ein dauernder und war von großem

Erfolge. Demungeachtet ist es erklärlich, daß die Sache an sich hiermit noch nicht entschieden war. Für die Menschen der Wirklichkeit blieben noch mehrfache Fragen übrig, ohne deren Lösung eine reelle Entscheidung nicht zu hoffen war. Die nächste war die religiöse. Denn mochte auch Rießer noch so sehr darauf dringen, daß das religiöse Element auf die Rechtsfrage gar keinen Einfluß üben dürfe, beschuldigte man doch von gegnerischer Seite immer wieder das Judenthum, daß es antisoziale Lehren und Grundsätze enthalte und dadurch seine Bekenner unfähig zu ganzen und patriotischen Bürgern mache. Den Gegenbeweis zu liefern, war die Aufgabe besonders der Zeit vom Beginne der dreißiger Jahre an. Die Einführung rein deutscher Predigten in fast alle Synagogen des Vaterlandes gab das Mittel, vor den Ohren alles Volkes die reinen Lehren des Judenthums immer wieder und wieder zu verkündigen; die Herstellung eines verbesserten Gottesdienstes zeigte durch Entfernung der rohen Unruhe und veralterten Mißbräuche und durch Einführung edlerer Formen, daß das Judenthum wohl fähig sei, den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen des gebildeten Geistes Rechnung zu tragen und in einer neuen Phase seiner stetigen Entwickelung den höchsten Begriffen der Religion auch in seiner äußern Erscheinung zu entsprechen; endlich die wiedererwachte und schnell wachsende jüdische Literatur, welche sich auch außerhalb des Judenthums den Eingang immermehr eroberte, z. B. die vielen Religionsbücher, welche, mögen sie formell und methodisch, größere oder geringere Vorzüge besitzen, doch den Lehrinhalt des Judenthums aller Welt vorlegten — alle diese Momente lösten in entscheidender und siegreicher Weise die religiöse Frage vom sozialen Gesichtspunkte. Nicht allein, daß sie zeigten und erwiesen, das Judenthum enthalte keine antisozialen Grundsätze, sondern man gelangte noch weiter, man erwies, daß das Judenthum vom Mosaismus die höchsten und lautersten Prinzipien des gesellschaftlichen Rechtes empfangen habe, die, wenn auch auf nationalem Boden gepflanzt, doch in ihrem Wachsthume über die ganze menschliche Gesellschaft hinragen, daß ferner die Glaubenslehren des Judenthumes in ihren höchsten Spitzen die religiöse Erkenntniß in ihrer größten Allgemeinheit für die gesammte Menschheit enthalten, und daß es die providentielle Mission des Judenthums, vorgezeichnet schon von den Propheten, sei, diese

Erkenntniß der gesammten Menschheit zu übergeben und aufzubewahren. Möchte man nun von nichtjüdischer Seite dies letztere als wahr oder nicht wahr annehmen, so war doch der Beweis, daß den Juden aus ihrer Religion heraus die Gleichberechtigung nicht versagt werden könne, glänzend geführt. Alle Einwendungen hiergegen zerstoben wie Spreu, und die aufgehäuften Schmutzkörner eines Eisenmengers, Wagenseils u. s. w. erwiesen nichts weiter, als daß sie einestheils von einer halben nnd absichtlicher Verdrehung sich schuldig machenden Gelehrsamkeit ausgespürt, andererseits nur Aussprüche Einzelner in der Zeit der trübsten Verfolgungen und des Fanatismus seien, von denen während des Mittelalters keine Religion frei und ungetrübt geblieben. — Von keinem Belang hingegen ist es, wenn aus dem reaktionärsten Winkel gerade im entgegengesetztesten Sinne allen Juden, die nicht in der Weihe des Mittelalters denken und leben, ein religionsloses, revolutionäres Streben insinuirt, ihnen der gemeinschaftliche Name von „Reformjuden" gegeben, und darum die Gleichberechtigung durch Ausschluß vom Staatsdienste verkümmert wird. Die Juden der Neuzeit haben bei allen den eben gezeichneten Bestrebungen erwiesen, daß sie auf dem historischen Boden des Judenthums verbleiben, und selbst die Gebetbücher der wenigen eigentlichen „Reformgemeinden" enthalten mehr Positivität als in den meisten nichtjüdischen Schriften gefunden wird. Es ist dies bei den Haaren herbeigezogenes Parteigeschwätz, das ernstlicher Widerlegung nicht werth ist.

Es blieb aber noch ein drittes Moment übrig, zu welchem die Gegner griffen, und das ihnen aus der Hand gerungen werden mußte. Was Menschenrecht und Religion fordern, kümmert dieses letzte Häuflein wenig. Sie steifen sich auf ein sogenanntes historisches Recht, das freilich schwer zu definiren ist, da die Geschichte den häufigen Wandel des geltenden Rechtes so sehr nachweist, und daß alles jetzt Gültige vor noch nicht langer Zeit als neu ein früheres verdrängte, um irgend etwas Anderem eine wahre Dauerhaftigkeit zuschreiben zu können, als dem Menschenrechte, welches die Anhänger dieses fingirten historischen Rechts als bloße Theorie verschmähen. Sie sagen aber, die Juden seien auch inmitten der anderen Völker eine abgesonderte Nation geblieben, sie seien Fremde, der deutschen Race Fremde, und könnten als solche nur eine gesonderte Rechtsstellung beanspruchen. Es ist nun eigen-

thümlich, daß diejenigen, welche den Juden gegenüber die aus dem Volksstaate auszuscheidende Nationalität geltend machen, gerade dieselben sind, welche jeder wirklichen Nationalität die Berechtigung zur nationalen Selbstständigkeit absprechen und in den gemeinsamen Staat aufgegangen haben wollen, wie z. B. die preußischen Reaktionäre den Italienern gegenüber immer nur vom „Nationalitätsschwindel" sprechen. Diesen entgegen gilt es nun, in einem dritten Stadium der Emanzipationsverhandlung die Waffe umzudrehen und nachzuweisen: erstens, daß die Juden schon vor und bald nach der Zeit des Ursprungs der christlichen Religion in Deutschland ansässig waren, und also Jahrhunderte vor der Einführung des Christenthums in Deutschland Söhne dieses Landes geworden, so daß fürwahr eine zweitausendjährige Ansiedelung ein historisches Recht begründet, wie kaum einer der deutschen Stämme auf seinen gegenwärtigen Wohnsitz nachweisen kann; zweitens, daß die Juden erst mit dem Beginne des letzten Jahrtausends aus dem deutschen Gemeinwesen herausgedrängt und ausgeschlossen wurden, während sie in den früheren Zeiten an vielen Orten zum bürgerlichen Wesen ohne Widerspruch zugelassen waren; endlich drittens, daß sie sich vom Beginne an in Deutschland germanisirten, die deutsche Sprache als Muttersprache sich aneigneten, sie bei weiterer Verpflanzung in die fernsten Gegenden mit besonderer Liebe wahrten, und sogar in ihrer Umgangssprache, was sie von dem Hebräischen gebrauchten, geradezu germanisirten. Dieser letzte Beweis, ist durch Lallemant[1]) vollständig geführt, so daß nur hier und da Lücken auszufüllen bleiben. Die beiden ersten Punkte stehen geschichtlich fest, und werden immermehr durch die historische Forschung erläutert und speziell erhärtet. Und wenn auch diese Arbeit noch lange nicht zum Abschluß gebracht ist, so kann doch über das Resultat kein Zweifel bestehen.

Hiermit sind die Verhandlungen über die Emanzipationsfrage an sich abgeschlossen, und es können nur noch Spezial- und Lokalfragen sich aufdrängen und an der Verwirklichung im Großen und Kleinen gearbeitet werden.

---

[1]) Das deutsche Gaunerthum von Dr. Avé-Lallemant. Th. III. (Leipzig 1862.)

XLI.

Die Geschichtsschreibung vom Standpunkte des Judenthums.

Seitdem die Einschließung der Juden in das bloße Geld- und Trödelgeschäft beseitigt zu werden begann, versuchten ihre Gegner auf jedem Gebiete, welches sie zu betreten anfingen, sie davon zurückzuhalten. Bald hieß es, sie würden verderblich darauf wirken, bald, Geist und Gesetz des Judenthums widersprächen dem. Nicht bloß Handel und Industrie, Landbau und Handwerk wollte man ihnen versagen, sondern auch Wissenschaft, Kunst und Literatur vor ihnen verschließen. So erhoben jüngst bei dem Erscheinen der Vorlesungen des Herausgebers dieser Zeitung „über die Resultate in der Weltgeschichte" (Baumgärtner 1860) die protestantisch-pietistischen und die ultramontanen Blätter das Geschrei: ein Jude könnte keine Weltgeschichte schreiben, dazu müsse man vom Geiste des Christenthums durchdrungen sein, dazu müßte man die christlichen Dogmen vor Augen haben, weil diese allein den Weg zeigten, wohin die Weltgeschichte gehe. Wenn nun auch die letzte Phrase nur Behauptung der christlichen „Frommen" ist, so sprachen sich doch im Sinn der ersten Sätze auch Viele aus, welche der Fahne Jener nicht folgen, Rationalisten, Dissenters und endlich blos weltlich Gesinnte. Wir mögen daher jene Behauptung wohl einmal näher beleuchten.

Merkwürdig möchte es wohl von vornherein scheinen, wenn man dem Stamme den Beruf und die Befähigung zur Geschichtsschreibung absprechen wollte, welcher zuerst unter allen Völkern der Erde Geschichte geschrieben hat. Ein Jahrtausend bevor der Grieche Herodot sich zum „Vater der Geschichte" machte, verfaßten

die Israeliten Geschichte, ja schrieben in Lapidarschrift die Weltgeschichte bis zu dem Zeitpunkte, wo das Geschlecht des Sem sich vom Grunde der Nationen abhob (1 Mos. K. 1—11). Allerdings war die Geschichtsschreibung der Israeliten von da ab national, und vom 12. Kap. der Genesis an bis zum Juchasin und Zemach David berührten die jüdischen Geschichtsschreiber die Geschichte anderer Völker nur insoweit, als ihre Geschicke mit denen jener verflochten waren, aber es war immerhin Geschichte, wie jeder Stein, der in Nineveh und Phönizien ausgegraben, und jede Hieroglyphe, die enträthselt wird, erweist. Daher ist es um so weniger zu bewundern, wenn der Jude, nachdem er die moderne Bildung in sich aufgenommen, zur Geschichtsschreibung, insbesondere zur Weltgeschichte zurückkehrt. Ein eigenthümliches Zusammentreffen mag es dann sein, daß, außer einigen Monographien — die geschichtlichen Werke getaufter Juden, wie Leo's in Halle, rechnen wir nicht hierher — gerade die gedachten Vorlesungen, welche in großen Umrissen die bedeutendsten Erfolge der weltgeschichtlichen Bewegung zu zeichnen versuchten, die erste Arbeit eines Juden auf dem Gebiete der Weltgeschichte waren. Ist es doch nicht dieser Punkt allein, in welchem die neueren Juden zu den ersten Quellen des Daseins ihres Stammes und ihrer Religion zurückkehren müssen. Die Juden müssen sich gleichsam nunmehr wieder mit der Erkenntniß der Weltgeschichte abfinden, innerhalb derer sie so viele Jahrhunderte einen abgesonderten Kanal bildeten. Doch gehen wir mehr auf die eigentliche Frage ein. Jenen spezifisch dogmatischen Christen gegenüber stellen wir nur die entgegengesetzte Behauptung auf: gerade auf dem Grunde der christlichen Dogmen läßt sich die Weltgeschichte weder begreifen, noch schreiben. Jene werden an diesem unsern Satze gerade dasselbe Aergerniß nehmen, wie wir an ihnen, wenn sie uns die Geschichtsschreibung absprechen. Aber wir halten ihn mit voller Ueberzeugung aufrecht, und fordern dagegen von ihnen nicht, daß sie den ihrigen aufgeben sollen, weil sie es eben nicht können. Nach den christlichen Dogmen geht die Menschheit rückwärts und nicht vorwärts, und das Ende der Dinge tritt mit dem jüngsten Weltgerichte ein, welches alles irdische Werk des Menschengeschlechtes vernichtet. Ferner: für das eigentliche Christenthum haben die politischen und sozialen Entwickelungen gar keinen Werth, der

Lebensmittelpunkt des rein Menschlichen ist darüber hinaus in eine Welt der Entsagung und in das jenseitige Leben gelegt, von welchem aus die Dinge dieser Welt klein und nichtssagend erscheinen.

Doch dem sei genug; uns kömmt es vielmehr darauf an, zu Denen zu sprechen, welche das Christenthum mit freierem Geiste erfassen, und dennoch dem Juden den Beruf zur Geschichtsschreibung absprechen. Diese fragen wir: welches sind die eigentlichen Prinzipien, von denen die Geschichtsschreibung ausgehen muß? Wir kennen nur zwei; erstens, daß das Leben des Menschengeschlechts, nach welcher Richtung hin es auch ströme, inwiefern es sich auch nur konkret gestalte, was es schaffe und konstruire, immer nur auf den Basen der sittlichen Wahrheiten und des intellektuellen Strebens beruht, und zweitens, daß die fortschreitende Entwickelung das wesentliche Ergebniß der geschichtlichen Forschung ist. Wir glauben nicht, daß gegenwärtig irgend Jemand diese Ansicht angreifen werde, er hätte sich dann so sehr in Vorurtheil und schiefe Ansichten verlaufen, daß er gerade zur Geschichtsschreibung unfähig sein wird. Nachdem die Politik der Völker zurückgewichen, und die Kunststückchen der Diplomatie höchstens noch die Sekunden- und Minuten-, nicht aber die Stunden- und Datumzeiger auf dem Zifferblatte der Staatengeschichte sind, vielmehr die Lebensmomente der Nation wuchtig in die Schale der Welthistorie fallen, geben die großen Gesetze der Sittlichkeit auch für den Geschichtsschreiber den alleinigen Maßstab ab. Und nun fragen wir: wer hat diese Sittlichkeitsgesetze zuerst als die wahrhaften Motive der Völkergeschicke, als die Ursachen und Wirkungen aller großen Ereignisse verkündet, und nach ihnen Urtheil und Recht gesprochen, wenn nicht die Propheten Israels? Wer hat zuerst die weite Perspektive der Entwickelung der Völker zu einem großen Ziele eröffnet, wenn nicht wiederum die Propheten Israels? Nicht Plato uud Aristoteles und alle ihre Nachfolger in der Staatslehre waren es, sondern der Rathgeber Chiskijah's, der Hirt von Thekoa, der Trauersänger Zions und der gewaltige Sprecher innerhalb der Thore Babels. Und wenn es wahr ist, und jedes Wort von den Kanzeln Israels kann es Euch erweisen, daß das neuere Judenthum auf der Basis der Bücher Moses am meisten vom Geiste des Prophetenthums durchdrungen und erhoben

ist, wie könntet Ihr behaupten, daß dessen Jünger des Geistes entbehren, mit welchem die Geschichte aufgefaßt sein will, während Ihr selbst, wenn Ihr diesen Geist besitzet, ihn nur durch den Trunk aus denselben Quellen eingeschlürft habt? Ein anderer mehr subjektiver Einwand ist, daß der Jude vermöge seiner nationalen Stellung und aus der Geschichte seiner ihn betroffenen Verfolgungen und Ausschließung heraus nicht unparteiisch genug sei, um die Geschichte der Staaten und Völker in allseitiger und billiger Weise zu würdigen. Hierbei hat man in der That nur den Juden im Ghetto vor Augen, während wir doch längst, das lebende Geschlecht schon von Geburt an, auf die grünen Auen und die offenen Fluren der Menschheit getreten und darauf gewandelt sind. Aus der innersten Ueberzeugung können wir aussagen, daß die Juden von nachhaltigem Hasse und Widerwillen gegen keine Nation, z. B. nicht einmal gegen die Spanier, Etwas in ihrem Herzen tragen, daß sie vielmehr eher gegen ihre eigenen Stammesgenossen vorurtheilsvoll sind, und daß von einer nationalen Parteilichkeit bei ihnen gar nicht die Rede ist. Wer uns dies nicht glauben will, der stelle doch erst eine aufrichtige Prüfung an, bevor er vorauseingenommen also abspreche. Wir könnten sogar behaupten, daß, wenn ein Jude vom geschichtlichen Bewußtsein seines Stammes in lauterer Weise durchdrungen ist, er sich am meisten zur Geschichtsschreibung eigne, weil der jüdische Stamm an den Händeln und Vorgängen der vergangenen Zeiten keinen unmittelbaren Antheil gehabt, er also gar kein Motiv hat, Gunst und Feindschaft in parteiischer Weise an untergegangenen Geschlechtern zu üben, oder gar Geschichte zu fälschen, vielmehr nach allen Seiten ausschauen und alle Berichte prüfen wird, um einem Jeden das Seine zu ertheilen. Wir hatten keine solche Freunde in der Vergangenheit, daß wir um ihretwillen in den Verlauf der Ereignisse mit befangenem Blicke schauen sollten, und können nicht aus Feindseligkeit urtheilen, weil wir sonst also gegen alle Welt verfahren müßten!

Sehet wohl zu, daß wir Juden nur gewinnen können, wo Wahrheit und Recht durchbrechen, und in diesem Sinne werden wir in die Geschichte zurückblicken, und von diesem Standpunkte aus sie zu verstehen und wiederzuspiegeln streben.

XLII.

Judenthum und Deutschthum.

Wir erhalten die „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung" No. 28 vom 26. April. (1865). in welcher der Schluß eines Aufsatzes von A. Freiherrn v. Loën: „Aus dem Kulturleben der Gegenwart" enthalten ist. Dieser Schluß beschäftigt sich mit den Juden.

Wir haben es hier durchaus mit keinem Judenfeinde zu thun, und zeigt es sich, daß der Verfasser sich mit den neuesten Erzeugnissen der jüdischen Literatur wohl bekannt gemacht hat. Aber gerade je unparteiischer er erscheint, desto auffälliger sind Auslassungen, welche doch weit hinter einer gerechten Würdigung zurückbleiben. Nicht als ob wir manchen Tadel, den er über die Juden unsrer Zeit ausspricht, nicht für begründet und für beherzigenswerth erachten. Wer hätte denn wohl auf diesem Erdenrunde keine schwachen Seiten, und wie sollten wir weiter kommen und in einer gesunden Entwickelung vorwärts schreiten, wollen wir nicht von denen, die uns beobachten, Fingerzeige und Mahnungen willig annehmen? Allein dies kann uns nicht veranlassen, auch da zu schweigen, wo Mißverständniß, Verkennung oder Unkenntniß hart und bitter aburtheilen. Fragen wir aber gleich von vorn herein, wie so der Herr Verfasser dahin gelangte, so bemerken wir, daß er sich auf streng deutsch-nationalem Standpunkte befindet, und von da aus mit Ausschließlichkeit abspricht. Er tadelt daher die Juden, daß sie auch noch einen jüdischen Standpunkt kennen und behaupten, und verlangt von ihnen, daß sie „nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten als Deutsche sich zeigen und ehrlich, ohne Hintergedanken deutsch seien." Wir werden uns hierüber aussprechen, zuvor aber einige einzelne Behauptungen beleuchten.

Nach den oben zitirten Worten, fährt der Verfasser fort: „Aber ebensowenig darf übersehen werden, was die Juden namentlich den Deutschen verdanken; unvergessen muß bleiben, mit welcher Entschiedenheit und Humanität die Deutschen sich der Unterdrückten annahmen, wie sie für ihre Rechte so weit eintraten, daß eine Bevorzugung in der Beurtheilung, ja selbst theilweise in der Behandlung nicht zu verkennen war. Um nicht ungerecht zu erscheinen, um für vorurtheilsfrei zu gelten, wurde hier und da mancher Jude vor den christlichen Bewerbern begünstigt." — Wir gestehen, daß, was hier der Verf. sagt, uns ganz etwas Neues ist. Abgesehen davon, daß es dem Verf. noch immer nicht möglich ist, sich den Juden als Deutschen zu denken, trotzdem daß ersterer doch schon Jahrtausende in Deutschland sein Vaterland hat — denn darüber sprechen wir später — so ist uns von der Entschiedenheit und Humanität, mit welcher sich die Deutschen der Juden angenommen, für ihre Rechte eingetreten und sie sogar bevorzugt haben sollen, wenig bekannt geworden. Gerade umgekehrt — warum sollen wir die Wahrheit nicht sagen? — haben unter den Kulturvölkern die Deutschen am meisten, am dauerndsten unserer Gleichberechtigung widerstanden, und die deutschen Staaten sind diejenigen, in welchen unsere Gleichberechtigung noch heute unvollkommen ist. Beruft sich der Verf. etwa auf die Schriften, die in Deutschland von christlichen Autoren *für* die Emanzipation geschrieben worden, so machen wir uns anheischig, auf jede derselben zehn *gegen* die Emanzipation aufzuzählen. Ja, gerade daß soviel darüber geschrieben und gesprochen worden, erweist, daß man in der That in Deutschland sich außerordentlich überwinden mußte, um die Gleichberechtigung anzuerkennen, die doch bis heute noch nur in *wenigen* deutschen Ländern vollständig geworden. In Nordamerika, Frankreich, Holland, Belgien, England, Dänemark, Italien hat man nur wenige Schriften darüber gewechselt, aber sie in kürzester Zeit durchgeführt. Ja, es kann dem Verf. sogar nicht verborgen geblieben sein, daß es leider Deutsche sind, die in Amerika wie in Kurland, in Ungarn, ja selbst in England die Juden feindselig behandeln. Nein! Wir deutsche Juden sind Deutsche seit mehr als anderthalb Jahrtausenden; wir haben die deutsche Entwickelung in Licht und Schatten, in Gutem und Bösem mit durchgemacht; wir haben deutsches Wesen und deutschen Geist in

uns. Dies ist es, was wir Deutschland verdanken; hierdurch sind wir mit tausend Banden an Deutschland geknüpft, halten uns für ganz ebenso gute deutsche Patrioten wie der Verfasser sich kennzeichnet, denken, sprechen und handeln deutsch. Frage doch der Verf. einmal in Paris und London, in Syrien und Amerika nach, welche Deutsche deutsche Sitte und Sprache am meisten festhalten, und am längsten darin verharren? und man wird auf die deutschen Juden alldort hinweisen müssen. Aber was die Erringung unsrer Rechte betrifft, so sind wir einzelnen Deutschen großen Dank schuldig, den Deutschen im Ganzen wenig.

Von da ab geht der Verf. auf die Beurtheilung dessen über, was Deutschland dagegen den Juden verdanke. Er schneidet uns da jede Berichtigung von vorne ab, indem er den Juden „Selbstverherrlichung" zuschreibt. Eine Entgegnung würde er daher leicht in dieses Kapitel einweisen. Wir geben zu, daß hierin von Einzelnen gefehlt worden; der billig Denkende hätte aber erwägen müssen, daß die Juden so viel Mißachtung und Zurückstoßung bekämpfen müssen, daß sie leicht in den Fehler, die Farben zu stark aufzutragen, verfallen konnten. Den allseitigen und stets wiederholten Anschuldigungen gegenüber mußte man auch immer wieder auf die Verdienstvollen aus unsrer Mitte hinweisen und dies sieht zuletzt wie Prahlerei aus. Dennoch weiß der Verf. hier nur des d'Israeli und Heß zu erwähnen, Männer, die als Liebhaber paradoxer Behauptungen ja bekannt sind. Wir wollen hier eben darum auf die guten Eigenschaften, die der Verf. uns abspricht, und die er uns zuschreibt, nicht näher eingehen. Widersprüche sind ihm hier nicht fremd. Er spricht den Juden das Epochemachende, Eingreifende, Bedeutende, Organisirende ab, und gesteht sofort, daß die deutsche Philosophie aus den Lehren Spinoza's sich entwickelt habe. Freilich fügt er hinzu, „Spinoza stehe zum Judenthum, wie Luther zum Katholizismus." Wäre dies wahr, so bleibt doch Spinoza immer ein Jude, und ein Jude war Epochemachend für die deutsche Philosophie. Im Uebrigen hat Luther doch sein ganzes Dogmengebäude dem Katholizismus entnommen und ist streng auf dem Wege des Augustinus geblieben. Träfe also die Vergleichung zu, so muß auch Spinoza seine Lehren aus dem monotheistischen Judenthume gezogen haben, und die deutsche Philosophie hinge also dennoch an dieser Wurzel. Wenn er ferner

behauptet, daß die spanischen und portugiesischen Juden sich der hebräischen Sprache bedienten, so daß sie auf die Literatur der Völker nur einen geringen Einfluß geübt, so beruht dies auf völliger Unkenntniß, und diese entschuldigt solchen Behauptungen gegenüber nicht. Zuerst durfte er hier der arabischen Juden nicht vergessen, denn gerade die bedeutendsten Männer der sog. spanischen Schule waren Araber, und haben arabisch geschrieben, und zwar nicht blos ihre philosophischen, medizinischen, mathematischen und astronomischen, sondern auch ihre rabbinischen Schriften, so daß sie erst in's hebräische übersetzt werden mußten; so hat Saadja die erste Religionsphilosophie in arabischer Sprache geschrieben, aber auch seine rabbinischen Rechtsgutachten; so hat Maimonides mit Ausnahme seiner Jad hach-sakah und einiger kleiner Werke nur arabische Schriften verfaßt, und sogar seine Einleitung und seinen Kommentar zur Mischnah in dieser Sprache geschrieben. Die spanischen Juden haben sich in ihrer Landessprache auf allen Gebieten versucht, und selbst noch in Holland bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ausgedehnte spanische Literatur betrieben. Nicht minder ist dies bei den italienischen Juden der Fall gewesen. Doch wir wollen hierüber nicht ins Detail gehen, damit uns der Verf. nicht ebenfalls der Selbstverherrlichung beschuldige. Eines aber müssen wir doch hervorheben, was der Verf. nicht hätte übersehen müssen, nämlich die kurze Spanne Zeit, welche den Juden in allen Epochen als eine Zeit der Ruhe und der friedlichen Bewegung auf geistigem Gebiete gewährt wurde, uud auf welche immer wieder eine lange, lange Periode der Verfolgung, Vertreibung und Ausschließung von allem öffentlichen Leben und allen öffentlichen Anstalten folgte, in der dann sich nothwendiger Weise ein Zurückziehen auf sich selbst, eine Abschließung nach außen folgen mußte. Hätte der Verf. dies erwogen, und dies mußte er doch, um gerecht zu sein, hätte er selbst nur den geringen Zeitraum bedacht, in welchem die Juden in Masse dem modernen Kulturleben erst angehören, so hätte sicherlich sein Urtheil doch anders gelautet. Und dies hätte sich noch mehr modifizirt, wenn er bedacht hätte, daß er es mit einer halben Million deutscher Juden, 45 Millionen deutscher Christen gegenüber, zu thun habe.

Noch schroffer wird der Verf., wenn er glaubt „gegen das Parteinehmen opponiren zu müssen, mit welchem die Juden gegen

Geistesschöpfungen, die nicht von ihren Glaubensgenossen herrühren, oder nicht in derem Geiste verfaßt sind, auftreten." Der Verf. hätte eine solche Anschuldigung doch durch irgend etwas Faktisches erweisen müssen. Im Schoße der Juden ist von jeher die Klage sehr bitter geführt worden, daß die Juden vorzugsweise das bewundern und befördern, was von Nichtjuden herrührt, und ihr Urtheil viel eher zu Gunsten der Letzteren gefangen geben, als umgekehrt. Diese Klage ist so alt, daß sie schon von Charisi in seinem Thachkemoni (im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) geführt worden und bis auf die neueste Zeit immer wiederholt. Daß wir Werke bekämpfen, welche uns feindlich sind, oder daß wir Ueberzeugungen, Meinungen, Ansichten bestreiten, mit denen wir nicht übereinstimmen, das wird uns der Herr Freiherr doch wohl gestatten müssen. Denn geschieht dies nicht von Allen und auf allen Gebieten? Er pocht sehr darauf, daß die Juden die Presse nicht mehr beherrschen. Dies ist aber nur eine hohle Phrase. Er konnte höchstens sagen, daß der Popanz, als ob die Juden die Presse beherrschen, jetzt verschwunden sei. Man hatte es sich in Deutschland theils eingebildet, theils von gewisser Seite her einreden lassen, daß die Presse meistentheils unter der Leitung von Juden stünde. Man wiederholte dies so oft, bis man doch endlich die Sache faktisch zu untersuchen begann, und da fand es sich denn, daß nur eine verschwindend kleine Zahl von Zeitschriften in den Händen von Juden sei. Die Anschuldigung verschwand daher, und blieb nur noch das Eigenthum der Reaktionären und Ultramontanen. Prahlet daher nicht so sehr, daß „diese Periode überwunden sei" — es galt nur, eine vorgefaßte Meinung, ein Vorurtheil ablegen. Wenn eine Zeit lang Börne und Heine eine prävalirende Stellung einnahmen, so verdanken sie es ihren Talenten, und was deren Tendenzen betrifft, so haben sie sicher ihre Zeit nicht gemacht, sondern sie waren Kinder ihrer Zeit.

Zwei Lieblingsgedanken hat der Verf., denn er wiederholte sie. Der eine: Die Juden „zersetzen den Ernst des Lebens", und diejenigen Juden, welche sich Verdienste erworben, sind dem Judenthume feindlich gesinnt. Was den erstern betrifft, so ist er sicherlich falsch. Wie könnte wohl ein Stamm, der fast vier Jahrtausende besteht, der die Positivität der Religion zur Welt gebracht und eine Festigkeit ohne Gleichen im Autoritätsglauben gezeigt hat,

befähigt und bestimmt sein, „den Ernst des Lebens zu zersetzen?" Daß die moderne Zeit in vielen Juden die Richtung, gegen eine Menge Vorurtheile, die ihnen von außen und von innen entgegentraten, zu kämpfen, hervorbringen mußte, und, da sie sich schwach dagegen fühlten, den auflösenden Witz wecken und wetzen mußte, ist sehr natürlich. Es ist dies immer die Folge der Knechtung, und die Satyre stets die Frucht der Tyrannei; dies erwiesen schon Juvenal und Luzian, und selbst Horaz. Aber es ist dies stets nur vorübergehend, treibt mit der Zeit an die Oberfläche, und verschwindet mit der Zeit von dieser. Ein Saphir, Oettinger, einige Mitarbeiter des Kladderadatsch werden doch wohl dem Verf. nicht die Repräsentanten der ganzen Judenheit sein? Es thut uns wirklich leid, daß der Verf. aus der Kenntniß, die er von der neuern jüdischen Literatur genommen haben will, nicht einmal die Beobachtung profitirt hat, mit welchem Ernste, mit welcher Gewissenhaftigkeit von wissenschaftlichem, religiösem und sittlichem Standpunkte aus hier gearbeitet wird. — Aehnlich verhält es sich mit seinem andern Lieblingsgedanken. Die Beispiele, die er anführt, gehören einer Zeit des krassesten Indifferentismus und des Uebergangs an. Bei Börne und Heine spielten verwerfliche Privatinteressen, und man braucht nur in den Briefen Heine's dessen Aeußerungen über seine Taufe zu lesen, um seine wirkliche Meinung zu erfahren. Wir können dem Verf. eine viel größere Reihe bedeutender Männer nennen, die trotz großer Verlockungen und schwerer Bedrängnisse in ihrer Religion nicht wankend geworden, und schon neben Meyerbeer, der doch immer Jude geblieben, steht sein Bruder Michael Beer, der selbst ein bedeutendes Stipendium für jüdische Künstler stiftete. Uebrigens sind Uebertritte aus der protestantischen Kirche, und von bedeutenden Männern, in Wien und Rom, aus derselben Zeit auch nichts Seltenes, und Winkelmann und Fr. Schlegel nicht die einzigen, und selbst Konstantinopel sieht seit 1849 den Turban auf Köpfen, die ihn früher nicht getragen. In allen solchen Dingen muß Jeder an seine eigene Brust schlagen und wohl bedenken, daß im eigenen Hause auch nicht Alles richtig ist. Die moderne Kultur hat seit Jahrhunderten vielfach eine Lockerung der positiven Religionen hervorgebracht, wie will man vom Judenthume allein verlangen, daß dies in ihm gar nicht der Fall sei? Weiß der Verf. gar nicht, wie viele Netze gerade

über die Juden ausgespannt werden, um sie zum Abfall zu führen oder zu zwingen?

Aber gehen wir nun zu der Betrachtung der eigentlichen und tiefer liegenden Frage über.

Wir wollen dem Verfasser zuerst beweisen, daß wir deutsche Juden ganz und gar Deutsche sind, und dies als ein historisches Faktum. Dazu müssen wir freilich etwas weiter ausholen. Der jüdische Stamm war von seinem Beginne an ein Kulturvolk. Was heißt dies? Ein Kulturvolk ist dasjenige, welches seinen nationalen und staatlichen Bestand auf Recht und Gesetz begründet und zugleich der Entwickelnng fähig ist und obliegt. Beides muß sich in einem Volke vereinigen, um es zu einem Kulturvolke zu machen. Die Geschichte zeigt uns Völker, welche ihre Gesellschaft auf Recht und Gesetz aufbauten, aber der Entwickelung unfähig waren, wie die Egypter, Inder, und sie können nicht als Kulturvölker angesehen werden. Beides vereinigte sich aber im jüdischen Stamme. Niemals hat ein Volk seine Existenz fester an Recht und Gesetz geknüpft. Seine Entwickelungsfähigkeit bewährte es, da es an das fixirte Gesetz die stets lebendige Tradition schloß, die verschiedenartigsten, politischen Verfassungen annahm, und eine reiche Geistesentfaltung vom Pentateuche an bis auf den heutigen Tag in Schriftwerken aller Art bethätigte. Wo es nach der Zerstreuung auf ein Kulturvolk stieß, versenkte es sich in dessen Geist, und schuf eine sich ihm anschließende Literatur, wie die umfassende helleniſtische. Wo es mitten in Völker versetzt ward, die zu dieser Kategorie nicht gehören, entwickelte es sich in seiner eigensten Art, wie der große talmudische Aufbau gerade in Babylonien erweist. — Nach Europa verpflanzt, und zwar schon lange Zeit vor Beginn der christlichen Aera, schuf es sich zwei große Heerde, um die es sich sammelte, und von denen es sich ausbreitete, der eine der arabisch-spanische, der andere der deutsche. Wer diese beiden Zweige des jüdischen Stammes mit Sachkenntniß vergleicht, der erkennt nicht allein ihre Verschiedenheit, wie sie sich im Gebetkultus, in der Aussprache des Hebräischen und in der Studienmethode ausprägt, sondern wie beide sich in Geist, Wesen und Charakter, in Leben, Sitte und Haltung an die beiden großen Völkerstämme völlig anschließen, in und mit denen sie lebten. Vom spanischen Heerde gingen sie nach Südfrankreich, Holland, England und Nordamerika

und vereinigt mit den Italienern nach der Türkei, Nordafrika und Asien zurück. Als sie ihren Mittelpunkt in Spanien verloren, trieben sie noch eine Zeit lang in den gedachten Ländern ihr vaterländisches Leben fort, wie die vielen Druckschriften in Konstantinopel und Amsterdam erweisen, aber nach und nach starb es ab. Desto energischer wuchs der deutsche Zweig heraus. Er breitete sich massenhaft in den polnischen, czechischen und ungarischen Ländern aus, ging nach Dänemark und Schweden, zog vom Elsaß aus nach Paris, wanderte in Holland und England ein und bevölkerte in großer Zahl Nordamerika, während vom spanischen Stamme auf deutschem Gebiete nur eine kleine Kolonie in Hamburg-Altona seßhaft wurde. Dieser jüdisch-deutsche Stamm, dessen erste Ansiedelungen mit den Legionen Roms am Rheine und im südwestlichen Deutschland vor sich gingen, entwickelte von Anfang an ein starkes, intensiv deutsches Leben, daß sich insonders in der Schöpfung des jüdisch-deutschen Dialektes erwies, der sich allerdings auch nach den verschiedenen deutschen Landschaften modifizirte. Wer sich hierüber Gewißheit verschaffen will, studire das bekannte Werk des gewiß unparteiischen Avé-Lallemant. Dieser jüdisch-deutsche Dialekt ist völlig ein Gebilde des deutschen Geistes, denn er hebraisirte nicht etwa das deutsche Element, sondern er germanisirte die hebräischen Wörter, deren er sich bediente, er flektirte z. B. diese, setzte die deutsche Endung an die hebräische u. s. f. So nahmen auch in ältester Zeit schon die Juden deutsche Namen an und germanisirten die geringe Zahl derer, die sie aus der heiligen Schrift beibehielten. Die meisten Namen, die man jetzt als altjüdische verspottet, sind nichts als altdeutsche.

Wie sehr dieses deutsche Wesen in den deutschen Juden seit ältester Zeit lebte, ersieht man daraus, daß sie überall, wo sie hinkamen, in allen Ländern, wo sie sich ansiedelten, die deutsche Sprache als ihre Familiensprache konservirten, und von der Ukraine bis zu den Küsten des stillen Ozeans die deutsche Sprache erklingen ließen, wenn auch in den verschiedenen Ländern sich nach den dortigen Zungen modifizirend, so daß erst in den neuesten Zeiten der ungarische, polnische, russische, dänische, schwedische u. s. f. Jude sich anschickte, die Nationalsprache sich anzueignen, immer aber noch seine Bildungselemente aus deutscher Wurzel zieht. Fürwahr, einem so großartigen, historischen Faktum gegenüber erscheint es

doch ungerecht und anmaßend, wenn der Freiherr v. Loën die deutschen Juden auffordert, Deutsche zu werden! Wir waren, sind und werden Deutsche sein, wie nur irgend Glieder der deutschen Nation es sind. Entdeckt der Verf. einige Eigenthümlichkeiten in uns, so wollen wir sie ihm zugestehen. Zwischen Berlin und Wien, Hamburg und München, zwischen Sachsen und Schwaben, Ostpreußen und Hannoveranern ist auch einiger Unterschied, sie haben Alle ihre Eigenthümlichkeiten, aber Deutsche sind sie und wollen sie sein.

Aber wir haben noch ein Anderes gegen den Verf. geltend zu machen. Er sieht, wir standen bis jetzt mit ihm gemeinschaftlich auf dem nationalen Standpunkt. Wenn er aber diesen nationalen Standpunkt zum alleinigen und ausschließlichen macht, so müssen wir ihn verlassen, und können uns mit ihm durchaus nicht in Uebereinstimmung erklären. Im vorigen Jahrhundert schwelgte man im Ideale des Kosmopolitismus. Es war eine flache und einseitige Tendenz. In unsrer Zeit schwelgt man im Ideale des Nationalismus, und dies ist nicht minder eine einseitige Tendenz. Die Natur des Menschen ist, Gott sei Dank! reicher angelegt, als auf solche einfache Lebensmomente beschränkt zu sein, und wie es unterhalb der Nationalität noch Momente gibt, die unstreitig ihre Berechtigung und ihren Inhalt haben, wie Familie und Individuum, so gibt es dergleichen auch über die Nationalität hinaus. Zu diesen gehört insonders die Religion. Mag sein, daß diese auch immerhin eine gewisse nationale Färbung annimmt, so ist sie doch niemals mit Nationalität identisch, aber sicher ein ebenso untrennbares Element der Menschennatur, wie jene. Nun, das Judenthum ist Religion, und die Juden haben einen religiösen Inhalt und eine religiöse Mission, die mit dem nationalen Momente durchaus nicht in Widerstreit liegt, die ihm aber dennoch besondere Interessen giebt, Interessen, die wie gesagt, mit ihrem Deutschthum so wenig wie in Frankreich mit ihrem Franzosenthum, in Widerstreit liegen, und die vollberechtigt sind, nicht aufgegeben zu werden brauchen und nicht aufgegeben werden können. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß es ja auch deutsche Katholiken, ja Deutschkatholiken, deutsche Lutheraner u. s. w. gibt, welche allesammt dem Deutschthum vollständig anzugehören behaupten, aber dennoch noch besondere Interessen haben und verfolgen,

so daß wir z. B. im preußischen Abgeordnetenhause eine besondere katholische Fraktion finden, deren Mitglieder dem Freiherrn von Loën an deutschem und preußisch-deutschem Patriotismus durchaus nicht nachzustehen behaupten werden, doch aber auch noch besondere Anschauungen und Interessen haben müssen, um derentwillen sie diese besondere Fraktion bilden. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß alle diese Religionsgenossenschaften auch noch außer den allgemein deutschen Zwecken ihre Korporationen, Vereine und Anstalten haben, so daß, wenn die Juden dergleichen besitzen und sie pflegen, ja gar nichts Besonderes darin liegt. Sondern wir wollen darauf hinweisen, daß die Juden diesen ihren religiösen Inhalt und Beruf seit einer Zeit in sich tragen, die weit über das Deutschthum wie über alle diese Religionsparteien hinausreicht, und daß es nun doch eine sehr naive Forderung ist, die Juden sollen diesen ihren weltgeschichtlichen Inhalt und Beruf aufgeben und sich lediglich und ausschließlich in die deutsche Nationalität zurückziehen. So geht man denn doch nicht mit dem Erbe seiner Väter und mit einem Leben von fast vier Jahrtausenden um. Und wenn man es wollte, könnte man es nicht. So geht man mit den höchsten Fragen und Bedürfnissen des Menschen nicht um, und giebt deren Befriedigung auf, um lediglich nationalen Tendenzen sich hinzugeben. Und wenn man es wollte, könnte man es nicht. Begreift dies der Verf. nicht, so thut es uns leid: wir stimmen eben hierin nicht überein. Zweifelt er daran, daß die Juden noch einen besondern religiösen Inhalt und Beruf haben, so könnten wir sagen: wir müssen das eben selbst am besten wissen, und unser eigenes Innere muß uns hierüber den rechten Aufschluß geben. Aber der Verf. möge sich nur in der religiösen Welt umsehen; er mag nur einen Blick auf die gegenwärtigen Kämpfe im und um das Christenthum werfen, auf die Schriften von Strauß, Renan, Schenkel, Schleiermacher u. s. w. bis zu Hengstenberg und der päpstlichen Enzyklika, um doch die Ahnung zu bekommen, daß in dem geklärten Judenthume ein Fond liegt, den jeder Jude, welcher ein religiöses Bedürfniß in sich trägt, nicht leichtfertig aufgeben wird, der für die gesammte Menschheit ein großes religiöses Interesse hat und auch durch kein philosophisches System, sei es ältesten oder neuesten Zuschnittes, ersetzt werden kann. Dieses Thema hier weiter auszuführen, ist nicht unsere

Absicht. Wir wollten nur den Verf. auf die Einseitigkeit seines Urtheils hinweisen und allen unsern Lesern gegenüber zeigen, daß das Judenthum das Deutschthum nicht ausschließt, und dieses jenes nicht ausschließen wollen darf. Wenn schon in vergangenen Zeiten die deutschen Juden, als sie noch ausgeschlossen und abgeschlossen, als sie noch völlig in das rabbinisch-talmudische Wesen versenkt waren, dennoch ein starkes und reiches deutsches Leben führten, um wie viel mehr jetzt, wo sie dem deutschen Kulturleben sich eingelebt haben. Genug, daß ihre religiösen Interessen durchaus in keinem Widerspruch mit den nationalen und staatlichen, sei es in Deutschland, England, Frankreich oder Italien, in Rußland oder Nordamerika stehen, besonders wenn diese ihnen nicht feindlich und gewaltthätig begegnen, und es nicht blos ein Recht, sondern auch eine volle, heilige Pflicht des Juden ist, diesen Interessen, weil unbeschadet den nationalen, zu genügen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil
Politik.

Erster Abschnitt
Allgemeines.

Seite

I. Der Glaube an die Menschheit (1837.) 3
II. Ueber den Materialismus unsrer Zeit (1862.) 5
III. Die rechte Politik (1859.) 12
IV. Der Verfall der Völker (1858.) 16
V. Das Nationalitätsprinzip (1859.) 24
VI. Die Racen.
1. Der Racenschematismus (1865.) 31
2. Renan und Egypten (1865.) 39
3. Orient und Occident (1865.) 43
4. Race oder Geschichte? (1865.) 49
5. Nur Eine Menschheit soll es sein! (1865.) 57
VII. Kosmopolitisch oder national oder wie? (1865.) 62
VIII. Der Krieg.
1. Die Sturmwolken des Krieges (1866.) 71
2. Das Pfingstfest und der Krieg (1866.) 74
3. Der Krieg und seine Folgen (1866.) 78

Zweiter Abschnitt
Politisches.

IX. Staat und Religion, die religiöse Gesellschaft (1845.) 84
X. Der platonische und der mosaische Staat (1866.) 113
XI. Die drei Gewalten (1862.) 124
XII. Die Theokratie (1864.) 134
XIII. Centralisation und Selfgovernment 1–3 (1863.) 140
XIV. Das Königthum von Gottes Gnaden (1861.) 157

Seite

XV. Die stehenden Heere (1862) 162
XVI. Das Mittelalter und seine Folgen (1861.) 165
XVII. Die beiden größten Ereignisse unseres Jahrhunderts (1865.) . . 171
XVIII. Das Vorwort Napoleons III. zum Leben Cäsars. (1865.) . . . 175
XIX. Welche ist die rechte politische Ansicht? (1863.) 187
XX. Blicke auf die gegenwärtige Weltlage und politische Briefe.
1. Am 12. Juli 1853. Das vorige und gegenwärtige Jahrh. 199
2. Am 3. Januar 1858. 210
3. Am 20. Januar 1861. Die geistliche Herrschaft. . . . 214
4. Am 30. Januar 1861. Die Nationalitäten. 218
5. Im März 1864. 220
6. Am 20. Juni 1865. 237
7. Im Februar 1866. 246

Dritter Abschnitt
Sozial-Politisches.

XXI. Kera Deror (1862.) 263
XXII. Die individuelle Freiheit (1864.) 266
XXIII. Gewerbe- und Handelsfreiheit (1862.) 280
XXIV. Die Steuerfrage (1860.) 285
XXV. Einiges über den wahren Volkswohlstand (Handwerksblatt 1849.) 291
XXVI. Die Arbeiterfrage (1861.) 307
XXVII. Ueber Handelskrisen.
1. Vom Jahre 1857. 333
2. Vom Jahre 1866. 337
XXVIII. Das Duell vom Standpunkte des Judenthums (1856.) 345

Vierter Abschnitt
Die Politik und die Juden.

XXIX. Parallelen (1851.) 348
XXX. Die Solidarität der Juden (1854.) 363
XXXI. Der Kosmopolitismus der Juden (1859) 366
XXXII. Die politische Gesinnung der Juden (1849.) 371
XXXIII. Die industrielle Mission der Juden (1861.) 378
XXXIV. Der jüdische Separatismus (1866.) 393
XXXV. Reaktion und Opposition (1854.) 408
XXXVI. Warum die Junkerpartei überall so judenfeindlich? (1854.) . . 412
XXXVII. Die ultramontan- und pietistisch-feudale Partei (1862.) 416
XXXVIII. Der Judenhaß der Atheisten und Rothen (1862.) 425
XXXIX. Der Judenhaß (1865.) 430
XL. Die drei Stadien des Emanzipationskampfes (1863.) 440
XLI. Die Geschichtsschreibung vom Standpunkte des Judenthums (1861.) 444
XLII. Judenthum und Deutschthum (1865.) 448

Leipzig, Oskar Leiner.

Schriften

herausgegeben

vom

Institut zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Bonn,
Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig,
Dr. L. Herzfeld in Braunschweig.

Vierzehntes Jahr 1868 — 1869.

Dr. L. Philippson, Weltbewegende Fragen. II.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1869.

Weltbewegende Fragen

in

Politik und Religion.

Aus den letzten dreißig Jahren.

Von

Dr. Ludwig Philippson.

Zweiter Theil:

Religion.

Erster Band:

Allgemeines. — Zur vergleichenden Religionswissenschaft.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung
1869.

Vorwort.

Die überaus wohlwollende Aufnahme, welche der erste Theil dieser Abhandlungen bei der Kritik gefunden, ermuthigt mich, in der Herausgabe derselben fortzufahren. Die in diesem Bande enthaltenen Arbeiten sind zum Theil erst jetzt verfaßt, wie z. B. „Der Buddhismus und sein Verhältniß zum Judenthume und Christenthume", zum anderen völlig umgearbeitet, wie einige aus den „Vergleichenden Skizzen über Judenthum und Christenthum", ferner „Der Islam und sein Verhältniß zum Judenthume und Christenthume", „Das Verhältniß des Judenthums zur katholischen Kirche."

Von den Verhältnissen des Judenthums innerhalb der politischen Welt, von seiner sozialen Lehre und von der Vergleichung der anderen großen religiösen Erscheinungen mit

ihm und der Bestimmung seiner Beziehungen zu jenen habe ich nunmehr im dritten Theile dieses Werkes in das Innere des Judenthums selbst hineinzuschreiten, und über seine inneren Entwickelungskämpfe während der letzten drei Jahrzehende das heranzubringen, was ich zu geben habe.

Bonn, im November 1868.

Philippson.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Theil.

Religion.

Erster Abschnitt.
Allgemeines.

Seite.

I. Die religiöse Frage in der Gegenwart (1863.) 3
II. Wonach verlangt die Menschheit in der Religion? (1864.) . . . 9
III. Die Zukunft der Religion (1866.) 13
IV. Die Verachtung und Selbstüberhebung der Wissenschaft. (1860.) . . 24
V. Das naturwissenschaftliche Bewußtsein (1864.) 29
VI. Von der Phantasie in der Religion (1864.) 37
VII. Ueber religiöses Denken und Wissen (1866.) 47
VIII. Stoff und Geist in der Natur (1852.) 53
IX. Stoff und Geist in der Menschheit (1853.) 68

Zweiter Abschnitt.
Zur vergleichenden Religionswissenschaft.

X. Der Unitarismus (1857.) 82
XI. Modernes Heidenthum 85
1. Die Hallenser und Marburger Lichtfreunde (1846.) . . . 85
2. Der Katechismus der freien Gemeinde (1849.) 91
XII. Die Freimaurerei (1854.) 111
XIII. Der Buddhismus und sein Verhältniß zum Judenthume und Christenthume (1868.) 119
XIV. Vergleichende Skizzen über Judenthum und Christenthum (1863 u. 1868.) 152
1. Majorität und Minorität. 154
2. Lehrer und Schüler 156
3. Die Wirksamkeit. 161
4. Antipathie und Sympathie. 167
5. Kirchenstaat; Staatskirche; Mehrheitskirche; Minderheitskirche. 173
6. Englisch und Deutsch in jüdisch-religiösen Dingen. . . . 180
7. Was ist Judenthum? was Christenthum? 190

Seite

8. Das jüdische Glauben und das christliche Glauben . . . 197
9. Die Konsequenz im Judenthume und Christenthume. . . 209
10. Die jüdische und die christliche Weltanschauung 218
11. Die Zehn-Worte und die Bergpredigt 226
12. Versöhnung und Erlösung. 245
13. Die jüdische und die christliche Messiaslehre. 282

XV. Der Islam und sein Verhältniß zum Judenthume und Christenthume (1854 und 1868.) 291

XVI. Kämpfe im Christenthume und im Judenthume (1864.) 313
a. Kämpfe im Christenthume. 313
b. Kämpfe im Judenthume. 320
c. Kampf um das Judenthum. 325

XVII. Das Verhältniß des Judenthums zur katholischen Kirche (1861 u. 1868.) 336

XVIII. Das Verhältniß des Judenthums zur protestantischen Kirche (1861.) 341

XIX. Zur Charakteristik des Talmuds (1866.) 349

Zweiter Theil.

Religion.

Erster Abschnitt.

Allgemeines.

I.

Die religiöse Frage in der Gegenwart.

In unverkennbarer Weise trat seit einiger Zeit die religiöse Frage wieder mehr in den Vordergrund. Sobald die politischen Stürme ein wenig zur Ruhe kommen, und es gelingt, die überall drohenden Kriegsgefahren zu beschwören, so läßt sich stets voraussehen, daß die kirchlichen und religiösen Streitigkeiten wieder einen breiten Raum einnehmen werden. Es ist dies auch leicht zu verstehen. Große, menschengeschlechtliche Fragen, die noch unentschieden geblieben, die noch durch eine weite Zukunft unentschieden bleiben werden, drängen sich immer wieder auf den Kampfplatz des allgemeinen und öffentlichen Lebens und können nicht anders. Die Reaktion, die von 1849 an Europa in ihre Strömung gebracht, schloß auch die kirchliche Reaktion ein, und der katholische Ultramontanismus, der protestantische Pietismus und die jüdische Hyperorthodoxie traten mit einem Geräusch und einer unbegrenzten Anmaßung auf, wie seit lange nicht geschehen, indem sie alle Furcht, ja sogar jede Achtung vor der öffentlichen Meinung verloren hatten. Sie wähnten die Welt im Sturme wiedererobern und sich unterwerfen zu können; sie wähnten durch die politischen Machthaber und die Wiederherstellung des Absolutismus die Völker wieder in ihre Gewalt und die Massen unter ihren Stab bringen zu können. Aber gerade der Ungestüm, mit welchem sie vordrangen, der unverhüllte Eifer, der aus Motiv und Mitteln kein Geheimniß machte, behinderte ihren Erfolg; die Menschen erwachten und rüsteten sich zur Gegenwehr, und mit der ersten Wendung der Dinge, mit der ersten Abschwächung der Reaktion drangen die entgegengesetzten Elemente wieder hervor. Ebenso wie die Feudalen und Absolutisten durch die Maßlosigkeit ihres Vorgehens nicht blos

ihre prinzipiellen Gegner, sondern auch die ganzen Mittelparteien gegen sich in Harnisch brachten, haben die Ultramontanen aller Religionsgenossenschaften nicht blos die Anhänger der religiösen Negation, sondern alle religiösen Parteien und Meinungen, die sich nicht mit ihnen in Uebereinstimmung befanden, gegen sich aufgebracht. Das Wiedererwachen des Kampfes auf kirchlichem und religiösem Gebiete ist daher sehr natürlich und giebt sich durch vielfache Erscheinungen kund. Auf literarischem Felde erhebt die Kritik ihre Stimme von neuem und richtet sich insonders gegen das kirchliche Christenthum. Ist dies in Deutschland schon fast eine alte Erscheinung zu nennen, so daß hier kaum noch viel zu sagen übrig bleibt und nur die abgespielten Themata immer wieder behandelt werden können, so ist es neu, auch im westlichen Europa den kritischen Kampf sich Bahn brechen und hier eine außerordentliche Bewegung hervorbringen zu sehen. Colenso in England, Renan in Frankreich, Miron in Belgien (Examen du Christianisme) machen dort Epoche, und wenn sie mit viel schwächeren Waffen kämpfen, als wir in Deutschland schon längst gewohnt sind, wenn sie ihr Rüstzeug zumeist aus Deutschland holen, so hallt doch das Geräusch des Kampfes genügend zu uns herüber. So rührt es sich denn auch in Deutschland wieder, und wenn hier bislang der literarische Streit noch schwächer ist, so sehen wir doch neben den katholischen Vereinen neue protestantische sich bilden, die Freigemeindler und Deutsch-Katholiken wieder Congresse halten, eine Gebetbuchfrage einen ungewöhnlichen Umfang annehmen, die politischen Körperschaften gegen die Concordate Partei ergreifen, so daß diese bedeutsamen Luftbewegungen wohl nahende Stürme verkünden mögen.

Die Sache liegt jetzt so. Wie immer muß man zwischen Religion und Kirche wohl unterscheiden, und zwar in allen Religionsgenossenschaften. Der Kampf ist nun ein zwiefacher: der Kampf gegen die Kirche und der Kampf gegen die Religion. Der erstere will den unveränderten Bestand und die unbedingte Herrschaft der Kirche mit ihrem Widerspruch gegen die moderne Bildung, gegen die freie Entwickelung des Geistes, gegen die Prinzipien der modernen Gesellschaft, des modernen Staates, mit ihrer Beschränkung der Lebensformen nicht gelten lassen, sondern auch in die Kirche Freiheit in Lehre und Form, Beseitigung des geistlichen Zwanges und der Herrschaft des überkommenen Buchstabens einführen; der letztere ist

gegen alle positive Religion, ihre Lehren und ganze Ideenwelt gerichtet. Wenn letzterer insonders von den Anhängern gewisser Philosopheme und einer Anzahl Lehrer der exakten Wissenschaften, sowie von einer Menge Menschen, welche in oberflächlicher Weise die Resultate dieser in sich aufgenommen, geführt wird, so ist es natürlich, daß sie sich im Kampfe gegen die Kirche mit der freisinnigen Partei der Religiösen vereinigen, sowie im Gegentheile die letzteren eine gewisse Verbindung mit den Kirchlichen unterhalten, wenn es den Kampf gegen die Antireligiösen gilt. — Diese kurze Auseinandersetzung wird den Schlüssel zu vielfachen Erscheinungen der neueren Zeit abgeben, die sonst dem Beschauer in eine regellose Verwirrung gerathen zu sein scheinen. Je nachdem einer dieser beiden Kämpfe heftiger entbrannt ist, wird die Verbindung der Parteien eine andere sein.

Es ist jetzt wieder eine der beliebtesten und am öftersten gehörten Phrasen: „Die Fluten der Wissenschaft gehen über das Christenthum und das Judenthum hinweg.“ Schon das Gleichniß ist schlecht gewählt. Denn Fluten, soviel sie auch zu zerstören vermögen, laufen ebenso leicht wieder ab, wie sie gekommen, und müssen das Festland, wenn auch mit Trümmern und Schlamm bedeckt, wieder verlassen. Die Geschichte aller Zeiten weist solche Springfluten der Philosophie und Naturwissenschaft als eine nicht seltene Erscheinung auf, die aber die Grenzen des Festlandes nur hier und da zu verändern vermochten. Sie haben wohl hier und da ein Stück Küste verschlungen, hier und da eine neue Sandbank gebildet; aber sie haben das Land unerschüttert gelassen und die Menschen wohnen bis dicht an die Grenze der Wogen. Die Philosophie trägt das Gesetz der Selbstauflösung in dem Abkreisen ihrer Entwickelung in sich, und sowie das Schopenhauer'sche System trotz allem Glanze seiner Dialektik und trotz der Intensivität seines Denkens wieder dem Buddhaismus ganz nahe steht und nothwendig den Uebergang zu einem neuen Dogmatismus bereitet: so hat sie keine Aussicht, die Weltanschauung der positiven Religion zu vernichten, sondern wird vielmehr immer wieder zu ihr hinüberführen. Die Naturwissenschaft aber hat es nicht minder immer geliebt, sobald sie bedeutende Resultate einmal erreicht hatte, aus diesen einen Sprung auf das Gebiet der Metaphysik und der Psychologie zu machen, um ihre Deutung des kosmischen Mechanismus an die Stelle der lebendigen Erkenntniß und

des warmen Gefühles zu setzen. Es ist ihr dies aber nur immer auf kurze Zeit gelungen. Denn ebensowohl wurden ihre Resultate bald wieder von neuen überholt, so daß ihre metaphysischen Versuche mit der Gültigkeit ihrer Experimente zusammenbrachen, als auch es immer wieder klar wurde, daß sie zwar vermöge, die Prozesse der Körperwelt zu immer sicherer und einfacherer Anschauung zu bringen, aber nicht anders als dicht vor dem Problem des Geistes stehen bleiben könne. Was aber Philosophie und Naturwissenschaft nicht vermögen, das kann die wissenschaftliche Kritik noch weniger vollbringen. Sie kann noch so scharf die Urkunden der positiven Religionen verarbeiten, die Tradition über dieselben auflösen, die Widersprüche in ihnen aufdecken, den Köhlerglauben verspotten: so muß sie doch vor den ewigen Wahrheiten der Religion stehen bleiben und kann die geschichtliche Existenz der positiven Religionen nicht leugnen. Und wie? Vermögen Philosophie, Naturwissenschaft und Kritik irgend etwas, was Wirksamkeit und Dauer besitzt, an die Stelle zu setzen? Wenn es ihnen gelingen könnte, die Religion völlig zu entwurzeln und aus den Geistern hinwegzuschwemmen, was würden sie der Menschheit und den Menschen als Ersatz bieten können? Weder die dialektisch begründeten Axiome einer philosophischen Schule, noch das starre Naturgesetz der Physik und Physiologie, noch die Hypothesen der Kritik sind für die Menschen, für ihr Bedürfen und Verlangen eine Befriedigung, für ihr Lebenswerk eine feste Grundlage: für ihre Leidenschaften ein Führer, für ihre Kämpfe und Mühsale ein Stab, ein Schwert und ein Schild. Allen diesen gegenüber muß immer wieder auf die Wucht des Bestehenden, des geschichtlich Gewordenen und Ausgebildeten verwiesen werden. Und fragen wir dann, woher das Bestehende und geschichtlich Gewordene diese Energie habe, so kann die Antwort nicht anders lauten als: weil es aus der Natur des Menschen selbst hervorgegangen, mit ihr verwachsen ist, sie allein befriedigt und nährt. Hierin allein liegt schon die entschiedene Verwerfung des Gegentheils! Freilich sind Philosophie, Naturwissenschaft und Kritik darum nicht minder nothwendig und Erzeugnisse der Menschennatur selbst, aber sie dürfen niemals einen andern Anspruch machen als die Corrective des Religiösen, der Erkenntniß und Sittlichkeit innerhalb des menschlichen Lebens zu sein, und darum ist ihre Existenz und sind ihre Ergebnisse von unschätzbarem Werthe. Aber hierin liegen auch ihre Grenzen.

Vor diesem immer wieder ans Tageslicht tretenden Nihilismus, vor diesem immer wieder in die Strömung der Zeit eintretenden Materialismus geben nun im Gegensatz die Hyperorthodoxen die Parole aus „Das einzige Heil ist hinter der Schutzwehr, dem Wall und den Mauern der Kirche zu finden, der Kirche in ihrem unveränderlichen, unwandelbaren Bestande.“ So spricht der ultramontane Katholik, der pietistische Protestant und der hyperorthodoxe Jude, das Wort Kirche in seinem Sinne auslegend. Wir wollen dieses Gleichniß in seiner Schwäche nicht näher verfolgen; man weiß, daß Schutzmittel zu verschiedenen Zeiten in sehr verschiedenen Dinga gefunden wurden und daß ein veraltetes Vertheidigungsmittel gegen neue Angriffsmittel eher verderblich als hilfreich ist. Gab es doch Leute, welche die kräftigste Abwehr nicht hinter steinernen Mauern, sondern in der muthigen Brust der Bürger fanden Sondern wenn wir von der Wucht des Bestehenden und des geschichtlich Gewordenen sprachen, so darf man nie vergessen, daß dies eben aus den Bedürfnissen und dem Geiste der Zeiten geworden und dadurch ein Bestehendes ward, daß es also der geschichtlichen Entwickelung anheim gegeben ist und nothwendig mit den sich verändernden Bürfnissen und dem sich entfaltenden Geiste in Uebereinstimmung bleiben muß, wenn es bestehen und nicht geschichtlich veralten und absterben will. Ist der Geist entwichen, so sind die Mauern und Wälle ohne Besatzung, und dann vermögen sie nichts. Alles Bestehende hatte in seinem geschichtlichen Werden ebenso ein Bestehendes zu bekämpfen, das nicht vom Platze weichen, sondern unverrückt die Stelle in seiner ganzen bisherigen Weise einnehmen wollte; es bekämpfte und besiegte dies und wurde dadurch das Bestehende. Soll es nun dem Fortgange des Menschengeistes sich gegenüberstellt und in gleicher Weise ohne lebendige Fortbildung mit unverändertem Stoff und unwandelbarer Form sich behaupten will, unterliegt es demselben Schicksale.

Mögen wir es da niemals verkennen, daß die Gefahr auch für das Judenthum eine zweifache ist, daß es von der einen Seite vom Nihilismus und Materialismus, von der andern Seite von der Hyperorthodoxie bedroht ist, und gestehen wir es offen, daß die Gefahr von der letzteren größer ist als von den ersteren. Denn diesen wehrt die gesunde Lebenskraft in der Gesammtheit der Bekenner in genügendem Maße, aber die Hyperorthodoxie, die Flucht

hinter das versteinerte Glaubens- und Formwesen, erdrückt alles gesunde und frische Leben des Geistes und führt so recht zum Nihilismus hin. Wenn man nach einem Beweise hierfür fragt, so brauchen wir leider nicht lange zu suchen. Aus der steilen Orthodoxie ist im östlichen Europa der Chassidismus hervorgegangen, und bei dem Widerstande gegen alle Bildung und Cultur, bei dem Hasse wider alles, was an eine kräftige Regeneration auf den Wege der Entwickelung rührt, werden immer größere Massen in jenen Ländern von ihm verschlungen und in die tiefste Barbarei hinabgezogen; die Orthodoxie selbst verschwindet vor diesem aus ihrem Schoße hervorgegangenen Unholde, indem sie, gleich einer echten Mutter, sich nicht ermannen kann, wider ihn aufzustehen und ihn zu bekämpfen.

Lassen wir uns daher auf dem von uns betretenen Wege nicht beirren. Das gegenwärtige Judenthum hat die Aufgabe, seinen Gedankeninhalt in Lehre und Gesetz zu klarer Erkenntniß zu bringen, von den Schlacken des Mittelalters zu befreien, sich an Brauch und Sitte intellectuell und sozial dem Culturleben der Menschheit anzuschließen und inmitten dieser die wahrhafte Religion gegen Rechts und Links, gegen Nihilismus und Kirchenthum zu vertheidigen, zu verkünden, zu verbreiten. Dazu soll ein veredelter Gottesdienst, ein lebendiger Religionsunterricht, Musterhaftigkeit der Wohlthätigkeitsanstalten und ein geordnetes Gemeinwesen dienen. Woher also auch der Angriff komme, an diesem Streben muß er und wird er scheitern!

II.

Wonach verlangt die Menschheit in der Religion

In unserer Zeit stößt die Religion keinen „Schmerzensschrei" mehr aus, mag es auch die Kirche bisweilen noch so sehr thun. Seitdem Politik und Religion völlig geschieden sind, die Religion keine Politik mehr treiben und die Politik der Religion keine Vorschriften mehr stellen darf, seitdem ferner das Individuum in jeder Religion seiner Ueberzeugung leben kann und in diesem seinem Rechte geschützt ist, lebt die Religion ein freies selbständiges Leben, das von äußeren Mitteln unabhängig ist. Wer weiß es nicht, daß die politischen, nationalen und sozialen Fragen, daß die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, nachdem sie sämmtlich aus den abgeschlossenen Kreisen von Fachmännern herausgetreten, einen breiten Raum in der Menschheit eingenommen und gewissermaßen in den Vordergrund getreten sind; den großen Mittelraum nehmen die materiellen und industriellen Arbeiten, die eine so unermeßliche Entwickelung gewonnen haben, ein. Aber ist darum die Religion mit allen ihren Fragen und Wirkungen, mit ihren Interessen und Einflüssen aus der Menschheit geschwunden? Nimmermehr. Die Religion ist zu sehr der Unterbau des ganzen menschlichen Wesens, sie ist das Nervengeflecht des Verstandes und des Herzens, so daß sie, auch unbewußt, auch krank und abgeschwächt, den Menschen beherrscht und in ihm lebt. Sie ankert in allen Verhältnissen des Menschen, in der Familie und in der Gesellschaft, in allen Fragen, die der Mensch an sich selbst richtet, in jedem Blicke, den er aufwärts und um sich wirft. Nur daß sie nicht mehr den Markt des Lebens beherrscht, daß sie nicht mehr kampfgerüstet auf die äußere Bühne des Lebens tritt und die Menschenwelt in den Krieg und auf die

Schlachtfelder führt. Vielleicht arbeitet sie deste thätiger im Innern, vielleicht ist sie um so geschäftiger und geeigneter, ihre Fragen zu lösen und ihrem Ziele sich zu nähern.

Da fragen wir um so nachdrücklicher: wonach strebt denn die Menschheit in der Religion? Was ist ihr Verlangen, ihre Sehnsucht?

Nein! Ebensowenig gehört den Materialisten und Atheisten wie den Fanatikern und Zeloten die Zukunft der Menschheit. Es mögen jene von Zeit zu Zeit immer wieder Lärm schlagen, den Mund voll nehmen und ihre Phrasen und Sophismen ausbreiten; ihre hohle und trostlose Lehre ist nichts als Verneinung, gibt dem Menschen nichts, woran er sich halten, worauf er bestehen kann; der unermeßliche leere Raum voll todten Stoffes, der sich immerfort selbst gebiert und selbst verzehrt, wo Leben und Tod ihre Grenzlinie verlieren, das Dasein Nichts und das Nichts Dasein ist, gähnt als ein Abgrund, in welchen Sittlichkeit und Recht, Liebe und Pflicht, Erkenntniß und Wahrheit hinunterstürzen, um niemals wieder heraufzukommen. Nein! Nur Gott vermag lebendigen Odem in den Staub der Erde zu hauchen; so ihr aber den lebendigen Geist in Staub der Erde verwandelt, zerfällt der Erdenkloß und bleibt Staub für immer! — Aber auch die Fanatiker, welcher Religion sie auch angehören, haben die Zukunft der Menschheit nicht in ihren Händen. Man täusche sich nicht, sie sind noch sehr stark, und wenn sie in einigen Gegenden, z. B. in Norddeutschland wie verschwunden scheinen, so haben sie sich in anderen z. B. in Süddeutschland noch große Macht bewahrt. Und nicht etwa blos in den unteren Schichten des Volkes, sondern gar Viele aus der sog. gebildeten, ja aus der wissenschaftlichen Klasse beugen sich vor ihnen und geben sich zu ihren Werkzeugen her. Zweifeln wir nicht, daß der Zelotismus sich noch oft regen werde, daß er noch allzu oft Einfluß gewinnen und üben werde, daß wir uns noch allzu oft vor ihm zu schützen und gegen ihn zu kämpfen haben: es ist gefährlich, sich in Sicherheit zu wiegen und einen Feind für überwunden zu halten, wenn wir seine Waffe nicht gezückt sehen. Aber da seine Stärke nur in der Verdunkelung besteht, da er nur durch die Verneinung der höchsten menschlichen Güter, durch die Unterdrückung aller Entfaltung und Entwickelung existiren kann, so daß alle natürliche Treibkraft des menschlichen Wesens zu seinem Untergange drängt, so kann seine Herrschaft niemals wieder eine allgemeine werden. Die Menschheit

weiß jetzt zu sehr, wer ihr, wer der Religion die tiefsten Wunden geschlagen, wer die Wahrheit am meisten geknechtet, wer dem Rechte und der Liebe die drückendsten Fesseln angelegt, um sich diesem Spiele noch einmal dauernd hinzugeben. Der Fanatismus schwächt sich zu Bigotterie ab und diese ist nur eine Krankheit von Individuen, ohne die Energie einer Epidemie zu besitzen.

Die Menschheit weiß jetzt, was eine falsche Religion ist. Jede Religion, die verdammt und verketzert, ist eine falsche. „Geknicktes Rohr zerbricht er nicht, glimmenden Docht verlöscht er nicht: mit Wahrheit soll das Recht er bringen." (Jes. 42, 3.) — Jede Religion, welche die Menschheit zu gewaltthätigen Parteien spaltet, zum blutigen Kriege treibt, Kerker und Scheiterhaufen für Andersgläubige rüstet, ist eine falsche: „Und siehe, der Ewige zog vorüber, und ein großer, starker Wind, Berge zerreißend und Felsen zerschmetternd vor dem Ewigen; nicht im Winde war der Ewige. Und nach dem Winde ein Erdbeben; nicht im Erdbeben war der Ewige. Und nach dem Erdbeben Feuer; nicht im Feuer war der Ewige. Und nach dem Feuer ein sanftes Säuseln" — und in dem sanften Säuseln war der Ewige. (1. Kön. 19, 11. 12.) — Eine jede Religion, die ihr Wesen allein in der Uebung äußerer Formen findet, die das Heil und den Frieden von der Uebung äußerer Formen abhängig macht und für diese verheißt, ist eine falsche: „So ihr kommt zu erscheinen vor mir, wer begehrt dies von euch, zu zertreten meine Vorhöfe? Bringet nicht mehr heuchlerische Speisopfer: Räucherwerk ist mir ein Gräuel: Neumond und Sabbath, Zusammenberufung, nicht mag ich Frevel und Fest." (Jes. 1, 12. 13.) „Ist nicht das ein Fasten, das ich liebe: öffene die Schlingen der Bosheit, löse die Bande des Joches, frei entlasse die Unterdrückten und jegliches Joch zerbrechet!" (Jes. 58, 6.) „Hat der Ewige Gefallen an Ganzopfern und Schlachtopfern wie an Gehorsam gegen die Stimme des Ewigen? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer, Aufmerken denn der Widder Fett." (1 Sam. 15, 22.) —

Die Menschheit aber verlangt nach der wahren Religion: sie verlangt nicht mehr nach Sturm, Erdbeben und Feuer, sondern nach dem sanften Friedenssäuseln, in welchem der Ewige ist. Sie verlangt, daß die Religion die Sonne am blauen Himmel sei, welche leuchtet und wärmt, Blüthen schafft und Früchte reift: daß sie der Thau des Himmels sei, der die dürre Erde befeuchtet und in Mil-

lionen Tropfen funkelt; daß sie der belebende Luftstrom sei, der die faulen Dünste aus der Menschenwelt von dannen führt, aber auch der linde Zephyr, der durch jede Cypresse flüstert und tröstet und erquickt. Ja, alles Belebende und Erfrischende, alles Erhebende und Läuternde, alles Tröstende und Stärkende, alles Belehrende und Erleuchtende erwartet sie von der wahren Religion, wie sie besteht, gegeben, gelehrt, erwachsen, entfaltet und selbst geläutert, und wie sie ersteht und sich immer wiedergebiert in jedem reinen Geiste.

Was ist aber die wahre Religion? Es ist einfach zu sagen, wenn auch unermeßlich groß und inhaltsreich. Sie ist die reine Gotteserkenntniß, wie sie aus dem Mosaismus hervorgegangen, durch die drei Jahrtausende sich hindurchgerungen und mitten durch die verschiedenartigste Auffassung, mitten durch die mannigfaltigsten Gestaltungen sich immer mehr als das allein bleibende Erwerbniß der Menschheit hervorhebt; die reine Gotteserkenntniß, deren unmittelbare Consequenz das Recht und die Liebe sind, wie diese sich als unveräußerliches Gut und Heil des Individuums und als das wahre Lebensprincip der ganzen menschlichen Gesellschaft immermehr von den Verunstaltungen der Zeiten, von den Fesseln der Jahrhunderte frei machen. Danach verlangt die Menschheit, danach strebt sie auf allen ihren Wegen hin.

III.

Die Zukunft der Religion.

Wer jetzt einen überschauenden Blick auf irgend ein Gebiet menschlicher Arbeit wirft, wird nur in wenigen einen Zustand lichtvoller Ordnung, eine einheitliche Richtung, einen bestimmten Pfad mit seinem sichern Ziele finden. Ueberall ein erfolgreiches Arbeiten im Einzelnen und Speziellen, und darüber ein allgemeines Chaos, ein Durcheinander der Anschauungen, Systeme, Grundsätze, die entgegengesetztesten Strömungen, Zusammenstoß von allen Seiten.

Und dies besonders in der Religion, in allen höheren Fragen des menschlichen Daseins, in allen Erkenntnissen und deren Folgerungen.

Wie oft wurde und wird da die Frage an uns gerichtet, und wie oft begegnen wir ihr in allen möglichen Schriftwerken: was wird da die Zukunft sein? Was wird das Ende alles dessen, was das Ziel insonders der Religion sein? Was wird daraus werden?

Ueber diese Frage einige Betrachtungen anzustellen und unsre Ansicht auszusprechen, ist es, wozu wir uns heute bewogen fühlten Hierzu jedoch Einiges voran.

Stets hielten wir zwei Gesichtspunkte fest. Der eine: die Dinge möglichst so anzusehen und ungeschminkt darzustellen, wie sie sind. Wir wissen sehr wohl, daß der Mensch augenblicklicher Stimmung gar sehr unterworfen ist, und diese ihm trotz besten Willens gefärbte Gläser vor die Augen hält; ebenso daß er sich fast immer zwischen Hoffnungen und Täuschungen bewegt, welche ihm die Erscheinungen dieser Welt bald in farbigem Glanze und in der Frische der Jugend, bald entstellt und blut- und leblos zeigen. Doch ist es dem ernsten

und aufrichtigen Streben gestattet, sich von allen diesen Irrungen beinah frei zu machen und aus dem Für und Wider, aus Licht und Schatten, aus Bild und Gegenbild das Richtige und Wirkliche herauszusondern.

Der andere ist: auch das Judenthum nicht als ein singuläres, völlig gesondertes Dasein zu betrachten, sondern in Verbindung und Wechselwirkung mit allen andern Erscheinungen der Menschenwelt aufzufassen. Seitdem es in seinem Ursprung, durch Moses, durch die Propheten und die h. Skribenten seine erste und wesentliche Gestaltung empfangen, hat das Judenthum stets in solcher Verbindung und Wechselwirkung mit andern Erscheinungen der Menschenwelt gestanden, und es ist dem Forscher überklar, wie es gegeben und empfangen hat, wie der Geist der Zeiten auf dasselbe gewirkt und wie es ihn beeinflußt hat, wie es den Strömungen gefolgt, und deren Richtung mitgeschaffen hat. Ja, es läßt sich deutlich nachweisen, daß das Judenthum nur dann abgeschlossen und gänzlich gesondert bestand, wenn es in sich erstarrt und vom Geistesschlafe gefesselt war, und ebenso umgekehrt. Seine höchsten Schöpfungen gingen aus Zeiten hervor, wo ein frischer Hauch der Bewegung durch die Menschenwelt wehete, und auch anderswo ein neugestaltender Geist lebendig war. Und so fand es auch in dem verflossenen Jahrhundert Statt, und seitdem die Bekenner desselben immer mehr in das allgemeine Culturleben einlenkten, wurden sie von dessen Bewegungen ergriffen, und ihre religiösen Zustände entwickeln sich analog aus denselben Motiven. Gestaltet sich daher das innere Leben des Judenthums auch spezifisch nach seiner Art, so liegen doch dessen Motive in denselben allgemeinen Ursachen, die auch auf den andern Gebieten ähnliche Erscheinungen hervorrufen.

Zu aller Zeit hat es eine Verneinung gegeben. Nicht allein bei den Völkern und in den Zeiten, wo die Religion theils als Philosophie, theils als Volksmythologie bestand, mußte sie es sich gefallen lassen, daß die freie Entfaltung des Geistes in ihren Gegensatz verfiel, sondern auch da, wo sie als eine abgeschlossene Positivität herrschte. Ja, je strenger sie sich als solche aufstellte, und je drückenderes Joch ihre Diener deshalb auf den Nacken des Menschengeistes legten, desto rascher und furchtbarer bereitete sich die Verneinung vor, um unerwartet zu einem gewaltigen Kampfe hervorzutreten. Materialismus, Mechanismus, Atheismus und Pantheismus sind

nur verschiedenartige Auffassungen derselben Verneinung dessen, was von Beginn an und durch alle Jahrtausende in den Menschengeistern gelebt, was mit der Natur des menschlichen Geistes völlig verwachsen, was in seinen Gesetzen gelegen ist. Aber zwischen dem wildbewegten Ozean der Verneinung und den starren Felshöhen abgeschlossener Positivität, streng formulirt in Glaubenslehren und Satzungen, liegt die weite Ebene, die bearbeitet, durchfurcht, besäet und befruchtet sein will, um zahllosen Menschensöhnen Nahrung und Wohnstätte darzubieten. Diese weiten Gebiete wollen nicht von den Wassern der Verneinung überschwemmt sein, aber auch nicht von den dunklen Schatten versteinter Positivität bedeckt, und von den rauhen Winden, die von ihren Schneefirsten herabwehen, durchschauert sein. Je mehr das wissenschaftliche, industrielle, politische und soziale Leben an Kraft und Entschiedenheit, an Bewegung und freier Entfaltung gewann, desto nachdrücklicher verlangte es von der Religion, sich seiner Entwicklung anzuschließen, sich mit dieser auszugleichen und die Gegensätze zur Versöhnung zu bringen. Es entstand hier zuerst der Rationalismus, der mit oberflächlicher Vernünftigkeit die Erscheinungen der Welt und des Lebens so zu verstehen und zu deuten suchte, wie sie sich äußerlich darstellen und in ihrer Oberfläche erklären lassen. Von der einen Seite wies er jede tiefere philosophische Erforschung der Dinge ab, von der andern die historische Gestalt der positiven Religion. Theils versucht er alles Supernaturalistische in ihr, indem er es als Faktum bestehen ließ, vernünftig zu erklären, theils wollte er selbstschöpferisch auftreten und sich eine sogenannte Vernunftreligion bereiten, ohne zu merken, daß er nichts weiter that, als einige Lehrsätze der positiven Religion entlehnen und diese, ohne sie fundamentiren zu können, nach seinen Voraussetzungen durcharbeiten. Diese Pfade waren bald abgegangen, und hatten zwiefache Nachfolger. Bei den Einen wollte der Mystizismus das mißlungene Werk des Rationalismus ersetzen, und ein willkürliches Gebilde der Phantasie , mit Elementen der Gemüthlichkeit verquickt, in die Dogmen und Satzungen der positiven Religionen hineinzwängen, um diesen ihre Herrschaft zu wahren und als Gefäße mit neuem Inhalt für weitere Zeiten zu erhalten. Andrerseits übernahm der Kritizismus das Erbe des Rationalismus, wendete sich gegen die heiligen Schriften als die Grundlagen der positiven Religion und gegen die Autorität der Satzungen als geschichtlich gewordene und darum zeitlich wandel-

bare. Ihm galt die nackte Thatsache, aller Umhüllung entkleidet und von ihrem geistigen Inhalte getrennt, als das allein Giltige und Begründete. Man sieht leicht ein, daß beide wohl zu vielfacher Wirkung, aber zu keiner wirklichen Herrschaft gelangen konnten, da der Mystizismus nur bei einzelnen Schwärmern und bei uncultivirten, naiven Völkern Boden findet, der Kritizismus aber für den Menschen bedeutungslos wird, da unter seinen Händen selbst die übrig bleibende Thatsache ohne Werth und Gehalt zurückbleibt. Hierzu kam nun noch, daß die Philosophie ihren neueren Kreislauf beendet, und die exakten Wissenschaften einen noch nie dagewesenen Aufschwung errungen hatten, diese zugleich vermittelst ihrer Erfolge und Ausbreitung ihre Anschauungen und Methode tief in das allgemeine Leben einführten, und damit den positiven Glauben unterwühlten. Bei allem Dem hat jedoch alles Historische d. h. von Alters her Gewordene und durch große Epochen hindurch Bestehende eine außerordentliche Wucht, und in den Bedingungen seiner Existenz liegt es, daß, sobald es sich in seinem Bestande bedroht sieht, es sich nur um so fester in seine alten Mauern und Bollwerke zurückzieht. So lange das Leben ihm nur eine freundliche Hand bietet, um sich ihm zu nähern und neben ihm zu existiren, öffnet es unvorsichtig seine Thore und Zugänge, begiebt sich mitten in das Leben hinein, erfreut sich an ihm, und glaubt, indem es sich ihm anschmiegt, es auch fernerhin zu beherrschen. Kommt es aber von diesem Wahne zurück, fühlt es, daß die freie Bewegung gegen seine Höhen gerichtet ist, und diese ersteigen und abtragen will: so wacht es zu einer energischen Reaktion auf, stößt alle die Ausgleichungsversuche mit eiserner Faust von sich und verlangt die unbedingte Herrschaft zurück, von welcher es selbst schon so viel aufgegeben. Man erlebte dies thatsächlich an der Aristokratie und Geistlichkeit, die im vorigen Jahrhundert so viel mit der Freiheit und Vernünftigkeit geliebäugelt, bis diese beide ihre realistischen Consequenzen forderten.

Daher dieses Chaos der mannigfaltigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion, innerhalb der Grenzen aller positiven Religionen. Da stehen sich zunächst die beiden großen Gegensätze der Verneinung, wie sie sich im Materialismus, Atheismus und Pantheismus schattirt, und der abgeschlossenen Positivität in der Gestalt der Dogmen und Satzungen, wie das Mittelalter sie uns überliefert hat, gegenüber, der eine so schroff wie der andere, der

eine so entschieden wie der andere. Aber je schroffer und entschiedener die Verneinung und je mehr sie durch Popularisirung in die Masse einzudringen sucht: desto nachdrücklicher erhebt sich eine Reaktion gegen sie in den edelsten und erleuchtetsten Geistern, in vielen Männern der Wissenschaft selbst — denn die Verneinung widerspricht der innersten Natur des Menschen und allen ihren Bedürfnissen; sie ist das Nichts, aus dem die Menschheit auch Nichts machen kann; sie ist ein Kriterium und Korrektiv, aber kein Inhalt und kein Wesen. Und je schroffer und entschiedener die mittelalterliche Positivität in ihrer Unbedingtheit und Ausschließlichkeit wieder erstanden und sich erkräftigt hat; je mehr sie die locker gewordenen Zügel der Herrschaft über das Volk wieder anzieht und dem Geiste von Neuem Zaum und Geschirr anlegen will: desto nachdrücklicher erhebt sich eine Reaktion gegen sie, man sieht die theuersten schwer errungenen Güter der Entwicklung in Gefahr; die Quellen des Lebens sollen abgedämmt, und Schleusen errichtet werden, welche jedem Fahrzeug geistiger Thätigkeit nur nach Belieben die schmale Wasserstraße öffnen sollen. Man sieht ein, daß es sich hier um ein Entweder — Oder handelt, weil jede Entwicklung, jede freie Entfaltung des Geistes, jede frische Bewegung des Lebens mit diesem Non possumus unvereinbar ist. Aus allen diesen Aktionen und Reaktionen, die sich nur in verschiedenster Art in den Geistern regen, sie von einer Seite zur andern, aus einer Richtung in die andere werfen, müssen selbstverständlich die vielfachsten, eigenthümlichsten und sonderbarsten, extremen und gemischten Gebilde entstehen, und so dem beschauenden Auge ein wirres Gesammtbild bieten.

Die Männer der Verneinung irrten jedoch, wenn sie glaubten, daß die Religion, ja die positive Religion unter den feindseligen und zersetzenden Elementen und unter ihren heftigen Angriffen in kurzer Zeit unterliegen und verschwinden, wenigstens in der wissenschaftlichen und gebildeten Welt zu existiren aufhören werde. An einem sonnigen warmen Tage kann man der schützenden Wohnung entbehren, und befindet sich gern und voll Lebenslust draußen. Aber sowie das Unwetter nahet, oder die Nacht ihre dunkeln kühlen Schatten über uns breitet, suchen wir das sichernde Dach und die festen Mauern; nur daß die kalten, feuchten Gewölbe, die dunkeln Kreuzgänge uns nicht lange anmuthen und wir in unterirdischen Höhlen nur in der äußersten Gefahr uns bergen mögen. Bezeugt

doch die Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der religiösen Erscheinungen und Parteien, wie wir sie oben kurz gezeichnet haben, bezeugt doch diese selbst bei aller Erschütterung der Religion die Energie des religiösen Bewußtseins und das Bedürfniß einer positiven Gestaltung der Religion, wenn diese auch nicht mit der Unbedingtheit und Unabänderlichkeit von Dogmen und Satzungen für ewige Zeiten zu verwechseln sei.

Aber erschütternd wirken allerdings alle jene Vorgänge auf die verschiedenen Kirchen, doch auch hier in verschiedener Weise. Die protestantische Kirche trug bekanntlich in ihrem Ursprunge selbst einen Gegensatz und Widerspruch in sich, der schwerlich auszugleichen ist. Sie entstand, indem sie die Autorität der Mutterkirche verwarf und die freie Forschung an deren Stelle setzte, zugleich aber doch wieder die unbedingte Autorität des so vielfach auslegbaren neutestamentlichen Bibelwortes und einer Reihe von Dogmen, deren mehrere noch dazu aus jenem Bibelworte kaum zu erweisen stehen, aufstellte, die Rechtfertigung durch den Glauben an diese Dogmen allein und ausschließlich dekretirte. Die ganze Natur dieses Verhältnisses bot allen geistigen Bewegungen der neueren Zeit die größten Blößen und Schwächen dar: alles wissenschaftliche, rationelle und philosophische Denken kam mit ihrem Dogmengebäude, und der Kritizismus mit dem Bibelwort in vollen Widerspruch, und doch stützten sich jene dabei auf die freie Forschung, welche die protestantische Kirche anerkennen mußte, da sie ihr den Ursprung verdankte. Anders der Katholizismus, welchem zwar dieselben Dogmen zu Grunde liegen, der aber darauf ein so genau organisirtes, festgefugtes Gebäude aufgerichtet hat, daß kein Stein aus demselben genommen werden darf, ohne den Zusammensturz des ganzen Bauwerkes zu bewirken, der daher allen Gegnern die glatte Mauer einer Veste bietet. Im Innern des Katholizismus kann kein Feind erstehen, und von innen heraus die Zerstörung anbahnen; alle Versuche der Reform, der Ausgleichung, der Vereinigung mit dieser oder jener Zeittendenz werden sofort ausgeschieden, und die katholische Kirche kann wohl dadurch irgend ein Terrain ihrer Herrschaft verlieren, aber sie selbst bleibt an sich unberührt und unerschüttert. Die Folge hiervon ist, daß einerseits zwar die Zahl der unbedingten Gläubigen und Anhänger in der evangelischen Kirche sehr zusammenschmolz, doch aber die Freiheit, die ihr einmal einwohnt, die Trennung und

den Abfall von ihr nicht zur Nothwendigkeit macht, so daß alle Zeiterscheinungen sich gewissermaßen mit ihr vertragen können; daß aber im Gegentheil der Katholizismus in seiner bewußten Abgeschlossenheit, Unnachgiebigkeit und Unabänderlichkeit zwar eine starke Herrschaft über große Massen und reale Gewalten behielt, in desto größeren Widerspruch aber mit der ganzen Entwickelung der Zeit, mit allen Bedürfnissen und Lebensbedingungen derselben gerieth, sich ebenso heftig gegen diese erklären mußte, wie diese ihn verneinen und bekämpfen müssen.

In ganz anderer Weise wirkt die Zeit auf das Judenthum. In diesem sind die eigentlichen Dogmen so einfacher, logischer, der Vernunft und dem Herzen, der Erkenntniß der Natur und des Lebens an sich so entsprechender Art, daß mit Ausnahme der Verneinung, keine Art des Denkens und des Wissens ihnen gegenübertritt, mit ihnen nicht vereinbar wäre. Nur der Atheismus und Materialismus sind die Gegner des jüdischen Dogmas, denn schon der Pantheismus hat sich mit ihm auszugleichen versucht, so sehr dieser auch dem wirklichen Geiste des jüdischen Dogmas widerspricht. Die Lehre von einem einzigen, unkörperlichen Gotte, dem Schöpfer der Welt, die Lehre von der Welt, von der menschlichen Seele, von der Bestimmung des Menschen, die allgemeinen Gesetze von der Nächstenliebe, von der Gerechtigkeit und Heiligung, wie sie als Fundament des Judenthums ausgesprochen sind, konnten weder vom Rationalismus, noch vom Kritizismus erschüttert werden. Aller Streit über das Supernaturalistische, sowie über die Geschichtlichkeit der Berichte und Erzählungen in unserer heiligen Schrift, über die Abfasser und Abfassungszeit der Bücher derselben hat mit der Anerkennung und Ueberzeugungskraft jener Dogmen durchaus nichts zu schaffen. Ja, es geschah, daß gerade unter dem Einflusse jener beiden Faktoren der neueren Zeit glänzende Partien des Mosaismus wieder aufgedeckt wurden, welche der Staub der Zeiten zugedeckt und den Blicken des Geistes entrückt hatte, wir meinen die großen sozialen Prinzipien, die der Mosaismus aufgestellt hat und nach deren Verwirklichung erst die heutige Menschheit mit Bewußtsein ringt. — Dahingegen waren es die Lebensformen, die rituellen und zeremoniellen Satzungen des Judenthums, auf welche die Anschauungen und Strömungen der neueren Zeit erschütternd und auflösend wirkten. Nach der Tendenz des Mosaismus, Lehre und Leben zu identifiziren

und auf dem Grunde seiner religiösen Dogmen ein konkretes Volksleben aufzubauen, mußten schon von ihm solche Lebensnormen gegeben werden. Auf dieser Grundlage schuf nun der Talmudismus, um die jüdische Lehre vor dem Anfluthen der Zeiten und das jüdische Volk vor dem Aufgehen und Sichselbstverlieren innerhalb der Nationen zu schützen, ein ausgedehntes System des äußerlichen Lebens, das durch die Ausschließung, welche die neuerstandenen Religionen gegen die Juden übten, um so fester und enger wurde. So nothwendig dieses großartige Erzeugniß in sich und durch die geschichtlichen Bedingungen war, eben so nothwendig erfolgte dessen Erschütterung und theilweise Auflösung durch die Einwirkung aller der Vorgänge und Einflüsse, die wir oben geschildert haben. Es wäre eine Täuschung, wenn man behaupten wollte, daß lediglich die zwingende Gewalt des wirklichen Lebens es gewesen und es noch sei, welche bei zahllosen Individuen die Gültigkeit und Ausübung der jüdischen Satzungen und Lebensformen gelockert, theilweise oder fast ganz beseitigt habe. Es wäre dies nur eine sehr zweideutige Rechtfertigung. Vielmehr trat auch der rationelle und kritische Geist, die ästhetische und wissenschaftliche Bildung, die ganze Anschauung des modernen Menschen mit jenen in den Kampf, verneinte ihre unbedingte Gültigkeit, behauptete ihr geschichtliches Werden und darum ihr geschichtliches Absterben, untergrub die Gedanken und Gefühlswelt, die in ihnen lebte, und machte so viele derselben zu leeren Formen, die dann eine kühnere Hand zerschlug. Nur muß man sich nicht einbilden, daß diese Anschauungsweise erst von gestern und vorgestern her datirt; sie hatte sich bereits eines großen Theils zu einer Zeit bemächtigt, wo man noch keine Ahnung davon hatte; sie lag schon dem kabbalistischen Mystizismus zu Grunde, der dafür ein phantastisches Traum- und Wahngebilde an die Stelle setzen wollte, sie höhlte den Inhalt schon aus, im öffentlichen wie häuslichen Kultus, als die Autorität noch unbezweifelt war. Der moderne Mensch ist eben kein Kind des letzten Jahrhunderts, sondern mehrerer vergangener Jahrhunderte. — Da bietet denn das Judenthum einen ganz anderen Anblick. Gerade der dogmatische Inhalt desselben belebte sich von Neuem, gewann nach Innen und Außen eine neue fast jugendliche und schöpferische Lebenskraft, eine neue Herrschaft über die Geister und ward zum eigentlichen unauflöslichen Bande aller Bekenner des Judenthums — während die rituellen und zere-

moniellen Lebensformen des Judenthums in eine große Bewegung und Zersetzung geriethen. Allerdings gingen hieraus sehr verworrene Zustände auch innerhalb des Judenthums hervor. Auch hier erstand eine starke Reaktion, um die ganze Burg der überkommenen Satzungen zu erhalten und zu vertheidigen; auch hier erhob sich dieser Reaktion gegenüber eine Verneinung, welche mit der ganzen Satzung tabula rasa machen wollte; auch hier gingen die mannichfaltigsten Ausgleichungsversuche vor, welche im öffentlichen Kultus, wie im häuslichen Leben die verschiedenartigsten Gestalten hervorbrachten.

So zeigt uns überall das Gebiet der positiven Religion ein Bild der Verworrenheit, der entgegengesetztesten Strebungen, der Kämpfe und Parteiungen und sonderbarsten Gestaltungen. Und um so öfter drängt sich die Frage auf: welche die Zukunft der Religion sein werde?

Wer diese Frage mit Ernst und ohne sich in Träumereien zu verlieren, beantworten will, muß sich an das halten, was bereits geschehen ist. So viel hat sich entschieden herausgestellt, daß die Versuche, neue Kirchen zu gründen, völlig verfehlt sind. Ja, nicht einmal innerhalb der bestehenden Kirchen neue, auf die Reform basirte Sekten zu bilden, gelang in dauernder Weise. So vegetiren nur noch die sg. freien religiösen Gemeinden, der anfänglich mit so großem Jubel aufgenommene Deutsch-Katholizismus und selbst die jüdische Reformgenossenschaft blieb auf ihr Dasein in der Berliner Gemeinde beschränkt, trotzdem letztere sich von der Muttergemeinde niemals lösen und eine konkrete Existenz als Gegensatz zur Orthodoxie niemals beanspruchen wollte. Um so weniger Bedeutung kann man jenen, namentlich in Frankreich und in der deutschen Belletristik mehrmals ausgesprochenen Hoffnungen: es werde in baldiger Zeit irgend Wer kommen, der die Religion der Zukunft gründen werde, eine neue Offenbarung, zwar nicht des göttlichen, doch des menschlichen Geistes — zusprechen. Unsere Zeit ist am wenigsten geeignet, die Gesammtheit der religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen durch irgend *eine*, und sei es die genialste Persönlichkeit, auszusprechen, das religiöse Wesen so in einem Individuum zu konzentriren, daß es eine überwältigende Kraft selbst nur auf einen großen Bruchtheil der Menschen ausübe. So groß auch die Wichtigkeit und Wirksamkeit dieser und jener Individualität noch heut zu Tage ist, so ist doch an die Stelle der Individualitäten

die Menschheit getreten, und keine jener kann der Allgemeinheit so entsprechen, daß sie zu einem Organ und Herold der Letzteren werden könnte. Es bleibt uns also auch für die Religion nichts Anderes als die geschichtliche Entwickelung übrig, d. h. die Entwickelung aus dem Bestehenden heraus durch die Entfaltung des Geistes, der Zustände und Bedingungen. Wir wissen nämlich nun, daß die Religion ein unzerstörbares Element des menschlichen Wesens ist; wir wissen, daß dieselbe nicht in der Luft schweben und auf ein paar Allgemeinsätze sich beschränken könne, sondern allerdings von positivem Inhalt und konkreter Gestalt sein müsse: wir wissen ferner, daß diese sich nicht so von ungefähr und von Neuem schaffen lassen, sondern eines geschichtlichen Daseins bedürfen. Alle Vorgänge und Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete in unserer Zeit sind aus der Entwickelung hervorgegangen, sind nothwendige Erzeugnisse derselben. Nicht Einzelne haben sie gemacht, nicht für Einzelne und innerhalb einzelner Kreise sind sie geworden. Und darin — besteht auch die Zukunft der Religion. Allerdings sind auch Irrungen und Fehlgriffe, Extravaganzen und Auswüchse, Einseitigkeiten und Extreme die Begleiterinnen jeder Entwickelung — aber mitten durch jene hindurch ringt sie sich der Wahrheit und dem Rechten zu, und sie selbst, wenn man sie frei walten läßt, ist die beste Verbesserin ihrer Fehler. Also die Zukunft der Religion liegt allein in der Fort- und Weiterentwickelung. Diese will den Faden nicht abschneiden und das Bestehende und Positive nicht umstürzen; diese will nicht etwas Nagelneues schaffen, was doch keine Wurzeln und keine Lebensdauer hätte; sondern sie will nur das entfernen, was aus dem Bewußtsein der Menschheit geschwunden; was diesem widerspricht, will sie beseitigen; sie läutert und klärt, vereinfacht und durchwahrheitet das Bestehende. Denn ebensowenig wird derjenige, welcher aufrichtig und vorurtheilsfrei den Gang der Dinge und die Macht des Geistes beobachtet, sich einbilden, daß ein Rückgang, eine Rückkehr zu dem Vergangenen, eine Wiederherstellung des früheren Zustandes möglich ist. Und so resultirt aus der ganzen Geschichte der Menschheit und aus der der letzten Jahrhunderte besonders nichts Anderes, als daß die Zukunft der Religion wie aller andern großen Erscheinungen in der Menschheit nicht in neuen Schöpfungen und nicht in Wiederherstellung der alten, sondern allein in der immer mehr läuternden und zur einfachen Wahrheit in Gedanke und Form

dringenden Entwickelung des Bestehenden und Geschichtlichen enthalten ist und gegeben werden wird. Was erschüttert und beseitigt worden, mag noch so viel darum gekämpft werden, es wird nicht bleiben; aber ebensowenig wird das Dauernde und Ewige auch den heftigsten Angriffen erliegen; nicht minder ist es ein Wahn, daß der Gedanke innerhalb der Menschheit ohne eine Form und äußerliche Erscheinung existiren und wirken könne; vielmehr liegt es in seiner Natur, sich eine entsprechende Form zu schaffen, in welcher er in den Kreis des Menschlichen hinauszutreten vermöge. Entwickelt sich nun der religiöse Gedanke auch in der Zukunft nur aus dem Bestehenden und geschichtlich Gegebenen, so wird auch seine Form sich immer wieder aus dem Geschichtlichen herausbilden. Und bei dieser Betrachtung kann denn auch der Bekenner des Judenthums sich vollkommen beruhigen. Gerade weil der religiöse Gedankeninhalt des Judenthums sich durch alle Zeiten unbestritten, vernunftgemäß, harmonisch mit der ganzen Menschennatur erwiesen hat, weil er von den übrigen Religionen als ein Kern und Mittelpunkt benutzt worden, weil Rationalismus und Kritizismus ihn bestehen lassen und offen oder stillschweigend ihn anerkennen mußten, und endlich weil er in allen seinen Formen von Abraham bis zur Jetztzeit, zwar hier und da tangirt, im Ganzen aber doch unverändert, immer lebenskräftig und durch die Form wirksam geblieben, hat er uns die volle Bürgschaft gegeben, daß er uns auch aus der jetzigen Verwirrung über die religiösen Lebensformen herausretten und aus diesen die der Zukunft entsprechenden herausschaffen werde; ja daß er auch für die übrige Menschheit der wahre religiöse Mittel- und Angelpunkt sein werde. Mögen wir nur muthig und vertrauensvoll weiter streben und das Wort fest in unseren Geist und in unser Herz schließen: Die Lehre des Judenthums ist sein und Aller wahrer Messias!

IV.

Die Verachtung und die Selbstüberhebung der Wissenschaft.

Es ist nichts gefährlicher als die Verachtung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Geistes. Abgesehen, daß in unserer Zeit die Wissenschaft, sowohl die exakte als die historische, auf das praktische Leben den unmittelbarsten Einfluß übt, und die Münze, welche die Wissenschaft ausgeprägt hat, sofort als kourant durch das reale Leben kursirt, ist die nothwendige Folge, wenn die wissenschaftliche Cultur vernachlässigt wird, ein Mangel an konsequenter Logik und ein Ueberfluß an Geschmacklosigkeit. Bekennen wir es offen, die Entfernung von der eigentlichen wissenschaftlichen Kultur hat, mit Ausnahme jener Paar Spanier und Italiener, an denen jetzt unablässig herumgearbeitet wird, über anderthalb Jahrtausende die Bekenner des Judenthums und ihre Lehrer bei all ihrer Geistesthätigkeit und steten Uebung des Scharfsinns doch nur in einer geschmacklosen und unlogischen Richtung fortgetrieben und festgehalten. Dies ist daher das eigentlichste Verdienst Mendelssohns, uns aus diesem beschränkenden Abwege in die große Heerstraße des Wissens und des Geschmackes eingeführt und mit einer höhern Geistescultur zum ersten Male wieder als Jude Eleganz und Correktheit der Sprache verbunden zu haben, worin ihm für die hebräische Muse glücklicher Weise Wessely zur Seite stand. Mit dieser Geschmacklosigkeit rächt sich denn auch die Wissenschaft noch heute an Jedem, der sie verachtet oder verkrüppelt, und jene von den jüngeren jüdischen Theologen, welche sich mit der einen Hand den Doctorhut aufs Haupt setzen, mit der andern aber einen Bann auf jede wissenschaftliche Forschung schleudern, und von denen einer in die Welt hineinschreibt, Lateinisch und Griechisch zu lernen, sei nur darum

gut, um die Fremdwörter im Talmud besser zu verstehen, als wenn unsere Väter nicht zehnmal größere Talmudisten gewesen wären, als diese Epigonen, belohnt sie hierfür mit den tüchtigsten Eselsohren, die zu finden. Vergebens wähnen sie, sich bei dem Volke dadurch in den Geruch der Heiligkeit zu bringen: die Schaar Derer, die gläubig zu dieser Gleißnerei hinaufschauen, wird immer geringer, die Verachtung aller gebildeten und aufrichtigen Charaktere wird ihnen zu Theil, und zuletzt wird es ihnen bewußt werden, daß sie nicht zum Heile der Religion, sondern für das Gegentheil gewirkt haben: denn die Religion als den Gegensatz von Wissenschaft, Bildung und Geschmack darstellen, heißt in unserer Zeit ihr die Geister abtrünnig machen, nicht aber zuführen. Indeß man kennt die Motive dieser Leute. Es kommt ihnen nur darauf an, ein Häuflein, und sei es noch so klein, Blindgläubiger um sich zu sammeln, sie vollständig zu beherrschen und zu fanatisiren. Dies freilich thut und will der wissenschaftliche Theologe nicht; er will belehren, überzeugen, klären, den Aberglauben beseitigen, die reine Gottesverehrung in die Herzen pflanzen, strenge sittliche Grundsätze aufstellen — das ist eine Arbeit, die sich nicht mit der Kniebeugung der Menschen belohnt, wohl aber mit dem Bewußtsein, im Geiste des wahren Judenthums für Gott und Menschen gewirkt zu haben.

Indeß dieser Verachtung der Wissenschaft gegenüber darf niemals vergessen werden, daß es auch einen Götzendienst der Wissenschaft, eine Selbstüberhebung ihrer Jünger giebt, welche nicht minder einseitig und nachtheilig wirkt. Es ergiebt sich hier für die Gegenwart eine ganz neue eigenthümliche Erscheinung. Es war in den früheren Zeiten etwas ganz gewöhnliches, daß die Wissenschaft, insonders auch die Philosophie, auf Grund einiger wenigen Thatsachen und Beobachtungen Theorien und Systeme aufbaute, die sie in ihrer Selbstüberhebung für das Alleinrichtige und Wahre ausgab. Von den ionischen Philosophen an bis zur Schelling'schen Naturphilosophie wagte es der menschliche Geist, die Welt des Sinnlichen und Uebersinnlichen auf die Basis unbedeutender und einseitiger Naturkenntnisse aufzubauen. Die Wissenschaft verachtete die Empirie, entnahm aus ihr ein geringfügiges Material und glaubte mit der Fähigkeit des Genius allein das Wesen der Dinge, die Natur des Geistes und Gottes durchschauen, erklären und systematisiren zu können. Dies war die Selbstüberschätzung der Wissen-

schaft in früheren Zeiten, und folgerichtig bestand daher der Materialismus der Alten eigentlich in der Läugnung aller sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit, in dem vollständigen Skeptizismus aller menschlichen Intelligenz. In unserer Zeit ist es gerade umgekehrt: die Philosophie macht sich zur Magd der Empirie, sie stellt sich dieser unter. Bei dem außerordentlichen Fortschritt, den die Naturwissenschaft seit 1784 gemacht hat, überhebt sich die Wissenschaft darin, daß sie dem Sezirmesser des Anatomen, der Retorte des Chemikers und dem Fernrohr des Astronomen allein Geltung zuspricht, daß sie Alles, was sie nicht unter, in und vor diese bringen kann, für nicht vorhanden erklärt, und daß nun eine magere Philosophie die Beobachtungen der Naturforschung als den alleinigen Maßstab der Kritik und als die Grundlage ihrer dürftigen metaphysischen Entwickelungen ausgiebt. Dies ist der Materialismus der Jetztzeit, der, dem Skeptizismus der Alten schnurstraks gegenüber, die sinnliche Wahrnehmung als die allein gültige anerkennt, und Geist, geistige Anschauung, geistige Deduktion frisch weglängnet. Der Kritiker hält die Ansicht, daß wir nur die Oberfläche der Natur zu durchdringen vermögen, für philisteriös, da die Wissenschaft die Gesetze des Himmels und die Bahnen der Weltkörper erkannt habe: er verlacht die Psychologie, da allein die Physiologie Aufschluß zu geben vermöge; ihm hat die Wissenschaft jedes Räthsel des Daseins gelöst und ein Verlangen nach höherer Kenntniß erscheint ihm als ein „überwundener Standpunkt", den man nur unwissenden Menschen insinuiren könne. Leider! zeigt er sich hierin entweder selbst unwissend, oder er glaubt mit jenen Phrasen Unwissende blenden zu können. Bei allen Fortschritten der Physiologie steht sie doch gerade noch in allen den Theilen auf niedriger Stufe, welche sie der Psychologie zur Grundlage machen könnte. „Unsere Kenntniß", sagt Stilling über den Bau der Nerven-Primitivfaser und der Nervenzelle (1856 S. 7.), ein Mann, der diesem Gegenstande sein ganzes Leben gewidmet hat, „unsere Kenntniß selbst von den ersten Grundzügen des Nervensystems ist noch viel zu sehr in ihrer Kindheit, als daß wir uns mit einiger Sicherheit an Theorien über die Functionen seiner verschiedenen Elemente wagen dürften." Zu aller und auch zu unser Zeit wird jede neue Entdeckung sofort zum Unterbau von Hypothesen und Theorien gemacht. Macht die Chemie einen bewunderungswürdigen Fortschritt, so werden sofort alle Erscheinungen

des Lebens auf chemischem Wege gedeutet. Thut sich in der Physik eine außerordentliche Entdeckung auf, so werden alle Funktionen des Daseins auf diese zurückgeführt. „Die Leichtfertigkeit", sagt Lewes (Naturstudien am Seestrande, 1859. S. 361), „womit Leute, die wenige oder gar keine Kenntnisse vom Nervenbau besitzen, Theorien darüber entwerfen, wird nur durch die Leichtfertigkeit übertroffen, womit man alle möglichen Erscheinungen auf Elektrizität zurückführt. Es ist daher vielleicht nicht überflüssig, hervorzuheben, daß unsere Kenntniß der Nerven noch im Zustande der Kindheit ist, daß wir noch nicht einmal die ersten Thatsachen festgestellt haben." — Was kann also trotz ihrer großartigen Studien die exakte Wissenschaft sich für ein Urtheil über das Leben der Psyche zutrauen oder gar anmaßen? — Der Kritiker läugnet, daß wir kaum die Oberfläche der Natur zu durchdringen vermögen, und er frage sich doch, was der Mensch selbst von diesem Erdkörper, auf welchem er seit Jahrtausenden steht, arbeitet und forscht, mehr kennt als die Oberfläche, und wie wenig noch von dieser selbst? Ist es doch kaum ein Zweitausendstel des Erddurchmessers, daß wir in die Erdrinde einzudringen vermögen. — Der Kritiker steift sich darauf, daß wir die Gesetze des Himmels und die Bahnen der Weltkörper erkannt haben. Thöricht! Das Einzige, was wir uns mit Bestimmtheit angeeignet haben, ist das Gesetz der Bewegung, fürwahr nur das Aeußerlichste der Aeußerlichkeiten. Was wissen wir von dem Wesen des Lichts, dieses eigentlichen Mediums der Weltkörper untereinander? Kennen wir das Verhältniß desselben zu den andern Weltkörpern, die Erscheinungen, die es dort hervorruft? Welche geringe Fortschritte haben wir in der Kenntniß jenes Sonnenballs gemacht, von dem alles organische und nach der Ansicht eines neuen, geologischen Systems auch alles anorganische Dasein abhängt? — In der That, um es kurz zu fassen, wenn ein geistreicher Mann jüngst bemerkte, daß all unser Wissen und Erkennen doch nur dem Zustande des Kindes gegen die Wissenschaft und das Denken eines hochgelehrten Forschers gleicht, so soll doch wohl dem Kinde das Verlangen nach Weiterem einwohnen, und es kann nur eines kindischen Kritikers sein, jenes als einen von der Wissenschaft überwundenen Standpunkt auszugeben.

Lassen wir uns daher weder nach der einen noch nach der andern Seite beirren. Religion und Sittlichkeit können eben so

wenig der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Geistes entbehren, wie diese der Religion und Sittlichkeit. Die ersteren werden ohne die letzteren immer auf Abwege gerathen, welche in die Tiefen des Aberglaubens führen, während die Wissenschaft ohne die Religion nur in die Irrwege materiellen Wissens und schwankender Hypothesen leitet. Bei der Vergangenheit aber, die wir Juden hinter uns haben, müssen wir uns insonders in Acht nehmen, denselben Irrungen uns wiederum hinzugeben, von welchen wir uns seit einem Jahrhundert mühsam entfernt haben, oder vielmehr erst nach und nach entfernen. Unsere Religion für eine Religion der Ignoranz und der Geschmacklosigkeit erklären, und ihr Gedeihen nur innerhalb dieser möglich halten, heißt ihr den Todesstoß in den Augen der Welt und des gebildeten Theils ihrer Bekenner versetzen. Nein! Die Religion Israels soll ihren Platz unter den großen Erscheinungen des Menschengeschlechtes ein- und ihre Mission für die Menschheit übernehmen; sie soll zugleich nicht allein dem unwissenden Theile unseres Stammes genügen, sondern auch das Bedürfniß der Höhergebildeten und Fortgeschrittenen befriedigen. Beides vermag sie aber nur durch eine wissenschaftliche Durcharbeitung und durchgebildete Formen in ihrer äußeren Erscheinung. Vor jenen Auswüchsen der Wissenschaft, der Selbstüberschätzung und materialistischen Richtung sind wir ja schon dadurch geschützt, daß es der religiöse Standpunkt ist, von dem aus wir die Wissenschaft erfassen und fortzuführen uns bestreben.

V.

Das naturwissenschaftliche Bewußtsein.

Wie wir stets nachdrücklich das politische Bewußtsein als Eigenthum des Judenthums, als von dessen Beginn an ihm integrirend zugehörig erkannt und betont haben, so müssen wir auch das naturwissenschaftliche Bewußtsein ihm vindiziren.

Der Mosaismus faßte den ganzen Menschen in allen seinen Beziehungen, Verhältnissen und Interessen auf und konnte daher kein wesentliches Moment der Menschennatur übergehen. Umsoweniger war dies mit dem naturwissenschaftlichen Bewußtsein der Fall, als der Mosaismus die Schöpfung, das ganze Weltall als eine Einheit anerkannte und lehrte, in welcher also der Mensch seine bestimmte Stellung einnahm.

Was versteht man unter naturwissenschaftlichem Bewußtsein? Das Begreifen der Welt als einer Einheit und des Menschen als eines Gliedes dieser Einheit, denselben Gesetzen unterworfen wie die übrigen Wesen und in seinem Dasein aus denselben Gesichtspunkten zu betrachten. Jemehr der Mensch in sozialer und politischer Hinsicht sich entwickelte, jemehr er aus dem Leben in der Natur in einen sich abschließenden geselligen Kreis trat und durch die Cultur alles dessen, was zu seinem materiellen Leben gehört, eigenthümliche, den übrigen Geschöpfen fremde Gewohnheiten und Lebensweisen annahm, jemehr sich Intelligenz, Philosophie und Wissenschaft entfalteten und den Menschen von den anderen Geschöpfen immer mehr unterschieden, und als endlich die herrschenden Religionen den Beruf, die Bestimmung, die Zwecke des Menschen über die sichtbare Welt in eine höhere, jenseitige und göttliche immer mehr verlegten: desto stärker mußte die Scheidewand zwischen dem Menschen und

der Natur werden, desto vollständiger mußte er sich von den übrigen Wesen getrennt denken und nicht blos über sie hinausragen, sondern sich auch als völlig verschieden von ihnen anerkennen. Dies führte endlich bis zur Verachtung alles Natürlichen, bis dahin, daß der Triumph des Menschen in der Ueberwindung alles Natürlichen, in der Verschmähung desselben, in der Feindseligkeit gegen dasselbe gefunden ward. So hatte das Alterthum seinen Cynismus und seine Stoa, das Mittelalter sein Bramineuthum und seine Aszetik. Aber auch in den Sitten, in der Lebensweise und in der Erziehung auf ganz materiellem Boden macht sich dies herrschend. Nacht wurde in Tag verwandelt, die Bildung des Geistes auf Kosten des Körpers angestrebt und der letztere in der Erziehung vernachlässigt: alle leiblichen Bedürfnisse zum höchsten Raffinement gebracht und die natürlichen Triebe zu den schrankenlosesten Ausschweifungen gemißbraucht.

Mit der großen Entwickelung der Naturwissenschaften, mit der vorherrschenden Neigung für sie mußte dies anders werden. Man begriff das Weltall in seinem Zusammenhange, die enge Zusammengehörigkeit aller Wesen; man faßte den Menschen in seiner Eingliederung in dieses große Ganze wieder, man hörte auf, ihn als einen gesonderten Mikrokosmus zu betrachten, wohl aber als untrennbares Glied des Makrokosmus; man begriff die höhere Einheit, in welche Geist und Körper, wenn auch in ihrem Wesen so verschieden, in dem Menschen aufgehen und wie sie beide miteinander durch die engsten Bande, durch die nachhaltigste Wechselwirkung verbunden sind; man begreift, daß der Geist während seines Erdendaseins der Sphäre der Erde angehört, sich innerhalb derselben zu entwickeln und seinen Beruf zu erfüllen habe. Dies ist die Grundlage des naturwissenschaftlichen Bewußtseins. Jede Forschung, jede Entdeckung verstärkt und schärft es. Diese Erde ist uns nicht mehr die ganze Welt, deren Mittelpunkt, deren Endzweck, sondern wir wissen sie nur noch als ein mittleres Glied des Sonnensystems und dieses als ein Glied des großen Weltensystems; wir wissen, daß die Erde nur eine Nüanzirung der unendlich mannigfaltigen zahllosen Weltkörper ist und daß auf sie alle kosmischen Gesetze einwirken, welche durch die ganze Schöpfung reichen. Um ein Bild zu gebrauchen: wir sehen Morgenroth, Tageshelle, Abendroth und Nacht immerfort zu gleicher Zeit um die Erde gleiten und wechsels-

weise die Erdengeschöpfe darunter stehen, und verlernen immer mehr diese Erscheinungen als an den Ort gebunden zu betrachten. So erscheinen uns denn auch alle Wesen der Erde in ihrem innigsten Zusammenhange als Modifikationen eines und desselben Daseins, allesammt denselben Gesetzen unterworfen und von diesen in ihrer ganzen Existenz beherrscht. Dies ist das naturwissenschaftliche Bewußtsein.

Aber es ist nicht zu verkennen, daß auch dieses große Errungniß zu den bedeutsamsten Ausschreitungen verleitet und, daß wir es offen sagen, zu den gefährlichsten. Es ist dies einmal das Schicksal alles Menschlichen, von einem Extreme zum andern getrieben zu werden und gewissermaßen die frühere Vernachlässigung eines Moments durch dessen nachherige Uebertreibung zu rächen. Wer weiß es nicht, daß dieses naturwissenschaftliche Bewußtsein viele Individuen zu einem trostlosen Atheismus und Materialismus führt? Die Betrachtung der Welt von ihrer physischen Seite verleitet zu der Leugnung ihres göttlichen Ursprungs, zu der Annahme eines Ansichseins des Stoffes, der Nothwendigkeit seiner Existenz, der Selbstschöpfung seiner Gebilde, Einrichtungen und Formen. Die Betrachtung der Erdenwesen in ihrem Zusammenhange verleitet zur Verkennung alles organischen Wesens, zur Zurückführung desselben auf nur mechanische und chemische Gesetze. Die Betrachtung des Menschen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte verleitet zur Identifizirung des Geistes mit dem Körper, zur Erniedrigung des ersteren als eines physikalischen Prozesses des letzteren, zur Abschwächung seines selbstbewußten, freien Willens und sittlichen Werthes zu bloßen Instinkten.

So steht die Verirrung der positiven Religionen der Verirrung des naturwissenschaftlichen Bewußtseins gegenüber, und indem das letztere die erstere bekämpft, versteht es nicht, sich selbst vor der entgegengesetzten Verirrung zu hüten, und weil man in diesem naturwissenschaftlichen Bewußtsein sich von jenen Extravaganzen der positiven Religion frei macht, pocht man auf dasselbe und verliert sich in ihm ganz und gar.

Wir sagen nun nicht, daß sich das Judenthum von jenen Irrthümern frei erhalten habe; auch das Judenthum ist den Strömungen der Zeit, ist den vorherrschenden Richtungen der Völker, in deren Mitte es besteht, mehr oder weniger unterworfen und nahm

in den verschiedenen Epochen mehr oder weniger von ihnen an. Auch das Judenthum bildete eine die Natur verachtende Aszetik aus und lernte den Menschen aus seinem natürlichen Zusammenhange herausreißen und über die Erde hinwegheben. Aber es ist doch ein anderes, wenn dieses Moment zu dem eigentlichen Wesen einer bestimmten Religion gehört und ihren ganzen Charakter ausmacht, oder wenn es, wie es bei dem Judenthume der Fall ist, ihr erst aufgedrungen und zugefügt ist, während nicht blos ihr Ursprung sondern ihre ganze eigentliche Anschauung, ihr Grundcharakter und ihr wesentliches Endziel ganz andere sind. Und dies ist es denn, was wir betonen, wenn wir sagten, daß das naturwissenschaftliche Bewußtsein ebenfalls ein Element des Judenthums war und ist.

Der Mosaismus beginnt mit der Schöpfung der Welt, innerhalb derselben der Erde, der Wesen auf der Erde und unter diesen des Menschen; dann behandelt er die äußere und innere Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts und hebt endlich aus diesem einen Stamm, eine Familie, einen Mann hervor, der zum Ausgangspunkte der Gotteserkenntniß geworden. Der Mosaismus wollte hiermit die Zusammengehörigkeit dieses Mannes und des aus ihm entsprungenen Religionsvolkes mit dem ganzen Menschengeschlechte und die Einheit dieses, die Eingliederung des Menschen in die Wesenreihe der Erde, und die Einheit der ganzen Schöpfung lehren. Allerdings betrachtete er den Menschen als das höchste der Erdengeschöpfe, das zwar seiner ganzen physischen Seite nach dem Thierreiche, ja der Erde, aus deren Elementen (עפר) er gebildet, eingeschlossen ist, aber durch Beseelung mit dem gottebenbildlichen Geiste auch zugleich einer höheren Welt angehört und einen höheren Beruf zu erfüllen hat; er erkennt aber diese Vereinigung des physischen und geistigen Lebens im Menschen als eine Einheit an, die während des Erdendaseins untrennbar und unlöslich ist. Ebenso ist ihm die Schöpfungsgeschichte nicht blos etwa ein erster Anknüpfungspunkt, sondern wie sie nichts anderes und nichts weiter als die großen Schöpfungsgedanken Gottes und die allgemeinen Bedingungen des physischen Daseins im ganzen Weltall und auf der Erde insbesondere[1]) zeichnet, bildet sie ihm die Unterlage zur ganzen Gotteserkenntniß. Es ist eine wesentliche Eigenthümlichkeit der

1) Siehe unsern Commentar zur Schöpfungsgeschichte in unserm Bibelwerke.

israelitischen Gotteslehre, daß sie sich zu aller Zeit ebenso wohl als eine geoffenbarte, gegebene, als auch als eine aus der Natur erkannte und durch dieselbe erwiesene hinstellte. Wir brauchen den Kundigen nicht erst auf alle die Prophetenstellen, die Psalmen (namentlich den 19. Psalm), das Buch Hiob u. s. w. hinzuweisen, in welchen die Gotteslehre als auf die Natur gegründet gepriesen, und die ganze Schöpfung mit allen ihren Wesenreihen und deren Einrichtungen als der schlagende Beweis für das Dasein und die Eigenschaften Gottes, wie unsere Religion sie lehrt, erhoben wird. Nur auf solchem Grunde konnte das Buch Hiob erstehen, und wie von dem Weisesten der Nation gerade gerühmt wird, daß er zu sprechen gewußt von der Zeder des Libanon bis zum Ysop an der Felswand, so ist es nicht zu verkennen, daß dieses naturwissenschaftliche Bewußtsein selbst schon innerhalb des Judenthums einmal bis zur Ausschreitung gelangte und sich als Verkennung der „Vorzüge des Menschen vor dem Thiere" aussprach (Kohel. 3, 19.[1]) — Nicht minder geht die Anschauung der Einheit, in welche Körper und Geist im Menschen gebracht worden, durch das ganze mosaische Gesetz und liegt ihm wesentlich zu Grunde. Das ganze Reinigkeits- und Reinigungsgesetz, insonders auch das Speisegesetz beruht auf der Ansicht, daß die körperlichen Prozesse auf den Geist nachhaltige Wirkung üben, aus der Verunreinigung, Entweihung, Verthierung des Körpers auch eine Befleckung, Entweihung, Erniedrigung des Geistes hervorgeht, so daß die Heilighaltung und Heiligung des Menschen bei dem Körper beginnen muß, um die Erfüllung im Geiste vollständig machen zu können. So haben denn auch selbst während des dunkelsten Mittelalters die bedeutendsten Männer des Judenthums keinen Widerspruch darin gefunden, sich mit den Naturwissenschaften zu beschäftigen, und niemals wurden jene deshalb als außerhalb der Synagoge stehend oder gar als Hexenmeister und Zauberer angesehen. Ja, selbst die abenteuerlichen Verirrungen der Kabbalah und noch mehr des Chassidismus, der den Gebeten selbst eine Einwirkung auf die Natur zuspricht, setzt den Zusammenhang voraus, in welchem das Judenthum den Menschen mit der Natur anschaut.

1) Daß dies nicht die Ansicht des Buches Kohel selbst ist, sondern als eine damals nicht ungewöhnliche Meinung angeführt und bekämpft wird zeigten wir in unserm Commentar zu diesem Buche. S. unser Bibelwerk Th. III. S. 745.

Also auch hier erkennen wir das Judenthum in seiner Grundanschauung und Reinheit als das wahre Correctiv gegen die Ausschreitungen auf der einen wie auf der andern Seite. Es erhebt sich gegen diejenigen positiven Religionen, welche das naturwissenschaftliche Bewußtsein als gegnerisch und feindlich ansehen, in der Naturbetrachtung den Widerspruch gegen ihre Dogmen finden und ihre ganze Anschauung gegen alles Natürliche im Menschen richten. Es erhebt sich aber nicht minder gegen die Extravaganzen des naturwissenschaftlichen Bewußtseins, gegen dessen Versinken in das blos physikalische Element, gegen dessen Ausartung in Atheismus und Materialismus. Bringen wir es uns immermehr zum Bewußtsein, daß das Judenthum die vier großen Momente in sich vereinigt: das eigentlich religiöse (Gotteslehre und Verhältniß des Menschen zu Gott), das naturwissenschaftliche, das sittliche und das politisch-soziale Moment, und daß in der Vereinigung und gegenseitigen Durchdringung dieser vier Momente die Religion des Judenthums besteht.

VI.

Die Phantasie in der Religion.

Die Seele ist ein einheitliches Wesen. Sie hat keine Theile und keine Glieder, sie ist nicht zusammengesetzt; sie ist einheitlich und einfach. Aber ihre Thätigkeit ist eine verschiedne, und diese Thätigkeit in ihrer Verschiedenheit nennt man Kräfte oder Vermögen. Vor allen treten hier drei hervor, die sich besonders charakterisiren: die Denkkraft, das Gefühl und die Phantasie. Die anderen, wie das Willensvermögen, das Gedächtniß, liegen heute außerhalb unserer Betrachtung. Die Denkkraft, welche Vorstellungen zu Urtheilen, Urtheile zu Schlüssen verbindet; das Gefühl, diese unmittelbare Bewegung der Seele auf jede Berührung derselben; die Phantasie oder Einbildungskraft, welche gehabte Vorstellungen wieder vor die Seele führt und sie willkürlich mit schöpferischer Kraft zu neuen Bildern combinirt und componirt. Die Einheit der Seele bezeugt sich aber dadurch, daß keine dieser Thätigkeiten ohne die andere sich vollziehen kann. Der Verstand vermag keine Operation ohne die lebhafte Beihilfe der Phantasie zu vollbringen, welche ihm die Vorstellungen festhält, die er in seinen Urtheilen und Schlüssen logisch zu verbinden strebt, und es ist gewiß, daß der strengste Mathematiker einer sehr lebhaften Einbildung bedarf, um seiner Größenbilder sicher zu sein. In gleichem Maße erweckt jeder Gedanke ein bestimmtes Gefühl in uns, wie jedes Gefühl sofort durch den Verstand nach Bewußtsein ringt, um über seinen Inhalt klar zu werden. Die Phantasie endlich strebt, trotz ihrer Willkür in ihren Schöpfungen, doch nach dem Scheine der Vernunft, indem sie in Gebilden Ursache und Wirkung in einen Zusammenhang bringt, den sie freilich in der Wirklichkeit nicht haben.

Wir brauchen unsere Leser nur daran zu erinnern, daß darum der höchste Grundsatz für die Entwickelung des Menschengeistes ist: nach einer harmonischen Ausbildung dieser und aller Seelenkräfte zu streben, so daß sie in der verhältnißmäßigen Befähigung und Thätigkeit in uns existiren, um unsern Geist ein vernunftgemäßes und religiös-sittliches Leben führen zu lassen. Keine dieser Seelenkräfte darf unterdrückt und beseitigt, keine auf Kosten der anderen genährt, gepflegt, überwiegend werden. Wie sie in ihrer Harmonie zum Heile führen, so bringen sie in Widerstreit gerathen oder durch einseitigen Vigor einer einzelnen zum Verderben. Der eiskalte Verstandesmensch, der absichtlich jedes aufsteigende Gefühl in sich unterdrückt und nichts gelten lassen will, was er nicht aus einem einseitigen Princip begriffsfähig herleiten kann; der sentimentale Gefühlsmensch, der sich jeder Bewegung seines Herzens hingibt und sich den Wogen der Empfindungen haltlos überläßt; der Phantast, der nur in ausschweifenden Bildern lebt und die Wirklichkeit der angenehmen Schöpfungen seiner Einbildungskraft wegen von sich abhält: sie alle werden tausendfach irregehen, sich und Anderen Unheil bereiten und das erhabene Ziel des Menschengeistes weitab verfehlen.

Wenn aber irgendwo, so ist auf dem Gebiete der Religion eine einseitige Geistesbildung und Geistesthätigkeit vom größten Nachtheil. Es ist, wie wir an einem andern Orte hervorgehoben,[1]) ein unschätzbarer Vorzug der israelitischen Religion, daß sie den ganzen Menschen, den einheitlichen Geist beansprucht und befaßt, daß sie ihren Erweis und ihre Wirksamkeit in der Harmonie des Verstandes und des Herzens, des Denkens und des Fühlens findet, daß sie die Vernunft nicht verwirft, das Herz befriedigt und die Phantasie so weit wirken läßt, wie es mit der Erkenntniß und der lautern Empfindung übereinstimmt. Wir brauchen die Beweise hierfür heute nicht mehr zu führen. Nur darauf hindeuten wollen wir, daß die bedeutendsten Denker in Israel, ein Maimonides und Mendelssohn, ein Gabirol und Juda Halevi, die schärfste Verstandesentwickelung mit der innigsten Gläubigkeit vereinbar fanden, daß gerade in dem israelitischen Stamme ein höchst reges Gefühlsleben zur Charakteristik gehört,

1) Siehe unsere „Israelitische Religionslehre" (Baumgärtner 1861) Band I, Seite 30 ff.

wie es sich namentlich im Familienleben und in der Wohlthätigkeit bethätigt. Und daß schon die h. Schrift die erhabensten Bilder uns vor die Seele führt, weiß Jedermann. Aber, und dies ist der Gegenstand, den wir heute vorzugsweise in Betracht ziehen wollen, das Schädlichste und Gefährlichste in der Religion ist die Ueberwucherung der Phantasie in ihr. Wo oder sobald die Phantasie in einer Religion oder in einer Phase derselben die Obherrschaft erlangt und eine fast ungezügelte Wirksamkeit übt, da geräth diese Religion in die äußersten Abwege, von denen sie nur spät und durch die mühsamsten Kämpfe zurückgebracht werden kann. Daher tritt dem alleinigen Walten der Phantasie die h. Schrift von Beginn an in entschiedenster Weise entgegen, und wie sie bei ihrem Anfang uns ein großartiges, aber einfaches und von allen phantastischen Bildern freies Gemälde der Weltschöpfung entwirft, so ruft sie uns nach der Verkündigung des Gottheitsbegriffes sofort zu: „Du sollst dir kein Götzenbild machen, noch ein Abbild dessen, was im Himmel droben u. s. w.“, so ruft sie dem Israeliten immer wieder in die Erinnerung: Du hast keine Gestalt gesehen am Tage, wo dir das ewige Wort der Lehre und des Gesetzes verkündigt wurde.

Die Phantasie war die Mutter aller heidnischen Religionen. Indem diese von dem Grundgedanken ausgingen, alle Gewalt und Kraft in den Dingen außerhalb des Menschen als Gottheit zu begreifen, überließen sie es der Phantasie, für die Natur in ihren einzelnen Gebilden ein Verständniß sich zu schaffen. Die Schwierigkeit war ihnen stets nur, wie der Mensch aus dem Zwiespalt der guten und üblen Einflüsse auf ihn zum Begriff einer Gottheit komme, in welcher der Gedanke der Schöpfung gedacht sei. War dies vollendet, so überließ sich der Mensch seiner Phantasie, um aus der Beobachtung der natürlichen und menschlichen Dinge sich Götter und Geister zu schaffen. So sieht der Schamane wie der Chinese, der Inder wie der Perser überall gute und böse Geister, die in allen Dingen sind, wirken und verehrt werden, und der Sabäer erkannte in jedem Stern einen eigenen Gott für jede Stadt und jeden Stamm. Die Abendländer, die Griechen, Römer, Germanen identificirten die Natur und den Menschen und trugen die Empfindungen, welche die äußeren Einflüsse in dem Menschen hervorrufen, in die Natur selbst hinüber. Sie dachten in jedem natürlichen Dinge einen Gott, der von den menschlichen Leidenschaften

beherrscht ist, und jede menschliche Leidenschaft hat selbst einen Gott in sich [1]). So ist jede heidnische Religion, abseitens von ihrem Grundgedanken, ein Geschöpf der Phantasie, der Erkenntniß entzogen, dem Gefühle aufgedrängt. Es können wohl diesem Spiele der Phantasie Beobachtungen unterliegen und diese in den Gebilden jener zum Ausdruck kommen, und diese Beobachtungen können wir aus ihrer Schale lösen und zum Verständniß bringen. Weiter aber nicht, jeder Versuch, aus den heidnischen Religionen Philosopheme zu machen, hat sich immer als willkürlich und verkehrt erwiesen.

Die Phantasie ist aber auch die Mutter alles Aberglaubens. Sie ist es, die den Menschen in den Begriffen der Vernunft und in den Empfindungen seines Herzens keine Befriedigung finden läßt, die ihn in ein schrankenloses, übersinnliches Reich hineintreibt und hierfür ihm concrete, faßbare Gestalten und Erscheinungen auffinden will; sie ist es, die auch in den leblosen Dingen Leben, freies, willkürlich waltendes Leben schauen und fassen will. Die Phantasie zieht daher immer wieder den reinen Begriff Gottes aus den Höhen des Lichts zur Menschenwelt herab und bekleidet ihn mit menschlichem Willen, menschlichen Triebfedern, menschlichen Eigenschaften. Die Phantasie bevölkert den unermeßlichen Raum zwischen Mensch und Gott mit den mannigfaltigsten Wesen, Geistern, Engeln. Die Phantasie knüpft immer wieder geheime Beziehungen zwischen den Menschen und dieser Geisterwelt an und sucht sie in wahrnehmbaren Mitteln und Operationen verwirklicht, faßbar und der Behandlung unterworfen zu zeigen. Die Phantasie umgibt deshalb alle wichtigen Momente des menschlichen Lebens mit abergläubischen Vorstellungen und Ceremonien, theils um günstige Erfolge zu erzielen, theils um schädliche Einflüsse zu beseitigen. Da ist denn ein unermeßliches Gebiet eröffnet, das durch die mannigfaltigen Pfade durchzogen wird, auf denen der Mensch bis zur äußersten Verwirrung, bis zur verderblichsten Hingabe, bis zur Versunkenheit und Entartung gelangt. Ohnmächtig kämpfen Verstand und Gefühl dagegen an, entweder sind sie unentwickelt und überlassen ohne Abwehr der Phantasie das unerbittliche Scepter, oder jene überwuchert sie und bringt sie gewaltsam zum Schweigen. Der Molochdiener, der sein Kind auf die glühenden

1) Siehe unsere „Entwickelung der religiösen Idee", Seite 21 f.

Arme des ehernen Götzen legt, der Priester, der den Scheiterhaufen für den Ketzer entzündet, der Derwisch, der zu Ehren der Gottheit die scheußlichsten Tänze ausführt, bis er in convulsivische Zuckungen verfällt, was sagt ihnen ihr Verstand? was bewegt sie für eine Empfindung des Herzens? Sie sind den Phantasmen der Einbildungskraft unterworfen, die ihnen Gott als ein menschenverzehrendes Wesen vorstellt oder das an den Schmerzen und Sprüngen der Menschen Wohlgefallen hat. Die einfachen Lehren der Vernunft, die Gefühle der Menschen- und Elternliebe, der Weihe und Heiligkeit schwinden vor den Extravaganzen der Phantasie, deren Dornenruthe von Blut und Thränen trieft.

Dies sind allerdings in die Augen fallende Ausschreitungen der Phantasie in den Religionen, aber wir wissen allzu gut, daß auch diese nicht selten und von nicht kurzer Herrschaft über die Menschen waren und zu keinem kleinen Theile noch sind. Aber, wenn auch von minderer Graßheit und weniger verderblicher Wirkung, existiren dergleichen Gebilde der Phantasie in allen Religionen und treiben ihr Spiel mit den Menschen, ihr böses Spiel; denn am Ende sind sie es, welche der reinen Erkenntniß und Verehrung Gottes, dem Verständniß und der Uebung der wahren Pflicht, der Wahrheit, dem Recht und der Liebe die größten Hindernisse schaffen, und die darum um so gefährlicher sind, weil sie aus jedem ihrer Samenkörner zu aller Zeit wieder aufzuschießen, ihre Zweige und Ranken auszubreiten bereit sind.

Daß jede Religion der concreten Ausprägung bedarf, daß sie in gottesdienstlichen Formen und Ceremonien ihrem Bekenner sich vorstellen muß, um ihre Lehren ihm immer wieder nahe zu bringen, auf seine Gefühle und Entschlüsse zu wirken, ihn zu erheben, zu läutern und zu heiligen, wer wird dies verneinen, der die Natur des Menschen kennt? Hier ist es, wo die Phantasie als ein Factor der menschlichen Seele mit hineingezogen wird und werden muß. Aber gerade darum bedarf es der äußersten Vorsicht. Die Form und Ceremonie müssen wirklich der Ausdruck einer religiösen Lehre oder Satzung sein, sie müssen durchsichtig genug sein, um diesen ihren Inhalt zu Bewußtsein und zu Gefühl zu bringen: sie dürfen diesen weder unsichtbar machen noch erdrücken. Denn sobald man dieses der Phantasie erlaubt, so treibt sie, aus der Wurzel mit der Zeit die wildesten Schößlinge, so bildet sie eine stei-

nerne Schale, aus welcher der Kern nicht mehr zu lösen, oder in der er zusammenschrumpft und schwindet. Man hat es gewissen Culten als Vorzug angerechnet, daß sie die Phantasie ganz besonders beschäftigen und die Menschen dadurch an sich fesseln. Ein zweideutiger, wenn nicht schlimmer Ruhm. Denn sie können dies nur auf Kosten jeder Vernunfterkenntniß und jedes einfachen, reinen Gefühls. Diese Occupirung der Phantasie wird der Ausgangspunkt sein zum verderblichsten Fanatismus oder zu tiefer Verdumpfung.

Der Monotheismus ist überhaupt die Religion des Verstandes, noch dazu, wo jener so scharf, so unerbittlich streng im Begriffe aufgefaßt wird, daß jede Modification als ein Abfall, jede sinnliche Auffassung und bildliche Darstellung als ein Verbrechen betrachtet wird. Er wird aber Religion des Herzens, sobald in ihr das Verhältniß dieses Gottes zur Welt und zum Menschen aufgeht und die unendliche Liebe dieses Schöpfers aller Wesen und des Vaters aller Menschen zu Bewußtsein und Gefühl kommt, und hieraus wieder die Liebe und das Recht zu den Mitmenschen und zu allen Wesen als das Gesetz des Lebens für den Menschen erfließt. Alles dieses tritt uns in der heiligen Schrift bestimmt und charakteristisch entgegen. Der Begriff von Gott wird scharf definirt, jede Antastung dieses Begriffes vermieden und verpönt, seine Anbetung auf den Geist beschränkt und in jedem Bilde verworfen, seine Güte und Gnade gegen alle Wesen unaufhörlich gefeiert, die Liebe zu Gott und zu den Menschen als höchstes Gebot aufgestellt, das Recht als die Quelle des Lebens bezeichnet, die Menschlichkeit gegen alle Wesen als Mitgeschöpfe desselben Schöpfers in vielen Vorschriften ausgeprägt — so daß die Religion Israels sich als eine wahrhafte Religion des Verstandes und des Herzens unzweideutig manifestirt. Dahingegen ist der Monotheismus in seinem Wesen und seiner Integrität durchaus ungeeignet, eine Religion der Phantasie zu sein, und sobald er sich dazu hinneigt, geht er aus seinen Grenzen heraus und verliert seinen Charakter. Von der einen Seite hört der Monotheismus auf, wahrhafter Monotheismus zu sein, sobald der Begriff des einzigen Gottes, wie der Verstand ihn faßt, modificirt wird durch Vorstellungen und Gebilde, die außerhalb des Verstandes liegen. Von der andern Seite wird er zur Ausschreitung gebracht, sobald die Attribute und Eigenschaften Gottes phantastischer Ausbildung überlassen werden. Die heilige Schrift zeigt uns Gott als Vor-

sehung und Richter durch Lehre und Geschichte, aber erst bei Späteren wird diese Vorsehung zum phantastischen Fatalismus und das Richten Gottes zu einem Weltgericht in der Erscheinung am Ende der Tage; in der heiligen Schrift wird die Unsterblichkeit der Seele mannigfach angedeutet, aber erst bei den Späteren wird sie zu einem bunten Phantasiegemälde von Paradies und Hölle, von Freuden und Qualen, die mehr oder weniger nach Sinnlichkeit schmecken.

Nicht minder sind selbst die Bilder, welche uns die Schrift aus der Geschichte vorführt, nur einfacher Natur, welche der Phantasie blos eine mäßige und gesunde Nahrung bieten und viel mehr auf das Herz als auf die Phantasie zu wirken geeignet sind. — Wer die Schöpfungslehre der Inder und Griechen mit der Schöpfungsgeschichte der Schrift vergleicht, muß die einfache Erhabenheit der letzteren, gegenüber den wirren Phantasmagorien der anderen, bewundern. Die Vorgeschichte des jüdischen Volkes führt uns die einfachen Lebensbilder der Patriarchen vor und hat keine Aehnlichkeit mit den Götter- und Heldengeschichten der alten Völker. So großartig auch die Gemälde der Vorgänge am rothen Meere, des Volkes, das durch die einsame Wüste zieht, des rauchenden Sinai, von dem die Worte des Gesetzes verkündet werden, sind, so bieten sie doch der Phantasie kein Gebiet weiterer Verarbeitung dar, wie denn jede Dichtung, die diese Scene frei zu bearbeiten versucht hat, bis jetzt immer mißglückt ist und an die einfache Erhabenheit der Schrift nicht reichte. Aber auch die spätere Geschichte des israelitischen Volkes, wenn sie auch Kampf, Untergang und Wiedererstehen mit einzelnen großen Gestalten genug enthält, beschränkt sich doch immer auf kleinen Raum und kleine Verhältnisse und greift, wir möchten sagen absichtlich, nirgends in die großen Welterereignisse hinein. Höchstens bietet die Richterzeit der Phantasie Spielraum und Werkzeuge dar. So ist es überall der Phantasie nur gegeben, sich an die wirklichen Erscheinungen zu halten und diese innerlich und äußerlich zu beleben, nicht aber in freiem Schwunge ihrer Flügel in ihr eigenes Reich zu flüchten und dieses mit ihren eigenen Geschöpfen zu bevölkern.

Hier aber müssen wir die Bemerkung machen, daß die Phantasie nach zwei Seiten hin geschäftig sein kann. Entweder sie führt frei ihren Herrscher- und Zauberstab und ruft damit ihre Schöpfungen hervor, oder sie versenkt sich in ein Gegebenes, das sie im Detail

ausführt und bei dem sie ihre Befriedigung durch die Häufung und Vermannigfaltigung des Details sucht. In dem weitern Entwickelungsgang unserer Religion gewahren wir denn auch das Obwalten der Phantasie in letzterer Richtung, nachdem ihr die Wirksamkeit in der eigentlichen Religionslehre abgeschnitten war. In der Thora war das einzige Feld, auf welchem die Phantasie zur nothwendigen Befriedigung und Geltung kommen konnte, der Opferdienst, der Cultus überhaupt. Lehre und Gesetz hielten sich überall an die vernunftgemäße Realität, der Opferdienst aber ist symbolischer Natur und jedes Symbol die Andeutung eines Gedankens durch ein Zeichen, das durch die Phantasie gewählt ist. Wenn nun auch der zum Grunde liegende Gedanke in dem ganzen Gewebe des symbolischen Cultus immer wieder zur Ausprägung kommt, so hat doch die Phantasie diese eigenthümliche Operation zu vollbringen: Mag dabei die Schilderung durch das Wort so einförmig und durch die Aufzählung aller Einzelnheiten noch so trocken sein, in der Herstellung des ganzen Cultusgebäudes mußte die Phantasie aufs lebhafteste betheiligt sein und bis in Zahl, Farbe, Stoff, Form u. s. w. sich geschäftig erweisen. — Bei den Propheten und den Sängern finden wir nun, der Natur der Sache gemäß, die Phantasie in ihrer höheren Bethätigung. Die begeisterte Rede, der Psalm, das Gleichniß bedingen einen dichterischen Schwung, der sich wieder ohne plastische Ausmalung der Ideen in mannigfaltigen Bildern nicht denken läßt. Sobald aber dieser Schwung wieder abnimmt, greift man abermals zu symbolischen Darstellungen und zur Durcharbeitung des Details, wie dies z. B. bei Ezechiel der Fall ist. — In der ganzen talmudischen Literatur ist es auffällig, wie sehr jeder höhere Aufschwung, jeder erhabene Ausdruck, jeder Glanz der Sprache fehlen. Aber es wäre ein Irrthum, die Talmudisten darum des Mangels an Phantasie zu zeihen. Die außerordentliche Verarbeitung des Details, die immer neuen Combinationen der Casuistik, die immer weiter ausgedehnte Verästelung nach Regeln, die, so eng und abgrenzend sie scheinen, doch einen großen Spielraum zu freien Anknüpfungen und Folgerungen bieten, erfordert eine mächtige Arbeit der Phantasie. Der Beweis hierfür läßt denn auch nicht auf sich warten; denn wenn schon in manchen Partien der talmudischen Satzungen das Obwalten der Phantasie nicht zu verkennen ist und sich Producte finden, welche den anderen Kräften des Geistes nicht

entsprechen, so brauchen wir nur daran zu erinnern, wie oft wir im Talmud Dämonen, Geistern, Mirakeln und Wunderlichkeiten in Ursache und Wirkung, in Sünde und Strafe, in Krankheit und Heilmittel begegnen, um zu erkennen, daß hier dem Phantastischen Raum genug gewährt worden sei. —

Der Gebetcyclus trat an die Stelle des Opfercultus. Wer die Grundstücke unseres Gebetbuches prüft, findet in denselben nur den einfachen Ausdruck dessen, was zu ihrer Erstehungszeit religiöse Anschauung und nationaler Wunsch war. Was Phantastisches darin vorhanden, war nicht neue Arbeit des Geistes, sondern Wiedergabe aus dem Material des Denkens und Fühlens der Nation. Selten Aufschwung der Sprache, oftmalige Wiederholung desselben Gedankens. Es war alles Bekenntniß, das gemeinsam in Allen lebte. Gerade darum erhielt es den Charakter des Normativen, wurde allgemein angenommen und so zum Pflichtgebet. Später wurden ausgewählte Psalmen hinzugefügt, wodurch dem Bedürfnisse nach höherem geistigen Aufschwung, nach tieferer Erregung genügt wurde, doch sind auch hierbei nur solche Psalmen ausgewählt worden, welche weniger die Bewegungen des Individuums zum Ausdruck bringen als allgemeine und nationale Gedanken und Gefühle. Die Psalmen, welche so recht die Lagen, Kämpfe und Wünsche der Person ausdrücken, blieben zurück. Erst in der Mitte des Mittelalters bemächtigte sich ein buntes Leben der Phantasie auch des jüdischen Gebetes. Es sind die Piutim, die nach verschiedenen Richtungen hin eine Fülle poetischer Erzeugnisse in den jüdischen Gebetcyclus hineindrängten. Hier aber war es die Ungunst der Zeit, welche ein schädliches Spiel trieb. Armuth an Gedanken und Armuth an Geschmack sind die Mängel aller mittelalterlichen Poesie und daran leiden auch die Piutim ganz und gar, wenn wir die synagogalen Gedichte einiger spanischen Sänger ausnehmen. Der Kreis der Gedanken ist bei den Peitanim sehr beschränkt, und weder sprachlich noch in der Kunstform kennen sie die Anforderungen eines correcten Geschmackes. Dafür entschädigte sich die Phantasie durch das regellose Umherstreifen im Grotesken, im Reiche des Wunderlichen und Wundersamen, in Häufung und mannigfaltigster Wiederholung. Man holte auch das Symbolische wieder hervor, so daß man sich z. B. für die Persönlichkeiten der h. Geschichte einer bunten Menge symbolischer Namen bediente: man suchte nach mystischer Verhüllung

und verbarg darunter nüchterne Anschauung und oberflächliches Gefühl. Nur da war man tief und wahr, wo man sich in den Schmerz der Nation versenkte, und wo das unerschütterliche Vertrauen auf die Erlöserkraft Gottes ausgesprochen wurde. So der Inhalt, so die Form: und schon daß man das Alphabet und einen monotonen Reimfluß, der durch die Suffixa im Hebräischen so leicht, aber auch so bedeutungslos ist, als die äußeren Formen der Poesie anwandte, ist charakteristisch. Von Grammatik, Correctheit oder gar Classizität der Sprache keine Spur, außer bei den Spaniern. Für manche Stücke ging man noch weiter und wählte die aramäische Sprache, obschon diese längst dem Volke viel fremder geworden als die hebräische; viele erlauben sich ein buntes Gemisch beider Sprachen [1]).

Der Genius der Menschheit steht in seiner Arbeit nie still. Ob er sich auf der Höhe oder in der Niederung befindet, er ist fort und fort thätig im Schaffen und Arbeiten. Er copirt nie, aber er wiederholt seine Processe mit immer neuen Elementen. Ist ihm etwas verloren gegangen, beginnt er seine Arbeit von neuem, aber in anderer Weise. Ist er zurück geschritten, dringt er wieder vorwärts, aber auf einem neuen Wege. Hat er sich eine Zeit lang der Oberherrschaft einer Geistesthätigkeit und Geistesrichtung vorwiegend ergeben, so wacht in ihm das Verlangen nach einer andern, nach der, welche er vernachlässigt hat, auf. Nur in kurzen Zeiträumen ersteigt er die Höhe, auf welcher er die harmonische Vereinigung aller Geisteskräfte in classischen Erzeugnissen zu Stande bringt. Bald darauf wird eine derselben wieder vorwiegend werden, und die Zeit der Epigonen beginnt.

Jede Erscheinung in der Menschenwelt, die eine lange Vergangenheit hinter sich hat, gibt uns für diesen Entwickelungsgang die vielfachsten Beweise. Eine solche Erscheinung hat aus all den Zeit-

1) Wenn man in neuerer Zeit versucht hat, das Urtheil über die Piutim, die sowohl von religiöser und cultueller als von ästhetischer und linguistischer Seite zu verdammen sind, irre zu leiten und einige — nicht Orthodoxe — für sie schwärmten — darunter Männer, die seit 30 Jahren sie nicht beten: so berufen wir uns auf die Aussprüche der frömmsten Gelehrten, z. B. des eifernden Jakob Emden (Jabez, 1750). Wir empfehlen auch hier das Schriftchen des Dr. A. A. Wolff „über die Piutim", das vor einigen Jahren das Institut zur Förderung der israelitischen Literatur herausgab und welches eine (noch sehr zu vermehrende) Zusammenstellung der Urtheile der bedeutendsten älteren jüdischen Autoritäten gegen die Piutim enthält.

räumen, die sie durchschritten, etwas mit sich genommen. Auf dem religiösen Gebiete kommt aber noch hinzu, daß die Ueberlieferungen der Vergangenheit den Charakter der Heiligkeit besitzen, daß die Kritik fern gehalten und das Verlangen gestellt wird, alle Arbeiten der früheren Zeiten für unveränderlich, unantastbar, von unbegrenzter Autorität zu halten. Und dennoch geschieht es auch hier, daß dem Geiste und Bedürfniß jederzeit Rechnung getragen wird, daß bewußt und unbewußt die veränderten Zustände, Verhältnisse und Geistesthätigkeiten ihren Einfluß üben und innerlich und äußerlich der Religion eine veränderte Gestalt verleihen. Aber gerade auf diesem Gebiete treibt die Richtung des Geisteslebens unwiderstehlich an, und so treffen sich hier Widerstand und Treibkraft mit außerordentlicher Gewalt. Der Trieb des Erhaltens und der Trieb neuen Schaffens nach neuem Bedürfen begegnen sich zu hartem Kampf. Wer mitten in diesem sich befindet, dem verwirrt sich leicht Einsicht und Aussicht, und nur erst dann ist eine richtige Umschau möglich, wenn sich der Charakter der Zeit ausgebildet und entschieden hat. Hierzu beizutragen ist eine schwere, eine unermüdliche Ausdauer erfordernde Arbeit.

Eine jede bedeutende Zeit hat also auch auf dem religiösen Gebiete eine Tendenz, einen bestimmten Charakter, denen sich Niemand entziehen kann, die auch auf den Widerstrebendsten ihren Einfluß üben. Dieser Charakter und diese Tendenz, kein Einzelner hat sie gemacht, kein Einzelner hervorgerufen, kein Einzelner kann sie verhindern und abschneiden. Sie sprechen sich zwar zuerst durch Einzelne aus, an die sich fortan die Geschichte der neuen Richtung anlehnt, die aber durchaus nicht als die Schöpfer dieser neuen Richtung, sondern als deren erste Kinder und Träger anzusehen sind. Kann Jemand glauben, daß ohne Mendelssohn Juden und Judenthum noch heute in Ghettis stäken? daß ohne Voltaire und Rousseau die Franzosen noch heute unter dem Scepter der Bourbonen ständen? daß ohne Luther niemals eine Reformation gekommen? daß ohne Cäsar die römische Republik niemals gefallen wäre? Und wie viele Beispiele derart könnten wir noch anführen. Wir deuten hierauf hin, nicht um aufzufordern, daß die Gegner endlich einmal aufhören mögen, die einzelnen Männer für die neuen Erscheinungen und Richtungen, die sie für verderblich halten, verantwortlich zu machen — das wird niemals aufhören — sondern um endlich zum Bewußtsein

zu bringen, daß jede neue Richtung aus der vorhergehenden Zeit eine Entwickelung, daß die Vergangenheit selbst die Mutter der neuen Zeit ist, daß in jener die ursächlichen Momente für diese liegen und daß dieser Entwickelungstrieb etwas Unwiderstehliches in sich trägt, das man hemmen und verlangsamen, aber niemals erdrücken kann.

Und was ist nun die Tendenz der neuen Zeit auf dem religiösen, insonders auf dem Gebiete des Judenthums? Wir wollen es einfach und schlagend sagen: sie ist, den Monotheismus, d. i. die Religion des einzigen Gottes, zur reinen Religion des Verstandes und des Herzens, die er von Beginn an gewesen, wieder zurückzuführen und von allen Gebilden der überwuchernden Phantasie, mit denen ihn die vergangenen Zeiten bekleidet haben, zu befreien.

VII.

Ueber religiöses Denken und Wissen.

Die wahrhafte Religion beruht auf der harmönischen Entwickelung und Thätigkeit aller Seelenkräfte. So die Religion als Ganzes, so die Religion im einzelnen Menschen. So wie eine richtige Wahrnehmung nur aus einem übereinstimmenden Maß und Verhältniß der Sinne hervorgeht, jede Schärfe eines Sinnes auf Kosten der anderen nur einseitige und darum zum größeren Theil unrichtige oder verkehrte Wahrnehmungen bewirkt: so auch das Vorherrschen einer Seelenthätigkeit in der Auffassung und Beantwortung der höchsten, d. i. der religiösen Fragen. Sobald Jemand in seinem religiösen Wesen die Denkkraft zum alleinigen Factor macht, geräth er in spitzfindige Metaphysik, deren Ergebniß sehr zweifelhaft, oder verliert sich in das Formenwesen und wandelt die Religion zu einem Rechtskodex. Wo aber die Religion als eine bloße Gefühlssache genommen wird, wo alles Religiöse nicht gedacht, sondern nur empfunden werden soll, da ist ein Verschwimmen aller religiösen Gedanken unausbleiblich, bei aller Gefühlsseligkeit doch jede innere Haltung und Festigkeit, jeder wahre Gewinn an Inhalt und That verloren. Das Vorherrschen der Einbildungskraft endlich auf dem religiösen Gebiete gebiert alle möglichen Arten von Phantastereien und Aberglauben. Sie chloroformirt geradezu den Geist, und zwar immer von Neuem, daß er sich nicht wieder daraus zur Wahrheit retten kann. Verbinden sich aber gar Gefühl und Einbildung in der Religion unter hartnäckiger Zurückweisung und Verketzerung der Denkkraft, so sind Schwärmerei und Fanatismus wie von selbst gegeben mit ihrem ganzen unheilvollen Reiche. Nein, die Religion will durchdacht, durchfühlt und vom Schwunge der Einbildungskraft

belebt sein. Eine jede dieser Seelenthätigkeiten giebt für die beiden anderen das beste Correctiv; durch eine jede wirkt die Religion in eigenthümlicher Weise, vollendet sich aber nur durch die harmonische Zusammenwirkung aller Drei. Es ist ein Vorzug der Religion Israels, von ihrem Ursprunge an sich auf diese richtige Geltung aller drei Seelenkräfte gestellt, sie sämmtlich in Anspruch genommen zu haben, und ein gütiges Geschick hat dafür gesorgt, daß diesem ihren Charakter der ursächliche Stoff niemals gefehlt. Wenn die h. Schrift unsrer Einbildungskraft die großartige Scenerie in der arabischen Wüste mit dem versammelten Volke am Fuße des Sinai, den erbebenden, rauchenden Berg, die dunkle Gewitterwolke mit den zuckenden Blitzen, den Schall des Donners und der Drommeten vorführt, so läßt sie aus all' diesem die einfachen Worte des Gesetzes ertönen, welche nichts als die klarste Vernünftigkeit athmen und in ihrem bündigen Ausdruck sich an den denkenden Menschen richten. Dennoch breitet sie auch hier den Hauch tiefer Empfindung darüber; bei der Erkenntniß des einzigen Gottes erinnert sie an die Rettung und Erlösung, die wir erfahren, bei der Anbetung des unkörperlichen Gottes an die strafende und lohnende Vergeltung, die sich an den Haß und an die Liebe knüpft, bei dem Sabbath an das göttliche Vorbild der Schöpfung, bei der Verehrung der Eltern an das Glück, das aus treuer Pflichterfüllung erspriesst. So vereinigen sich schon in dieser einen Partie der h. Schrift Einbildungskraft, Vernunft und Gefühl, um ein harmonisches Ganzes für den Menschen zu schaffen, das darum den Stempel der Ewigkeit an sich trägt. Verfolgen wir aber diesen Gedanken durch die ganze h. Schrift, so werden wir ihn aber- und abermals verwirklicht sehen. Nirgends blos die nackte Logik, nirgends blos ein blödes Gefühlswesen, nirgends blos die wüste Einbildungskraft. Um nur noch ein prägnantes Beispiel anzuführen. Charakteristisch für unsren Gedanken ist das Buch Hiob. So metaphysisch der Gegenstand ist, der in diesem Buche behandelt wird, die göttliche Weltordnung, wie sie sich in der Menschheit als Vorsehung und Vergeltung manifestirt, und so denkgemäß er durchgeführt ist, indem Theorie und Praxis befragt und die göttliche Weltordnung in der Natur zu Hülfe genommen wird; so ist doch zugleich eine solche Fülle der Poesie, ein so reiches Leben dichterischer Phantasie über das Ganze und alles Einzelne ausgebreitet, daß dem Dichter des Hiob die Stelle neben

den wenigen größten Poeten des Menschengeschlechtes zuerkannt werden muß. Aber dies vermochte er eben nur dadurch, daß er in seinen Stoff und jede einzelne Situation desselben einen tiefen Strom der Gefühle hineinzulenken verstand, auf dessen Wellen nun das Fahrzeug des prüfenden Verstandes mit sicherem Steuer dahinfährt, und die Sonne der Phantasie ihre Silbersäulen und ihren Lichtschimmer legt. Das ewige Weh des Menschen und der ewige Trost ringen mit einander, bis der letztere die Oberhand gewonnen. — Aber auch in späteren Epochen fehlte es dem israelitischen Geiste, selbst wenn er eine einseitige Richtung eingeschlagen, niemals an Stoff auch für die übrigen Seelenkräfte. Als die aristotelische Philosophie, die phantastische Kabbala und die halachische Discussion sich um den Vorrang stritten, hatte die Vorsehung dem jüdischen Stamme in seinem furchtbarem Mißgeschick und wiederum in seinem heißathmigen Familienleben Impulse der erhabensten und vollkräftigsten Gefühlsbewegungen, in seinen Messiashoffnungen zur Entzündung der Einbildungskraft reichlich gegeben, um die Religion des Judenthums nicht zu vereinseitigen und ihr eine gewisse innere Harmonie zu erhalten.

Es war naturgemäß, daß mit dem Eintritt der neuesten Entwickelungsperiode, die wir seit Mendelssohn datiren, gerade die Denkkraft vorzugsweise wieder hervortrat, um sowohl ihr auflösendes als auch wiederbauendes Werk zu beginnen und fortzuführen. Man erinnere sich, daß die Zeit Mendelssohns vorzugsweise eine metaphysirende und zwar in populärer Weise war. Ihr höchstes Interesse nahm die Discussion über einen Begriff, eine Definition, die Lösung einer metaphysischen und psychologischen Frage in Anspruch; Empfindung und Phantasie waren ihr eben nur Gegenstände des Denkens, für Geschichte hatte sie gar keinen Sinn. Es war dies eine nothwendige Erscheinung, und nur durch sie konnte die Cultur und Bildung hemmende Schranke durchbrochen und dem Geiste eine gewisse Freiheit, Geschmack und Adel zurückgegeben werden. Aber in ihrer Einseitigkeit hatte sie für die Religion neben unentbehrlichen Folgen auch sehr nachtheilige. Sie unterwühlte den großen Unterbau der Religion, das geschichtliche Leben derselben, und zerschnitt das Band der Entwickelung, das überall, besonders aber in der Religion, Gegenwart und Vergangenheit und so auch die Zukunft an einander knüpft: sie entnüchterte durch ihr vorherrschendes Verstandesleben die Religion,

daß der Geist völlig noch aus ihren Formen verschwand, und ließ die Seelen durch ihr Philosophiren erkalten. Aber so schädlich dies auch war, so sehr sich auch unsre Zeit diesem Frosthauche wieder entwinden mußte und muß, so bildet doch das vernunftmäßige Denken ein zu starkes Element des Judenthums und ist es der Schöpfer eines so energischen Bewußtseins, daß wir seine Wiedereinkehr in das Judenthum nicht hoch genug anzuschlagen und es, wenn auch bereichert durch Gefühl und Phantasie, festzuhalten haben. Eine Religion, welche die Einzigkeit und die unbedingte Unkörperlichkeit Gottes zu ihrem Grunde und Höhenpunkte hat, welche die großen Prinzipien des socialen Rechtes verkündet, und darum in dem richtigen Abwiegen der Individualität, der Nationalität, der Staatlichkeit und der Menschheit einen Angelpunkt hat, kann in dieser Wesenheit nur durch vernunftgemäße Erkenntniß begriffen, erkannt und erhalten werden. Ja sie faßt dann die Liebe mit ihrem unerschöpflichen Gehalte in das erhabene Gefäß, und wirft den Sternenmantel der Geschichte um ihr ganzes göttliches Gebilde. Aber nur in dieser Vereinigung findet sie ihre Vollendung und Erfüllung.

Wie es nun gekommen, mögen wir hier nicht erörtern, daß in der jüngsten Zeit die Menschen im Allgemeinen, und so auch die Juden von dem Obwalten der Denkthätigkeit wieder allzusehr abgekommen. Aber in der That ist es so. Allerdings erhält sich die Wissenschaft ihre ganze Strenge, und fördert von Tag zu Tag die Erfolge ihrer Prüfung und Forschung zu Tage. Nicht so jedoch die große Welt, und namentlich die sg. gebildete Welt. Man sehe nur zu: gebet der Mehrzahl der Menschen eine ernstgehaltene Schrift, welche Nachdenken, Anstrengung des Verstandes, Aneignung von Wissen fordert und fördert, in die Hand, und gar schnell wird sie derselben entfallen. Was nicht zugleich Kuriositäten bringt, oder gleich Roman ist, das findet keine Verbreitung. Alles soll die Einbildung beschäftigen und das Gefühl anregen. Zum Denken ist man lässig, und was sich von diesem zur Verarbeitung darbieten will, muß in das Gewand der Dichtung sich kleiden und der Gefühlsbewegung wechselnden Anstoß geben. Es mag sein, daß augenblicklich hiermit auch der Religion eine neue Nahrung gereicht, ein gewisses Bedürfniß nach ihr wieder angeregt, und momentan die Seele ihr wieder geöffnet wird — sicher ist es, daß dem wesentlichen Inhalte des Judenthums dadurch großer Abbruch geschieht. Das Feuer,

welches durch Gefühl und Einbildung entzündet wird, ist nur ein flackerndes Strohfeuer. Nur die tiefe Ueberzeugung und die aus dieser erfließende Gesinnungstüchtigkeit schafft eine wahre und dauernde Begeisterung für das Judenthum. An der Schwelle desselben steht der große Gottesmann Moses, und weiset alles Verborgene und Geheimnißvolle von demselben zurück: nicht was im Himmel, nicht was jenseits des Meeres, sondern was dir ganz nahe, in deinem Munde und deinem Herzen ist, das ist sein Judenthum (5. Mos. 29, 28. 30, 11—14). Die bloße Gefühlsseligkeit und das ungebundene Spiel der Phantasie führen innerhalb des Judenthums zu Auswüchsen, wie der Chassidismus ist, oder ganz außerhalb des Judenthums, wo die Zurückweisung und Verketzerung der Denkthätigkeit Grundlage mystischer Dogmen ist. Wer, mag er auf anderen Gebieten noch so klar denken, in der Religion nur eine Befriedigung von Gefühlen und eine Anregung der Phantasie sucht, wird allen möglichen Verirrungen ausgesetzt sein und sich, ehe er es sich versieht, von fanatischen Schwärmern oder geschickten Betrügern in's Netz gelockt sehen, das Judenthum aber will innerhalb seines großen Lehrkreises ein vernunftgemäßes Denken; was vor diesem nicht besteht, weist es als ihm nicht ursprünglich angehörig zurück, und nur hierdurch sichert es sich seinen Bestand durch den weiten Gang der Zeiten.

Demungeachtet ist es hiermit nicht genug. Das bloße logische Raisonniren reicht in der Religion nicht aus, sondern es muß dies sich auch auf religiöses Wissen stützen und von diesem seinen Inhalt erhalten. Wenn unsre romandurstige Zeit sich des religiösen Denkens so sehr entschlagen hat, so liegt gewiß eine Hauptursache dessen in dem Mangel an allem positiven Wissen auf dem Gebiete des Judenthums. Die jüdische Jugend ist seit langer Zeit ohne Kenntniß der h. Schrift, des jüdischen Lebens, der jüdischen Geschichte aufgewachsen. Noch heute fehlt es an vielen Orten an genügendem Unterricht hierin, und selbst wo dieser vorhanden, entzieht ihm ein großer Theil der Eltern ihre Kinder. Was die Kenntniß der Bibel betrifft, so steht sicherlich mancher Schüler einer Dorfschule zahlreichen Kindern sog. gebildeter Juden voran, und viele dieser wissen von den Erzvätern, von Moses, von den Propheten, von den Sängern und Königen Israels weit weniger, als in einer gewöhnlichen Volksschule gelehrt wird. Verhindert doch selbst die sonst so gerechtfertigte

Bemühung, der Jugend einige Kenntniß des Hebräischen beizubringen, den mehr sachlichen Unterricht, ohne daß dafür die erlangte Vertrautheit mit der hebräischen Sprache, eben weil sie so mangelhaft bleibt, einen Ersatz böte. Mit den einfachsten Grundsatzungen des Judenthums bleibt eine große Masse ganz unbekannt, und am wenigsten ist ihnen eine Erklärung der Bräuche geläufig. Bei solchem Mangel an positivem Wissen ist es nicht zu verwundern, daß die Denkthätigkeit nur geringen Stoff und noch geringere Anregung und Veranlassung hat; ist es noch weniger zu verwundern, daß diese krasse Ignoranz im Religiösen allen möglichen Verirrungen und Verkehrtheiten Vorschub leistet. Wie sollte der Blinde über die Farbe, ob sie echt oder falsch sei, urtheilen können!

Was ergiebt sich hieraus? Nichts Anderes als: sorget, daß eure Kinder einen tüchtigen religiösen Unterricht genießen, und in und mit ihrer Religion vertraut werden; gehet selbst ihnen hierin mit gutem Beispiele voran. Sorget dafür, daß ihr tüchtige Lehrer habet, welche mit einem bedeutenden Wissen noch ein bedeutenderes Lehrgeschick und einen warmen Eifer verbinden und selbst durchbildet sind. Ihr Lehrer aber, habet vor Augen, daß besonders im religiösen Unterrichte das zwiefache Ziel erstrebt werden muß, der Jugend ein reiches Wissen zu geben, aber auch die Denkkraft zu entwickeln und zu schärfen und an Thätigkeit zu gewöhnen. Auf diese Weise werdet ihr überzeugungstreue, gesinnungstüchtige Menschen schaffen!

VIII.

Stoff und Geist in der Natur.

In allen Erscheinungen und Gebilden der Welt gewahren wir eine zwiefache Beziehung derselben, den Stoff, aus dem die Erscheinung oder das Gebilde besteht, und den Geist, der diesen Stoff gestaltet und beherrscht. Der Stoff, das ist das Sinnlich-Wahrnehmbare, das der Erscheinung zur Unterlage dient, um Erscheinung werden zu können; der Geist, das ist der Gedanke, der in Zweck, Form und Einrichtung der Erscheinung sich ausprägt. Gehen wir nun die ganze Reihe der Wesen durch, so erkennen wir theils Solche, in welchen dieser Geist eben nur als das allgemeine Gesetz vorhanden ist, wie es sich aus der Allgemeinheit heraus unter den gegebenen Bedingungen in dem individuellen Wesen individualisirt; theils Solche, in welchen der Geist als ein für sich seiendes, besonderes Dasein erkannt, oder doch angenommen wird. Zu den Letzteren gehören, so weit die Wesen unserer Kenntniß unterliegen, nur der Mensch und die höher organisirten Thiere, wogegen zu den Ersteren die niederen Thierarten, die Pflanzen, die anorganischen Dinge und die Weltkörper gezählt werden. Da ist es denn eben geschehen, daß die Menschen in ihrer Auffassungsweise sich trennten; die Einen, insonders die, welche sich vorzugsweise mit dem Stoffe abgaben, mit der Kenntniß seiner Beschaffenheit, Zusammensetzung, Form u. s. w., leugneten den Geist, und auch das Leben, das sich in seiner Mannigfaltigkeit an dem Stoffe manifestirt, sahen sie lediglich als Produkt und Eigenschaft des Stoffes selbst an; die Anderen, welchen in der Regel die Kenntniß der Natur abging, und die Alles von Innen heraus zu abstrahiren suchten, vergaßen des Stoffes, und wollten die ganze, unendliche Natur auf die Leisten

einiger philosophischen Thesen und Formeln schlagen. Um so mehr ist es Zeit, diese getrennten Wege zu verlassen, und auf dem Pfade der wahren und unbefangenen Anschauung zu einer höheren Ueberzeugung zu gelangen. Der Leser folge mir hierin, so weit ich ihn zu führen vermag, und betrachten wir daher zunächst: wie der allgemeine Geist sich in der ganzen Natur manifestirt; es liegt darin zugleich die Beantwortung der Frage: ob in derselben sich ein solcher allgemeiner Geist manifestirt, ob er in ihr vorhanden ist?

Jedermann weiß, daß der Stoff für uns in unendlicher Fülle vorhanden ist. Mögen seine Grenzen für eine höhere Erkenntniß wahrnehmbar sein, für uns ist der Stoff unendlich, und keine denkbare Zahlenmasse vermag uns annähernd genügende Maße darzubieten. Indeß versuchen wir, uns von dieser unendlichen Stoffmasse wenigstens einige anschauliche Bilder zu entwerfen, damit der bloße Begriff Leben und Gestalt für uns erhalte, und beginnen wir mit unserem Erdkörper. Jedermann weiß, daß wir an demselben den Stoff in dreifachem Zustande gewahren, gas- oder luftförmig, tropfbar-flüssig und fest. Ich hebe heute, um mich nicht zu verlieren, blos den zweiten, das Wasser, hervor. Es ist bekannt, daß von der Oberfläche der Erde fast $^3/_4$ mit Wasser bedeckt ist, der Boden des Meeres ist aber ganz wie eine Landschaft auf dem festen Lande, und denken wir uns das Wasser hinweg, so würden wir Berge und Thäler, Hochland und Niederung sehen, wie droben „am rosigen Lichte des Tages"; deshalb hat auch das Meer sehr verschiedene Tiefe, von der Sandbank an, die kaum die Fluth bedeckt, bis zu der, welche Kapitän Roß bisweilen mit 27,600 Fuß Senkblei noch nicht ergründen konnte, eine Tiefe, welche unsere höchsten Bergspitzen übertrifft, so daß erst der Montblanc auf den Montblanc gethürmt über das Wasser hervorragen würde. Nimmt man nun das Meer zu 12,000 Fuß mittlerer Tiefe an, so enthält es $2^1/_4$ Billionen Kubikmeilen Wasser, und wenn es ausgeschöpft wäre, müßten alle Ströme der Erde 40,000 Jahre lang ihr Wasser hineinschütten, um das leere Becken wieder zu füllen. So unendlich dieser Wasserschwall, diese flüssige Stoffmasse ist, so unendlich auch ihr Inhalt. In diesem Meereswasser sind (nach Professor Schafhäutl) $4^1/_4$ Millionen Kubikmeilen Salze enthalten, eine Massenausdehnung, die mehr als fünf Mal so viel beträgt als die ganze Masse der Alpen; und dabei

nimmt Schafhäutl nur 900 Fuß mittlere Tiefe des Meeres nach Humboldt an, bei 3000 Fuß nach Laplace würden circa 14, bei 12,000 F. nach den neuesten Schätzungen circa 56 Millionen Kubikmeilen Salze im Meere enthalten sein. — Welche ungeheure Kraft in dieser Wassermasse liegt, kann man an einem Beispiel erkennen. Der Niagara ist nur ein bescheidener Mittelfluß. Es stürzen an den Wasserfällen dieses Stromes in jeder Minute 1402,500,000 Tr. Wasser über den 160 F. hohen Felsen. Die Technik nimmt an, daß bei Anwendung von Wasserkraft ein Drittel der Kraft verloren geht. Die wirkliche Kraft des Niagarafalles entspricht daher 4,533,334 Pferdekräften. Im Jahre 1843 war die gesammte Kraft der ganzen englischen Industrie gleich 233,000 Pferdekräften, welche 6 Tage der Woche 11 Stunden täglich arbeiten, der einzige Niagarafall entwickelt also 40 mal mehr Kraft, als die gesammte englische Industrie. Anerkannt ist es aber jetzt, daß das Meer an Reichthum der Bewohner das feste Land weit übertrifft. So schon die Pflanzenwelt des Meeres, obgleich diese fast ausschließlich nur von einer einzigen großen Pflanzenklasse, den Algen oder Tangarten, gebildet wird. Aber die neuere Forschung hat bereits 2000 Arten dieser submarinen Vegetation kennen gelernt, sie hat die ungeheure Größe uns gezeigt, welche die Riesen der unterseeischen Wälder erreichen, und die bis zu 1500 F. Länge wachsen. Obgleich unser Schiller vor jedem Besuche „dadrunten wo es fürchterlich", warnt, statten wir dennoch einen kurzen Besuch auf dem Grunde des Meeres ab. Da überziehen (sagt Schleiden) die kleinen Konferven und Ektokarpeen den Boden mit einem grünen Sammetteppich, auf dem der Meersalat mit seinem breiten Laube die größeren Kräuter vertritt; dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gefalteten Irideen in prachtvollem Rosenroth oder Scharlach; mannigfaltige Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen dann wieder die prachtvolle Meerrose hervorleuchtet; gelb, grün und roth schillernd, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald als mehrere Fuß lange und breite Blätter im Strome schwankend, bilden die seltsam netzförmig durchbrochenen Thalassiophyllen und Agaren die größeren Büsche dieses Waldes: als dessen Bäume erscheinen dann die oft 30 Fuß langen, breiten Bändern gleich wallenden Laminarien, wechselnd mit den buschig verzweigten Makrozystisarten mit ihren birnengroßen Blasen, die langgestielten

Alarien, über Alles die merkwürdigen Nereozysten, deren fadendünner Stiel auf 70 F. Länge zu einer mächtigen Blase anschwillt, auf der ein Büschel schmaler, bis 30 F. langer Blätter schwankt, die Palme des Meeres. Den Boden dieser Wälder beleben die Seesterne, an den Stämmen haften die Muscheln und Balanen, zwischen dem Laube jagen die gefräßigen Raubfische. Das ist die Landschaft für die spielenden Wallfische, die Heerden der Wallrosse und Seehunde, die Myriaden der Kabliaue, Häringe, Lachse und Thunfische. Noch zauberhafter ist das indische Meer geschmückt, wo die Pflanzen im märchenhaften Kolorit vom lebhaftesten Grün mit Braun oder Gelb, mit reichen Purpurschatten bis zum tiefsten Blau gemischt, wechseln, die Seeanemonen als riesengroße Kaktusblüthen auf den Felsenabsätzen ihre Kränze von Fühlern ausbreiten, als die Kolibri's des Meeres kleine Fische bald in rothem oder blauem metallischen Schimmer, bald mit goldnem Grün, bald im hellsten Silberglanz funkelnd, spielen, ja die singenden Muscheln, vom Strande her ihre sanftklagende Stimme vernehmen lassend, auch das Leben der Tonwelt zu Hülfe rufen. — Wie mannigfaltig, so zahllos sind aber auch die Geschöpfe des Meeres. In der Nähe des Tajo befindet sich eine Fläche von 60 Millionen Quadratmeter scharlachroth gefärbten Wassers: die Ursache eine kleine Pflanze, von welcher 40,000 erst einen Quadratmillimeter bedecken, also etwa 40,000 Millionen die Fläche eines Quadratmeters. Nun erstreckt sich die Färbung in beträchtliche Tiefe! Ganze Berge von Seepflanzenmassen häuft jeder Sturm am Strande auf, z. B. an den Küsten des westlichen Europa's große Tanghügel, die sehr werthvollen Dünger abgeben, und aus deren Asche man die wichtige Jodine gewinnt. Aber eben so reich an thierischem Leben. In Tiefen, welche die Höhen unserer mächtigsten Gebirgsketten übersteigen, wo auf dem Festlande also längst alles Leben aufgehört hat, ist jede der auf einander gelagerten Wasserschichten mit polygastrischem Seegewürm, Zyklidien und Ophrydinen belebt. An den Küsten von Grönland zeigen sich häufig Streifen von 10 15 englischen Meilen Breite und 150—200 Meilen Länge, die durch eine kleine gefleckte Meduse dunkelbraun gefärbt sind; ein einziger Kubikfuß enthält schon 110,592 solcher Thiere: ein solcher Streifen also 1600 Billionen lebender Wesen, und was will dieser gegen das unermeßliche Weltmeer sagen! Die Zeugungskraft der Wasserthiere ist riesenhaft: die Eier der Fische

zählen alle nur nach Hunderttausenden; der Wallfisch verschluckt auf jeden Bissen Tausende der Clio borealis, fast seine einzige Nahrung. So ist auch das Wachsthum der Fische weit stärker, als das der Landthiere, und die Größe des Wallfisches übertrifft 5 mal die des größten Elephanten.

Dies ist das Meer mit seiner unermeßlichen Stoffmasse an Wasser, an Salzen, an Pflanzen und Thieren. Aber was ist das Meer gegen die Stoffmasse der Erdkugel selbst, von der jenes zwar $^3/_4$ der Oberfläche, aber nur in einer Tiefe bedeckt, die in ihrem Mittel höchstens $^1/_{3440}$ des Durchmessers der Erde einnimmt. Aber was ist nun die ganze Erde, dieser Punkt im Universum? Vergleichen wir sie mit der Stoffmasse der Sonne, mit der Gesammtmasse der Planeten und Monde, und erwägen dabei jene räthselvollen Weltkörper, die man Kometen nennt. Deren giebt es, was man gewöhnlich nicht vermuthet, eine ungezählte Schaar, so daß schon Kepler sagte: es gebe in den Welträumen mehr Kometen als Fische in den Tiefen des Meeres; obschon wir kaum erst 150 berechnete Bahnen haben, die Zahl derer, über die wir Andeutungen besitzen, 6—700 ist. Allerdings hat ein Komet nur eine geringe Massenhaftigkeit, so daß man durch seinen Kern die Sterne, die sie in ihrem Laufe uns bedecken, schimmern sieht, aber sie nehmen den größten Raum ein, mit ihren oft bis auf 15 Millionen Meilen langen und weit ausgebreiteten Schweifen. Welch einen Raum durcheilen diese dünnen, und außer ihrem reflektirten Sonnenlichte auch selbständig Licht entwickelnden Weltkörper, da es wohl einige von einem $3^1/_2$jährigen Umlauf um die Sonne giebt, aber auch solche, welche Tausende von Jahren zum Umlauf brauchen, wie der schöne Komet von 1811: 3065, der furchtbar große von 1680 über 8800 Jahre; welcher Letztere sich 17,600 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, aber auch da noch von der Anziehungskraft der Sonne geleitet wird — so unermeßlich ist der Raum unsers Sonnensystems; denn der nächste Fixstern, also der Zentralkörper des nächsten Sonnensystems ist noch volle 250 mal weiter von unsrer Sonne entfernt, als der gedachte Komet in seiner Sonnenferne. Und wie immer mehr schrumpft unsere Erde, von der wir ausgingen, zusammen, wenn wir erwägen, daß Sir William Herschel in der Milchstraße allein 18 Millionen Fixsterne, also Sonnen sichtbar hielt, die alle wieder Mittelpunkte solcher unermeßlich großen Sonnen-

systeme mit Erden und Monden sind. Und dies Alles ist doch nur was unserm, freilich bewaffneten Auge sichtbar wird. Wenn wir aber mit bewaffnetem Auge kaum 58,000 Fixsterne erhalten, wie groß werden die Zahlen der Weltkörper sein, die bei aller Ausbildung unserer Instrumente auch unserm bewaffneten Auge unsichtbar bleiben? Und dieser unendliche Raum, in welchem die großen Weltkörper doch nur wie einzelne Punkte schweben, ist er leer an Stoff? Nein! er ist des Stoffes voll, voll einer wahrscheinlich nicht selbst leuchtenden, unendlich fein zertheilten Materie, welche Widerstand leistend den Bahnen der leichten Kometen entgegengewirkt und ihre Umlaufszeit verkürzt, welche das Licht in besonderer Art innerhalb seines Laufes schwächt: einer ätherischen und kosmischen Materie, die als bewegt, trotz ihrer ursprünglichen Dünnheit als gravitirend, in der Nähe des großen Sonnenkörpers verdichtet, ja seit Myriaden von Jahren, durch ausströmenden Dunst der Kometenschweife vermehrt gedacht werden kann. (Humboldt.)

Dies ist eine übersichtliche Skizze von dem Stoffe, der von dem kleinsten Seetang und der Meduse des Meeres an bis zu dem kosmischen Aether die Räume des Weltalls erfüllt, eine Skizze, die ich bei der Nothwendigkeit mich zu beschränken, nicht weiter ausdehnen durfte, die aber immerhin die Unendlichkeit des Stoffes uns in einigen frappanten Zügen veranschaulichte. Aber dieser unendliche Stoff, ist er, wie die Schrift sagt, „wüst und wirre", ein ebenso unendliches Chaos? Nein! wohin unser Blick dringt, ist er geordnet, gegliedert, in beständiger Bewegung und Veränderung, in unaufhörlicher, aber genau geregelten Zusammensetzung und Auflösung vorhanden: nirgends gewahren wir ihn in wildem Durcheinander, in todter Erstarrung, und so unermeßlich er ist, so ist er doch gemessen, so zahllos, doch gezählt, denn an Zahl und Maß ist Alles gebunden. Das ist die Wirkung des Geistes, der nicht mehr „über den Wassern webt", sondern allen Stoff durchdrungen hat, beherrscht und immerfort gestaltet. Dieser Geist giebt sich zunächst durch die allgemeinen Gesetze kund, welchen aller Stoff unterworfen ist, nach denen er immerfort sich bewegt, verändert, zusammensetzt und auflöst, diese unveränderlichen Gesetze, welche die Sterne, deren Licht 2000 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, ebenso beherrschen, als die Feder, die im Luftzuge schwebt, diese Vernunftgesetze, denn wir können sie mit unsrer Vernunft be-

greifen, und haben sie sogar oft mit unsrer Vernunft deduzirt, bevor die Erfahrung selbst sie gelehrt hatte. Aber ich will hierauf nicht näher eingehen, ich will vielmehr, diese allgemeinen Gesetze zusammenfassend in eine Einheit, die wir Geist nennen, diesen den unendlichen Stoff beherrschenden und an ihm sich manifestirenden Geist in seinen großen Zügen charakterisiren, und hierbei vom Außen der Dinge nach innen gehen.

Auf diesem Wege stellt sich dieser Geist zunächst als der **Geist der Schönheit** dar, d. h. als der Geist, der in der Form jeglichen Dinges den Gedanken der Harmonie dieser Form in ihrer Ganzheit und in allen ihren Theilen ausgeprägt hat. Dreifaches ist es, was hierbei auffällt. Zuerst: in der Natur ist die Schönheit überall hingestreut. Nicht blos jener gestirnte Himmel ist schön, der den dunkeln Mantel der Nacht mit zahllosen Lichtern, die aus der ahnungsvollen Tiefe der Ferne aufflunkeln, besetzt — insonders dort, zwischen dem 50° und 80° südlicher Breite, wenn in kaum geahnter Pracht am tief dunkeln Himmel die majestätische Gestalt des südlichen Kreuzes auftaucht; nicht blos Thalatta, Thalatta! das endlos sich breitende, schwellende und sinkende Meer ist schön, sei es, daß ein Orkan seine Wogen zu Bergen und Abgründen peitscht, sei es, daß die geglätteten Wellen, die der Kiel des Schiffes in dunkler Nacht durchfurcht, in unabsehbarem Phosphorgeschimmer aufleuchten: nicht blos jene Riesenkörper der Alpen sind schön, wenn das Abendroth seine Strahlen über die ungeheuren Schnee- und Eisfelder gießt und die Kuppeln im rosigen „Alpenglühen" entzündet: nicht blos jene Landschaften sind schön, wo Berg und Thal, Wald und Fluß, Wiese und Busch die entzückendsten und abwechselndsten Reize entfalten; nicht blos der Mensch in seiner edelsten und lieblichsten Gestaltung, der mächtige Löwe, der buntgestreifte Tiger, das feurige Roß, der farbenleuchtende Kondor, die schöngezeichnete Schlange: nicht blos der buntfarbige Schmetterling, der schillernde Käfer, das gewundene Haus der Schnecke, die oft purpurn erglühende und schneeweiße Muschel: nicht blos die schlanke Palme, die stammesmächtige Eiche, die breitastige Buche: nicht blos die stolze Victoria regia mit ihren 15 Fuß großen Blättern und den prachtvollen weißen und rosenrothen Blüthen, das süße Dornröslein in Haide und Garten, die weiße Lilie, das bescheidene Veilchen: nicht blos der glänzende Krystall mit seinen regelmäßigen Formen, nicht

blos all dies, was alle Zeit vor den Augen der Menschen steht, ist schön. Auch da, wo Jahrtausende kein menschliches Auge sich öffnet, thronet die Schönheit. Jene mächtigen Eisgebirge am Nord- und Südpol, wo die ewige Stille nur durch das Krachen der Eisfelder, durch das Stürzen der Eisberge, durch das Brüllen des Meeres um die zerklüfteten und zerspringenden Eisfelsen unterbrochen wird, sie sind voll von erhabenster Schönheit, wenn die aufgehende Sonne von den Demantwänden zurückblitzt und die zahllos verschiedenen Thürme und Spitzen der Blöcke als gigantische Edelsteine in den mannigfaltigsten Lichtfarben glühen. Ich habe oben eine Meereslandschaft geschildert, einen unterseeischen Wald, wo zahllose Gewächse in den schönsten Formen und Farben, aber niemals einem menschlichen Auge erglänzen — aber um dahin zu gelangen, senken wir uns in das Meer selbst, welche Herrlichkeit der Farbenwelt! Das Blau des Himmels, das Licht des Tages verschwindet, aber ein feuriges Gelb umgiebt uns, dann kommt ein flammendes Roth, wie ein feuchtes Höllenmeer ohne Gluth; dann wird das Roth dunkler, purpurn, endlich schwarz, eine undurchdringliche Nacht. Aber auch in der Welt, welche unserm unbewaffneten Auge ganz und gar verborgen ist, blühet die Schönheit, und ein Schmetterlingsflügel unter dem Mikroskope, oder ein Blättchen, oder ein Stückchen Feder erschließt uns Gebilde von kleinstem Umfange, aber größter Formen- und Farbenschönheit. Hast du, mein Leser, schon Schneeflocken beobachtet? welche reizende Sechsecke in nie zu erschöpfender Formverschiedenheit, und glänzend wie Demant! Endlich auch da ist Schönheit, wo freilich die langandauernde Wiederholung Eines und desselben das Gemüth des Menschen zuletzt nicht blos fühllos, sondern auch trostlos macht. Man sieht eine ungeheure braune Ebene wie einen breiten, langen Strich vor sich liegen, mit dem der Horizont in gelblichen Streifen sich vermählt, kein Baum, kein Strauch, kein Hügel; im Vordergrunde eine verschlossene, hölzerne Hütte, die verlassen und verfallen scheint, sie lehnt sich mit der Seite an einen schilfum- und bewachsenen Sumpf, an dessen Rande ein Reiher auf einem Fuße steht, das einzige Leben in der weiten Landschaft, das ist — die ungarische Pußta nur hie und da von den täuschenden Wolkengebilden der Fata Morgana belebt. Aber ob die Karavane voll Bangens den Saum der Wüste betritt, der einsame Reiter sein Pferd auf den schmalem Pfad durch den endlosen

braunen Moor lenkt, oder auf die mit hohem Grase gleichförmig bewachsene monotone Fläche der Prairien oder Pampas, immer wird der erste Eindruck ein mächtiger, der Eindruck einer majestätischen Schönheit voll Erhabenheit und gigantischer Ruhe sein.

Wenn also das erste Moment, daß in der Natur die Schönheit konstant und konsequent, also als eine charakteristische Wesenheit des in ihr sich manifestirenden Geistes erscheint, ebenso in den für den Menschen unerreichbaren Höhen und Tiefen, wie in größten und kleinsten Reichen, die dem Menschen verschlossen sein sollten — so ist das zweite, daß diese Schönheit in der Natur niemals eine bloße Schönheit der Form ist, sondern überall zu gleicher Zeit charakteristisch hervortritt, d. h. einen bestimmten Gedanken ausprägt. Schon hierdurch spricht zu uns die Natur aller Zeiten und Orte, und für den, der Aug' und Ohr dafür offen hat, in sehr verständlicher, ja in der beredtesten, hinreißendsten Sprache; überall ist es der Geist, der aus den Gebilden der Natur uns anblickt und anredet, so daß wir uns in ihr niemals allein, niemals isolirt fühlen; und wenn irgend etwas in dem Menschen den ersten Begriff einer Gottheit hervorrief, so war es dies, daß die Natur nicht als eine Sammlung von todten, erstarrten Formen ihn umgab, sondern aus jeder Form schon der Geist mit einem charakteristischen Zuge ihn anrief. Auch hier brauche ich nicht etwa an die tausendfach nüancirten Gedanken zu erinnern, welche von Himmelsgewölbe, Gestirnen und Luft in ihren verschiedensten Erscheinungen ausgesprochen werden, von den Schrecken des Orkans an, der über Meer und Land, Himmel und Erde durchwühlend, dahinfährt, bis zu der goldnen Erschlaffung, wenn senkrecht die glühende Sonne vom ehernen Himmel in vollständigster Windstille ihre brennenden Pfeile schüttet, und bis zu der silbernen Erstarrung in den Regionen des ewigen Eises; nicht zu erinnern, welche charakteristische Gedankenverschiedenheit zu uns sprechen wird, wenn wir unter die gradlinien Säulen der Fingalshöhle, unter die steinernen Gebilde einer Stalakitenhöhle, oder in die süßen Schauern eines dichten Buchenwaldes eintreten; wenn wir in enger, tiefer Felsschlucht, die ein Waldstrom durchdonnert, durch die scheinbar übereinander stürzenden Wände und Blöcke nur einen schmalen Streifen Himmels erblicken, oder über das weite, hügel- und flurenwechselnde Gefilde, vom Silberbande des Stromes durchschnitten, den gerötheten und

vergoldeten Abendhimmel sich wölben sehen — ich brauche diese großen Erscheinungen der Natur nicht zu Hilfe zu rufen, denn schon jedes einzelne, jedes kleinste Geschöpf tritt in seiner besonderen Schönheit mit besonderen Gedanken charakteristisch an uns heran, und nicht umsonst wurde in grauester Vorzeit schon das kleine Veilchen das Sinnbild der Demuth, die weiße Lilie das der Reinheit, die immergrüne Myrthe der Unschuld, die Tulpe der prunkhaften Eitelkeit. Eine umfassende Charakteristik der Natur würde uns in dieser Weise durch das Reich aller Pflanzen und Thiere führen, und uns nicht blos am stolzen Fluge des Adlers und an der Majestät des Palmenwuchses, sondern noch am einfachsten und kleinsten Wesen den Gedanken nachweisen, den seinen Formen der Weltgeist aufgedrückt hat.

Und dennoch, und dies ist hier höchst wichtig, finden wir all diese Schönheit, all diese Fülle von Schönheit *nur an der äußersten Oberfläche der Dinge*. Sobald wir tiefer eindringen in das Innere der Wesen, ist der Zauber der Schönheit verschwunden. Heben wir von der entzückendsten Schönheit, und wäre es Apollo, Antinous oder Venus selbst, die Epidermis, diese dünne Schicht der Oberhaut ab, und wir wenden uns entsetzt ab, wir gewahren nur noch ein wirres Gemisch von Muskel und Sehnen, von Nerv und Gefäß, wie chaotisch untereinander laufend, von unschön gestalteten Knochen und Bändern, die grellsten Farben und Formen, höchstens, daß die indeß lange nicht vollständige Symmetrie der beiden Körperhälften zeigt, daß irgendwo Schönheit und Zweck zusammenstoßen und Eines werden. So in allen Thier- und Pflanzengebilden, in welchen, sobald wir die Oberhaut hinwegräumen, nur ein Gewirre zahlloser Zellen zurückbleibt. Wird doch selbst der blaue Himmel, wenn wir hineindringen könnten, zu endlosem, also form- und farblosem Raume, die funkelnden Planeten zu braunen nackten Erden, die lichten Wolken zu grauen, feuchten Nebelmassen, und was aus den goldenen Sonnen, wenn wir ihnen nahe kämen, würde — das wissen wir freilich nicht.

Hieraus geht aber als Resultat hervor:

1) daß, weil die Schönheit überallhin an *allen* Formen der Natur ausgeprägt ist, weil sie aber nur an der *Oberfläche* der Dinge haftet, sie eben ein bestimmt Gewolltes, ein wirklich und wesenhaft Bestehendes, also weder etwa

blos durch das menschliche Auge und für das menschliche Gemüth Existirendes, noch mit dem Stoff an und für sich von selbst Verbundenes ist;

2) daß, weil die Schönheit an allen Formen der Natur, aber in allen als ein besonders nüancirter und charakteristisch-pronouzirter Gedankeninhalt ausgeprägt ist, sie eine beabsichtigte Manifestation des Geistes in der Natur ist, indem nun mit aller Form ein geistiges Element, ein Gedankeninhalt verbunden ist und in ihr lebt, selbst an den Dingen, die ein eignes Geistesleben nicht haben[1]).

Gehen wir aber von der Betrachtung des Aeußern zum Innern: so erscheint uns hier der Geist in der Natur als **der Geist der Zweckmäßigkeit**, d. i. daß jedem Gebilde der Natur ein bestimmter Zweck einwohnt, und daß nun die ganze Einrichtung des Geschöpfes diesem Zwecke entspricht. Seit langer Zeit spricht man davon, daß die Natur eine lange Stufenleiter von Wesen bilde, die vom Unvollkommnern zum Vollkommnern ansteige. Es ist dies nur theilweise richtig. Allerdings giebt es höher und niedriger organisirte, mehr und weniger entwickelte Wesen; aber an sich ist jedes Wesen so vollkommen wie das andere, d. h. es entspricht eines wie das Andre in gleicher Weise dem Zwecke, zu dem es in seiner individuellen Weise geschaffen worden: es ist „Alles gut in seiner Art." Was für ein Wesen wir in Betracht ziehen, von der belebten Gallerte an, die nichts von Leben verräth, außer der Reizbarkeit bei der Berührung, bis zum Menschen, vom Sandkorn bis zum Weltkörper, dessen Lichtstrahl das Universum durchschneidet; jedes hat seinen bestimmten Gedanken zum Zwecke seines Daseins, und der Geist lebt in ihm als dieses bestimmten Gedankens Erfüllung. Gehen wir dann tiefer in das Innere des einzelnen Wesens, so sehen wir, daß nicht minder schon jeder einzelne, größere oder kleinere Theil, Organ, Glied dieses Wesens seinen Zweck und die demgemäße Einrichtung hat, um seiner Stellung im Ganzen nach, dem Zwecke des ganzen Wesens zu dienen. Ein großsinniger Engländer hinterließ einst eine ungeheure Summe Geldes, um damit die bedeutendsten Naturforscher zu besolden für Arbeiten, die sie, um die Zweckmäßigkeit aller Einrich-

1) In den Dingen, welche ein eigenes Geistesleben haben, wird mit diesem der Geistesinhalt ihrer Form konform sein, ihm korrespondiren.

tungen in der Natur zu erweisen, unternehmen würden, es gingen daraus die s. g. Bridgewaterbücher hervor: die ersten beiden Bände derselben allein enthalten eine Schrift des bedeutenden Anatomen Bell über die Zweckmäßigkeit der menschlichen Hand, dieser Hand, die ebenso durch die Zartheit, durch die oft erstaunliche Feinheit des Gefühls in den Fingerspitzen, wie durch die Freiheit ihrer Rotation und ihre Beweglichkeit, wie durch die oft enorm ausgebildete Kraft und Festigkeit ausgezeichnet ist, und nur durch die Verbindung dieser scheinbar so entgegengesetzten Eigenschaften das Werkzeug des menschlichen Geistes in Technik, Kunst und Wissenschaft werden konnte. Und was ist dennoch die Hand gegen das Wunder des Auges! Ich möchte nur Eines hervorheben, um die Wundersamkeit seiner Einrichtung zu charakterisiren, was schon dem alten Aristoteles aufgefallen, und noch kein Naturforscher erklären konnte: daß nämlich dieses Auge, das so feinfühlend ist, daß es kein Atom eines Staubkornes, eines Härchens ertragen kann, dennoch ganz unempfindlich gegen die Kälte ist, und, allein von allen Gliedern des Körpers, selbst in der Nähe der Pole unbedeckt bleiben kann, ohne gefährdet zu sein. Und gleiche Erfahrungen können wir bei allen Geschöpfen machen. Ich hebe noch ein Beispiel hervor. Die Pflanzen sind an den Ort gebannt, wo ihr Keim hinfiel, wo ihre Wurzel sich entwickelte. Sie sind also allen Angriffen zugänglich, sie können ihnen nicht entfliehen. Da ist denn nichts bewunderungswürdiger, als die sinnreiche Erfindungskraft, mit der diese Pflanzen dennoch oft mit den besten Waffen der Vertheidigung ausgerüstet sind. Wer hat es schon versucht, ein wildes Röschen im Walde zu pflücken, ohne daß seine Finger blutend sich zurückziehen mußten? Wir erinnern uns aus unserer Jugend, wie die Brennessel uns so schlimm mitspielte. Nun, der brennende Schmerz ist (nach Schleiden) von kleinen Härchen verursacht, deren jedes oben in einem Köpfchen endet, innen aus einer leeren Zelle besteht, die unten in einem, ätzendes Gift enthaltenden Säckchen endet. Der Druck auf die Härchen bei der Berührung des Blattes bricht die Köpfchen ab, die Spitze dringt in unsre Haut, zugleich macht der Druck auf die Zelle Gift aus dem Säckchen in die Wunde spritzen. So gleicht diese Einrichtung fast genau dem Giftzahn der Schlange, der vorn im Oberkiefer von einem feinen, an der scharfen Spitze sich öffnenden Kanal durchzogen ist, und etwas beweglich auf einer kleinen

Drüse sitzt, in der das Gift bereitet wird. Beim Beißen drückt der Zahn zurück auf die Drüse, aus der nun das Gift durch den Kanal des Zahnes in die Bißwunde spritzt. Und es giebt Brennnesseln, die ebenso gefährlich wie Schlangenbiß sind, wie das „Teufelsblatt" auf Timor, dessen Stich, wenn er nicht den Tod zur Folge haben soll, Amputation des verletzten Gliedes nothwendig macht. Das ist eine Vertheidigung der unbeweglichen Pflanze, wie sie keine eherne Waffenrüstung zu geben vermag, und man wird es seinerseits vorziehen, solchen Patronen aus dem Wege zu gehen.

Erheben wir uns nun vom Einzelwesen, so gewahren wir, wie alle Einzelwesen wieder durch Gemeinsamkeit und Aehnlichkeit der Anlage als Glieder eingeordnet sind einer Art, und in immer weiteren Kreisen der Gattung, der Klasse, ja einer umfassenden Wesenordnung zugesellt sind; wir gewahren, wie einer Lokalität, einem Klima, einer Zone bestimmte Arten an Thieren und Pflanzen anpassend zugetheilt sind, und zwar jeder Lokalität, jeder Zone für sich; wie endlich die Wesen eines ganzen Weltkörpers ein in sich übereinstimmendes, ich möchte sagen, harmonisches Ganzes bilden, das noch dazu nach den verschiedenen großen Entwickelungsepochen dieses Weltkörpers eine eigenthümliche, harmonirende Verschiedenheit darstellt. So kann es Keinem entgehen, wie die vorfluthliche Pflanzenwelt, deren Reste in den Braunkohlen zu Tage kommen, an gigantischer Größe und Einfachheit der Organisation in völliger Harmonie mit der vorfluthlichen Thierwelt steht, deren spärliche Reste in nie geahnter Größe uns Bewunderung und Entsetzen einflößen. So vertheilen sich die Pflanzenformen genau von der Palme der heißen Zone bis zu der rothen Schneealge der Eisfelder des höchsten Nordens in sicher sich scheidenden Vegetationsgürteln[1]), die sich dann wiederholen auf dem Rücken der höchsten Berge bis zu der ewigen Schneeregion auf deren Spitzen. Aber Irrthum ist es, wenn wir irgend einen Theil der Erde für zurückgesetzt halten: denn in der That kann mit der ungeheuren Lebensfülle der tropischen Gegenden die Eiswelt des Nordpols kühn um die Palme des Reichthums ringen, ob auch der oberflächliche Blick, erschreckt durch die Furchtbarkeit der Kälte und die Oede der langen Polarnacht, sie alles

1) Von Norden her das Reich der Moose, das Reich der Nadelhölzer, das der sommergrünen Laubhölzer, das der immergrünen Laubhölzer

Leben's baar vermuthen wird; denn was ihr an Vegetation abgeht, das ersetzt sie durch die unendliche Zahl und den Umfang des thierischen Lebens, zu dessen Erhaltung dort die sinnreichsten und mächtigsten Mittel angewendet sind.

Nur wenige Striche vermochte ich hier zu ziehen: denn nur Stunden stehen mir zu Gebote, wo Jahre der Rede Ende nicht finden könnten. Aber aus den noch so schwachen Andeutungen die weitere Folgerung als von selbst gegeben voraussetzend, sieht der Leser mit mir die unendliche Stoffesfülle, ausgebreitet durch ein für uns unbegrenztes Universum, aber vom Größten bis in das unsichtbare Kleinste in der Form vom Geiste der Schönheit, in dem Wesen und dessen Organisation vom Geiste der Zweckmäßigkeit beherrscht, geordnet, gestaltet. Die Schönheit, das ist der Gedankeninhalt der Form, die Zweckmäßigkeit, das ist der Gedankeninhalt des Wesens und seiner Organisation. Schönheit und Zweckmäßigkeit sind die beiden Manifestationen des Geistes an und in allen Dingen, an und in dem Stoffe, der die wahrnehmbare Unterlage der Dinge bildet. Ja, fragen wir nunmehr am Schlusse unserer Betrachtung noch einmal: was ist Stoff? Er ist nichts Anderes als nach allgemeinen Gesetzen in verschiedenen Maßen und in verschiedener Dichtigkeit verschieden aneinandergefügte, adhärirende Elementaratome, so im Weltkörper, so im Mineral, in der Pflanze, im Thier. Aber diese mehr oder minder zusammengeballten Elementaratome [1]) können nur zum Wesen, welcher Art dies sei, werden, indem ihnen der Geist einen Gedankeninhalt der Form, die Schönheit, und einen Gedankeninhalt des Wesens, das ist der Zweck, und der Organisation, das ist die Zweckmäßigkeit, giebt. Und darum ist es, und trotz aller Versuche in alter und neuerer Zeit, beibt es ein Unsinn, Stoff und Gedanke, Stoff und Geist zu identifiziren, für Eines zu halten. Nein! Diese Elementaratome können durch sich selbst weder einen Gedanken der Form, noch einen Gedanken des Wesens und der Organisation haben — sie müssen ihn empfangen vom Geiste, vom, die Elementaratome nach seinen Gedanken ordnenden und gestaltenden Geiste.

1) Bekanntlich kennt die Chemie jetzt über siebenzig Grundstoffe oder Elemente; aber insonders vier sind es, aus welchen die organischen Dinge bestehen: Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff.

Ja, die Natur spricht zu Allen, die vorurtheilslos an sie herantraten, in der leuchtenden Sonne, wie im kleinsten Maaßliebchen, Käfer oder Schneeglöckchen: die Schönheit meiner Form, der Zweck meines Wesens und die Zweckmäßigkeit meiner Einrichtung sind die Gedanken des Geistes, der in allem Sein sich manifestirt, unverkennbar, deutlich, sicher.

IX.

Stoff und Geist in der Menschheit.

Der Mensch ist ein Geschöpf der letzten Erdrevolution; während die Reste der Thiere und Pflanzenwelt vorfluthlicher Schöpfung ein ziemlich genaues Bild dieser geben, sind noch niemals Reste von Menschen ausgegraben worden, welche nicht der geschichtlichen Zeit angehörten.

Es ist bekannt, daß gegenwärtig nach der Annahme der Statistiker in jeder Sekunde ein Mensch geboren wird, und ein Mensch seinen letzten Athemzug ausstößt. Denn bei 1000 Millionen Menschen, die jetzt auf dem Erdball lebend angenommen werden — statistische Genauigkeit ist natürlich erst bei dem kleineren Theile der Völker möglich — und bei der durchschnittlichen Lebensdauer von 33 Jahren kommen 30 Millionen Geborener und Sterbender auf das Jahr, 82,190 auf jeden Tag, 3424 auf jede Stunde, 57 auf jede Minute. Solch' eine Ernte hält der Tod immerfort unter diesem höchsten Wesen der Erdenschöpfung — aber eben so unerschöpflich ist die Schöpferkraft selbst. Ja, diese ist noch gewaltiger, denn wie das Menschengeschlecht nur allmälig zu dieser Höhe herangewachsen, so findet noch immer ein wachsender Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle statt, insonders bei den zivilisirten Nationen, bei denen die Geburten zahlreicher sind, die Sterblichkeit aber geringer, die allgemeine Lebensdauer also steigend ist: eine Erfahrung, welche, früheren Voraussetzungen gutmüthiger Freunde der rohen Natur gegenüber, welche eine Abnahme der Lebensdauer verkündeten, die neueste Zeit bewährt hat, und die ihren Schlüssel besitzt in der Verbesserung der Nahrungsmittel, in größerer Reinlichkeit, in den dadurch bewirkten geringeren Krankheitsanlagen, namentlich für ver-

wüstende Pestilenzen, wie in der Verminderung der rohen Eigenschaften und Gewaltsamkeit und in der Steigerung der Intelligenz und der dadurch bewirkten geistigen Regsamkeit und Frische. Die einmal aufgetauchte Befürchtigung, als ob die Mutter Erde zuviel der Kinder habe und an Uebervölkerung leide, ist dadurch als eine eitele erkannt; wir wissen, daß die Erde vielleicht eine zehnmal so große Bevölkerung mit Leichtigkeit ernähren könnte, und daß, wenn irgend eine lokale Uebervölkerung eintritt, tausend Räume sich öffnen, um die Sendlinge der alten Kultur aufzunehmen.

Ueberschauen wir nun diese Masse von 1000 Millionen Menschen, die von 30 zu 30 Jahren durch eine eben so große Anzahl von ihrem Posten auf Erden abgelöst wird, überschauen wir sie mit Einem Blicke, so stellt sich uns ein sehr eigenthümliches und scheinbar widersprechendes Schauspiel dar: wir sehen alle diese Millionen eines und desselben Wesens in die unendlich mannigfaltigsten Individuen auseinandergehen, so daß die ganze Menschheit nur eine große Sammlung von Einzelnen scheint, die *sämmtlich* **besonders** sind, und wir sehen dennoch alle diese Individuen durch Aehnlichkeiten zu kleinen, dann größeren und immer größeren Gruppen zusammenwachsen. Verfolgen wir dies etwas genauer.

Diese ungeheure Masse der Menschen stellt sich zunächst in zwei *Geschlechtern* dar. Die Verschiedenheit des Mannes und des Weibes ist keine blos äußerliche, und nicht nur das Schroffe und Eckige der Formen beim Manne, und das Sanfte, Graziöse beim Weibe, und die bedeutendere Größe, die der Mann erreicht, sondern auch die kräftigeren Muskeln und die diesen entsprechenden nervigen Sehnen bilden einen wesentlichen Unterschied des Mannes vom Weibe. Am Kopfe ist der Gesichtstheil im Verhältniß zum Schädeltheile bedeutender beim Manne entwickelt. Vor Allem ist aber bei ihm Hals und Nacken umfangreicher, der Brustkasten entschieden weiter und besonders die Schultern breiter und höher nach oben, weshalb die größere Breite des Körpers beim Manne in den Schultern, beim Weibe in den Hüften liegt. Beim weiblichen Körper sind die flüssigen Theile, beim männlichen die festen Theile überwiegend, so daß z. B. das Skelet dort nur $^{8}/_{100}$, hier $^{10}/_{100}$ des ganzen Körpergewichts hat; im Blute des Weibes herrscht mehr Wassergehalt und Eiweiß vor, in dem des Mannes mehr Kruor, Faserstoff, Eisen- und Salztheile. Die Muskelkraft ist beim Manne

entschieden stärker, im ausgewachsenen Zustande um das doppelte, wesentlich auch wegen der energischeren Nervenwirkung. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß das weibliche Gehirn im Verhältniß zum übrigen Körper bedeutender ist, als das männliche, ebenso das Gehirn im Verhältniß zu den Nerven, auch hat das Weib mehr Rückenmark, so wie einzelne Nervengeflechte bedeutend stärker; das Nervensystem des Weibes ist viel reizbarer als das des Mannes. Im Allgemeinen ist beim weiblichen Geschlechte das Leben dauerhafter als beim männlichen, so daß, obgleich mehr Knaben als Mädchen geboren werden (105: 110), bei allgemeinen Volkszählungen sich immer mehr weibliche, als männliche Individuen herausstellen, nämlich ungefähr 110: 100. Merkwürdig, aber durch die körperlichen Prozesse erklärlich ist es, daß die Sterblichkeit beim Manne bei der Geburt und bis zum 7., dann vom 15–30., dann wieder vom 45—55. Jahre größer, hingegen beim Weibe vom 7. bis 15. und 30—45 Jahre größer. Im allgemeinen werden mehr Weiber als Männer alt — auf 100 Männer über 100 Jahre kommen 155 Weiber solchen Alters; jedoch Beispiele des höchsten Alters vom 120. bis 180. Jahre sind fast ausschließlich aus dem männlichen Geschlechte. Endlich ist nach den Angaben bewährter Aerzte der Todeskampf in der Regel beim Manne viel heftiger als beim Weibe.

Unterhalb des Geschlechts erscheint die Menschheit zunächst in verschiedenen Racen. Es ist eine alte Frage, ob das Menschengeschlecht von Einem Menschenpaare, oder von mehreren abstammt. Eine lange Zeit hindurch verneinte man das Erstere, indem man nur die Extreme in der Farbe und Gestaltung der s. g. Racen einander gegenüberstellte, deren man nach Blumenbach fünf annahm: die kaukasische, mongolische, amerikanische, äthiopische und malayische, oder in neuerer Zeit mit Prichard sieben: die iranische, turanische, amerikanische, der Hottentotten und Buschmänner, der Neger, der Papuas und Alfurous; und indem man allerdings nachwies, daß diese Racen, sobald sie sich unvermischt erhalten, Jahrhunderte lang in fremdem Klima, unter einer fernen Sonne unverändert bleiben, z. B. die Holländer am Kap der guten Hoffnung, die Neger im nördlichen Nordamerika. Allein je weiter wir in der Länder- und Völkerkenntniß gekommen, desto mehr zeigte es sich, daß es außerordentlich viele Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaus giebt: daß von einem Volksstamm zum anderen die Hauptverschiedenheit sich abschwächt, so daß

z. B. schwarze Hautfarbe, wolliges Haar und negerartige Gesichtszüge keineswegs immer mit einander verbunden sind; daß eine Menge Verschiedenheiten, die man sonst annahm, z. B. die des Gehirns gar nicht vorhanden; endlich, daß sämmtliche s. g. Racen der Menschen sich fruchtbar paaren, und in den dadurch erzeugten Bastarden sich fortpflanzen, alles Dies erweist die Einheit des Menschenstammes. Die Racen sind Formen einer einzigen Art, nicht Arten eines Genus; denn wären sie das Letztere, so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar sein, wie dies bei den Arten der Thiere der Fall ist. So Johannes Müller, der große Anatom. Nichtsdestoweniger wäre es abgeschmackt, die Verschiedenheit der Menschenracen leugnen zu wollen, und z. B. einen Neger, einen Kalmücken, einen Engländer und eine amerikanische Rothhaut für identisch auszugeben; und ebenso wenig läßt sich die Einwirkung des Klima's und des Bodens auf die körperliche Beschaffenheit des Menschen verkennen, wir sehen den schwarzen Neger unter der Gluthsonne des Aequators, nirgends unter dem schwachen Strahle der Polarsonne heimisch; für den rothbraunen Menschen Amerika's und den Bewohner der malayischen Halbinsel haben wir Analoga in den zonischen Verhältnissen ihrer Heimath. Die Erklärung liegt also folgendermaßen vor uns klar; in der ersten Zeit des Menschengeschlechts hatte dies, wie damals auch die Pflanzen- und Thierwelt, noch eine größere Bildsamkeit, ein Formschwanken, in welcher Periode die klimatischen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß übten und somit einen dauernden Charakter der Racenverschiedenheit hervorbrachten, der endlich stationär wurde.

Unterhalb dieser Racen erscheinen wieder die Massen der Individuen als Völker in den Verschiedenheiten dieser, die Völker, die in ihrem Ursprunge offenbar auf der Familie beruhen, aus der Familie hervorgegangen sind. Die Verschiedenheit der Völker in ihrem körperlichen Typus ist nicht zu verkennen, und selbst die höchst gespannteste Kultur und die engste Kommunikation unter den Völkern wird ihn nicht verwischen; er besteht nicht blos in der Physiognomik des Gesichtes, in dem Teint der Haut, in der Farbe und dem Schnitt der Augen, sondern auch in der Größe der Gestalt, in den Verhältnissen der Glieder zu einander, in der Muskulatur, in der Beschaffenheit des Blutes und dessen Zirkulation, in der Reizbarkeit des Nervensystems. Es ist

aber auch selbst schon in alten, lange unvermischt gebliebenen Familien ein charakteristischer Typus leicht zu erkennen, und in der Regel geht ein s. g. Familienzug durch Verwandte von gleicher Abstammung charakteristisch und auffällig genug. Daß aber alle diese, in äußeren Erscheinungen der Körperbildung sich erkennbar machenden Verschiedenheiten überall mit der innern Körperbeschaffenheit im engsten Zusamenhange stehen, und zugleich in Textur, Muskulatur, Blut, Nerven, ja in ganzen Organen bestehen, ersieht man nicht blos aus krankhaften, sondern überhaupt z. B. aus den gemeinsamen körperlichen Familien- und Nationalanlagen, wie: zur Skrophulosis, zur Phthisis, zur Entzündbarkeit, zum Fettwerden oder dessen Gegentheil, zur Beweglichkeit oder zur Trägheit u. s. w. Vergleicht man hier Bergvölker mit den Nationen der Ebenen, Stämme, die an den Küsten des Meeres wohnen, mit solchen, welche die Sandmeere des Landes, die Wüsten, durchschreiten, Geschlechter, die unter den verkrüppelnden Tannen des Nordens, mit denen, die unter den hohen Fächern der Palmen wandeln, so kann der Einfluß des Klimas und des Bodens nicht geläugnet werden, und wenn Hegel einwendet, daß ja da jetzt Türken wohnen, wo ehemals Griechen wohnten, so kann man dies (mit Gruppe) schon durch die Bemerkung beseitigen, daß der Charakter der Türken auf einem anderen Boden gewachsen, selbständig und erhärtet war, und wir fügen hinzu, daß Boden und Klima sich ebenfalls nicht den Veränderungen der Geschichte entziehen.

Durch Nichts wird aber die Verschiedenheit der Völker bestimmter zur Erscheinung gebracht, als durch die Sprache. So viel man über den Ursprung der Sprache nachgedacht, zuletzt mußte man diese immer wieder als ein Erzeugniß der unmittelbaren Natur des Menschen anerkennen, da der Ursprung der Sprache jeder Entwickelung des Verstandes, jeder Entfaltung der Gefühle, des Geschmacks, der Konvenienz vorangeht, und sie dann fernerhin gleichen Schritt mit diesen hält. (1. Mos. 2, 19. 20.) Eine nähere Prüfung zeigt uns nun, daß die Beschaffenheit der Sprachorgane auf die Sprachlaute einer Sprache sehr bedeutenden Einfluß geübt hat, und daß das Klima, insonders die Beschaffenheit der Luft, die heitere Himmelsbläue oder eine trübe Dampfathmosphäre einer Insel, die Majestät einer unwandelbar ruhigen Natur oder die ewige Unruhe eines den Winden ausgesetzten Platzes, von entschiedener Wirkung auf die Sprachen war und ist. Die vielen Gutturallaute

der morgenländischen, die vielen Zischlaute der slavischen Sprachen, die gehäuften Konsonanten der einen, die gehäuften Vokale der anderen Sprache u. s. w. geben den Beweis hierfür. Bei aller Verschiedenheit der Sprachen ist es nun merkwürdig, wie viele Sprachen in ihrer Grundlage übereinstimmen und auf einen gemeinsamen Ursprung der Völker hinweisen[1]). Ziehen wir die afrikanische und amerikanische Menschheit in diesem Betracht ab, so sehen wir, wenn wir den Sprachen als Leitfaden folgen, aus dem großen Gebirgsstocke Mittelasiens, wo die Wasserscheide der süd- und nordasiatischen Ströme ist, zu dreifacher Zeit eine dreifache Völkerfamilie hervorbrechen. Die Eine in urältester Zeit[2]) wendet sich nach Osten und füllet die großen östlichen Ebenen Asiens, namentlich China und Japan, aus; die zweite[3]) bricht später hervor und besetzt die Ebenen von Westasien zwischen dem Euphrat und Tigris, dringt südwestlich nach Syrien und Arabien, in das Nilthal und über das Gebirge in Aethiopien hinein; endlich der dritte Völkerstrom[4]) wälzt sich wiederum später theils südlich in die indischen Halbinseln, theils nordwestlich zunächst nach Persien, dann theils nach Kleinasien, über den Hellespont nach Griechenland und Italien, theils nach Georgien, über den Kaukasus längs des schwarzen Meeres westlich nach Germanien und Skandinavien, Gallien und Hispanien, und nördlich nach den Ländern der Slaven. Alles dies wird uns von der Verschiedenheit und der Aehnlichkeit der Sprachen erwiesen. Der früheste Ausbruch der Ostasiaten hielt ihre Sprachen, chinesisch, japanisch u. s. w., auf der tiefsten Stufe der Kindlichkeit bis heute unentwickelt fest, nämlich der Einsylbigkeit aller ihrer Wörter. Der Chinese hat eigentlich keine Konjugation, keine Flektion, sondern drückt diese durch besondere Wörter aus, oder er wiederholt dasselbe Wort, wie Mu Baum, Mu-mu Gebüsch, Mu-mu-mu Wald bedeutet; er hat überhaupt nur 1500 Wörter, und giebt einem und demselben Worte durch die verschiedensten Töne den verschiedensten Sinn; z. B. Tßin Herr und Tßin Sohn; die Laute b, d, r, x fehlen ihm ganz.

1) Dies widerspricht der obengegebenen Ansicht, daß die Völker aus der Familie hervorgegangen, nicht im Geringsten, indem eben diese, Völker begründenden Familien aus einem Volke wieder hervorgegangen.

2) In der Schrift Kain.

3) In der Schrift Schem und Cham.

4) Zum Theil der Japhet der Schrift (Japetos der Griechen.)

— Diesem am nächsten steht der zweite Völkerausbruch, die Sprachen der westasiatischen Ebenenvölker, die semitischen, unter denen das Hebräische die älteste Schriftsprache ist, und zu denen auch die altegyptische Sprache gehörte, wie man aus dem Koptischen und Aethiopischen ersieht. Hier hat sich die Einsylbigkeit der Wörter zur Zweisylbigkeit der Wurzel erhoben, die Flektion ist dadurch ausgebildeter, daß die Partikel sich zu Vorsetz- und Anhängesylbe verkürzte; der Wörterschatz ist größer, und hat sich besonders zu einer reichen Synonymik erweitert. Allein die Fähigkeit, Wörter zusammenzusetzen, ist noch sehr gering, am leichtesten noch in Namen. Hingegen zeigen sie eine Annäherung an die dritte, größte Sprachengruppe darin, daß eine Menge Urwurzeln in beiden sich gleich erweisen. Dieser dritte große Völkerausbruch endlich umfaßt in gleicher Weise das Sanskrit und Prakrit der Inder, das Zend der Altperser, die griechische und lateinische, die sämmtlichen germanischen Sprachen, die aus jenen und diesen entsprungenen romanischen, endlich die slavischen Sprachen. Denn in allen diesen Sprachen werden die Sylben nicht gezählt und bestehen die Wurzelwörter aus ein-, zwei-, drei- mehrsylbigen Wörtern; sie drücken Genus, Numerus, Kasus, Modus, Tempus u. s. w. durch Veränderung der ersten und letzten Sylben aus; sie besitzen sämmtlich die Fähigkeit durch Zusammensetzung eine ungeheure Zahl neuer Wörter zu bilden; sie haben Alle einen mannigfaltigen Periodenbau, und bauen durch Konjunktionen, Adverbien und Partizipien die verschlungensten und komplicirtesten Sätze auf. Endlich findet sich in allen diesen Sprachen eine außerordentliche Menge Wörter, die gleichen Stammes sind. Ich will aus der Unzahl von Beispielen nur Eines geben, weil es den ersten Grundbegriff des Menschen betrifft; im Sanskrit heißt „ich bin" asmi. „du bist" assi, „er ist" asti, im Griechischen εἰμι, urspr. ἐσμι. εἰ urspr. ἐσσι, ἐστι, u. s. f. Das Gepräge des Urältesten hat unter diesen Sprachen die Zend- oder altpersische Sprache bewahrt, weil gerade die Altperser am Spätesten aus dem Gebirge hervorbrachen. Unter den griechischen Dialekten sieht der aeolische am Aeltesten aus, und der hat gerade die meiste Aehnlichkeit mit dem Lateinischen. Die germanische Sprache spaltete sich in viele Dialekte, den allemannischen und sächsischen, den gothischen und fränkischen, und in neuerer Zeit sind die dänische, skandinavische, holländische Sprache ihre Töchtersprachen. Aus dem Verderbniß des Lateinischen und der Beimischung

germanischer Elemente sind die romanischen Sprachen hervorgegangen, die spanische und portugiesische, die italienische und französische, welche Letztere von den Franken des Germanischen am meisten erhalten hat. Als jüngster Auswuchs ist endlich die englische Sprache zu nennen, die ein Gemisch des Alt-Brittischen, Deutsch-Sassischen und Normännisch-Französischen ist. Bei einem also gemeinschaftlichen Ursprung aller dieser Sprachen haben sie sich dennoch in die entschiedensten Verschiedenheiten getrennt; und nicht zu vergessen ist, wie jede dieser Sprachen wieder in sehr viele Dialekte ausläuft, Dialekte, die vorzugsweise ihren Charakter, ihr Gepräge aus der Lokalität gezogen haben.

Dies also ist die ungeheure Stoffmasse, welche wir Menschheit, Menschengeschlecht nennen. Wir sehen einerseits die Gesammtmasse durch die charakteristischen Verschiedenheiten in zwei Geschlechter, diese in so und so viel Racen mit ihren Zwischenstufen, diese in eine große Zahl Völker, diese in zahllose Familien, und diese endlich in durchaus verschiedene und für sich bestehende Individuen zerfallen — wir sehen andrerseits diese Masse durchaus verschiedener und für sich bestehender Individuen durch bestimmte und bedeutendste Aehnlichkeiten sich zu Familien, diese zu Völkern, diese zu Racen, diese zu zwei Geschlechtern, und endlich auch diese zu einer Einheit der Menschheit vergesellschaften, vereinigen. Wir sehen einerseits die Verschiedenheiten, durch welche diese Unterscheidungen stattfinden, andrerseits diese Aehnlichkeiten, durch welche diese Vereinigungen bewirkt werden, wesentlich schon in ihrer körperlichen Beschaffenheit begründet, überall schon von äußeren und inneren körperlichen Eigenthümlichkeiten getragen. Sind wir nun im Stande, in dieser scheinbar sich widersprechenden Erscheinung einen leitenden und beherrschenden Gedanken zu finden? Allerdings.

Bei genauerer Prüfung stellen sich uns nämlich drei verschiedene Gedanken vor.

Ist es das Ziel der Menschheit, in lauter völlig verschiedene und isolirte Individuen zu zerfallen, so daß jene nur wie eine Sammlung von Millionen Menschenatomen sei? Sicherlich nicht, dem widerspricht die ganze Geschichte, dem die Natur jener Aehnlichkeiten. Es wäre dies gerade die unterste, rohste Stufe des menschlichen Daseins.

Oder: ist es das Ziel der Menschheit, in eine kompakte Einheit zusammenzuwachsen, in welcher jede Individualität aufhört, so daß jene nur wie eine Sammlung völlig gleicher Krystalle sei? Wiederum nicht, dem widerspricht die ganze Geschichte, dem die ganze Natur des Menschen, die Natur jener Verschiedenheiten; so viel man auch schon von dem Nivelliren und Gleichmachen durch die Zivilisation gefabelt hat. Vielmehr ist das einzig Richtige:

> Das Streben und Ziel des Menschengeschlechtes ist, das Individuum, den Einzelmenschen zur möglich höchsten Entfaltung seiner selbst und zugleich die Menschheit zur möglich größten Einheit zu bringen.

Erweisen wir uns dies.

Man hat häufig die Forderung gestellt, daß man die Frauen emanzipire, d. h. daß man das weibliche Geschlecht dem männlichen in Erziehung, Beschäftigung, Pflichten und Rechten völlig gleichstelle. Allein wie die körperliche Natur beider Geschlechter verschieden ist, wie das Weib durch ihre körperlichen Prozesse, die Menstruation, die Schwangerschaft, das Säugungsgeschäft immer auf längere Zeit an wirklichen, ernsthaft geistigen oder sehr angreifenden körperlichen Beschäftigungen verhindert und darin unterbrochen wird: so findet allerdings auch eine geistige Verschiedenheit der Geschlechter statt. Im Weibe herrscht die Empfindung vor, im Manne das denkende Wesen. Das Weib hat größere Empfänglichkeit für geistige Eindrücke, aber sie schwinden schneller. Das Weib hat rascheres Urtheil, aber es geht nicht in die Tiefe; sie ist wankender, er fester, beständiger; sie ist eiteler, er stolzer. Die Geschichte erweist, daß das Weib in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften und Künste schon Schönes und Ausgezeichnetes geleistet hat, daß aber das ausgezeichnete Weib es nie so weit brachte wie der ausgezeichnete Mann, und bei Weitem seltener ist. Trotz möglichster Freiheit in der Erziehung bewährt es sich jeden Augenblick, daß das Weib geeignet ist, die speziellere Sorgfalt für die Familienglieder zu tragen, der Mann für die Familie als Ganzes, für die Subsistenzmittel, den Schutz und die Sicherheit der Familie. Das Weib begründet das innere Familienverhältniß, der Mann das äußere Familienverhältniß, er begründet die Gesellschaft, den Staat. Es ist aber eine Wahrheit, daß, je gebildeter, je mehr geistig kultivirt das Weib ist, selbi-

ges, wenn es dabei seine Kräfte nicht auf's Spiel gesetzt und seine eigentliche Bestimmung nicht verkannt hat, desto besser die Erziehung der Kinder, so wie das Haus- und Familienwesen zu leiten im Stande ist. Stets aber, wenn sich das weibliche Geschlecht von seiner eigentlichen Bestimmung entfernt, hat es durch Schwächlichkeit und Kränklichkeit dafür zu büßen; wie z. B. in Frankreich die Zahl der geisteskranken Frauen die der geisteskranken Männer fast um das Doppelte übertrifft, während in anderen Ländern es umgekehrt der Fall ist. Gerade dadurch zeigt sich als das allein Richtige: daß die wahre Emanzipation des Weibes nicht in Gleichheit der Beschäftigung, der Pflichten und Rechte mit dem Manne besteht, sondern darin, daß das Weib wie der Mann die höchste Entfaltung innerhalb *ihrer* natürlichen Begabung, innerhalb ihrer natürlichen Verschiedenheiten und Geschlechtsindividualität anstreben.

Aehnlich verhält es sich mit den seit ältester Zeit wiederholten Behauptungen von höheren und niederen Menschenracen, aus denen z. B. selbst Aristoteles die Berechtigung zu Freiheit und Sklaverei für die verschiedenen Menschenstämme systematisch herleitete. Man sah es bis zur neuesten Zeit als eine Natureinrichtung an, daß die Neger dienen, daß die Rothhäute den Weißen weichen — nun, man braucht nicht so weit zu suchen, es giebt noch im Herzen von Europa genug Leute, welche sich über Bürger und Bauer von Natur wegen erhaben dünken. Was ist hierin der Irrthum? Daß es sowohl bildsamere, als höher gebildete, durch geistige Kultur veredeltere Menschenracen und Volksstämme giebt, müssen wir einräumen. So wenig aber die Jahrhunderte lange Herrschaft von Patriziern erweist, daß diese edlerer Natur als die Plebejer sind, wie vielmehr mit dem Augenblicke, wo für die Plebejer die gleichen Bedingungen bestehen, eine Anzahl der bedeutendsten Menschen aus ihrem Schooße hervorquillt, jene also nur durch die geschichtlichen Verhältnisse höher gebildet, früher *veredelt*, aber nicht an sich *edler* erscheinen — also auch bei den Menschenracen und Volksstämmen. Als Pizarro in Peru, als Cortez in Mexiko eindrang, trafen sie einen so entwickelten, veredelten Menschenstamm, wie ihn die Indianerstämme der westindischen Inseln niemals zu versprechen scheinen: unter den Stämmen des Westens nehmen noch heute die pferdebändigenden Comanches einen hohen Platz durch ihren edelen, ritterlichen Charakter ein; unter den Völkerschaften der großen mittelasiatischen Steppen

werden die Tscherkessen wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Würde und sittlichen Strenge gerühmt; und so, welche Menschenrace wir in Betracht ziehen, zeigt es sich, daß es unter ihnen, selbst unter den Negervölkern, Völkerstämme giebt, welche zu der reinsten, sittlichsten Entwickelung, zu einer Stufe des Adels und der Würde sich erhoben haben, die Bewunderung erregt, und die erweist, daß es durchaus keine absolut niedrige und unbegabte Menschenrace giebt. Humboldt sagt[1]): „Alle Menschenracen sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt."

Um so klarer erscheint es nun aber, daß es die Aufgabe jedes Volkes ist, seine Individualität zur höchsten Blüthe und Entwickelung zu bringen, und Alles was es mit der Begabung seines besondern Volksgeistes und Volkscharakters erreichen kann, zu erzielen. Die Geschichte entrollt uns hier ein großes Gemälde, das freilich tausend Lücken und unerkannte Stellen hat. Sie lehrt uns, wie dieser besondere Volkscharakter sich zu einer bestimmten Volksaufgabe gestaltete, an deren Lösung es seine höchsten Kräfte verwendete, und daß alle diese einzelnen Erscheinungen in einander greifen, daß daraus wie ein Ganzes sich macht. Ein jedes Volk erscheint wie ein Buchstabe des großen menschengeschlechtlichen A B C. Was ist nicht Alles an uralter Kunst und Wissenschaft aus Indien und Egypten gekommen; wie reihten sich an diese die Hebräer mit der welterleuchtenden „religiösen Idee", die Phönizier mit der weltverbindenden Schifffahrt, die Griechen mit weltgestaltender Kunst und Wissenschaft, die Römer mit weltbeherrschender Kriegs-, Rechts- und Staatswissenschaft: so im Alterthum, und so vermögen wir auch in der neuern Welt jedem Volke seine besondere geistige Natur, seinen Beruf, seine Aufgabe nachzusagen und zu bezeichnen. Hier tritt uns aber eine besondere Erscheinung entgegen. Jede Aufgabe eines Volkes an sich ist eine unendliche und gar nicht zu erschöpfende. Wer kann sagen, wo die Kunst aufhört, wer, wo die Wissenschaft ihr Ende, wer, wo die religiöse Idee ihren Abschluß hat u. s. w. Es kann also kein Volk seine Aufgabe völlig lösen; es kann kein Volk an seiner Aufgabe sterben. Und woran verenden dennoch die Nationen? Warum ist

1) Kosmos I. S. 385.

dieses Griechenvolk unter demselben Himmel zu dem erbärmlichsten Schemen seiner selbst verschrumpft? Warum beugten diese Römer in demselben Rom ihren Nacken den Füßen der schändlichsten, schwächlichsten Imperatoren, und verflogen wie Spreu mit all' ihrer Kriegskunst vor den regellosen Haufen der germanischen Horden? Warum löste sich der slavische Vorkämpfer, der Wien, d. i. Europa vor den Türken gerettet, dieses Polen in Splitter auf? Die Antwort ist: weil die sittliche Kraft allein den Bestand der Nationen regelt und bewirkt. Dieser Satz, den auszusprechen in unserer Zeit ein gewisser Heroismus gehört, weil er als großväterisch verhöhnt wird, klingt seinen Verhöhnern höhnisch aus ältester und neuester Zeit entgegen. Es hat noch kein Volk, dem die sittliche Kraft ausgegangen, einen Höhepunkt in der Menschheit erreicht, und noch hat kein Volk in seiner sittlichen Blüthe unterlegen. Hat ein Volk seine sittliche Würde und Kraft verloren, so helfen auch keine Revolutionen, keine künstlichen Spannungen und galvanischen Reize — der Ausgang dieser wird die Herrschaft des energischesten oder des pfiffigsten Abenteurers sein, weil die sittliche Entnervung des Volkes nichts Anderes erträgt und zuläßt. Dies ist der Schlüssel zu allen großen Erscheinungen der Weltgeschichte in Babel und Susa, wie in Memphis und Jerusalem, in Athen und Rom, wie in Warschau und Paris. Es existirt keine einzige Ausnahme davon.

Sehen wir aber, wie es Ziel und Zweck der großen Individualitäten in den Geschlechtern, Racen und Völkern ist, ihre Besonderheit zur höchsten Entfaltung zu bringen, so kann dies nur um desto sicherer von allen Individuen ausgesagt werden, da in diesen das nie rastende Ich von selbst darauf dringt, da dieser persönliche Wille, diese nie zu erdrückende Schaffkraft, so wie ihr Gegensatz die immerfortige Bildsamkeit innerhalb gegebener Verhältnisse es gebieterisch fordern. Um so irriger und verwerflicher waren jene nunmehr begrabenen Versuche in kommunistischen und sozialistischen Gesellschaften das Individuum auszurotten, wie im Gegensatz nicht minder zu aller Zeit dem absoluten Despotismus der Mensch widerstand, wenn er zu Millionen gleichförmiger Nullen hinter der Eins des Despoten werden sollte.

Aber indem es das unaufhörliche Streben des menschlichen Geschlechts ist, sich in zahllosen größeren und kleineren Individuali-

täten zur besondern Entfaltung zu bringen; wird die gesammte Menschheit von der Idee beherrscht und getrieben, eine immer größere und innigere und vollständigere Einheit zu bilden. Wilhelm von Humboldt sagt: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit' das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln." Es ist dies wahr, aber noch einseitig, wir müssen es vollständiger fassen. Ich erinnere von der einen Seite an die äußerlich und innerlich seit ältester Zeit immerfort wachsende Verbindung unter allen Gliedern der Menschheit, in allen Gegenden der Erde, und die in der neuesten Zeit durch Dampfkraft, Telegraphie und Schnellpresse eine so große Entwickelung erreicht hat: ich erinnere, wie durch die wachsende Verbindung, Verästelung und Verwickelung der Verhältnisse, namentlich durch das Ineinanderleben der Industrie- und Geldverhältnisse immer mehr ein Organismus aus der Menschheit wird, in welchem alle Theile berührt werden durch den Schlag, der ein Glied trifft: ich hebe besonders hervor, wie, abseitens aller individuellen und nationalen Tendenzen und Strebungen, die Menschheit sich seit ältester Zeit einen immerfort wachsenden allgemeinen Schatz an Kunst und Wissenschaft, an allgemeiner Ueberzeugung und Bewußtsein, an Rechts- und Sittlichkeitsbegriffen angelegt hat, einen Schatz, der immerfort durch alle Nationen und Individuen wächst, und doch der Allgemeinheit, also der Einheit der Menschheit angehört: denn weder die Mathematik, noch die Malerei gehört dem Individuum oder der Nation, durch wen sie auch am Meisten oder am Wenigsten gefördert werde: die großen Ideen des Glaubens und des Rechts, wie sehr sie auch noch im Kampfe liegen, sind längst allgemein worden: und selbst was die nationale Literatur hervorbringt, wird durch Sprachkunde und Uebertragung schnell allgemeines Gut, sobald es dessen werth ist. Immerhin mögen einzelne Länder

sich vor dieser Einheit absperren, indem sie es thun, erkennen sie diese und ihre Macht an, und über kurz oder lang zerfällt die chinesische Mauer, und die Hand, die sie gebaut, diese selbige muß sie abtragen.

Und so steht als das höchste Ziel des Menschengeschlechts vor uns: jedem Individuum die möglichste Entfaltung seiner Individualität zu gewähren und zu fördern, und aus der Gesammtheit der Individuen eine immer innigere und vollständigere Einheit zu entwickeln.

Dies ist der Geist in der Menschheit. Während als Stoff die Individuen, Völker, Racen, Geschlechter faktisch in ihren Verschiedenheiten getrennt, in ihren Aehnlichkeiten vereinigt sich darstellen; treibt der Geist, diese Verschiedenheiten zu einer bestimmten, höhern Entfaltung zu bringen, diese Aehnlichkeiten aber in eine immer höhere Einheit aufgehen zu machen; treibt der Geist, das gesammte individuelle Leben zu einem allgemeinen zu vereinen: treibt der Geist jedes Individuum, sich möglichst individuell zu entwickeln, aber zugleich am Allgemeinen mitzuleben, diesem zu dienen und seinen Theil abzugeben. Dies ist die Idee, die die 1000 Millionen Menschen von Geschlecht zu Geschlecht, jedes seine 30 Jahre, treibt, leitet, beherrscht; alle Resultate des Menschen, große und kleine, beweisen dies; die ganze Geschichte ist nur ihr Wiederhall; und das Dasein dieser Idee erweiset das Dasein des Geistes in der Menschheit. So lange wir uns die 1000 Millionen Menschen als Stoff des Menschendaseins denken, lebt jeder derselben sein Leben für sich, wie es körperlich und geistig einmal ist; sobald wir aber erkennen, daß sie mehr thun, daß sie alle sich entwickeln, um eine höhere Einheit zu bilden, daß sie auf tausend Wegen zu diesem Ziele hinarbeiten, daß sie geboren werden, leben und sterben an diesem Streben: so haben wir das Dasein eines allgemeinen Geistes in dieser Menschenmasse erkannt.

Zweiter Abschnitt.

Zur vergleichenden Religionswissenschaft.

X.

Der Unitarismus.

Der Unitarismus hat in Nordamerika, in England und ganz besonders in Belgien einen großen Boden gewonnen, und ist in Frankreich zum Tagesgespräch geworden. Während er auf der einen Seite sich allen Einwendungen gegenüber für eine christliche Lehre ausgiebt, sucht er auf der anderen sich dem Judenthume zu nähern, und giebt zu verstehen, daß er mit diesem identisch sei. In der That haben in England wie in Nordamerika sich manche unsrer Glaubensgenossen dem Unitarismus angeschlossen. Er ist allerdings nichts Neues; nur eine Modification einer alten Erscheinung. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums schon entstanden Sekten mit ähnlichen Lehrmeinungen, Sekten, welche eine Zeit lang sogar die Oberhand in der Christenheit zu erlangen schienen, welche in Rom und Byzanz in blutigen Kämpfen um die Macht rangen, und nur durch die gewaltigsten und gewaltthätigsten Anstrengungen der katholischen Kirche erdrückt wurden.

Der Unitarismus hat zwei Hauptlehren: 1) die unbedingte Einigkeit des göttlichen Wesens, 2) die Sendung Jesu als Messias, wie er durch die Propheten des alten Bundes verkündet worden sei, als Erlöser, der den Weg des Lebens und der Wahrheit lehre. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um zu erkennen, daß der Unitarismus auf diese Weise kein Christenthum ist: denn mit der Läugnung der Göttlichkeit Jesu, mit der Läugnung, daß derselbe durch seinen Tod die unmittelbare Erlösung von der Sünde für die, welche an ihn glauben, bewirkt habe, mit der Läugnung der Rechtfertigung im Glauben ist die ganze Glaubenslehre, die ganze Glaubensanschauung des Christenthums abgeläugnet. Man spricht

zwar von einem Urchristenthum, welches diese Dogmen noch nicht gehabt haben soll, aber wo ist dies zu finden? wo hat dies bestanden? Man kann zwar, wie wir es in unsren Vorlesungen versucht, nachweisen, wo und wie das Christenthum aus dem Judenthume mündete, aber sobald es als jenes erscheint, steht es auf der oben gezeichneten Basis. — Es bedarf ebenso keines großen Scharfsinns, um zu erkennen, daß der Unitarismus mit jenen Lehren kein Judenthum sei. Denn dieses giebt nicht zu, und kann nicht zugeben, daß der von den Propheten verkündete Messias gekommen sei; denn, werden jene Weissagungen wörtlich genommen, so fehlen der Erscheinung Jesu alle diejenigen Zeichen und Ergebnisse, welche die Propheten dem Messias zusprechen: Zion ist durch ihn nicht verherrlicht, Israel nicht wieder hergestellt worden, sondern kurz nach ihm trat gerade die Zerstörung und Zerstreuung ein; oder versteht man jene Weissagungen spiritualistisch als Verkündigung einer messianischen Zeit, wo das Lamm neben dem Wolfe lagert, und die Völker ihre Schwerter zu Sicheln, ihre Lanzen zu Winzermessern schmieden (Jesaias), wo Friede, Gerechtigkeit und Erkenntniß auf der ganzen Erde wohnen, und die ganze Menschheit den Einzig-Einen Gott bekennt, so lehrt die Geschichte das gerade Gegentheil, denn mit dem Verfall des römischen Reiches wurde der Kampf der Völker und Staaten ein größerer, blutigerer und ununterbrochenerer, als er früher jemals gewesen. Vergebens sagt man, daß das Erstere, der traurige Fall Judas, die Folge seines Unglaubens an den gekommenen Messias gewesen sei; denn die Weissagungen der Propheten setzen einen solchen Unglauben nicht voraus, und lassen noch weniger einen Untergang der Nation zu. Ja, das Judenthum giebt nicht einmal zu, daß der prophetische Geist, der mit Maleachi erloschen, noch einmal über einen Sterblichen gekommen, und daß dem Worte Mose's und der Propheten noch ein „neues" hinzugefügt werden könne; es räumt Beides weder dem Christenthume, noch dem Islam, noch der großen neuen Religionserhebung in China, noch irgend einer kleinen Sekte ein; wie seine Lehre eine einfache, bestimmte, abgeschlossene ist, will es nach dem Worte Mose's weder etwas hinzugefügt noch davon genommen wissen. — Es bedarf eben so wenig des Scharfsinns, um einzusehen, daß der Unitarismus auch kein Deismus ist; denn allerdings nimmt er die positive Religion, die Offenbarung zu seiner Grundlage an und entlehnt seine Lehre aus

dem Munde Mose's und der Propheten, Jesu und seiner Jünger, er verwirft eine bloße Vernunftreligion, die ohne die Geschichte aus sich selbst ziehen will, was doch nur das Resultat der Geschichte ist, und von der Philosophie im Stich gelassen wird.

Frägt man aber nun: was ist der Unitarismus, wenn er weder Christenthum, noch Judenthum, noch Deismus ist? so kann die Antwort nicht schwer fallen. Er ist ein Versuch, wie er im Laufe der Jahrhunderte schon oft gemacht worden, das Christenthum seiner Mysterien zu entkleiden, weil und so weit diese mit der Vernunft nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind, und mit möglichster Schonung des geschichtlich Gegebenen aus dem Christenthume eine Vernunftreligion zu machen. Zu diesem Zwecke wird die religiöse Idee zu ihrer Reinheit und Einfachheit, wie sie im Judenthume besteht, zurückgeführt: dann aber wieder auf christlichen Boden verpflanzt, um hier einechristlich-geschichtliche Umhüllung zu bekommen. Dies geschehen, behauptet sich der Unitarismus als Christenthum, coquettirt mit dem Judenthum und schmeichelt dem Deismus, trotzdem es in seinem Wesen keines von allen Dreien ist. Nichts aber ist erklärlicher, als daß der Unitarismus gerade in einer Zeit wie die unsrige wieder erstehen, Terrain gewinnen und Fortgang nehmen mußte. Da er eben eine scheinbare Abfindung sowohl mit allem Gegebenen, als auch mit der Vernunft ist, konnte es nicht ausbleiben, daß er ein Fund für Viele ward, die auf dem Boden ihrer Religion sich nicht mehr ganz zurechtfanden.

Was nun das Urtheil des Judenthums von seinem Standpunkte über den Unitarismus ist, so faßt es sich leicht dahin, daß jenes zu diesem sagt: was Du in Wesenheit lehrest, brauche ich nicht, da ich es längst schon habe, da Du erst ein abgeleiteter Arm aus einem Strome bist, der seine Quellen aus mir abgeleitet hat; was Du Weiteres beibehalten, widerstreitet den Aussprüchen der Propheten und meiner ganzen Geschichte. Würde das Judenthum den Unitarismus, nicht wie er in der Mehrzahl seiner Anhänger, sondern wie er in dem Bekenntniß seiner Lehrer lebt, als eine ganz aufrichtige und im redlichsten, reinsten und entschiedensten Streben entwickelte und gestaltete Erscheinung ansehen können — aber es kann dies bis jetzt nicht — so müßte es ihn allerdings als einen Triumph seiner eigenen Sache mehr betrachten, da in dem Hauptsatz der Unitarismus zu der Lehre des Judenthums zurückführt.

XI.

Modernes Heidenthum.

1. Die hallenser und marburger Lichtfreunde.

Im Jahre 1846 machten die Erklärungen der hallenser und der marburger „Lichtfreunde“ die Runde durch die öffentlichen Blätter und wollten der Welt einmal wieder zeigen, was die Vereinigung derer, welche sich außerhalb positiver Religion stellen, zu produziren vermag. Es waren klangvolle Namen darunter.

So lange dem Judenthume die Dogmen der christlichen Kirche in ihrer strengen Fassung gegenüberstehen, hat es von diesen nichts zu fürchten. Die ganze jüdische Anschauung ist so der Gegensatz der christlichen Dogmen, der jüdische Verstand mit seiner Schärfe wirkt so zersetzend auf dieselben, daß von jeher die Zahl der Juden, welche aus Ueberzeugung zum Christenthume übergingen, anerkannter Maßen nur gering war.

Ein Andres aber, wenn sich außerhalb des Christenthums eine dasselbe auflösende Partei aufstellt; wenn mit den Lockworten der Freiheit, des allgemeinen Priesterthums, der Menschenverbrüderung ꝛc. die Auflösung der christlichen Kirche von einer Anzahl Männer erstrebt wird. Diese Zersetzungssucht, diese Selbständigkeit, welche sich selbst zum Gotte macht, diese Freiheitsbegierde, welche aller Forschung und allem Erwerbniß der früheren Geschlechter den Lossagebrief schreibt, hat auch für eine Menge Juden einen bedeutenden Reiz: hier sind es nicht unfaßbare Dogmen, unbegreifliche Mysterien, welche sie abschrecken, hier ist Beschäftigung des Verstandes, ja des nüchternsten Verstandes, nüchternste Gedanken werden zur Grundlage gemacht: und in dem Verwerfen aller Religionen brauchen sie sich keinen Vorwurf zum achen, auch die ihrige zu verwerfen. Doch schauen wir etwas tiefer.

Was ist eigentlich der Grundgedanke aller dieser Erscheinungen? Der Gegensatz der alten und neuen Zeit läßt sich so fassen: die alte Zeit wollte in der Religion ein Allgemeines hinstellen, in welches das Bewußtsein des Einzelnen sich einzuleben habe — die neue Zeit will das Bewußtsein des Einzelnen zu allgemeiner Geltung erheben.

Diesen Weg ging das Judenthum, gingen die christlichen Kirchen.

Indem von jüdischer Seite die heilige Schrift, dann wieder die Tradition und der diese enthaltende Talmud, bis endlich auf den מנהג, den Brauch der Gemeinde, als unumstößliche Autorität hingestellt wurden, waren diese hiermit als das Gemeinsame und für die Judenheit Allgemeine aufgestellt, dem sich das Individuum, bei aller Verschiedenheit der Bildung und des Bewußtseins nicht nur zu unterwerfen, sondern auch einzuleben habe, da schon der Zweifel ein Unrecht wäre.

Gleiches im Christenthume. Die Bibel, insbesondere das s. g. Neue Testament, und die Tradition, diese schärfer als „die Kirche" gefaßt, als alleinige Autorität, als das Gemeinsame und Allgemeine, machten sich also sowohl in der katholischen als in der protestantischen Kirche geltend.

Der Unterschied war aber, daß im Judenthume die Lehrbegriffe einfacher und aus dem Ganzen sich von selbst ergebend waren, und sich daher die Sitte, die Bräuche, der Kultus mehr als den Inhalt dieses Allgemeinen setzten; das Christenthum hingegen sich bestimmte Dogmen ausarbeitete, die in Bekenntnißformeln, symbolischen Formeln ꝛc. ihre Feststellung gewannen.

Je mehr aber durch Wissenschaft und Philosophie die Geister vom Elemente der Kritik durchdrungen wurden, je mehr dadurch eine, jenen Allgemeinheiten in der Religion entgegengesetzte Ansicht in den Geistern Raum gewann: desto heftiger wurden die Angriffe, desto stärker der Drang, die gewonnene Ueberzeugung als selbständig von der Allgemeinheit zu trennen. Im Judenthume mußte sich dies natürlich auf die Sitte, den Brauch, den Kultus werfen. Zuerst wurde die Autorität der Tradition verworfen, und diese entweder als nicht vorhanden, oder doch als nicht bindend erklärt. Dann sollte der Kultus, der im Judenthume nur jüdisch-objektiv gehalten war, für die Gefühle des Individuums Raum schaffen, und diese

mehr zur Aussprache kommen, als das Bekenntniß und die Geschichte des Jüdisch-Allgemeinen. Aber auch die Autorität der heiligen Schrift wurde angefochten, indem man zuerst das in ihr gegebene Gesetz nur als palästinensisch ansah, dann eine „Fortbildung des Mosaismus" aufstellte, endlich den Begriff der Offenbarung verfälschte oder beseitigte.

War man so weit gekommen, so war auch alles Gemeinsame und Allgemeine im Judenthum zerstört, und an die Stelle eines gemeinsamen Lehrbegriffs, der nicht mehr vorhanden war, mußte sich eben — das Bewußtsein des Individuums drängen, es war nichts weiter da. Zwar hielt man sich noch an das gemeinsame Bekenntniß **eines** Gottes; aber, wer am Schein kein Gefallen hat, muß doch bekennen, daß dies nur noch ein inhaltsloser Begriff, also nur ein Wort ist; denn die Vorstellung, was dieser eine Gott sei, bildet den Inhalt, und dieser allein kann das Wesen des Gemeinsamen ausmachen.

So lange nun das Individuum, das so weit gelangt ist, weiter nichts fordert, als den freien Bestand für sich, ist es in seinem Rechte: wenn aber eine Anzahl derselben sich zusammenthut, um das für Millionen noch bestehende Allgemeine zu bekämpfen, sich ihm gegenüber zu stellen und das Recht einer Allgemeinheit zu verlangen, so ist es außer seinem Rechte. Denn das individuelle Bewußtsein hat eben nur für das Individuum sein Recht und sein Wesen; sobald es sich aber als die Richtschnur und das Maß eines Allgemeinen setzen will, hat es keinen Inhalt, kann es keinen Inhalt angeben; denn sobald es dieses thäte, beschränkt es sich selbst wieder, zerstört sich selbst. Nur ein Nebeneinander kann das individuelle Bewußtsein fordern, durchaus aber nicht ein Miteinander. Es ist die leere Schale, die Jeder nach Belieben mit einem Inhalte ausfüllen soll; diese Schale aber für das Wesen ausgeben, und das Recht eines Inhalts beanspruchen, widerspricht sich selbst.

Dies zeigt sich denn auch in den oben gedachten Erklärungen selbst. Indem sie das Gemeinsame des Judenthums und das des Christenthums verwerfen, und sich als freie Menschen erklären, d. h. wo allein jedes individuelle Bewußtsein die vollkommne Freiheit erlangt hat: geben sie sich unter der Hand schon wieder ein Gemeinsames, welches das individuelle Bewußtsein beschränkt. Sie sagen: „Wir erkennen in dem Hinausrücken Gottes und des ewigen

Lebens in eine jenseitige Phantasiewelt einen, mit dem Bedürfnisse des Geistes nach der ewigen, gegenwärtigen Versöhnung in Gott kontrastirenden Dualismus, und setzen die Seligkeit allein in das immer gegenwärtige Erkennen des göttlichen Wesens und in die Gerechtigkeit und Liebe des Menschen gegen den Menschen.“ In dem „wir erkennen“ und „wir setzen“ ist schon eine Bekenntnißformel wieder da, welche alles Andere ausschließt, somit die Herrschaft des individuellen Bewußtseins (das freie Menschenthum), mit der sie sich brüsten, zerstört. Denn, da sie in diesem ihren Bekenntniß die Außerweltlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele läugnen, kann Keiner zu ihnen gehören, also ist jeder ausgeschlossen, der diese beiden Erkenntnisse in seinem Geiste trägt. Man würde daher um so eher über dieses ganze trügerische Spiel stillschweigend hinweggehen, wenn nicht zu Viele in unsrer Zeit existirten, die sich in ihrem Oppositionsgeiste gegen das Positive, zum Theil auch in ihrer Renommisterei, gar nicht die Mühe geben, das blendende Wort zu prüfen, und sich ohne Weiteres zu Sklaven einer erträumten Freiheit machen.

Man wird hier die Frage nicht umgehen können: welche ist die Stellung der Reform im Judenthume zu diesen gedachten Bestrebungen? Man kann sie darum nicht umgehen, weil die Gegner der Reform alsbald dem Volke die Identität der Reform mit jenen weiß machen wollen, oder doch mit verdrehten Augen ausrufen: dahin führt die Reform! Aber auch dies ist eine Verblendung, eine Täuschung, und darum von vorn herein zu begegnen. Man kann ja schon auf die Thatsache hinweisen, daß die Anhänger dieser Bestrebungen zu den hartnäckigsten Feinden der Reform gehören, wie es sich gezeigt hat. Man kann schon auf den Namen hinzeigen: denn Reform ist nicht Formlosigkeit, Reform ist Umgestaltung der Form, jene Bestrebungen aber wollen jede Form und jedes Gemeinsame der Religion zerstören. Wir wollen uns aber gar nicht dahinter verstecken, sondern geradezu sprechen.

Die Reform im Judenthume bleibt bei dem positiven Begriff der göttlichen Offenbarung stehen, und macht ihn zu ihrem Boden. Freilich erkennen wir die Wahrheit mit dieser nicht für abgeschlossen, wie die Gegner insinuiren wollen: sondern: die göttliche Offenbarung hat die Wahrheit gegeben, welche nun die Mensch-

heit intensiv immer mehr zu durchdringen, zu entwickeln, auszuarbeiten, und extensiv in immer mehr Geister zu pflanzen, in ihnen zu befestigen, zu beleben hat.

Die Reform im Judenthume bleibt daher bei der Lehre der Offenbarung stehen: die Außerweltlichkeit Gottes, die Unmittelbarkeit Gottes zum Menschen durch die Ebenbildlichkeit des Menschengeistes und durch die Offenbarung, die Unsterblichkeit der Seele, die göttliche Weltregierung, das göttliche Gericht und die Läuterung des Menschengeistes durch dasselbe hält sie als unumstößliche, durch die göttliche Offenbarung in die Menschenwelt gekommene Lehren fest.

Die Reform im Judenthume bleibt bei dem Gesetze der Heiligung, wie es von der Offenbarung gegeben ist, stehen, und erkennt an, daß die Offenbarung dieses Gesetzes theils als sittliches Gesetz der Liebe, theils als soziales Gesetz der unbedingten Gerechtigkeit in Menschengleichheit, theils als Gesetz der Läuterung und Reinigkeit, um den Menschengeist zu immer größerer Gottähnlichkeit zu entwickeln, allgemein- und ewiggültig aufgestellt hat, daß sie aber die Mittel, das sind die Formen, durch welche diese Gesetze verwirklicht werden, der Zeit und Lokalität gemäß übergeben hat. (Wenn die Schrift z. B. befiehlt, die Ecken der Felder in der Ernte nicht abzuschneiden ꝛc., sondern sie den Armen zu überlassen, so hat sie damit dem zum Ackerbau bestimmten Volke gemäß vorgeschrieben, was nothwendigerweise auf die anderen Gewerbe übertragen werden muß; wenn sie dem Ochsen das Maul beim Dreschen zu verbinden verbietet, so ist dies lokal, wo mit Ochsen gedroschen wird, enthält aber das allgemeine Gesetz der Barmherzigkeit gegen das Vieh u. s. f. Gleiches findet nun auch in vielen Beziehungen des Kultus statt.)

Auf diese Weise hält allerdings die Reform im Judenthume die Tradition nicht für bindend, indem sie in sich selbst nur eine lebendige Fortentwickelung der starr gewordenen Tradition erkennt: auf diese Weise strebt sie zwischen dem ewigen und allgemeingültigen Wesen und Inhalt des Gesetzes und dem temporellen und lokalen Mittel oder der Form des Gesetzes zu unterscheiden, Dinge, womit die oben gezeichneten Bestrebungen der „freien Lichtfreunde" Nichts zu thun haben. Auf diese Weise hält aber die Reform auch den ganzen Lehrinhalt der Offenbarung fest, und sucht diesen zu entwickeln und auszuarbeiten, was wiederum nicht Sache jener

„freien Lichtfreunde" ist, die den ganzen Lehrinhalt derselben verwerfen, und den Gegensatz lehren.

Haben wir somit die große Kluft gezeigt, welche die Reform im Judenthume von jenen s. g. lichtfreundlichen Erklärungen trennt: so können wir um so mehr zum Wesen dieser zurückkehren. Die Reform hält das Gemeinsame und Allgemeine, wie es von der Offenbarung gegeben ist, fest und strebt nur die Form von der Herrschaft des Buchstabens frei zu machen: die Lichtfreunde hingegen verwerfen Jenes ganz und gar, und setzen die Herrschaft des individuellen Bewußtseins als ihr Gemeinsames, ohne zu bedenken, daß diese beiden sich gegenseitig schon an sich zerstören.

Was nun aber den Inhalt dieser Erklärungen betrifft, so können wir ihn nur mit dem, von uns schon früher gebrauchten Ausdrucke „modernes Heidenthum" bezeichnen. Die hallenser und marburger Erklärungen unterscheiden sich hierin wesentlich. Die hallenser setzt eben Nichts fest, als die unumschränkte Herrschaft des individuellen Bewußtseins, wie sie es nennen „der Geist". Die marburger kommt aber schon mit einem Inhalte, indem sie den außerweltlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele leugnet, und die Seligkeit in das immer gegenwärtige Erkennen des göttlichen Wesens und in die Gerechtigkeit und Liebe des Menschen gegen den Menschen setzt. Sie ist leicht zu schlagen. Denn da das Erkennen des göttlichen Wesens im Menschen nur stets ein mangelhaftes ist und sein muß, da das Unvollkommne das Vollkommne nicht vollständig begreifen kann, ja dieses Bewußtsein der Mangelhaftigkeit unsres Erkennens des göttlichen Wesens immer in uns lebendig sein muß, weil sonst die Lüge, die Selbsttäuschung in uns ist — so kann die Seligkeit nach dem Begriff der Erklärung selbst niemals in uns sein. Da ferner die Gerechtigkeit und Liebe gegen den Menschen in uns im Kampfe mit der Selbstliebe ist, so kann auch hiermit die Seligkeit nicht vollkommen in uns sein, da die Identifizirung unsres Selbstes mit dem Selbste des Mitmenschen niemals sich in uns vollendet. – Es liegt hiermit der pomphaften Erklärung nur die Selbstvergötterung des Menschen zum Inhalte, also das uralte Heidenthum, nur in seiner modernen Phase.

Endlich die Aushängeschilder dieser Erklärungen: Freiheit, allgemeines Priesterthum, Menschenverbrüderung. Man sieht, diese

Bestrebungen geben sich den ganzen messianischen Charakter, wie es denn kein kleiner Schritt zur Verwirklichung der messianischen Weissagungen in der Menschheit ist, daß die Menschen an diese zu glauben beginnen, und ihre Erfüllung als in der Zukunft heranschreitend erkennen. Das Judenthum nun braucht nicht zu erklären, daß jene drei Parolen von uralter Zeit die ihrigen sind. Die Menschheit soll Eines werden in der Erkenntniß und in der Liebe; die gesammte Menschheit soll ein Priesterreich werden, wie dies Israel sein sollte; und wo die Erkenntniß und Liebe zur vollkommnen Herrschaft gelangt sind, da kann auch keine Rede mehr von der Freiheit sein, da dann die Unfreiheit ein verlorner Begriff sein wird. Hingegen bestreitet das Judenthum, daß der Weg der gedachten Erklärungen derjenige sei, welcher zur Verwirklichung jener messianischen Momente führe. Denn ein Zersetzen, eine Auflösung alles Gemeinsamen kann keine Verbrüderung herbeiführen: sie geben ein atomistisches Nebeneinander, nicht aber eine Verbrüderung in der Anerkenntniß der ewigen Wahrheit. Eine Selbstvergötterung ist kein Priesterthum, keine allgemeine Heiligung, sondern der direkte Widerspruch mit diesem, denn das Ueberheben des Menschen über sein eigenes Wesen ist die Vernichtung aller Heiligung. Der Mensch ist dann wieder der heidnische Priester, der aus den Eingeweiden des Opferthieres — hier seinen eigenen — den Willen der Gottheit, sich oder Andere täuschend, verkündet.

Wir müssen den Gegensatz unsrer Religion zu altem und neuem Heidenthume nie außer Augen verlieren.

2. Der Katechismus der freien Gemeinden.

a.

Es liegt vor uns ein Schriftchen: „Katechismus für freie Gemeinden. Herausgegeben von Joh. Schneider. Leipzig, 1849.“ Es versteht sich von selbst, daß hier nicht mit jenem wilden Fanatismus, mit jener Wuth und Rohheit losgefahren wird, wie sie sich in den Proklamationen der versprengten französischen und deutschen Sozialisten Luft macht, sanfter, zierlicher tritt hier das Gift auf, um sich einzuschleichen.

Um so mehr gilt es einen Kampf; es gilt einen Kampf für unsere Jugend, um sie zu wahren, für die Zukunft, um sie nicht tränken zu lassen mit einer Afterweisheit, die, nachdem sie zerstört hat, Nichts zu bieten vermag, und die Herzen und Geister der Trostlosigkeit überantwortet, aus der sich Viele nur in die Arme des trunkensten Aberglaubens retten. Es gilt den Kampf, den menschlichen Verstand vor seiner eigenen Selbstvernichtung zu schützen. Wohl hören wir jetzt schon die hohnlachenden Stimmen der Gegner: „Das ist der Weheruf falscher Priester! So kämpften die heidnischen Priester gegen das Christenthum — aber die Welt ging über ihre Klagen und Kämpfe hinweg, und sie waren nicht mehr!“ . . . Geduld! Wir Juden stehen nicht auf diesem Standpunkt. Uns suchte das Heidenthum zu erdrücken, und es gelang ihm nicht. Uns suchte das Christenthum zu vernichten, und es gelang ihm nicht, das Christenthum in seinen verschiedensten Stufen und Formen. Ueber uns ging die Welt noch niemals hinweg, sondern wir schritten immer über die Gräber der Lehren hinweg, welche uns und welche wir bekämpften; über das Grab der Salmanassar und Nebukadnezzar, der Antiochus, der Titus und Hadriane, der Inquisitoren und Pietisten, über das Grab des alten Skeptizismus — und des modernen, will's Gott! auch. Was unsere Lehre betrifft, haben wir noch niemals gezweifelt, ob sie bestehen bliebe. Nicht die Propheten zweifelten, als sie auf den Trümmern des Tempels standen, nicht die Talmudisten zweifelten, als sie die immer weitere Zersplitterung der jüdischen Masse sahen, selbst die gedrücktesten Rabbinen zweifelten nicht, als sie ein Joch auf den Nacken ihres Volkes sich lagern sahen, ein Joch, wie noch keines in der Geschichte der Menschheit gewesen. Und so zweifeln auch wir, die späten Enkel, nicht an dem Bestand und den Sieg unserer Lehre — aber die Propheten, die Talmudisten und die Rabbinen kämpften, und kämpfen wollen auch wir, die Söhne einer neuen Zeit, weil dieser Kampf unser schöner, heiliger Beruf ist.

Dem Judenthume gegenüber nehmen diese Helden des Unglaubens und der Selbstvergötterung eine eigene, aber nicht neue Stellung ein. Sie fertigen es ebenso ab, wie die christlichen Theologen es abfertigen: sie sagen — „das Christenthum ist die Vollendung und damit die Vernichtung des Judenthums, das heutzutage nur eine antiquarische, nicht aber welthistorische, berechtigte Form

der Weltanschauung ist." (S. 21 obiger Schrift.) Nun sind sie fertig. Das Judenthum ist nicht mehr, es ist eine Mumie, es ist eine Antike ꝛc. ꝛc. Wer eine große, lebenskräftige und ihre Gegensätze überwältigende Erscheinung und Existenz so abfertigt, der kann wohl von vorn herein keine andere Berechtigung fordern, als die, ein sehr oberflächliches Urtheil, eine sehr kurzsichtige Einsicht zu haben. Ich schließe die Augen, ich sehe Nichts, nun — dann ist es auch nicht mehr, denn ich sehe es ja nicht. Dies ist die ganze Weisheit dieser großen Weisen. Aber die christlichen Theologen haben sich schon eine wächserne Nase angedreht, indem sie das Judenthum für durch das Christenthum getödtet ausgaben, und die neuen Weisen borgen sich diese wächserne Nase. Aber die christlichen Theologen schreien Zeter, wenn ein Jude Lehrer an einer Schule wird, sie unterdrücken förmlich alle Erscheinungen der jüdischen Literatur, eine gemischte Ehe mit einem Juden oder selbst einer Jüdin ist ihnen ein furchtbarer Schrecken, in Preußen verboten sie einander sogar, eine Synagoge zu besuchen, überallhin klagen sie, daß der jüdische Geist, die jüdische Lehre eindringe und zersetze, nämlich ihren Geist und ihre Lehre — und doch soll das Judenthum vor zwei Jahrtausenden verstorben sein! Die neuen Weisen haben wohl Acht zu geben, daß es ihnen mit dem Judenthume nicht ebenso ergehe. Mögen sie bald erkennen, daß ihr rechter, lebenskräftigster Gegner — das Judenthum ist und bleibt.

Nein, ihr irret Alle, oder vielmehr ihr wollet irren. Das Christenthum war nie die „Vollendung des Judenthums", und damit ist eure ganze Schlußfolgerung falsch. Das Christenthum nahm einen Theil seiner Lehren aus dem Judenthume, für die eigentlichen und höchsten Lehren des Judenthums brachte es aber ganz andere herbei, durch die es jene vielmehr negirte. Die Lehre von der Dreieinigkeit, die Lehre von der Erbsünde, die Lehre von der Menschwerdung Gottes, die Lehre von der Erlösung durch den Tod Christi, die Lehre von der Liebe, welche das Recht verläugnet, das sind Lehren, welche unjüdisch waren und sind, welche das Judenthum nie hatte, welche das Judenthum nicht vollendeten, sondern, gerade umgekehrt, verneinten. Somit war das Christenthum zu einem Theile ein Bruchstück Judenthum, zum andern Theil Verneinung des Judenthums, also nicht eine Vollendung, sondern ein Gegner des Judenthums, also auch keine Vernichtung, denn als Gegner

ringen sie noch heute, und das moderne Heidenthum ist eher ein Zeugniß für den Sieg des Judenthums, als daß es dieses für todt auszugeben eine andere Berechtigung hätte, als seine eigene Oberflächlichkeit und seine eigene Schwäche. Sie schließen die Augen, und sagen — es ist nicht mehr.

Denn sehet: darum blieb ja eben das Judenthum bestehen, weil das Christenthum nicht seine Vollendung, sondern nur ein neuer Gegner, wenn auch ein näher stehender, aus seinem eigenen Blute entsprungener Gegner war. Und darum muß und wird das Judenthum bestehen bleiben, um auch seinem neuen Gegner entgegenzutreten, der freilich nur ein alter, aus den Gärten Athens und von den Hügeln Roms her wohlbekannter, nur in neuem Gewande erscheinender Gegner ist.

Indeß was wollen wir: diese Weisen der Neuzeit schlagen sich selbst, wir brauchen es kaum. In derselben Schrift S. 9 heißt es: „Die indische Religion der Bramanen hat auch das Geheimniß der Dreieinigkeit als obersten Grundsatz. Die drei Götter, welche ebenso wie im Christenthum, nur eine Person bilden, heißen Brama, Siwa, Wischnu. Diese Religion ist sehr alt und aus ihr, mit Vermischung von jüdischen Elementen das Christenthum entstanden." — Also das Christenthum soll eine Vermischung von indischen und jüdischen Elementen und dennoch die Vollendung, d. h. die höchste Entwickelung des Judenthums sein, und darum die Vernichtung des Letztern! Solche Widersprüche mit sich selbst lassen sich die Herren gefallen, die den Widerspruch wider die bestehende Welt predigen!

Das Judenthum trägt in sich seine Vollendung von seinem Beginne an. In ihm ist die Wurzel und die Krone einer und derselben Lehre. Darum hat es allein und ganz diese Lehre zu vertreten, von der andere Religionen, wie Christenthum und Islam, nur Theile hinübernahmen. Das Judenthum war von Beginn an die Lehre vom einigen, geistigen, überweltlichen Gotte, und von der Ebenbildlichkeit des Menschen zu diesem Gotte. Diese Lehre trug es im Mosaismus, im Prophetismus, im Talmudismus, und trägt es noch heute. Diese Lehre ist vollendet an sich: sie kann in immer reineren Konsequenzen ausgearbeitet werden, aber nicht vollendet, denn darüber hinaus giebt es Nichts. Diese Lehre wurde in dem Entwickelungsgange der Geschichte im Judenthume in den verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Normen umgeben, aber an sich war

sie im Judenthume immer da. Diese Lehre hat das Judenthum der Menschheit übergeben. Die Menschheit hat sie von ihm in immer größeren Maßen angenommen. In diesem Entwickelungsgange des Annehmens ist die Menscheit noch immer begriffen.

Dies ist die wahrhafte Geschichte. Alle andere ist verfälscht.

b.

Wenn man eine weltgeschichtliche Erscheinung bekämpfen will, so sollte man wenigstens die Voraussetzung rechtfertigen, daß eine gründliche Kenntniß, ein genaues Studium, eine scharfe Kritik zu Gebote stehen, um den uralten Gegner niederzuschmettern. Diese Helden des Wortes aber glauben, dies sei Alles überlei, mit dem Hauche ihres Mundes vermögen sie die Lehre, welche auf dem Granitsockel der Jahrtausende steht, umzuwehen, „sie blicken hin — sie ist nicht mehr.“ Wir sahen, wie „der Katechismus der freien Gemeinden“ das Judenthum todt dekretirt: suchen wir nach dem Motiv dieses Dekrets, so liegt dies freilich in derselben seichten Auffassung, die er dem Judenthume zukommen läßt: es ist eitel flüchtiges Geschwätz, das tausendmal widerlegt, zum tausend und ersten Male von denselben Schwätzern aufgetischt wird. So heißt es S. 12: „welche Eigenschaften hatte der Gott der Juden? die der jüdischen Nation. Er repräsentirte alle Kräfte, alle Neigungen und Leidenschaften, alle Fehler und Tugenden des jüdischen Volkes. Er rächte wo zu rächen war; er zürnte in dem Falle, wo sein Volk zürnte; er liebte und streute Wohlthaten aus, wo man ihn verehrte; er war unerbittlich, wenn man sich von ihm abwandte. Welches Schicksal erlitt der Gott der Juden? Da er nur ein landsmannschaftlicher, nationaler Gott war, so mußte er mit der Selbstständigkeit der jüdischen Nationalität zusammen verschwinden. Als daher die Römer das jüdische Land eroberten und die Kinder Israels in alle Welt verjagten, verlor Jehova seine nationale Grundlage und seine Verehrung hörte auf.“ Es versteht sich von selbst, daß nun der Gott der Christen an die Stelle des Gottes der Juden trat, der universelle an die des nationalen (S. 13). Mit solchen Redensarten füttern die christlichen Theologen schon seit Jahrhunderten ihre Schüler, und siehe da, die Weisen der freien Gemeinden bereiten dieselben Speisen: sie, die sich brüsten, der Lüge das Garaus zu machen, wissen nichts Anderes, als Lüge zu spinnen. Denn Lüge ist es, was sie faseln von dem nationalen

Gotte der Juden. Die h. Schrift beginnt mit der Schöpfung der Welt, und derselbe Gott, der „Himmel und Erde geschaffen", derselbe Gott „der Richter der ganzen Erde", derselbe Gott, „der Gott der Geister in allem Fleische", ist es, der die Lehre Israel übergab. Die Schrift beginnt mit der Entwickelungsgeschichte der ganzen Menschheit, und führt sie fort, bis dahin, wo die Familie Abrahams aus ihr hervorgeht, um sich zum Volke der Gotteslehre zu entwickeln. Ueberall in der Schrift wird dieses Verhältniß festgehalten: Gott ist der Gott des Weltalls und der gesammten Menschheit, nur in der Geschichte des Volkes Israels offenbart er sich nach dem besondern Verhältniß und der besondern Bestimmung dieses Volkes, die eben dieses Volkes Eigenthum ist, wie er jedem Volke das Seine gegeben in der großen Völkerfamilie des Menschengeschlechtes.

Die große, alte Lüge, von der wir hier sprechen, als ob das Judenthum jemals einen „nationalen" Gott gekannt und bekannt hätte, läßt sich auf zwiefachem Wege entfernen, zuerst durch die allgemeine Auffassung, welche zeigt, daß die Gegner das besondere Verhältniß, in welchem Israel als Verkünder und Träger der Gotteslerhe in seiner Opposition gegen die anderen Völker in der Schrift dasteht, das aber niemals den Begriff Gottes als Weltgott etwa beseitigte, nur dazu benutzten, um der Lehre des Judenthums eine niedere Stufe zu fingiren — alsdann durch Hinweisung auf die zahllosen Stellen der Schrift, wo die allgemeine Lehre von Gott unverkennbar gegeben wird. Um in letzterer Beziehung nur auf Etwas hinzudeuten, denken wir z. B. an das Buch der Psalmen. Die Psalmen sind so recht das unmittelbare Produkt des israelitischen Volkes. Die nationalen Beziehungen, die am meisten von den Phropheten getragen werden, indem diese sich an die Ereignisse der Geschichte lehnen, werden hier zu den subjektiven, persönlichen der Sänger mitten aus dem Volke: hier gerade wo meist die Nation verschwindet, und der Mensch hervortritt, hier zeigt es sich in unzähligen Weisen, wie die Religion Israels den universellen Gott lehrte und den Geistern und Herzen so übergab, daß sie durch eine, ein Jahrtausend vor dem Christenthum schon begonnene Schriftenreihe noch heute die Stütze der Gotteslehre für Alle ist. Blicken wir, es ist nicht überflüssig, hierzu auf die Psalmen. Da dies aber zu weit wäre für diese Blätter, sehen wir einmal nur auf die ersten 40 Psalmen.

In dem nationalen Ps. 2 ergeht der Zuruf V. 10. 11.:

„Und nun, Könige, seid weise, gewarnt ihr Richter der Erde,
Dienet dem Ew'gen in Furcht, und jubelt in Zittern."

Ps. 7, 7—10.:

„Du hast Gericht verheißen:
So schaare der Völker Gemeinde sich um Dich,
Und über ihr kehre zur Höhe:
Der Ewige richtet die Völker.
Es schwinde die Bosheit der Frevler:
Du aber richt' auf den Gerechten,
Der Du die Herzen und Nieren prüfst, gerechter Gott!"

Bezeugt dies einen nationalen Gott? oder ist „Gemeinde der Völker" nicht der höchste Begriff von der Menschheit? Lesen wir den 8. Psalm.

„Ewiger, unser Herr, wie herrlich ist dein Name durch die ganze Erde,
Da Du Deine Hoheit auf die Himmel gelegt.
Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge
Hast Du Dir Sieg gerüstet ob Deiner Widersacher,
Feind und Rachgier'gen verstummen zu machen.
So ich Deinen Himmel schaue, Deiner Finger Werk,
Mond und Sterne, die Du schufest:
Was ist der Mensch, daß Du sein denkest,
Der Menschensohn, daß Du sein achtest?
Aber Du ließt ihn der Gottheit um wenig ermangeln,
Krönteſt mit Ehre und Herrlichkeit ihn,
Setztest zum Herrn ihn über Deiner Hände Werke,
Alles legtest Du unter seine Füße."

Wo solche Sänge nicht blos Einzelnen entströmten, sondern Tempellieder waren, kann da ein Wahrheitsfreund von „nationalem" Gotte sprechen? . . . Doch fahren wir fort. Ps. 9, 8. 9. heißt es:

„Der Ewige thronet auf ewig,
Hat zum Gericht seinen Thron gestellt.
Und er richtet die Welt mit Gerechtigkeit,
Urtheilt den Völkern in Gradheit."

Ps. 11, 4.:

„Der Ewige in seinem heiligen Palaste,
Der Ewige, im Himmel dessen Thron,

Seine Augen schauen, seine Wimpern prüfen die Menschensöhne."

Ps. 14, 2.:

„Der Ew'ge schaut vom Himmel auf die Menschensöhne,
Zu sehn, ob ein Verständiger vorhanden, der Gott sucht"

Ps. 19, 2. ff.:

„Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes,
Und seiner Hände Werk verkündet die Veste.
Tag strömt Tag die Rede zu,
Nacht zeigt Nacht Erkenntniß an.
Keine Rede, keine Worte,
Ohn' daß jene Stimme gehört werde.
Durch die ganze Erde geht ihr Klang aus,
An des Erdballs Saum ihr Ruf."

Ps. 22, 28. ff.:

„Des denken und wenden zum Ewigen sich
Alle Enden der Erde,
Vor dir werden sich bücken alle Geschlechter der Völker.
Denn des Ewigen ist das Königthum
Und er ist der Herrscher über die Völker.

Ps. 24, 1. ff.:

„Des Ewigen ist die Erde und was sie erfüllet,
Der Erdball und seine Bewohner.
Denn er hat sie über Meere gegründet,
Ueber Ströme festigt er sie."

Ps. 33, 4. ff.:

„Denn gerad' ist des Ewigen Wort,
Und all sein Werk in Treue.
Er liebt Gerechtigkeit und Recht,
Des Ew'gen Gnad' ist voll die Erde.
Durch des Ewigen Wort sind die Himmel geschaffen,
Durch seines Mundes Hauch all ihr Heer.
Er sammelt zu Haufen des Meeres Gewässer,
Leget die Fluthen in Vorrathskammern.
Es fürchte den Ew'gen die ganze Erde,
Vor ihm scheue sich all was den Erdball bewohnet,
Denn er sprach, und es wird,
Er gebot, es steht da.

Der Ew'ge vernichtet Beschlüsse der Völker,
Vereitelt der Nationen Gedanken.
Des Ew'gen Beschluß bestehet ewig,
Seines Herzens Gedanken Geschlecht auf Geschlecht."

Ferner V. 13. ff.:

„Vom Himmel blickt der Ewige,
Siehet alle Menschenkinder.
Von seines Sitzes Stätte schaut
Er auf die Erdbewohner alle,
Er, der ihr Herz zumal gebildet,
Auf alle ihre Werke merkt."

Ps. 36, 6. ff.:

„Ewiger, bis in die Himmel Deine Gnade,
Bis zu den Wolken Deine Treue.
Deine Gerechtigkeit wie die Gottesberge,
Deine Gerichte wie große Fluth:
Menschen und Vieh hilfst Du, Ewiger.
Wie köstlich Deine Gnade, Gott!
Menschenkinder, die sich in Deiner Flügel Schatten bergen,
Laben sich vom Fette Deines Hauses,
Mit dem Strome Deiner Wonnen tränkst Du sie.
Denn bei Dir ist die Quelle des Lebens,
In deinem Lichte schau'n wir Licht."

Dies eine kleine Lese aus einem kleinen Theile. Und im Angesichte dieser Schriftstellen, die wir leicht um das hundertfache vermehren wollen, im Angesicht solcher Aussprüche, die unwillkührlich, unzählige Male, ungekünstelt aus dem Herzen der Sänger und Lehrer des Volkes flossen, viele Jahrhunderte vor des Chrkstenthums Ursprung, faseln diese Leute vom „nationalen" Gotte, der „mit der Selbstständigkeit der jüdischen Nationalität verschwunden". Ihr könnet diese Lehre schmähen, Ihr könnet sie für falsch erklären, und Eure Weisheit an deren Stelle empfehlen; nur aber verfälschet die Geschichte nicht — blos um aus der Geschichte das systematische Fachwerk eines deutschen Gelehrten zu machen: erst das Judenthum, dann das Christenthum, dann der „Katechismus der freien Gemeinden"; das Judenthum wurde vom Christenthum, das Christenthum vom Katechismus der freien Gemeinden abgeschafft. O, Ihr Kurzsichtigen, in solche Schubläden könnt Ihr ebenso wenig die

Geschichte, wie die Natur bringen. Vielmehr sprudeln die Quellen der Menschheit in viel ursprünglicherer Kraft. Was sie hervorgebracht, das hält für alle Zeit. Die Entwickelung ist nur die immer weiter und immer tiefer greifende Herrschaft desselbigen Ursprünglichen. Das Judenthum ist die wahre Quelle und der wahre Träger der Gotteslehre; alle anderen Religionen nur zeitweise Transfigurationen derselben.

c.

Wir haben im Vorhergehenden in zweien Punkten gezeigt, wie nichtig, oberflächlich und falsch die Anhänger des modernen Heidenthums die Geschichte und die Lehre des Judenthums darstellen. Warum thaten wir dies? Weil jene damit das Judenthum beseitigt, abgefertigt zu haben glauben, und doch nur ihre eigene Schwäche daran erwiesen haben. Wir könnten und werden wohl auch dies noch mit Weiterem vermehren. Allein vorerst ist es genug, wir wollen uns vielmehr den Gegner selbst etwas näher ansehen.

Was spricht das moderne Heidenthum als seinen Zweck aus? Es tritt mit dem Versprechen auf: die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen herzustellen (S. 39 des „Katechismus für freie Gemeinden"). Wodurch will es diese bewirken? Durch die Unterordnung aller Einzelnen unter die Gesammtheit. Ist dies für den Einzelnen, der doch frei sein soll, nicht Zwang? Antwort: „nur für den Unvernünftigen, der seinen eigenen Vortheil und seine eigene Freiheit nicht versteht." Was setzt es also voraus? Daß diese Unterordnung „aus freiem Willen" geschieht (S. 40). Wodurch will es diese „Vernünftigkeit" bewirken? Durch „Erziehung und Unterricht". Dann werden „Sünde und Verbrechen unmöglich sein" (S. 38).

Wie? fragen wir, worin unterscheiden sich denn in diesen Behauptungen und Voraussetzungen dieses moderne Heidenthum von dem, was die Religion gelehrt und lehrt? Was ist denn da Offenbarung eines Neuen, „Weltüberwindenden"? Auch die Religion sagt, daß Sünde und Verbrechen nur des Unvernünftigen, d. h. dessen, der seine Leidenschaften nicht beherrscht, sind, auch die Religion will die Unterordnung unter Moral und Tugend aus dem freien Willen des Menschen, auch die Religion will dies durch Erziehung und Unterricht bewirken. Aber darin liegt der Unterschied, daß die Religion anerkennt, daß der Mensch niemals ganz Herr

seiner Leidenschaften wird, und daß Erziehung und Unterricht nicht hinreichen, um alle Menschen ganz vernünftig zu machen, und daß die Religion darum Freiheit und Wohlfahrt aller Einzelnen auf Erden nicht für möglich, die Verhütung von Sünde und Verbrechen für unmöglich hält. Jene Anhänger und Lehrer des modernen Heidenthums behaupten aber, daß Erziehung und Unterricht dies allerdings bewirken und alle Menschen vernünftig, und darum Sünde und Verbrechen unmöglich sein werden. Und auf diese hohlen Voraussetzungen hin geben sie das Versprechen: die Freiheit und Wohlfahrt aller Einzelnen herzustellen. Auf welcher Seite ist da die Wahrheit? Auf der, welche die Leidenschaften der Menschen voraussetzt, oder auf der, welche alle Menschen vernünftig voraussetzt? Mit dieser einen falschen Voraussetzung fällt das ganze System des modernen Heidenthums über den Haufen.

Allein diese Männer müssen doch noch Etwas haben, worauf sie sich stützen. Dies ist: sie legen alle Uebel der Menschen — dem Staate zur Last, sie haben eine Garantie aller zukünftigen Herrlichkeit in der — Arbeit, indem „alle Arbeiter gleichmäßig die Zwecke der Gesellschaft realisiren helfen und deshalb auch von ihr gleichmäßig behandelt werden." (S. 40.) Man sieht, diese Herren, welche alle Religion für Schwärmerei und Einbildung ausgeben, sind doch nur der ärgsten Schwärmerei und Einbildung hingegeben. Wie leicht ist es, das Glück zu verheißen, wenn man es an Bedingungen knüpft, die unmöglich und Träumerei sind! Was haben diese Leute nun geändert? Die Religion verheißt die Befriedigung aller Sehnsucht in einem Jenseits, sie aber verheißen sie in einer zukünftigen Einrichtung der Gesellschaft. Aber diese Letztere widerspricht unserer Vernunft, der Geschichte, der ganzen Natur des Menschen, aus der die Individualität, die Ungleichheit und die Leidenschaft niemals entfernt werden können — für jenes Jenseits hingegen spricht unsere Vernunft, unser Herz, unser ganzes Ich in seinem ganzen Wesen und die Uebereinstimmung aller Völker!

Dies ist also der eine Rechnungsfehler des ganzen Systems; hierzu kommt aber ein anderer, nicht minder bedeutender. Wie die Lehrer des modernen Heidenthums die Leidenschaft und die natürliche Ungleichheit der Menschen verläugnen, so leugnen sie auch anderseitig jedes höhere Bedürfniß, jedes Verlangen des Menschen über das Sinnliche hinaus. Der Gottes-

dienst ist ihnen nur eine Befriedigung des geselligen Bedürfnisses, und wird nach ihrer Meinung durch demokratische Klubbs ersetzt (S. 24), das Gebet eine Selbsttäuschung (S. 29), der Glaube an die Unsterblichkeit ersteht nach ihrer Ansicht lediglich aus der Schlechtigkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen, denn wenn erst Glück und Wohlfahrt auf Erden Eigenthum aller Menschen sein wird, und dies versprechen sie freilich! dann ist dieser Glaube nicht mehr nothwendig (S. 32). Auf diese Weise erkennen diese Herren dem Menschen kein höheres Bedürfniß zu: sie schließen für den Menschen Alles ab, wenn er arbeitet, und für die Arbeit gesättigt wird. Wie? giebt es für den Menschen denn nur Leiden, die im Hunger bestehen? Sind Siechthum und Verlust der Seinen nicht Uebel, die jene Herren, selbst wenn sie die Welt so zustutzen könnten, wie sie wollen, selbst wenn *ihre* Gesellschaft ganz so ausfallen würde, wie sie es träumen, doch nicht entfernen könnten? Selbst wenn sie alle Menschen vernünftig voraussetzen, wird niemals *geirrt*, fehlgegriffen werden? und werden aus Irrthum und Fehlern, aus einer einzigen irrigen Maßregel in einem so künstlichen, gesellschaftlichen Getriebe nicht schlimme, unberechenbare Folgen, nicht Täuschungen, Kränkungen und tausend Leiden entstehen? Wird daher dem Menschen das volle, wahre Glück nicht immer außerhalb seiner liegen, über ihn hinaus — weil dies eben seine Natur ist? Und dann: die Unvollkommenheit der menschlichen Natur — ich meine nicht blos die moralische — die ihm immer Ziele steckt, die er niemals ganz erreichen kann, also selbst die intellektuelle Unvollkommenheit, die Alles begreifen will und nicht kann, diese Grenzen, die dem Menschen überall gesteckt sind, die er zu übersteigen den innern Drang hat, aber ebensowenig diesen zu befriedigen wie sich ihm zu entziehen vermag — wird dies Alles nicht immerfort ein Verlangen über ihn hinaus in ihm wach erhalten, und gerade um so mehr die Sehnsucht nach dem Jenseits wecken? Nein! dieses Bedürfniß nach dem Jenseits ist von jeher gerade in den edelsten Geistern am lebendigsten gewesen, sie, die Entbehrung und Mangel für Nichts erachteten, fühlten um so mehr die Richtung ihres Wesens nach Etwas, was ihnen die Unzulänglichkeit ihrer Natur nicht bieten konnte: an dem, wonach ihre Seele dürstete, begriffen sie, daß es auf Erden ihnen nicht gereicht werden konnte, und daß es daher anderswie befriedigt werden *müßte*, weil es sonst in ihnen als

Bedürfniß nicht existiren könnte. Setzet die Menschen alle über Mangel und Entbehrung hinaus, gebet ihnen Alles, was nur die Gesellschaft ihnen geben kann, und siehe! dann erst recht wird in ihnen Allen die Sehnsucht nach dem Höhern erwachen. Es kann dies kein Räthsel sein. Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf: zwischen Wollen und Können, zwischen Verlangen und Befriedigung, zwischen Frage und Antwort, Forschen und Erkennen ein stetes Mittelgeschöpf. Was aber in der Mitte ist, muß höher hinauf wollen.

So hat das moderne Heidenthum drei wesentliche Momente der menschlichen Natur mit Absicht verleugnet: die Leidenschaft, die natürliche Ungleichheit und das höhere Bedürfniß. Mit der Konstatirung dieser drei Momente fällt aber all' ihre Logik, all' ihr Widerspruch gegen die Religion hinweg. Es ist ein Traumgespinnst, aber ein dumpfes, düsteres, ein Alp, von dem der Mensch sich schnell wieder befreien muß.

Wir gehen weiter.

d.

Indem wir die Ansichten der Gegner vom Judenthume in ihrer Nichtigkeit nachwiesen, war es uns nicht allein darum zu thun, diese Ansichten zu widerlegen. Wir wollten mehr. Wir wollten damit darthun, daß die Gotteslehre einen festen, bis heute unerschütterten Träger habe, daß sie nicht von dem zu jenem Bekenntniß übergegangen, sondern aus dem Alterthume heraus ununterbrochen und organisch Eine bis in die Gegenwart hineingewachsen. Denn dadurch wird es uns sofort klar werden, daß auch der Gegensatz der Gotteslehre — das Heidenthum — nicht minder aus dem Alterthum heraus in immer neuen Versuchen, aber immer Dasselbige sich Bahn zu brechen sucht; und daß, so wie die Gotteslehre von dem kleinen Juda aus sich ein immer größeres und reineres Terrain in der Menschheit erobert hat und fortwährend erobert, das Heidenthum das verlorene Terrain immer wieder zu gewinnen sucht. Indem wir uns so dieses Bild des dauernden Kampfes innerhalb der Menschheit klar machen, wird unsere Ueberzeugung eine festere, und wir werden einen neuen Anlauf des Heidenthums nicht gleich als eine Niederlage der Gotteslehre betrachten, sondern vielmehr wissen, daß es ein Kampf ist, den die Gotteslehre abermals bestehen und daraus neue Kräfte und neue Errungnisse ziehen werde. Nachdem

das Christenthum und der Islam die Wahrheit der Gotteslehre nur theilweise in die Menschenwelt gebracht, arbeitet natürlich die Menschheit daran, die anderen, entgegengesetzten Elemente in diesen Religionen daraus zu entfernen. Daß dabei die Oppositionspartei hierüber hinaus bis zur Opposition gegen die eigentliche Gotteslehre fortgeht, liegt in der Natur der Sache. Dadurch wird aber schließlich der Untergang des Afterglaubens immer mehr bewirkt, und die ganze Gotteslehre dringt um so strahlender hervor.

Ist also dieses moderne Heidenthum doch nur eine Fortsetzung des alten Gegensatzes, so unterscheidet es sich doch wesentlich von dem antiken, und hierin giebt sich der Fortschritt kund; ja wir werden sehen, daß gerade hierdurch der Kampf jetzt wieder auf das ursprüngliche Gebiet versetzt wird. Diesen Unterschied zwischen dem antiken und modernen Heidenthum müssen wir uns deutlich machen. Er besteht in zwei Hauptpunkten.

1) Das ursprüngliche Heidenthum erkannte die Einheit in der Natur nicht. Es hielt sich lediglich an die einzelnen Erscheinungen in der Natur, nahm in diesen einzelne Kräfte an, und legte diesen Kräften göttliche Eigenschaft bei. Daher der Polytheismus, die Vielgötterei. Die ganze alte Philosophie war nun Nichts als die vernunftgemäße Verneinung dieses Heidenthums. Sie verneinte diese Vielgötterei, sah die Erscheinungen in der Natur als Solche an, schloß auf eine Einheit in der Natur, war aber nun rathlos, wohinein sie diese Einheit legen solle. Jeder einzelne Philosoph nahm eine andere Urquelle dieser Einheit an, benannte und definirte sie anders. Das Resultat konnte daher kein anderes sein, als zuerst das Eingeständniß des Nichtwissens des Sokrates, dann der Zweifel in alle Erkenntniß, der Skeptizismus, jedenfalls aber die Vernichtung der Vielgötterei. Die Gotteslehre hingegen faßte von Anfang an die Natur als Einheit, und lehrte diese Einheit aus Gott, dem Schöpfer dieser Einheit. Gott, der Einige, konnte nur eine einige Natur schaffen. In ihr konnte daher weder die Vielgötterei, noch das Nichtwissen, noch der Zweifel in die Erkenntniß Platz greifen. Wenn im Bereiche der Gotteslehre jemals der Zweifel bestand, so war es nur, wie der Lauf der Begebenheiten im Menschengeschlechte auf die göttliche Vorsehung zurückzuführen sei? (Hiob, Kohelet, einige Psalmen.) — Das moderne Heidenthum nimmt nun die Einheit der Natur aus der Gotteslehre

an, und findet sie durch die Naturwissenschaft bestätigt, ihm ist aber Ursache und Wirkung nicht verschieden, ihm ist Sein eben Sein; wie so dieses Sein ist, wodurch dieses Sein so ist, sind ihm keine Fragen, weil es keine Antwort darauf weiß: es frägt nicht wie die alte Philosophie, worin der Grund dieser Ursache liege, es nimmt nicht die Spinozistische Substanz, noch die Hegelsche Idee an; da es die Allgemeinheit des Gedankens nicht zugiebt, da es die ganze Objektivität leugnet, und Alles auf das Subjekt beschränkt, so hat es für diese Fragen keinen Raum — die Selbstvernichtung der Vernunft. Genauer genommen geht das moderne Heidenthum den umgekehrten Weg wie das antike, und muß so auf das ursprüngliche Gebiet wieder zurückkommen. Es beginnt, womit das antike Heidenthum aufgehört hat, mit dem Skeptizismus, mit dem Leugnen der Erkenntniß. Ihm ist daher jedes Seiende für sich, denn die Einheit der Natur kann ihm nur die Gesammtsumme der Verhältnisse aller Einzelnheiten zu einander sein; wie so diese Gesammtsumme nun eine Einheit, die Alles erhält, ist, bleibt ihm freilich unerklärlich; darum ist jedes Einzelne sich selbst Gott, und das moderne Heidenthum gelangt zu einer Art von Vielgötterei, zur Abgötterei. Frägt man sich nun, was will man hiermit anfangen? so kommen wir zum zweiten Unterschiede.

2) Das moderne Heidenthum zieht hauptsächlich das Soziale, die Gesellschaft, herein, es ist charakteristisch sozial. Es ist bekannt, daß das ursprüngliche Heidenthum in seiner einzelnen Durchführung nach dem Muster der Gesellschaft sich ausformte, so daß die Götterwelt je nach der Gesellschaft des Volkes einen Götterstaat bildete. Aber nicht umgekehrt wirkte das Heidenthum auf den Staat, wenn auch Priester und Patrizier sich der heidnischen Religion bedienten, des Volkes zu beherrschen. Ganz anders war es in der Gotteslehre, wo vom Begriff Gottes und vom Verhältniß des Menschen zu Gott aus die menschliche Gesellschaft in ihrem Charakter, in ihrer Ordnung bestimmt ward, so daß die Gesellschaft von der Lehre geordnet, jene die Verwirklichung dieser wurde. So im Mosaismus. Schon im Prophetismus, ganz und gar im Christenthum aber wurden Religion und Gesellschaft, Lehre und Leben gänzlich von einander getrennt. Der Talmudismus suchte diesen Riß zu heilen, aber es gelang ihm nur in einzelnen Splittern, da er eben so wenig auf der Höhe des Mosaismus stand, wie er die Macht

hatte, die Gesellschaft zu überwältigen. Dennoch erhielt er im Judenthume die Verbindung zwischen Religion und Gesellschaft noch lebendig, so daß sie nicht ganz und gar verloren ging. Es ist Sache des modernen Judenthums diese Einheit wenigstens im Geiste wiederherzustellen, die Verwirklichung ist Aufgabe der Geschichte[1]). Auch hier kehrt das moderne Heidenthum auf das ursprüngliche Gebiet zurück, indem es die Gesellschaft nach seinem Inhalt zu ordnen sucht, indem es noch mehr sozial, als Theorie zu sein strebt. Aber welch' ein Unterschied hier gerade zwischen ihm und der Gotteslehre! Das moderne Heidenthum wirft da einen schwachen, morschen Grund, daß das darauf aufgeführte Gebäude aller Festigkeit ermangelt.

Hören wir den „Katechismus der freien Gemeinden."

„Was ist Sittlichkeit? Die Unterordnung unter den Zweck der menschlichen Gesellschaft. Was ist der Zweck der menschlichen Gesellschaft? Die Freiheit jedes Einzelnen. (S. 34.) Ihr einziger Zweck muß die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen und diesem alle Staatseinrichtungen und alle Menschen untergeordnet sein."

In einem Athem wird also die Freiheit jedes Einzelnen und die Unterordnung aller Menschen als das Fundament gelehrt. Wie? ist dies nicht der Widerspruch von vorn herein? Dem Staatszweck sollen sich alle Menschen unterordnen, d. h. alle Einzelnen ihre Freiheit aufgeben, und doch soll der Staatszweck nur die Freiheit jedes Einzelnen sein? – Aber wie? Der Begriff der Sittlichkeit wäre allein in der „Unterordnung unter den Staatszweck" gefaßt? Wie unterscheidet sich dann die Sittlichkeit, die der despotische Staat fordert, von der der freien Gemeinde? Hat jener eine andere Erklärung? Will er etwas Anderes? Hierin liegt schon der ärgste aller Fehler, ein Schwanken, eine Unbestimmtheit, die uns nicht einnehmen kann. Ja, antwortet Ihr, aber dieser Staatszweck darf kein anderer, als die Freiheit des Einzelnen sein. Auch dies ist Widerspruch. Der Staat kann gar nicht die Freiheit des Einzelnen zu seinem Zwecke haben: denn der Staat ist die Vereinigung aller Einzelnen, diese Vereinigung kann aber nicht hergestellt werden, ohne daß die Freiheit des Einzelnen beschränkt werde; dies gebet Ihr selbst zu, denn Ihr sprechet vom „Unterordnen"; wie könnte

1) Vergleiche unsere Vorlesungen: Die Entwickelung der religiösen Idee. Baumgärtner, 1847. Die Religion der Gesellschaft. Baumgärtner, 1848. Israelitische Religionslehre Bd. III. Baumg. 1865.

aber das Zweck sein, was zu beschränken, also aufzuheben zugleich eine Nothwendigkeit ist? . . . Ja, sehen wir genauer zu, so wird diese Unterordnung in dem Staate des modernen Heidenthums eine größere sein, als je in einem andern. Denn dieser will gleichmäßige Behandlung aller Einzelnen als Arbeiter, und da er doch Verschiedenheit der Arbeit, also Verschiedenheit der Arbeiter anerkennt (S. 40.), so folgt daraus, daß die Freiheit des Einzelnen auf eine völlig unerhörte Weise beschränkt, d. h. gänzlich aufgehoben wird, da der Staat die „Verschiedenheit der Arbeit" unter das Maß „gleichmäßiger Behandlung" zwingt. Diese Männer sahen bis jetzt in der Geschichte Herren und Knechte. Dies ist vom Uebel. Was thun? Wir machen Alle zu Knechten — vielleicht dünkten sich dann alle Herren! Ich zweifle. — Wenn also dies die große Offenbarung der Neuzeit ist, wenn Sittlichkeit, Moral, Tugend sich auf solche nichtssagenden, widerspruchsvollen Prinzipien aufbauen sollen: dann fürwahr! war es „viel Lärmen um Nichts!"

e.

Und was will denn dieses moderne Heidenthum an die Stelle der Religion setzen? an die Stelle des Bewußtseins, daß nicht allein der Mensch einen Geist hat, sondern auch das ganze Weltall auf dem Geiste beruht: daß dieses große, geheimnißvolle Werden der Geschöpfe und des Alls, diese in unendlicher Fülle von Zweckmäßigkeit geordnete Wesenreihe, dieses an die Gesetze der Zeit, des Raums und der Entwickelung befestigte Weltenganze weder aus einem blinden Ohngefähr, noch aus einer Nichts erklärenden „Nothwendigkeit" hervorgegangen; an die Stelle des Bewußtseins, daß ebenso wenig die Geschichte des Menschengeschlechts eine Kette von Zufälligkeiten ist, sondern eine in freier Entfaltung des Individuums nach einem höchsten Gedanken fortschreitende Entwickelung: an die Stelle des Bewußtseins, daß der Mensch selbst, seiner Natur und darum seiner Bestimmung nach ein Entwickelungswesen, einem höhern Wesen nach- und zuzustreben hat, in dessen Aehnlichkeit er ist: an die Stelle des Bewußtseins, daß daraus die ganz bestimmten Forderungen des Rechts und der Liebe an den Menschen hervorgehen, daß darum der Mensch nicht allein dem Menschen verantwortlich ist, weil diese Verantwortlichkeit — wie die Ministerverantwortlichkeit

in einem constitutionellen Staate — eben nur eine scheinbare ist, da der Mensch weder des Menschen Thun vollständig kennt oder konstatiren kann, und in seiner Absichtlichkeit nicht zu ermessen vermag, noch der Mensch sich selbst zur Verantwortlichkeit ziehen kann, da er hierin zu sehr Partei ist, sondern nothwendig einem höhern Richter, bei dem alle diese Mängel fortfallen, verantwortlich sein muß; an die Stelle des Bewußtseins, daß all dies Bruchstückwerk, über welches der Mensch nicht hinaus kann, eine Vollendung erlangen muß in einem Jenseits — — was will dieses moderne Heidenthum an die Stelle der Religion setzen?

Hören wir, was es antwortet: „die Liebe zum Wahren, Schönen und Guten". (S. 41.) Nun, fragen wir weiter „was ist Wahrheit? Antwort: Die Uebereinstimmung des gedachten Gegenstandes mit den Gedanken des Menschen. Wovon ist also die Wahrheit immer abhängig? Von den Gedanken des Menschen. Jeder Mensch hält das für wahr, was mit seinen Ansichten und Vorstellungen übereinstimmt. Es kommt dabei weniger auf den (objektiven) Gegenstand, als auf die (subjektive) Ansicht an. Ist die Wahrheit immer dieselbe und unveränderlich? Nein; da die Gedanken der Menschen nach der Verschiedenheit ihrer Bildungsstufe, ihrer Kenntnisse u. s. w. verschieden und veränderlich sind und die Gedanken der Menschen maßgebend für das Kriterium der Wahrheit sind, so ist die Wahrheit verschieden und veränderlich." (S. 41. 42.) O, die Sophisterei! Wir wollen nicht einmal auf die Widersprüche eingehen, daß zuerst die Wahrheit die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem gedachten Gegenstande, dann wieder der veränderliche Gedanke Kriterium der Wahrheit, und also die Wahrheit veränderlich sein soll, während gerade im Gegentheil, wenn die Wahrheit die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem gedachten Gegenstande ist, diese Wahrheit nur eine und dieselbe sein kann, und sich nicht mit dem Gedanken, sondern allein mit dem gedachten Gegenstande verändert — nehmen wir die Sache, wie sie uns gegeben wird, so sollen alle, den Menschen erfüllenden und leitenden Ueberzeugungen verdrängt und ersetzt werden von der Liebe zu einem — Nichts, nämlich zu einer ewig verschiedenen und veränderlichen s. g. Wahrheit, die eben Nichts ist, weil sie nur der immerfort sich verändernde Gedanke des Individuums ist? . . . Ferner: „was ist Schönheit? Die Uebereinstimmung des menschlichen Geistes mit der Natur. Der Geist des

Menschen macht den Inhalt, die Natur die Form des Schönen aus." (S. 43.) Auch hier Unzulänglichkeit der Erklärung. Denn erstens: der Geist des Menschen kann sich Unschönes denken, und die Natur giebt ihm die Form dazu. Ich denke mir z. B. einen von einem Raubthier zerissenen Leichnam, die Natur giebt mir die Form dazu; sie stimmen also überein, und es ist doch unschön. Zweitens: auch hier die Auflösung alles Objektiven in das Meer der Individualität, denn es kommt dann immer darauf an, was mein Geist sich denkt. . . . Endlich: „worin besteht das Gute? In der Uebereinstimmung des einzelnen Menschen mit der ganzen Menschheit. Man nennt denjenigen Menschen gut, welcher das freie, harmonische Zusammenleben aller Menschen fördert; im gegentheiligen Falle ist er schlecht." (S. 45.) Der „Katechismus für freie Gemeinden" hat Recht, daß er sagt: „man nennt", denn die Erklärung giebt eben Nichts, als ein „man". Wie? giebt es nicht Menschen, die das Allgemeine in der Menschheit sehr gefördert haben, und dabei grundschlechte Menschen waren? Giebt es kein Verhältniß des Menschen zu sich selbst, wonach er sehr schlecht sein kann, ohne darum „das freie, harmonische Zusammenleben der Menschen" zu stören und anzutasten? Wie weit ist der Weg bei jeder Handlung des Menschen gegen andere Individuen zu dem „freien, harmonischen Zusammenleben aller Menschen," um daraus herzuleiten, was er zu thun habe, um gut zu handeln? Und ist es denn blos die äußere That, sind Motiv, Absicht, Gesinnung nicht entscheidend über den sittlichen Werth einer That, während Förderung oder Störung „des freien, harmonischen Zusammenlebens" doch nur durch die That berührt werden, und schließlich gar nicht vom Einzelnen allein abhängt?

Also das ist die Botschaft des modernen Heidenthums an die Menschheit, dies das Heil, das es verkündet! Eine Wahrheit und eine Schönheit, die Nichts sind, als die ewig veränderlichen Gedanken der Individuen, ein Gutes, das in einer seichten Aeußerlichkeit liegt — diese sollen eine Ueberzeugung, diese die Leiter der Menschen sein in guten und bösen Tagen, diese Stab und Leuchte in den Zeiten des Sturms wie des Friedens, an diesen soll der Geist erstarken, das Herz sich erwärmen und begeistern, diese sollen Gebeugte aufrichten, Aufrechte vor dem Falle schützen. . . . Fürwahr, wenn diese Männer als das Ziel der Wahrheit: „die Erforschung der menschlichen Natur und Persönlichkeit" aufstellen, so

haben sie noch einen weiten Weg zurückzulegen, sie stehen noch in den Kinderschuhen.

Und auf diesem Grunde stehend, und mit solchen Gaben kommend, schwingen diese Männer die Geißel, gießen sie einen Strom des Spottes aus über die Verirrungen des religiösen Wesens in der Menschheit, überall aber diese Verirrungen für die Religion selbst ausgebend. Darin zeigt sich die Boshaftigkeit und die Verblendung derselben. Ich gestehe selbst dem, der nichts Besseres zu geben weiß, das Recht zu, gegen Irrthum und Entartung zu Felde zu ziehen. Ja, ich erkenne ihm sogar eine Krone zu, wenn er Nichts vollbringt als der Heuchelei, dem Aberglauben, der Herrschsucht die Larve abzuziehen, und den Götzen zu zerschlagen. Wenn er aber an einem großen und bedeutungsvollen Gegenstande, an einer hochherrlichen Erscheinung nur die Auswüchse der Zeiten hervorzieht, nur die schädlichen Wirkungen dieser Auswüchse beleuchtet, und dann vorgiebt, den Gegenstand, die Erscheinung selbst zu haben, zu bekämpfen, zu vernichten: so hat er das Blendwerk der Lüge getrieben, mag er es wissentlich thun, oder sich selbst am ersten täuschen!

XII.

Die Freimaurerei.

Von dem Augenblicke an, in welchem das Judenthum sich aus seiner isolirten Stellung herausgerissen und der allgemeinen Cultur nahe getreten, seitdem hat es auch von seinem Standpunkt aus Ansicht und Urtheil über Alles und verbirgt sie nicht. In sich das Bewußtsein menschengeschlechtlicher Auffassung tragend, legt es einen Maßstab an die Erscheinungen der Vergangenheit und Geschichte, der zwar bezüglich der großen Weltanschauung, welche aus dem Judenthume gequollen, immer noch specifisch genannt werden mag, vermöge seiner allgemeinen Momente aber weit hinausreicht über alles Specifische der Kirchen und Confessionen.

So weit demnach die Kenntniß vom Wesen der Freimaurerlogen eine allgemeine ist, so weit die Kunde von dem Inhalt und den Bestrebungen dieser keine den Eingeweihten vorbehaltene ist — denn theils kann Schreiber Dieses, weil *selbst kein* Freimaurer, ein anderes Urtheil nicht fällen, theils kommt es hier nur auf ein *solches* Urtheil an — so weit hat das Judenthum im Maurerthum eine nützliche Institution gesehen, insofern dieses über die trennenden Momente, welche in der menschlichen Gesellschaft, wie sie einige Wenige enger vereinen, die Vielen auseinander halten, Rang, Stand, Religion, Volk, als hinauszuheben vermag, und, ohne diese trennenden Momente zu beseitigen und zu verdrängen, da sie ja ihre Nothwendigkeit und segensreichen Folgen auch in sich tragen, ihre schädlichen Wirkungen zu mildern sucht. Das Judenthum, welches *seine* **Lehre**, seine *ganze, unveränderte* Lehre für die Menschheit, aber *seine specifische* Erscheinung nur für die Söhne Israels bestimmt glaubt, indem diese jene bis zur Zeit der Erfüllung tra-

gen und erhalten sollen — das Judenthum sah in dem Maurerthum, so weit dies den Glauben an Einen Einzigen Gott und das Gesetz „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ (3. Mos. 19, 18.) verkündet, eben so einen seiner Herolde, seiner großen Boten, wie in allen großen religiösen Erscheinungen, die aus dem Judenthume hervorgegangen sind. Nochmals gesagt, wir kennen das Maurerthum nach seinem Innerlichen nicht, aber so weit es sich irgend äußerlich erkennen läßt — und dazu bieten ja jetzt durch den Druck veröffentlichte Schriften und Reden Gelegenheit genug — war das Judenthum mit ihm nur zufrieden, und tadelte es nicht, wenn Juden in die Logen eintraten, wenn sich selbst jüdische Logen bildeten, wenn auch namhafte jüdische Geistliche in denselben sehr thätig waren, z. B. Dr. Salomon in Hamburg. (Von ihm sind auch maurerische Reden erschienen.) Führen ja sogar, wie es heißt, die Maurer den Ursprung ihres Ordens auf den König Salomon zurück, soll ja ein Theil ihrer Ceremonien auf den Bau des salomonischen Tempels Bezug nehmen, und ihre Phraseologie demselben vielfach entnommen sein.

Darum konnte es aber niemals auffallen, wenn die specifisch-christliche Richtung sich mit Eifer *gegen* die Freimaurerei erklärte, wenn sie in mehreren Ländern die völlige Unterdrückung des Ordens erlangte, in anderen wenigstens verlangte. Es ist uns nicht auffallend, und wir können es *ihr* gar nicht verdenken. Wie gesagt, das Judenthum kann die Maurerei neben sich dulden, denn für alle nicht-jüdischen Kreise muß es sie von höchster Wichtigkeit erkennen, und für Juden fällt bei der eifrigsten Hingebung an die Maurerei noch nicht ein Titelchen ihrer specifischen Verpflichtungen weg. Das Christlich-Specifische verträgt sich mit der Maurerei aber gar nicht, findet vielmehr darin ein sehr abschwächendes, untergrabendes, verneinendes, feindliches Princip. Wenn sich Glieder verschiedener Religionen die Hand reichen, so kann dies nur im Geiste von Lehrsätzen geschehen, welche das Judenthum als seine höchsten erkennt, welche das Judenthum als höchste zuerst verkündet hat und noch verkündet: von Gott, dem Schöpfer (*Baumeister*[1]) Himmels und der Erde, vom Gottebenbildlichen Menschengeiste, von Gottes

1) Heißt es doch selbst 1 Mos. 2, 22: „Und der Ewige Gott *bauete* (בנה) die Rippe, die er genommen von dem Menschen, zu einem Weibe.“

Unmittelbarkeit zum Menschen, d. i. Gottes Vorsehung, Gottes Gericht, Vergeltung und Barmherzigkeit, von der Heiligung des Menschen in Liebe und Recht, und daß alle Menschen Eines Vaters Kinder sind (Maleachi 2, 10.), also gleich in Pflicht und Recht.

Also wie gesagt, das Verdammungsurtheil, welches von jeher von der Kirche über die Freimaurerei ausgesprochen worden, war dem Judenthum nie auffallend und ihr nicht zu verargen. Daß sich demnach in neuester Zeit auch in protestantischen Ländern die specifisch-christliche Richtung wider den Orden sehr heftig ausließ, konnte und kann nur erwartet werden.

Wie aber nun, wenn die Freimaurerlogen den Spieß umdrehen, ihre bisherige Tendenz abläugnen, den allgemein anerkannten Inhalt derselben verneinen, und sich als specifisch-christlich zu erkennen geben?

Doch wir sprechen hier von Freimaurerlogen, während es sich nur um drei Berliner Logen handelt, und es noch nicht einmal sicher ist, ob alle preußischen Logen damit übereinstimmen. Darum zur Sache.

In der „evangelischen Kirchenzeitung", welche die pietistische Richtung vertritt, hatte, zum Theil aus der rationalistischen „Röhr's Predigtsammlung" genommen, ein überaus heftiger Angriff auf den Freimaurerorden gestanden, worin namentlich alle christlichen Geistlichen vor dem Orden verwarnt wurden. Da gingen die drei Logen Berlins zusammen und erließen eine Erklärung, worin sie behaupteten, daß sie christlich seien, nur Christen aufnehmen und somit sich zu den christlichen Kirchendogmen bekennen ... Dies ist es nun, was unsrerseits die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß.

Ist es wahr, daß der Freimaurerorden christlich ist und christliche Kirchendogmen bekennt, nun so haben die Berliner Logen vollständig Recht, wenn sie keine Juden aufnehmen — denn dies letztere ist wahr — nun so haben alle Juden Unrecht, welche an einer Freimaurerloge Theil nehmen, so haben sie schon einen treulosen Schritt gegen ihre Religion gethan, indem sie in eine Loge eingetreten.

Aber, fragen wir, haben die drei Berliner Logen diese Erklärung im Namen aller Freimaurerlogen gethan? Nein. Haben sie sie im Namen der Mehrzahl derselben gethan? Nein. In wessen

Namen denn? Nicht einmal im Namen aller preußischen. Nicht die englischen und schottischen, nicht die französischen und belgischen, nicht die nordamerikanischen, ja sogar auch nicht alle deutschen Logen theilen die Grundsätze jener Erklärung; ein Jude brauchte sich nur nach Leipzig und Hamburg zu begeben, und würde, wenn sonst alle Bedingungen vorhanden sind, daselbst Aufnahme in die Loge finden.

Oder sind etwa die drei Berliner Logen die Mutterlogen aller Logen der Welt, so daß die sämmtlichen anderen Logen als entartet, als abgewichen von den Berliner Logen angesehen werden müßten? Gerade umgekehrt: so wie Berlin eine der jüngsten Großstädte, so sind auch seine Logen von jungem Datum. Also umgekehrt sind die drei Berliner Logen von den Grundsätzen aller Logen der Welt abgewichen, und haben eine Cotterie, ein Nest für sich gebildet — wir wollen sie nicht im Geringsten stören! Ja, noch mehr. Haben die Berliner Logen selbst dieses Bekenntniß stets gehabt? Wir brauchen nur den Geist Friedrich des Großen, des Protektors der Logen, heraufzubeschwören. Die Berliner Logen sind sich selbst untreu geworden. Es ist dies auch oft genug schon und in den derbsten Ausdrücken aus allen Ländern der Welt von den Logenspitzen selbst erklärt worden.

So lange also die drei Berliner Logen so großen Widerspruch, nichts als Widerspruch aus allen übrigen Logen erfahren, so lange können wir dies nur als einen Gewaltstreich jener bezeichnen, den sie gegen die eigentlichen Grundsätze und das wahre Wesen der Maurerei ausgeführt haben, und den wir **ihnen** mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung nachsehen. Sie haben sich damit selbst als außerhalb der wirklichen Maurerei stehend bezeichnet, und das ist ihre Sache. Nur dürfen sie sich nicht als Organe der aufrichtigen Maurerei geriren — denn dann müßten sie ein glänzendes Dementi erhalten, was sie freilich schon gewohnt sind.

Sehr irren werden sich aber diese Berliner Logen, wenn sie glauben, daß sie mit dieser Erklärung ihre Gegner befriedigt haben. Und sie können sie auch nicht befriedigt haben. Denn selbst wenn diese Logen das Judenthum verläugnet haben, sind sie katholisch oder protestantisch? und kann ein aufrichtiger Geistlicher dieser Kirchen mit ihnen verkehren? Wir glauben nicht — und dies ist Euer Fiasko, Berliner Logen!

Dies ist denn auch richtig in Erfüllung gegangen. Vor uns liegt „Freimaurerei und das evangelische Pfarramt", Berlin 1854. von Professor Dr. Hengstenberg. Sehen wir zu, was die Broschüre enthält.

Zuerst werden Zeugnisse älterer evangelischer Theologen — denn von katholischer Seite ist über alle Theilnehmer am Orden durch eine Reihe päpstlicher Bullen die Exkommunikation ausgesprochen — angeführt, welche den Orden als „ohne Christenthum seiend" bezeichnen. Zuletzt Dr. Niedner im Jahre 1846, der auf Grund des „Constitutionenbuches" der Freimaurer sagt: „Hiernach war erklärter Gesammtzweck und höchstes Gesetz der Maurerei: jener Humanismus neuer Art oder Philanthropismus, eine werkthätige Vertretung der rein und allgemein menschlichen Interessen, gegenüber dem Hierarchismus und Feudalismus, so daß bürgerliche Tüchtigkeit und fromme Rechtschaffenheit, ohne Unterschied der bürgerlichen Geburt oder Stellung und der konfessionellen Religionsvorstellung, Anspruch gebe auf Anerkenntniß oder Duldung und Achtung von Seiten des Staats und der Kirche."

Nach diesen Zeugnissen aus der Kirche bringt der Verfasser Zeugnisse aus den Schriften des Ordens und der Maurer selbst herbei. So aus dem hochgeschätzten „Constitutionenbuch": „Da die Maurerei unter allen Völkern, auch von anderen Religionen, angetroffen wird, so liegt den Maurern nur ob, derjenigen Religion beizupflichten, worin alle Menschen übereinkommen, jedem Bruder aber seine eigene besondere Meinung zu lassen: das ist, man fordert nur, daß sie tugendhafte und getreue Menschen seien, und auf Ehre und Ehrbarkeit halten, sie mögen im Uebrigen durch diese oder jene Namen, Religionen oder Meinungen von einander unterschieden sein, wie sie wollen." So aus einer Schrift von 1738: „Religionsstreitigkeiten werden in der Loge niemals verstattet. Denn wir sind als Maurer nur der allgemeinen oder natürlichen Religion ergeben. Dieses ist der Kitt, welcher Menschen von den ungleichsten Grundsätzen in eine geheiligte Verbindung setzt, und diejenigen, welche am meisten von einander entfernt sind, zusammenbringt." Und so bis auf die neueste Zeit, bis auf die Erklärung des Vicepräsidenten aller französischen Logen: „daß man in ganz Frankreich den, der sich vorstellt, nur nach seinem Leben, nicht nach seinem

Glauben fragt:" — bis auf die Rede des Professors Dr. Gieseler vor 1848: „wir Maurer haben stets als Bundeslehre festgehalten, daß alle Menschen in ihren höchsten Beziehungen einander gleich sind, und daß vor den Vorzügen, welche allen Menschen gemeinsam sind, alle Unterschiede als unbedeutend verschwinden." Der Verfasser weist dies auch aus der Symbolik des Ordens nach, in welcher auch nicht das geringste Zeichen der Erinnerung an das Christenthum; er zitirt zu diesem Zwecke die Worte des jüdischen Predigers Salomon in Hamburg, der viel in Maurerei gemacht hat. Er erweist, daß die Maurerei sich stets über alle Kirche gesetzt, daß sie wenigstens niemals auf die Kirche gewiesen hat — und nach dem kirchlichen Satze: „wer nicht mit mir ist, ist wider mich", schließt er, daß die Freimaurerei hiermit nicht allein nicht christlich, sondern antichristlich ist — wir können ihm nicht Unrecht geben, und hüten uns davor.

Aber allerdings machte sich eine „Nebenströmung" des Freimaurerordens bemerklich, die nach Anderm aussieht. Ein Berliner Geistlicher behauptete 1843, es gebe eine alte und eine neue Maurerei; diese neue, in England im vorigen Jahrhundert aufgebrachte, wäre nur deistisch geworden, wo hingegen die alte schottische immer christlich gewesen sei — nein, das sagt er nicht, sondern: „nicht an die Humanitätsideen des achtzehnten Jahrhunderts gedacht" habe. Aber er wurde von großen maurerischen Autoritäten Lügen gestraft, nach denen 2500 Logen an den im Jahre 1723 erschienenen oben gezeichneten Prinzipien festhielten, und „nur die drei Berliner allein spezifisch christlich zu sein prätendirten." Der Verfasser zeigt ferner, daß gerade umgekehrt das schottisch-schwedische System aus dem englischen entstanden ist, und daß jenes nur „eine Ironie auf den eigentlichen und ursprünglichen Freimaurerorden ist." Gründlich geht er dann auf das ein, was die schottische Loge, d. h. die Berliner, Christliches angenommen hat, und zeigt das Abgeblaßte, Gleißnerische und Leere nach, während von allen tieferen Begriffen des Christenthums keine Spur, ja daß diese darum noch feindlicher der Kirche ist, weil sie „den Gedanken an die Entbehrlichkeit der Kirche noch näher legt." Man muß dies Alles in der Broschüre Hengstenbergs selbst lesen, um den leeren Prunk vor dem würdigen Ernst erbleichen und schwinden zu sehen.

Was hieraus folgt? Das, was der christliche Theologe mit Recht schließt, daß die Freimaurerei kein christliches Institut ist, und daß die Berliner Logen kein Recht haben, einen besondern Weg einzuschlagen — wir aber fügen hinzu: daß auch kein Jude in eine sogenannte schottische Loge nach Berliner Zuschnitt eintreten dürfe, weil sie, wenn sie auch nicht spezifisch-christlich ist, doch in ihr Ritual eine Menge christlicher Formen aufgenommen hat, welche antijüdisch sind.

Es erscheint demnach an der Zeit, daß diese sogenannte schottische Freimaurerei, wie Alles, was auf zween Hüften hinkt, verschwinde, und nur noch die ursprüngliche Freimaurerei verbleibe, an der Jeder wenigstens weiß, was er hat, also davon bleiben oder eintreten kann.

Im Allgemeinen stellt die Freimaurerei nur denselben Riß, dieselbe Spaltung auf, welche durch alle Erscheinungen der neueren Zeit geht: von der einen Seite die Richtung zur Humanität und Gewissensfreiheit, zu einem allgemeinen Menschenthum, welches, die Heiligkeit der Religion anerkennend, diese nur im Individuum walten, das Individuum erfüllen, in allen sozialen Beziehungen aber ohne äußeren Einfluß, ohne äußere Herrschaft lassen will — von der anderen Seite die Richtung zur Kirchlichkeit und zur Stärkung derselben durch direkten, beherrschenden Einfluß auf die Gesellschaftlichkeit des Menschengeschlechts nach allen Beziehungen der letzteren. Wie diese beiden Richtungen im Staate seit langer Zeit im Kampfe liegen, so wollen sie sich auch in der Gesellschaft und in der Wissenschaft befehden, und darum konnte es auch in der Freimaurerei nicht ausbleiben, jene große Frage der Menschheit durchzukämpfen. Auf der einen Seite das Verbot der Freimaurerei in einer Anzahl zum Theil mächtiger Staaten, die Ausschließung der Juden in Preußen und vielleicht auch bald in Hannover — auf der anderen Seite die Freimaurerlogen Frankreichs, Belgiens, Großbritaniens und Nordamerikas, welche konsequent jene Ausschließung verwerfen, und den Grundsatz der preußischen Logen um so eher verurtheilen, als die letzteren erst sehr späte Sprößlinge der ersteren sind, und das Ausschließungsprincip erst unter der Regierung des vorigen Königs angenommen haben. (Wie bekannt, war auch Friedrich der Große Protektor der Logen.)

Obgleich wir persönlich der Freimaurerei nicht angehören, so interessirt von dem oben angegebenen Standpunkte aus diese Streitfrage innerhalb des Bundes uns sehr. Es ist immer gut, daß eine solche Sache zum Austrag komme, und wir rechnen es uns daher zum Verdienst an, mittelbar im westlichen Europa auf die sich konsolidirende Ausschließung in deutschen Logen aufmerksam gemacht zu haben.

XIII.

Der Buddhismus und sein Verhältniß zum Judenthume und Christenthume.

Wenn Lessing zur Zeit seiner Bearbeitung der älteren Fabel von den drei Ringen für den Nathan nähere Kunde vom Buddhismus gehabt hätte, wie wir sie seitdem durch die Erschließung mannigfacher Quellen erlangt haben: so würde er sich schwerlich mit der Zahl dieser Ringe begnügt haben. Denn da der Grundsatz und das Motiv, von denen er dabei ausging, die waren, daß keine Religion in ihrem Glauben, allein die Wahrheit zu besitzen und „allein selig zu machen," der andern feindlich entgegentreten und alle Wahrheit absprechen dürfe, daß vielmehr Zweck und Ziel aller sein müsse, die Menschen liebevoller, mildthätiger und gerechter gegen einander zu machen: so durfte er den Buddhismus nicht ausschließen. Befaßt derselbe nicht eine Zahl Bekenner, welche ein Drittel des ganzen Menschengeschlechtes übersteigt, also hierin Christenthum und Islam übertrifft? Hat er nicht eine civilisatorische Wirkung so gut wie irgend eine andere Religion ausgeübt, und zwar selbst in Staaten, welche den Forderungen ziemlich entsprechen, die man an einen civilisirten Staat stellen darf, wenn sie auch in der Entwickelung stehen geblieben, wie China und Japan?[1]) Ja, ist der Buddhismus nicht diejenige Religion, welche, ungleich dem Islame und Christenthume, eine außerordentliche Verbreitung ohne Schwertschlag erlangte, die Toleranz gegen alle andern Religionen grundsätzlich machte, in ihre Annalen nur äußerst geringe Ausnahmen von religiöser Verfolgung zu verzeichnen hatte? . . . Und dennoch,

1) Vergleiche hierüber unsere „Resultate in der Weltgeschichte" (Leipzig, Baumgärtner) S. 7 ff.

hätte Lessing eine genauere Kenntniß dieses religiösen Systems gehabt und wollte es nicht mit Stillschweigen übergehen, so wäre er in eine große Verlegenheit gekommen, denn er konnte jenes doch nicht füglich mit Judenthum, Christenthum und Islam zusammenstellen und in ein Gefäß werfen. Und warum nicht? Weil der Buddhismus eine völlig verschiedene, ja entgegengesetzte Weltanschauung zum Inhalt und zur Grundlage hat, während die drei anderen genannten ihr unterstes Fundament in einer und derselben, aus dem Mosaismus entstandenen Weltanschauung haben. Allerdings mußten auch im Buddhismus, sobald er sich zu einer konkreten Religionserscheinung ausbilden wollte, Institutionen und selbst Ansichten hervortreten, welche mit den anderen Religionen, namentlich mit dem Christenthume, frappante Aehnlichkeiten darbieten. Aber dies verändert die völlige Verschiedenheit seines Grundcharakters doch nicht, und liegt eben nur in den vielen und großen Widersprüchen, in welche der Buddhismus mit seiner eigenen Theorie verfallen mußte, sobald er, gleich dem Christenthume, aus der stillen Klause weniger Eingeweihten zur großen Völkermasse treten und sie sich aneignen wollte. Wir können sagen, daß es in der religiösen Welt des Menschen zwei große Anschauungen giebt, die sich völlig gegenüberstehen, und deren ungeheure Kluft nur durch die praktische Gestaltung lose überbrückt worden ist: die israelitische Weltanschauung, die im Judenthume ihren Stamm, im Christenthume und Islam ihre Zweige hat, und die buddhistische.

Merkwürdig ist es, daß gerade in einem der von der Natur am üppigsten begabten, am reichsten und mannigfaltigsten ausgestatteten Länder der Erde der Buddhismus, diese Religion der Verzagtheit und völligen Entsagung, der höchsten Lebensverachtung entstanden ist, während das Judenthum seinen Ursprungssitz in einem Lande hatte, das der unermüdlichen Anstrengung und Thätigkeit des Menschen bedurfte, um ihm in mäßiger Fülle die einfachen Bedürfnisse des Lebens abzuringen; jener in einer ungeheuren Halbinsel, welche weite Ebenen mit himmelhohen Gebirgszügen umschließt, mächtige Ströme in das Meer entsendet, und überall der See durch geräumige Häfen zugänglich ist, so daß sie seit uralter Zeit einer ausgedehnten Industrie, einem weithin ausgebreiteten Handel zum Schauplatz diente; während dieses, das Judenthum, anderthalb Jahrtausende in einem vom Meere fast abgeschlossenen, nur dem

Ackerbau gehörigen Binnenlande saß. Merkwürdig, aber gerade darum erklärlich, wenn das Judenthum ein rüstiges, den Werken des Lebens gewidmetes, aber von Gottesfurcht, Recht und Liebe durchdrungenes Leben forderte und sein höchstes Ziel in Thaten setzte. Hierzu kömmt, um uns eine klare Einsicht zu verschaffen, der gewichtige Umstand, daß der Buddhismus nicht wie das Judenthum eine ursprüngliche Religion, sondern gleich dem Christenthume, aus einer anderen Religionsphase innerhalb bereits vorhandener, ja erschöpfter Culturentwickelung hervorgegangen ist. In diesem geschichtlichen Umstande wird uns auch das Räthsel der Momente lösbar in welchen das Christenthum vom Judenthum abweicht, und mit dem Buddhismus frappante Aehnlichkeiten besitzt. Deshalb müssen wir hier zuvörderst einen kuzen Blick auf diese Vorentwickelung werfen. [1])

Der Buddhismus ist die dritte Phase der Entwickelung des indischen Geistes. Die erste Stufe nehmen die Arier im Pentschab mit ihrer religiösen Anschauung ein, wie sie uns die Veda's überliefern. Es ist ein weites Pantheon von Naturgöttern und Geistern, in welches uns die fruchtbare Phantasie des Inders hineinführt. Man kann daraus kein wirkliches System entnehmen, da bei den einzelnen Stämmen einzelne Gottheiten vorzugsweise verehrt und von den verschiedenen Verfassern der Vedahymnen verschiedentlich gefeiert wurden. Doch ist die eigentliche Idee überall, daß die am meisten hervortretenden Naturkräfte und Erscheinungen persönliche Gottheiten sind. Unter ihnen ragt, wenn auch in einem gewissen Halbdunkel Varunas, der Umfassende, das Himmelsgewölbe, der Urquell des Lichtes hervor; ihm zur Seite der wirklich regierende Indra, Gott der Luft und des Wolkenhimmels, des Blitzes und des Regens, Agnis, das leuchtende, erwärmende und verzehrende Feuer. Um diese bewegen sich Schaaren von Gottheiten zweiten und

1) Wir folgen hier den bekannten Werken von Lassen, Weber, Obry, Borneuf, Wuttke, Köppen u. A. und berücksichtigen ganz besonders den letztangeführten, weil er für den Buddhismus sehr eingenommen, dem Christenthume und Judenthume sehr ungünstig gesinnt ist, um unsererseits nach Unpartheilichkeit möglichst zu streben. In seinen Urtheilen über das Judenthum erweist Köppen mehrmals eine crasse Unwissenheit, und folgt nur den ganz gewöhnlichen Vorurtheilen, die gegenwärtig bereits so oft widerlegt worden sind, was uns veranlaßt, sie hier ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

dritten Ranges, Lichtgötter aller Art, die Erde, die Flüsse u. s. w. auch erscheint hier bereits Vischnu. Der Geisterglaube, die Verehrung der Vorfahren, die Ahnung von der Fortdauer der Seele nach dem Tode finden wir in den Vedas häufig ausgesprochen, wenn auch die Lehre von der Seelenwanderung nur angedeutet und vorgebildet ist. Die Seelen der Verstorbenen werden durch die Macht des Feuers, das den materiellen Leib verzehrt, mit einem Strahlenkörper, dem „Harnisch Agnis" umkleidet. Das wesentlichste Moment in dieser ersten Religionsphase der indischen Arier bildet aber der Gedanke ihrer Gottesverehrung. Es werden unter freiem Himmel auf Steinen und Altären der Soma-Trank, d. i. aus der Asclepias acida gepreßter Saft, Milch, geklärte Butter, auch Thiere, z. B. Pferde, vielleicht auch Menschen, dargebracht und dem Feuer übergeben. Hierdurch speist und tränkt der Mensch die Götter, berauscht sie, damit sie an Muth und Kraft wachsen; dafür erwartet er die Erfüllung seiner Wünsche, ringt mit ihnen im Gebete und zwingt sie sogar zu seinem Willen. Diese Kraft und Bedeutung, welche in den Veden dem Opfer und dem Gebete der Menschen beigelegt wird, daß sie also nicht blos Vermittelungen zwischen Gottheit und Menschen sind, die Gott erhören kann oder auch nicht, sondern ein Zwangsmittel für und gegen die Götter — ein Gedanke, der, wenn auch in mäßigerer Weise, dem Katholizismus selbst in unseren Tagen nicht fern liegt — wurden eine Wurzel des Brahmanismus und des Buddhismus, denn sie trieben bereits den Menschen über Gott hinaus und verliehen der konzentrirten Andacht des Menschen eine das Schicksal beherrschende und bezwingende Gewalt.

Die zweite Entwickelungsphase hob mit dem hundertjährigen Kampfe an, der mit dem Einfall der Arier in die Halbinsel sich entspann. Denn zunächst wurde dies der Impuls zu dem Kastenwesen, welchem die menschliche Bevölkerung Indiens mit einer furchtbaren Strenge unterworfen ward. Die erobernden Arier bildeten einen in jeglicher Weise bevorzugten Menschenstamm, welchem die Unterworfenen mit drückenden Pflichten und mangelhaften Rechten gegenüberstanden. Unter den Besiegten waren die sich freiwillig unterwarfen, zwar die dienende und arbeitende, aber doch immer geschätzte Klasse der Handwerker, Tagelöhner u. s. w.: die mit dem Schwerte Bezwungenen wurden zu der unreinsten verachtetsten Stufe hinuntergestoßen: unter den Siegern hob sich der dem Waffenhand-

werk verbleibende Theil als Kriegerkaste ferner, höher geachtet als die sich dem Landbesitze ergeben hatten; aber selbst über die Krieger erhoben sich die Priester, die Brahmanen. Aus dem Glauben, daß Opfer und Gebet die Götter zu günstigen Gaben und Beweisen ihrer Macht zu nöthigen vermögen, entstand die Menge der Gebete, Ceremonien und Opfer, die jedoch nur, zu rechter Zeit, am rechten Ort und in rechter Weise geschehen, die gewünschte Kraft besaßen. So mußte sich bald eine Zahl der Gebetverständigen, das sind Brahmanen, bilden, und mit der Zeit sich die gesammte übrige Menschheit unterwerfen. Wie konsequent weit dieser Gedanke ausgebildet wurde, kann man am deutlichsten aus einem Spruche ersehen, der noch heute im Munde der Inder lebt: „Das Weltall ist in der Gewalt der Götter (der Dêva's); die Götter sind in der Gewalt der Gebete (Mantras); die Gebete sind in der Gewalt der Brahmanen; folglich sind die Brahmanen unsere Götter.“ — Aus dieser Wurzel entspann sich nun eine religiöse Anschauung, die wir in ihren Hauptzügen charakterisiren wollen. Brahma als Atma (Weltseele) war das leere, allgemeine Sein (das Aum). Da bildete sich in ihm das Verlangen (Kâma), und dadurch entstand eine Entfaltung des Brahma aus sich selbst, und diese Entfaltung (Emanation) wurde zur Welt, d. i. zum individuellen Dasein. Diese Entfaltung entfernte sich in ihrer Ausdehnung immer weiter vom Brahma, und je weiter dieses sich von sich selbst entfernt, desto äußerlicher und unähnlicher wird es sich, um so unreiner und trüber wird der Strom des Lebens und wird zu einer abwärts gehenden Stufenleiter der Organismen. Man unterscheidet da: 1) die Sattva, die Region des persönlichen Brahma als höchsten Gottes und der Götter, die Welt der Reinheit, Tugend, Weisheit, des Lichtes; 2) die Radschas d. i. Leidenschaft, die mittlere Region, kämpfend zwischen vollkommenem und unvollkommenem Wesen, zwischen Licht und Finsterniß, die Welt des Gemüths und der Menschen; 3) die Tamas, d. i. Finsterniß, die Region der Unreinheit und des Todes, die Welt der Thiere, Pflanzen und todten Materie. Je mehr aber die Natur eine Entfernung von Brahma, eine Entäußerung seiner selbst ist, desto vergänglicher, eitler, voll Unvollkommenheit und Sünde, Schmerz und Leiden, Krankheit und Tod ist sie: die Welt ist vom Uebel, das Leben eine Sündenlast, die Erde ein Jammerthal. — Wie aber die Wesen vom Brahma ausgehen, so kehren sie auch in das-

selbe zurück; der Lebensstrom bricht aus ihm hervor und ergießt sich wieder in dasselbe zurück; indem sich das Dasein aus dem Brahma entfernt und immer unreiner wird, trägt es in sich das Streben, wieder nach ihm zurückzukommen, wieder zur Reinheit zu gelangen. Hieraus entstand das Dogma der Seelenwanderung. Der Tod ist daher nichts anderes, als eine Wiedergeburt in einem anderen Geschöpfe, und so wandert das Individuum Millionenmale durch die verschiedenartigsten Existenzen. Aber es ist keine stetige Reihe, sondern die Sphäre, in welcher die einzelne Seele wiedergeboren wird, hängt von ihrem Verdienst und ihrer Verschuldung in ihren früheren Lebensläufen ab. Hiermit hörten die Unterschiede zwischen Menschen, Thieren, Pflanzen und Mineralien auf; der Inder sagt zu ihnen: „wir sind gewesen, was ihr seid, und ihr werdet sein, was wir sind.“ Alle auf der Wanderung begriffenen Seelen aber sind vom Brahma entfernt, durch das Verlangen aus dem reinen Urwesen in die Stofflichkeit hinabgezogen, also Sünder, die für ihre Schuld in früheren Existenzen leiden. Dies ist die Erbsünde in großartigstem Maßstabe, die Welt nichts als ein unermeßlicher Kerker, eine furchtbare Strafanstalt. Benutzt der Mensch das Leben nicht, zu büßen und sich zu bessern, versinkt er vielmehr in noch ärgere Sünden, dann wird er für unermeßliche Zeiträume in die Hölle versenkt, von wo er nach den gräßlichsten Qualen von Neuem die Wanderung beginnt. — Auf diesem Grundbau erhob sich nun das bis in's äußerste Detail ausgearbeitete Lebenssystem der Brahmanen. Die verschiedenen Kasten mit ihren Pflichten und Rechten waren ein unabänderliches Geschick, welches der Mensch in seinen früheren Existenzen sich verdient hat. Jede Handlung, jede Thätigkeit, bis zur geringsten Geberde, wurde bestimmten Vorschriften unterworfen. Sünde und Verunreinigungen gehen aus dem geringsten Formfehler hervor, beim Essen und Trinken, beim Waschen und Baden, bei Berührung unreiner Menschen, Betreten unreiner Orte, Berühren unreiner Gefäße.

Die Folge davon war ein mannigfaltiges System von Bußen, die bis zum freiwilligen Selbstmorde gingen, wie glühend heißen Arak zu trinken, oder kochend heißen Kuhurin, bis die Eingeweide verbrannt sind, Bußen, welche übrigens, je höher die Kaste steht, desto leichter werden. An die Buße schließt sich die Askese, besonders das Leben als Einsiedler und Bettler in verschiedenen Graden

der Strenge. Der unbegrenzteste Despotismus, zuerst seitens der Priester, dann des Königthums und hierauf einer Kaste gegen die andere, die unerhörteste Knechtung, die bis zur scheußlichsten Ausstoßung ganzer Menschenklassen ging, war die Folge dieses Systems und mußte endlich — wahrscheinlich um 500 vor der christlichen Zeitrechnung — eine Reaktion, eine Reform herbeiführen, d. i. den Buddhismus.

Der Brahmanismus war die Trostlosigkeit selbst. Eine Verbesserung, ja nur eine Veränderung durch ihn selbst war nach seinem System und nach seinen Zwecken unmöglich: denn alle Zustände des Staates, der Kasten und der Individuen waren Nothwendigkeiten, unvermeidliche Wirkungen von Ursachen, die in früheren Existenzen lagen. Es kam daher darauf an, diese faktischen Zustände zu ändern und sich dabei auf Dogmen zu stützen, welche zwar dem Geiste der indischen Race entsprachen, also sich zum Theile von den bisherigen nicht entfernten, aber so modifizirt, daß ihre Consequenzen andere seien. Nach der Legende war Buddha der Sohn eines Königs von Kapilavastu aus dem Geschlechte der Çakja an den Vorhöhen der Himalaja. Bis zu seinem 29. Jahre lebte der Prinz, sorgfältig erzogen, im vollen Genusse seines Standes, im Besitze aller irdischen Herrlichkeiten. Aber der Anblick eines Kranken, eines Greises, eines Leichnams und eines elenden Dorfes brachte ihn zum Nachdenken. Er verließ heimlich die Residenz, begab sich zu brahmanischen Einsiedlern, um ihre Lehre genau zu studiren, und überließ sich den peinigendsten Kasteiungen während sechs Jahren. Aber weder die Weisheit der Brahmanen, noch die Kasteiungen beschwichtigten und befriedigten ihn; er überließ sich dem tiefsten Nachsinnen, zog zwanzig Jahre als Bettler mit dem Almosentopfe unter dem Titel Çakjamudae (Einsiedler aus dem Çakjageschlechte) herum, predigte allem Volke seine Lehre. Prüfen wir dieselbe in ihren Grundzügen.

Der Fundamentalsatz des Buddhismus ist: das Nichts, das Leere, das Wesenlose, ein Atheismus ohne Gott, aber auch ohne Natur. Nach der Lehre der Brahmanen existirt eine Weltseele, und die Weltschöpfung ist eine immer weiter vom Mittelpunkte sich entfernende Entfaltung dieses Brahma. Buddha sagt: es giebt keine Gottheit, keine Weltseele, keine Entfaltung aus ihr, es giebt keine Materie, kein Wesen, kein Sein, sondern Alles ist Nichts und nur

eine ewige Bewegung, eine ewige Veränderung, also ein ewiger Schmerz. Die Welt ist ein Rad, das immerfort rollt. Der zweite Fundamentalsatz ist demnach: Alles ist vom Uebel, Alles ist Schmerz.

Die dialektische Begründung dieser Sätze ist sehr schwach, und besteht nur darin, daß, wenn die Welt von einem Princip geschaffen wäre, so müßte sie mit der ganzen Gesammtheit ihrer Wesen auf ein Mal geschaffen worden sein, während wir doch die Wesen nach einander geboren werden sehen; denn sonst müßten wir eine Aufeinanderfolge der Ursachen und Willensakte für die Schöpfung aller aufeinander folgenden einzelnen Wesen annehmen, und das hebe den Vordersatz auf, daß Alles eine Ursache habe. Der Buddhismus mußte aber schon in diesen Fundamentalsätzen inconsequent sein (und darin liegt seine einfachste Widerlegung), denn wenn nichts als die Bewegung und Veränderung vorhanden, so frägt es sich: woher diese? Die Antwort, sie ist ewig, ohne Anfang, ist keine Beantwortung dieser Frage. Ebenso hätte er consequenter Weise auch sagen müssen, daß das Uebel, der Schmerz Nichts ist. Hier ist aber der eigentliche Incidenzpunkt. Für Buddha ist das ganze Leben nur Uebel, nur Schmerz. Hiervon den Menschen zu erlösen, ist sein Ziel. Diese Erlösung findet ihm aber nur durch die Einkehr in das Nichts statt; und so muß er das Nichts als den Urgrund aller Erscheinungen annehmen.

Hierin also liegt schon die Grundverschiedenheit der Weltanschauung zwischen dem Buddhismus und dem Judenthum, sowie den aus diesen entstandenen Religionen. Das Judenthum lehrt, daß die Schöpfung ein Akt des aus Allweisheit und Allliebe hervorgegangenen Willens der Gottheit, der einzigen und einheitlichen Gottheit sei, und daß daher die Welt und alle Wesen „nach ihrer Art", d. h. nach ihrer Bestimmung, ihrem Zwecke, dem in ihnen verwirklichten Schöpfergedanken gemäß „sehr gut", d. h. vollkommen geschaffen worden. Was vom Uebel erscheint, existirt nicht in der Natur, sondern nur in der Welt der Menschen, ist nur Verhältniß des Menschen selbst, und gehört dessen Ueberwindung zur Bestimmung des Menschen, die in der Entfaltung und Entwicklung seiner Kräfte beruht. Somit stehen sich diese beiden Religionen geradezu entgegen, wenn man den Buddhismus, soweit er auf dieser ersten dogmatischen Stufe steht, überhaupt mit diesem Namen bezeichnen kann. Das Christenthum hat sich von diesem mosaischen Funda-

mente in so weit getrennt, als es zwar einen Gott, aber in diesem drei Persönlichkeiten annimmt, ohne daß jedoch dieses Dogma einen Einfluß auf seine Lehre von der Weltschöpfung hätte; und zweitens dadurch, daß es dem Uebel in der Welt eine wirkliche Existenz durch das Vorhandensein eines bösen Prinzips, eines selbständigen bösen Geistes, des Satans, zuschrieb. Im letzteren Momente folgte ihm der Islam, während es in dem ersteren sich streng an die mosaische Lehre anschloß.

Abgesehen von jener dialektischen Inconsequenz wäre der Buddhismus in consequenter Folgerung auch mit seinem Grunddogma schon fertig gewesen. Wo Alles nichts ist und zu nichts wird, das einzig Vorhandene, die Bewegung von nichts zu nichts führt, da hätte man sich auch um nichts weiter zu kümmern. Was soll man aus dem Nichts machen? Es war unmöglich, daß auf diese Weise eine Lehre, eine Disziplin, eine Religion herausgebildet werden konnte. Während also die mosaische Weltanschauung die Wurzel eines consequent durchgeführten spiritualistischen und materiellen Lebenssystems werden konnte und wurde, beruht der Buddhismus von vornherein auf Inconsequenzen. Seine Theorie war ein Hintergrund, der dem indischen Geiste entsprach, um auf denselben lebensvollere Erscheinungen hinzuzeichnen.

Also kein Gott, kein Geist, keine Weltseele, keine ewige Materie, sondern nur die Weltumwälzung, die ewige Bewegung und Veränderung, ohne Anfang, ohne Ende. Der Buddhismus hat demnach über die Entstehung der Welt nichts zu sagen und keine Schöpfungsgeschichte der Welt, dafür aber eine Weltbeschreibung. Hier läßt der Inder seine ganze groteske Phantasterei los, und wir erhalten eine nach Raum und Maß sehr genaue Beschreibung der zahllosen Welten, wie sie nach ungeheuerlichen Maßen, nach ihren Kategorien ganz gleichmäßig neben einander bestehen, nach regelmäßigen Zeiträumen von hunderttausenden von Jahren abwechselnd durch Feuer und durch Wasser wieder zerstört werden und immer wieder entstehen — eine Beschreibung, die weder für die menschliche Erkenntniß, noch für die Aesthetik irgend einen Werth hat. Auf welche Weise diese gigantische und doch symetrische Ordnung gekommen? ist eine Frage, die der Buddhist weder aufwirft noch beantwortet, sondern er stellt jene nur als Thatsache hin. Aber diese unzähligen Welten sind doch nur Gesammtheiten von Wesen, die

ewig werden und entstehen, und welche der Buddhist in sechs Klassen eintheilt. Hier ist es, wo der Buddhismus die ganze brahmanische Vielgötterei und ihren Geisterspuk wieder hereinbringt, und so dem Volkswahne wieder zurückgiebt, was er ihm eben genommen. Denn diese sechs Klassen sind, von unten gerechnet, die Höllengeschöpfe, die wiederum mit fruchtbarer Phantasie in allen ihren Schrecken geschildert und in 136 Höllen vertheilt werden. Hiernach kommen die Prêtas, die Ungeheuer des Hungers, deren Unterschied von den Höllengeistern nicht recht klar ist, dann die vernunftlosen Thiere; ferner die Asuras, titanische Geschöpfe, die mit den Göttern in ewigem Kampfe begriffen, und die vielgestaltigen Dämonen. Ueber diesen stehen die Menschen, endlich die Götter (Dêvas), in deren Reihen die sämmtlichen Namen der brahmanischen Götter wieder erstehen, wir haben hier 26 Ordnungen. Alle diese Wesen sind in ewiger Umwälzung begriffen, d. h. sie werden immer wieder geboren, vergehen und werden in verschiedenster Weise wieder geboren. Der Buddhismus nahm also aus dem Brahmanismus die Seelenwanderung herüber. Diese Wiedergeburten geschehen nun nicht nach bestimmten Gesetzen, auch nicht nach den Bestimmungen einer Vorsehung oder Vergeltung, sondern nur aus sittlichen Motiven. Nach dem Buddhismus ist das Weltall in seiner Erscheinung, seinem Verlaufe, seinem Aufgange und Niedergange nur eine Folge, ein Resultat der sittlichen Zustände und des Thuns der athmenden Wesen. Erneuerung und Zerstörung der Welten und Wiedergeburt jedes einzelnen Wesens als ein anderes sind das Produkt des Verdienstes und der Schuld der beseelten Geschöpfe. Jede That, sei sie gut oder böse, wirkt durch unendliche Zeiträume fort und fort. Das jedesmalige Geschick des Einzelnen, sein Glück und Unglück, Geburt und Tod, ist nichts anderes, als die Frucht aller der Handlungen, welche er in seinen unzähligen früheren Lebensläufen begangen hat.

Wir stehen hier an der zweiten Fundamentalverschiedenheit des Buddhismus und des Judenthums. Das letztere erkennt ausdrücklich eine physikalische Weltordnung, eine physikalische Gesetzmäßigkeit an: so daß also die physischen Erscheinungen nicht von der moralischen Welt abhängen. Alles ist von dem göttlichen Schöpfer gemessen und geordnet und in seiner Allweisheit nach bestimmten Gesetzen seinen Zwecken gemäß eingerichtet. Dies

lehrt schon in ihren großen Zügen die mosaische Schöpfungsgeschichte, und diesen Gedanken allein will sie ausdrücken. Ebenso unzählige Schriftsteller, z. B. Kapitel 38 und 39 des Buches Hiob. Diese Lehre ist noch besonders 1. Mos. 8, 22 ausgedrückt mit den Worten: „Fortan alle Tage der Erde, sollen Saat und Erndte, und Frost und Hitze, und Sommer und Winter, und Tag und Nacht nicht aufhören.“ Die sittliche Welt besteht nur für den Menschen. Er ist es, der, „im Ebenbilde Gottes geschaffen“, Selbstbewußtsein und freien Willen hat, und dadurch allein erhalten seine Handlungen einen sittlichen Werth. Es ist damit nicht ausgeschlossen, daß nach göttlicher Fügung und Veranstaltung natürliche und sittliche Erscheinungen zusammenfallen, und somit auf einander wirken; aber die ursächliche Veranlassung besteht nicht im unmittelbaren Aufeinanderwirken der natürlichen und der sittlichen Welt, sondern beruht eben nur in der Verbindung, welche ihnen die göttliche Fügung giebt. Die Tugend oder die Schuld des Menschen verändert den Lauf der Natur nicht und bewirkt die natürlichen Erscheinungen nicht. Die letzteren wiederum wirken auf die sittliche Welt nur durch das Medium der menschlichen Erkenntniß und des menschlichen Sittlichkeitsgefühls. Wo in der heil. Schrift Naturerscheinungen als Strafe oder Lohn auftreten, sind sie dies nur durch die Fügungen des göttlichen Willens, wie in der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit beide Welten nur aus denselben Motiven hervorgehen können. Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, daß diese Lehre konsequent und völlig begriffsmäßig aus ihrem Fundamente hervorgeht, während jene ganze buddhistische Verstellung sprungartig aus ihren Grundprinzipien auftritt, und weder logischen noch dialektischen Zusammenhang darbietet.

Also ohne Ableitung und Beweis, lediglich als Thatsachen nahm der Buddhismus aus dem Volksglauben die Grunddogmen vom Weltübel und von der Seelenwanderung herüber. Die Buddhisten sagen: die Wesen wandern, weil sie unrein und voll Sünde sind; sie wurden dies, weil sie nach der Entstehung des gegenwärtigen Weltalls in Folge des Genusses irdischer Nahrung in Lust, Geiz, Haß, kurz in Leidenschaft und Sinnlichkeit verfielen; und hierzu war eine Anlage in ihnen, welche in der noch nicht getilgten Schuld wurzelt, die die Wesen in früheren Weltaltern auf sich geladen hatten. Der Sündenfall in der jetzigen Welt ist die Wirkung

und Fortsetzung des Sündenfalls in einer früheren Welt und so fort ins Unendliche. Dies ist freilich ein bloßer Zirkel. — Die Wesen kommen also und gehen, steigen auf und nieder, wechselnd auf der Stufenleiter des Lebens. Dieser ewige Kreislauf der Geburt und des Todes ist der Ozean der Existenz mit den vier giftigen Strömen: Geburt, Alter, Krankheit und Tod, er heißt Sansâra. Außer dem Sansâra ist das Nichts: Nirvâna. Im Sansâra ist keine Wahrheit und Wesentlichkeit, sondern nur Täuschung und Vergänglichkeit. Alles ist nichtig und eitel und dennoch mit unsäglichen Leiden und Schmerzen verbunden. Die Geburt ist nichtig, denn sie führt zum Tode; der Tod ist nichtig, denn er führt zur Wiedergeburt; die Jugend ist nichtig, denn sie wird zum Alter, die Schönheit, denn sie verschwindet, die Gesundheit, denn sie unterliegt der Krankheit. Jedes Lebensalter hat seine Schmerzen, und der Tod ist nicht der letzte derselben; und hast du vielleicht alle Schmerzen der menschlichen Natur erschöpft, so wirst du zu unendlich größerer Qual im Leibe eines Thieres oder gar in der Hölle wiedergeboren.

Diese Erbsünde, die sich von Existenz zu Existenz fortpflanzt, äußert sich zunächst als Lust und Begier, und diese rastlos nach Befriedigung suchend, erzeugt Liebe zum Leben, Verlangen nach Dasein, und dieses Kleben am Dasein ist die Triebkraft zu fortgesetzter Erneuerung des Daseins. Also der Leib stirbt; die Seele, welche durch die Begier noch am Dasein haftet, wird zu neuem Dasein fortgerissen; in welchem Körper, in welcher Region aber die Wiedergeburt erfolgen wird, das hängt von ihrem sittlichen Verhalten und Thun in früheren Lebensläufen ab.

Es ist nicht schwer, die kleinen und großen Inkonsequenzen dieser ganzen Theorie nachzuweisen. Eine ungeheuerliche Phantasterei, die zugleich in sich keine logische Einheit hat. Denn, wenn Alles vergänglich, eitel und nichtig ist, so muß dies auch der Schmerz sein, und er hätte dann gerade so viel Bedeutung, wie die Freude und das Glück. Ist der Genuß nichtig, weil der Schmerz darauf folgt, so ist auch der Schmerz nichtig, weil der Genuß vorangeht und Genuß und Schmerz müßten dann gleichen Werth haben, und die Welt nicht vom Uebel, sondern ebensoviel vom Guten wie vom Uebel erklärt werden. Aber noch mehr. Der Buddhismus macht die physische Welt zu Nichts, und die ethische zu Allem. Jene un-

bedingte Causalität, die wir in der physischen Welt finden, leugnet der Buddhist, schreibt sie aber der ethischen Welt zu, wo Alles nie endende Wirkung vorangegangener Ursachen sei. Ja, die ethische Welt schafft ihm die materielle, physische; das Verlangen nach Leben ist ihm genügend, neues Leben und für dieses einen neuen Körper zu schaffen; dieses Verlangen trägt zugleich die gesammten Wirkungen der früheren sittlichen Handlungen dieses Individuums in allen seinen früheren zahllosen Lebensläufen in sich, welche nun zur Ursache für einen neuen Körper und dessen ganze Beschaffenheit werden. Nun aber zieht der Buddhist das ganze sittliche Wesen aus dem materiellen Dasein, aus dem Genuß der Materie, aus der Sinnlichkeit in Speise, Trank u. s. w., und macht so das Geschaffene zur Ursache des Schaffenden, zur Ursache dessen, dem es seinen Ursprung verdankt.

Indessen wir wollen hierauf, da wir diese Mangelhaftigkeit der logischen Entwickelung bereits in allen Lehren des Buddhismus erkannt haben, kein weiteres Gewicht legen. Die Hauptsache bleibt der Charakter dieser ganzen Anschauungsweise, aus dem die Theorie ihren Ursprung zieht, dem zu Liebe diese geschaffen worden. Er ist aber der traurigste und verdüstertste. Seine Erklärung kann er nur in den trostlosesten Zuständen haben, wo einerseits in einer heißen Natur Begierde und Verlangen zu Hast und verzehrender Gluth in den Menschen aufkochen und ihn ruhelos antreiben, während auf der anderen Seite ein grenzenloser Despotismus, eine erstarrende Knechtung die Menschen niederdrückt und keine Hoffnung auf Aenderung und Besserung, auf Entwickelung und Fortschritt zuläßt. Nur da kann das Dasein als die höchste Bürde und schwerste Strafe, nur da können alle Triebfedern im Menschen als sündhaft, all' sein Streben und Thun als eitel und leer, alle Empfindungen als schmerzlich und mit Schuld behaftet angesehen werden; nur da kann jeder Gedanke, jede Spur von Ausgleichung und Versöhnung verloren gehen, und es so dem menschlichen Gemüthe zur Lust werden, in seinem eigenen Schmerze zu wühlen.

Welch' entgegengesetztes Schauspiel eröffnet uns auch hier die jüdische Weltanschauung! Sie weiß von einer Seelenwanderung nichts, nichts von einer unbegrenzten Zahl von Existenzen eines und desselben Individuums bald als Mensch, bald als Thier, bald als Heiliger, bald als Dämon und Teufel, ja sogar als Pflanze und

Mineral, und alle diese wieder in der verschiedensten Weise. Sie beruht vielmehr auf der Unterscheidung zwischen Menschenseele und Thierseele, und der dauernden Persönlichkeit der ersteren. Die Menschenseele, Gott ebenbildlich, hat Selbstbewußtsein und freien Willen und eine nicht abgegrenzte Fähigkeit der Entwickelung aller ihrer Vermögen; darum ist sie unsterblich, und nach der Trennung vom Körper lebt sie zu ihrer Fortbildung und Vervollkommnung als eine persönliche Existenz weiter. Ueber die Form dieser letzteren weiß sie nichts. Dies ist der Grundgedanke der Unsterblichkeitslehre in der jüdischen Anschauung, wie sie sich aus dem Mosaismus heraus durch ihre verschiedenen Phasen entfaltet hat. Das Judenthum erkennt ausdrücklich das Fortarbeiten der Seele in ihrer Entwickelung nach dem Tode an und leugnet die Ewigkeit der Höllenstrafen [1]). Hierin sind Christenthum und Islam nicht stehen geblieben; sie haben eine ausschließliche Seligkeit für die „Gläubigen" und eine ewige Höllenstrafe für die „Ungläubigen" erfunden, ohne zu erwägen, in welches Licht sie dadurch die Gerechtigkeit Gottes, und hiermit Gott überhaupt stellen. — Die jüdische Weltanschauung weiß ferner nichts von der Erbsünde. Sie erkennt an, daß in der Menschenseele die Anlage zur Sünde vermittelst ihrer Verbindung mit dem Körper und der daraus erfließenden Sinnlichkeit habe; diese Anlage gehöre aber mit zur Bestimmung des Menschen, die darin besteht, in fortgesetztem Kampfe das Böse in sich zu überwinden und dadurch ihre Kräfte zu entfalten, darin bethätige sie ihren freien Willen. Sie erkennt daher an, daß es keinen Menschen gebe, der nicht sündige. Aber darum ist es auch jedem Menschen gegeben, seine eigene Schuldhaftigkeit durch Reue und Besserung wieder auszulöschen, und die Barmherzigkeit Gottes gewährt ihm für jede Schuld die Versöhnung: die Ausgleichung alles dessen findet ihren Abschluß im jenseitigen Leben. Von einer Erbsünde, von einer Sündhaftigkeit, die der Menschenseele bereits mit der Geburt anhaftet, weiß sie nichts, sondern jede Menschenseele geht ihr rein und schuldlos in das Leben ein. Auch hierin hat sich das Christenthum von ihr entfernt und nimmt wie der Buddhismus eine solche Erbsünde an, jedoch sehr verschieden von diesem. Der

1) S. unsere „Ausführliche Darstellung der israelitischen Religionslehre" B. II. S. 255.

Buddhismus sieht die Erbsünde als die Summe der Schuld an, welche dieselbe Seele in früheren Lebensläufen aufgehäuft hat, wenigstens ist also jedes Individuum selbst Urheber dieser mit der Geburt übernommenen Schuld — die christliche Erbsünde aber ist allen noch ungeborenen Seelen durch die Sünde des ersten Menschenpaares imputirte Sündhaftigkeit, und es fehlt daher hier das Moment der Verantwortlichkeit des Individuums an dieser Schuld. Der Buddhismus giebt jedem Individuum die Fähigkeit, diese aus seinem früheren Leben übernommene Schuld durch eigenes Ringen und Streben zu verringern oder gar aufzuheben. Die christliche Lehre leugnet dies, sondern verlegt die Erlösung ebenso wie die Erbsünde in ein Faktum, den Tod Jesu, und in den Glauben an diesen Tod und dessen Wirksamkeit, so daß wiederum das Moment der Verantwortlichkeit fehlt, und doch hängt davon ewige Seligkeit oder Verdammniß ab. Der Buddhismus macht also die Menschenseele für alles sündige Thun in früheren Existenzen, das doch in ihrem Bewußtsein bis auf die letzte Spur verloren ist, verantwortlich; das Christenthum macht sie für die Sünde zweier Menschen vor Jahrtausenden verantwortlich; das Judenthum spricht sie von allem diesen frei und erkennt nur die Verantwortlichkeit für das in diesem Leben mit Bewußtsein von ihr vollbrachte Böse an. Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, daß jene damit eine bestimmte Art der „Erlösung" begründen wollen — der Buddhismus in dem Streben nach der Nirvâna, das Christenthum in dem Glauben an die Göttlichkeit Jesu und der erlösenden Kraft seines Opfertodes — während das Judenthum nur die Versöhnung sucht, d. i.: die vermittelst Reue, Bekenntniß und Besserung erlangte Vergebung und Auslöschung der Schuldhaftigkeit durch die Barmherzigkeit Gottes. — Die jüdische Weltanschauung weiß endlich nichts von der Nichtigkeit alles Daseins, von der alleinigen Wirklichkeit des Schmerzes. Sie sieht das menschliche Leben allerdings als einen Kampf an, als einen Kampf zwischen Gutem und Bösem, als einen Kampf, in welchem der Mensch unterliegen, d. h. sich dem Bösen ergeben und daraus schwer strafende Folgen ziehen kann, in welchem er aber auch zu siegen, sich immer mehr zu läutern und der Gottheit zu nähern und daraus beseligendes Bewußtsein zu ziehen vermag; aber so wenig wie der Gute dennoch der Sünde nicht wieder einmal anheimfallen kann, ebenso wenig ist der Böse

ein für alle Mal abgeurtheilt, sondern es steht ihm immerfort die Um- und Rückkehr frei. Das Leben ist also ein weit geöffneter Spielraum frischer und wuchtiger Thatkraft, die aus der Gesinnung und dem Willen des Menschen mitten unter den ihm gegebenen Verhältnissen zu ununterbrochener Strebsamkeit hervorgeht und ihre Erfolge in „Segen oder Fluch" nach sich zieht. Der Mensch säet und erntet, aber sein Säen wie sein Ernten dauert sein Lebelang fort. Darin liegt der Werth des Irdischen, der irdischen Mittel wie der irdischen Zwecke; sie besitzen sittlichen Gehalt, sind die Mittel der geistigen Entfaltung, und führen so zur Erkenntniß und Versittlichung, und beide zusammen machen die Heiligung aus; die Idee des Fortschreitens verwirklicht sich im Individuum und in der ganzen Menschheit. — Allerdings macht sich auch innerhalb dieser Anschauung von Zeit zu Zeit der Ruf: „Alles ist eitel!" hörbar. Zur Zeit nationaler Entartung und Verkommenheit, Stillstandes und tiefer Erniedrigung kommt ein solcher Ruf zum Vorschein. Aber wie er in der eigentlichen Anschauung nicht begründet ist, so zeigt sich auch hier der wesentliche Unterschied zwischen Judenthum und Buddhismus. Die Idee der Gottheit, des allweisen Willens dieser und des Vertrauens und der Hingabe an sie bleibt auch dem Zweifler an dem Werthe und der Wesenheit der irdischen Dinge, und so ist es doch zuletzt die Schaale, die ihren Glanz und ihre Bedeutung verliert, und das Endziel bleibt: „Gott ehrfürchte und seine Gebote wahre", und: „freu dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz fröhlich sein in den Tagen deiner Kraft, doch wisse, daß über alles dieses dich bringet Gott in das Gericht, und so gedenke deines Schöpfers auch in den Tagen deiner Kraft." (Psalm 36. 62, 10—13. 144. Pred. 11, 9. 12, 1. 13. Hiob 28, 28.) Der Unterschied ist demnach der, daß in der jüdischen Weltanschauung die Ansicht von der Eitelkeit und Nichtigkeit des Irdischen nur Stimmung des Individuums oder zeitliche der Nation oder eines Zeitalters ist, welche alsbald wieder von dem Gottesbewußtsein und der höheren Aufgabe des menschlichen Lebens überwunden wird, während im Buddhismus diese Ansicht ein Fundamentalsatz ist, auf welchem sich seine ganze Lehre aufbaut, und nach dem die Eitelkeit und Nichtigkeit das *Wesen* alles Irdischen, ja alles Daseins ist. Auch *hierin* aber entfernte sich das Christenthum vom Judenthume und steht dem Buddhismus nahe, indem es zwar ein höheres

Dasein als wirklich lehrt, aber dasselbe nicht in dem Leben auf Erden, sondern im jenseitigen findet, gegen welches das irdische daher allen Werth verliert, so daß in des letzteren Verachtung und Entsagung das Heil zu suchen sei. Selbst die späteren, die letzten Jahrhunderte des Judenthums vor dem Entstehen des Christenthums, gingen nicht weiter als bis zu dem Spruche: „Das jetzige Leben ist eine Vorhalle zum jenseitigen, handele in derselben so, daß du in den Palast aufgenommen werdest.“ Das Christenthum ging weiter, verlegte, wie man zu sagen pflegt, den ganzen Schwerpunkt des Lebens in das jenseitige, verlangte die Unterdrückung ‚des Fleisches“, ja die Tödtung desselben, die Verachtung alles Irdischen, das Zurückziehen aus demselben, und verstand hierunter die Heiligung. So wenig es also mit dem Buddhismus in Ziel und Zweck übereinstimmte, so traf es doch in den Mitteln mit ihm zusammen, wie diese aus der Aehnlichkeit in den Ansichten über den Werth des Irdischen hervorgingen. Man kann daher schon voraussetzen, daß, sobald Buddhismus und Christenthum zu Kirchen wurden, sich in beiden sehr ähnliche Institutionen entwickelten, wie wir dies bald sehen werden.

Was mußte also das Ziel des Buddhismus sein? Der Tod befreiete die Menschenseele aus diesem Ozean der Schmerzen nicht: er selbst war nur ein Uebel, Schmerz und nichtig, denn er führte zu einem neuen Dasein, das in den meisten Fällen noch qualvoller sein konnte; der Tod war nichts als Wiedergeburt zu einem vielleicht schlimmeren Dasein. Der Buddhismus kannte daher nur eine Erlösung, die Befreiung von allem Dasein, und hierzu war der Weg: die Wurzel des Verlangens und der Sünde in den athmenden Wesen auszurotten, die fortzeugende Kraft der Werke zu brechen, dadurch die Existenz zu erschöpfen, die Fortsetzung des Daseins zu verhindern, aus den Sansâra in Nirvâna hinüberzuführen. Nirvâna, wörtlich das Verlöschen, das Auswehen, ist das höchste Gut, das letzte Ziel, das ewige Heil. Leerheit und Nichtigkeit sind nach dem Buddhismus das innere Wesen alles Daseins und Lebens, und so kann ihm das Ziel nur die Erreichung der Nichtigkeit sein, was vom Nichts ausging, kann nur in's Nichts auslaufen. Nicht die Erkenntniß und die Versittlichung sind ihm das Ziel, um durch sie erhoben in ein höheres Dasein nach dem Tode überzugehen, sondern Erkenntniß und Versitt-

lichung sind ihm nur die Mittel, um aus dem Leben hinauszukommen, es inhaltslos zu machen und dadurch das Dasein zu enden. Denken und Forschen sollen daher nur den Zweck haben, zu erkennen, daß Alles im Geiste aufhören müsse, alle Bewegung und Veränderung, um sich der Nirvâna zu nähern, zum Nichts zu gelangen. Wer dies erkannt hat, der muß jedes Verlangen in sich auslöschen, jedes Denken in sich beseitigen und in dieser Erhebung über sich selbst zur völligen Leere gelangen. Je öfter das Individuum zu solchen Momenten kommt, je länger sie bei ihm anhalten, je mehr sie seine Grundstimmung werden, desto eher wird es mit dem Tode in die Nirvâna übergehen, oder doch in seinem nächsten Leben zu ihm sich vollends geschickt machen können.

Zweierlei waren die unmittelbaren Ergebnisse dieser Lehre, und darin bestanden die unermeßlichen Wohlthaten des Buddhismus für die ostasiatischen Völker: daß er das Kastenwesen vernichtete und das ungeheure, Alles erdrückende Ceremonienwesen des Brahmanismus beseitigte. Der letztere lehrte, daß durch die Verdienste oder die Schuld in früheren Lebensläufen der Mensch näher oder ferner dem Brahma, d. h. in einer höheren oder niederen Kaste, ja in der unreinsten und verworfensten Menschenklasse geboren würde, und daß er hieran während des Lebens unabänderlich gebunden sei. Hiermit waren einerseits Vorrechte, Herrschaft, Reichthum den Einen, Verachtung, Knechtschaft, Armuth und Elend den Anderen auf immer zugesichert. Dem Buddhismus waren alle Menschen gleich, alle dem Uebel, der Sünde, dem Schmerz bestimmt, in Allen lagen dieselben Motive, für Alle war derselbe und einzige Weg der Erlösung möglich und zugänglich. Buddha richtete seine Lehre an Alle ohne Unterschied, und selbst die unreinste und verworfenste Klasse konnte mit gleichem Erfolge den Weg zur Erlösung betreten. Hiermit war alles Kasten- und Ständewesen aufgehoben. Das zweite war, daß alle Ceremonien, ja alle die furchtbaren Bußübungen und Kasteiungen, welche der Brahmanismus mit so großer Fruchtbarkeit ausgebildet hatte, nach dem Buddha gar nichts helfen konnten, vielmehr den Geist zerstreuten, die Seele beschäftigten und die Schmerzen vermehrten, wodurch der Mensch der Nirvâna viel mehr fern gehalten als näher gebracht wurde. Wer das Heil erlangen wollte, hatte nur das Haus zu verlassen,

das Bettlergewand anzuziehen, den Almosentopf in die Hand zu nehmen und so durch die Welt zu wandern. Damit war das ganze kirchliche Unwesen der Brahmanen umgestürzt, nicht die Bußübung, sondern die Entsagung, nicht die Formheiligkeit, sondern die Tugend, d. h. die buddhistische Tugend von völlig passiver Natur, sind die Mittel zum Zwecke.

Buddha verlangte also von seinem Jünger, daß er all seinem Besitzthum und allem Erwerbe entsage, daß er sein Haus und seine Familie verlasse, daß er mit dem weiblichen Geschlecht keinerlei Umgang pflege, daß er kein lebendes Wesen, auch nicht das geringste, tödte oder verzehre, daß er allein als Bettler und vom Bettel lebe. So soll er seine Bedürfnisse auf das geringste Maaß beschränken, alle seine Begierden erdrücken, jegliches Verlangen abschneiden und tödten, um Raum zu gewinnen für das Versenken in das geistige Nichts, in welchem „weder Denken, noch Nicht-Denken." Schon an den Novizen werden folgende Forderungen gestellt:

1) Nichts zu tödten, was Leben hat.
2) Nicht zu stehlen.
3) Keine Unkeuschheit zu begehen.
4) Nicht zu lügen.
5) Nichts Berauschendes zu trinken.
6) Nach Mittag nicht mehr zu essen.
7) Nicht zu singen und zu tanzen, nicht Musik zu machen u. dgl.
8) Sich nicht mit Blumen und Bändern zu schmücken, noch zu parfümiren und zu salben.
9) Nicht auf einem hohen und breiten Ruhebette zu sitzen oder zu liegen.
10) Kein Gold oder Silber anzunehmen.

Der Einzuweihende aber hat Folgendes zu geloben: Er soll fortan nur essen, was andere übrig gelassen haben, ein bestaubtes Kleid tragen, seine Wohnung an den Wurzeln der Bäume nehmen, den Urin der Kühe als Heilmittel gebrauchen; andrerseits mit keinem Weibe Gemeinschaft pflegen, nichts heimlich wegnehmen, kein lebendes Wesen tödten, sich nicht der sechs übermenschlichen Fähigkeiten (der Begabung des Archat [1]) rühmen.

1) Archat, von den vier Stufen der buddhistischen Reinheit, die unmittelbar zur Nirvana führt, die höchste, ist mit folgenden übermenschlichen Wundergaben

Man kann nicht verkennen, daß diese Vorschriften für das vorgesteckte Ziel durchaus consequent sind. Wenn es für den Menschen die alleinige Erlösung ist, alle Stimmen seines Innern zum Schweigen zu bringen, seine ganze Gedanken- und Gefühlswelt so aufzulösen, daß nichts davon übrig bleibt, und gewissermaßen eine Bewußtlosigkeit hervorzubringen, und wenn schon die Annäherung an solchen Zustand für spätere Lebensläufe wenigstens die Erlangung des Heils, d. h. des Nicht-Daseins in sichere Aussicht stellt — dann müssen alle Bande zerrissen werden, welche den Menschen an irdische Dinge fesseln, die Familie muß aufgelöst, Besitz und Erwerb aufgegeben, das Verhältniß von Mann und Weib vernichtet werden. Daß dies Alles aber doch nur einen negativen Werth hat und mit der Durchführung wie das Sündige, so auch alles Gute im Menschen getilgt wird, daß alles Streben, alles Thun, alle höhere Selbstbeherrschung und Aufopferung aufhören, ist ersichtlich. Aber eine andere Frage ist: ob jene ungeheuerlichen Maßnahmen auch zweckdienlich sind. Schwärmerische und einzelne hochbegabte Geister werden in dieser Selbsttödtung eine Erhebung über sich selbst und über all' die, die Menschenseele herabziehenden Kreise finden, und eine reinigende und heiligende Selbstentäußerung erfahren. In der Mehrzahl jedoch wird durch diese Loslösung von Allem, was den Menschen ebenso oft erhebt wie erniedrigt, nur ein gemeiner Sinn übrig gelassen werden, andrerseits aber oft genug dieser Kampf mit allen natürlichen Begierden des Menschen sie nur heftiger entzünden, und durch diesen inneren Widerstreit gerade die erzielte völlige Ruhe in das Gemüth nicht zugelassen werden. Trägheit, Schmutz, Leerheit und geistige Verweichlichung müssen die Entnervung des Volkes herbeiführen, wo sie als sittliche Ideale, als Bedingungen des Heils aufgestellt sind.

Ebenso einsichtlich ist es, daß diese Bedingungen des Buddhismus geeignet waren, um eine gesonderte Schaar von Bekennern

verbunden: 1) das Wissen der Verwandlung, um jede Gestalt annehmen zu können; 2) das göttliche Auge, alle Welten und Wesen mit einem Blicke zu übersehen; 3) das göttliche Ohr, alle Laute und Worte in allen Welten zu hören; 4) die Kenntniß der Gedanken aller Creaturen; 5) die Kenntniß der frühere Existenzen aller Wesen, womit sich 6) die Allheiligkeit und Allweisheit verbinde. Es versteht sich, daß Buddha in seinem Leben alle diese Eigenschaften besaß aber auch einige seiner Nachfolger waren des Archats theilhaftig.

aufzustellen, für die Gesammtheit des Volkes aber unmöglich. Für einen Haufen Esoteren waren sie zu erfüllen, aber ein ganzes Volk kann nicht aus erwerblosen Bettlern, ohne Ehe und Familie existiren. Das Bettlerthum und Cölibat können nur für Auserwählte bestehen und müssen für die große Mehrheit nachgelassen werden. Dies geschah denn auch, und unter dem Namen Upâsakas und Upâsikâs (Dabeistehende, Sichnähernde) wird der große Haufe der Menschen buddhistisch. Hieraus folgte, daß das eben beseitigte Priesterthum der Brahmanen wieder erstand, und bald hatte sich denn auch auf dem Boden des Buddhismus eine Priesterschaft gebildet, die sich völlig hierarchisch wieder entwickelte. Der Brahmanismus hatte seine Büßer in die Einsamkeit geschickt; der Buddhismus vereinigte sie an bestimmten Orten, und er stiftete so aus seinen ehelosen Bettlern ein ausgedehntes Mönchs- und Klosterthum; es entstand eine Priesterweihe, ein Cultus mit Tempeln, Götter- und Heiligenbildern, heiligen Orten und Wallfahrten, Reliquien und Opfern, dieser ganze Apparat eines hierarchischen Priesterthums, und dies von Seiten eines Systems, welches das Dasein der Gottheit in seinen Fundamentalsätzen leugnete.

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen, um auf diese Seite der entgegengesetzten Weltanschauung einen prüfenden Blick zu werfen. Wer sieht nicht alsbald ein, daß das Judenthum ein völlig entgegengesetztes Ziel verfolgt, indem es völlig auf dem Boden alles Natürlichen stehen bleibt, während der Buddhismus das Unnatürliche will und erstrebt? Das Natürliche als das von Gott Geschaffene und Eingesenkte ist dem Judenthum an sich gut, und der Zweck des Menschen, es in Maaß und Ordnung zu entwickeln, sich daran zu veredeln und zu läutern; dies erreicht er, nicht durch die gewaltsame und doch niemals gelingende Vernichtung, sondern durch die Vermeidung jeder Ausschreitung, alles dadurch bewirkten Sündlichen und dann durch die Bethätigung im Recht und in der Liebe. Der Mosaismus wollte den Besitz, das Eigenthum, aber möglichst mit Vermeidung des Reichthums und der Armuth, in einer gewissen, immer wiederkehrenden Ausgleichung der Besitzverhältnisse: er vertheilte das Land an das gesammte Volk und setzte die Erlaß- und Jobeljahre ein: er wollte keine Bettler, aber auch keine Grundbesitz- oder Geld-Aristokratie. Er wollte Thätigkeit, treue Erfüllung der Arbeitspflicht, und rief allen seinen

Bekennern gleichmäßig zu: „Sechs Tage sollst du arbeiten, der siebente Tag sei ein Ruhetag, um ihn zu heiligen" — er stellte also die Arbeit vor die Ruhe, während der Buddhismus gar keine Arbeit, sondern nur die Ruhe wollte. Ihm war die Familie die Grundlage der ganzen menschlichen Gesellschaft; die ehrfürchtige Liebe der Kinder zu den Eltern, die aufopfernde der Eltern gegen die Kinder, die hingebende der Gatten, die treue der Geschwister und Verwandten waren ihm ebenso viele Momente der Veredlung des Menschen, hatten ihre Wurzel in der Liebe zu Gott, und trieben ihre Zweige in die allgemeine und unbedingte Nächstenliebe über das ganze Menschengeschlecht hinaus. Aus der Familie entsprossen das Geschlecht, der Stamm, die Nation, der Staat, die ganze menschliche Gesellschaft. Wenn der Buddhismus Leerheit an Wissen und Gedanken forderte und förderte, und das Denken und Erkennen darauf beschränken wollte, daß diese Lehre eben das höchste Gut sei: so machte dagegen das Judenthum von Beginn an das Forschen und Erkennen der Lehre und des Gesetzes zum vorzüglichsten Inhalte des geistigen Lebens, und legte es als pflichtmäßiges Streben allen seinen Bekennern ohne Unterschied des Geschlechts, Standes und Alters auf. Kenntniß und Erkenntniß sollte das Eigenthum aller sein, die Lehre von dem Munde Keines weichen, die Väter ihre Kinder darin unterrichten. Wie der Mosaismus, was auch der Buddhismus that, die gesellschaftliche Gleichheit aller Menschen begründete, so wollte er es auch in religiöser Beziehung; er beabsichtigte anfangs nicht die Einsetzung einer Priesterschaft, indem er den Erstgeborenen jeder Familie zum Träger des Cultus machen wollte. Aber die praktischen Verhältnisse waren stärker als die Idee, er mußte ein Priesterthum einsetzen; aber er sorgte dafür, daß es zu einer politischen Gewalt nicht gelangen konnte, er instituirte neben ihm einen freien Stand des Wissens, der Gelehrsamkeit, der Begeisterung, welchem die Priesterschaft untergeordnet war, und der in den Propheten, Weisen und Rabbinen seine Entwickelungsstufen hatte. Die Priester waren nichts als Diener des Opfercultus, und verschwanden mit diesem. (S. hierüber Bd. I. S. 134.) Selbst daß dieses mosaische Priesterthum erblich und an eine kleine Familie geknüpft war, konnte lediglich zu seiner Schwäche beitragen, da ohne Geist und Charakter sich ein solches Priesterthum nicht zu erhalten vermag, und diese in einer und derselben Familie auf die

Dauer nur selten vorkommen können. Vorrechte besaßen die Priester nur in ihren Cultusgeschäften selbst, sie waren keine Mönche und keine Cölibatäre, und ihre Heirathen unterlagen nur geringer Beschränkung. So waren sie in nicht kultueller Beziehung vom Niveau des Volkes nicht losgetrennt. Hierin steht abermals der Katholicismus dem Buddhismus näher. Wie dieser hat jener das Priesterthum Jedermann aus dem Volke zugänglich gemacht und dadurch außerordentlich gestärkt, hat mit ihm das Cölibat verbunden, wodurch es der Familie, ja dem Volke fern steht, hat ihm das Mönchthum zur Seite gestellt, eine hierarchische Gliederung, eine feste, aufsteigende Organisation verliehen und das Streben nach Herrschaft über Gesellschaft und Staat eingesenkt. Einige der buddhistischen Staaten wie Tibet und Japan haben daher eine hierarchische Priesterverfassung.

Indeß fassen wir nun schließlich die Wirksamkeit des Buddhismus auf die gesammte Volksmasse als Upâsakas auf. Für diese stellte er zunächst die „drei Formeln der Zuflucht" und die „fünf großen Verbote" auf. Die ersteren lauten:

Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha.
Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre (Dharma).
Ich nehme meine Zuflucht zum Verein der Geistlichkeit (zur Kirche, Sangha).

Diese Bekenntniß- und Gelöbnißformeln werden an den Bet- und Festtagen vor dem Bilde des Buddha und den Priestern wiederholt. Die fünf großen Verbote lauten:

1) nicht zu tödten, was Leben hat,
2) nicht zu stehlen,
3) keine Unkeuschheit zu begehen,
4) nicht zu lügen,
5) nichts Berauschendes zu trinken.

Die Verbote hat man häufig mit den sinaitischen Zehn Geboten zusammengestellt, und dann die Frage diskutirt, ob die einen von den anderen herstammen, die je nach der Vorliebe bald den einen, bald den anderen zu Gunsten beantwortet wurde. Uns scheint die Frage müßig, weil historisch darüber nichts nachweisbar, als daß die Zehn Gebote älter, und dem Inhalte nach beide wesentlich von einander verschieden sind. Nur zwei, drei und vier sind den entsprechenden der Zehn Gebote gleich. Das erste beschränkt das Ver-

bot der Tödtung nicht wie die Zehn Gebote auf die Menschen, sondern dehnt es auf alles Lebende, d. h. auf alle Thiere aus. Es geht hierin nicht weit genug, denn konsequent müßte auch die Pflanze darunter begriffen sein, und andrerseits führt es zu einer unnatürlichen Uebertreibung, welche, konsequent durchgeführt, das Leben des Menschen unmöglich machen würde. Sprechen wir es ein für alle Mal aus, was auch im Folgenden seine Anwendung findet. Mit einem Gebote kann ein ideales Ziel aufgestellt werden, nach dessen Erreichung der Mensch mit aller Kraft zu streben hat, ohne daß es ihm immer gelingen werde, dieses Ziel zu erreichen. Mit einem Verbote aber darf nichts ausgesprochen werden, was dem Menschen doch unmöglich ist, zu erfüllen; das Verbot hebt sich sonst von selbst auf, der Mensch wird zur Uebertretung gezwungen und dadurch sein Sittlichkeits- und Rechtsgefühl von vornherein alterirt. Wenn z. B. das Judenthum und mit ihm das Christenthum befiehlt: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst", so verliert dies Gebot an seiner Integrität nichts, wenn der Mensch ringen muß, der Erfüllung derselben sich zu nähern, und es nur in seltenen Momenten ihm gelingen wird, ihm in einiger Vollständigkeit zu genügen. Wenn aber das erste der Verbote die Tödtung jedes Thieres, des größten wie des kleinsten, des gefährlichsten wie des friedsamsten, des schädlichsten wie des nützlichsten untersagt, so würde der Mensch unsäglich zu leiden haben und zuletzt dem Raubthier und dem Ungeziefer den Platz auf dem Erdball räumen müssen, abgesehen davon, daß ihn hiermit die zweite bedeutendste Nahrungsquelle, welche schon die Anlage des menschlichen Organismus erfordert, verstopft würde. Es versteht sich also von selbst, das dieses Gebot nicht gehalten werden kann. [1]) Das Judenthum macht die Vermeidung aller Thierquälerei, die Schonung und menschliche Behandlung der Thiere zum Gegen-

4) In Folge dieses Verbotes sind den Buddhisten Jäger, Fleischer, Seidenzüchter und Köche verächtliche ja verabscheuungswürdige Menschen. Alle Gewerbe, welche ihre Rohstoffe durch Tödtung eines Thieres erhalten, sind ihnen verwerflich. In der That kann man ihnen in Betracht der Jagdlust, der Jagdhetzen und Treibjagden nur beistimmen, darf aber doch nicht übersehen, daß wir diesen mittelalterlichen, hochadeligen Vergnügungen die Befreiung unseres Welttheils von Raubthieren und dem größeren Ungeziefer zu verdanken haben, während in den buddhistischen Ländern jährlich eine sehr bedeutende Zahl Menschen den Raubthieren zum Opfer fallen.

stand einer ganzen Reihe von Vorschriften, und ist hierin ebenso vernünftig wie humanitär. Es sieht in ihnen Geschöpfe Gottes, deren Tödtung und Benutzung nur durch das natürliche Bedürfniß gestattet ist, wie sie unter den Thieren untereinander von der Natur gegeben ist. Der Buddhismus sieht in den Thieren die menschlichen Individuen in einem anderen Lebenslaufe und will sie darum nicht allein nicht geschädigt, sondern auch gepflegt und erhalten haben, wie denn die späteren Buddhisten Verpflegungsanstalten für Thiere aller Arten, selbst Ungeziefer, wie wir Kranken-, Waisen- und Alterversorgungsanstalten gründen, stifteten. Der Wahn ist hierin konsequent, aber die Quelle durchaus nicht so lauter, wie in den mosaischen Gesetzen über die Ruhe der Thiere, die Vogelnester u. s. w. — Das fünfte Verbot findet sich in den zehn Geboten gar nicht. Es widerspricht vielmehr dem Judenthume, da das mosaische Gesetz diese Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken nur als ein zeitweises Gelöbniß aufstellt, die Pflege der Rebe einen bedeutenden Platz in den Agrargesetzen einnimmt, der Psalmist die durch den Wein bewirkte freudige Stimmung feiert und bei den jüdischen Ceremonien der Segen über den Wein öfter vorkommt. Dagegen fehlen in den fünf Verboten drei der wichtigsten — abgesehen von denen der Zehn Gebote, die das Verhältniß zu Gott betreffen — das Gebot der Arbeit und Ruhe, das freilich dem Buddhismus zuwiderläuft, das Gebot über die Ehrfurcht vor den Eltern, als Grundlage der Familie, worüber der Buddhismus seiner Tendenz nach mit Stillschweigen hinweggehen muß, und endlich das letzte, das Verbot, jede unrechte Begierde schon als solche zu unterdrücken. Da der Buddhismus überhaupt jede Begierde, alles Begehren und Verlangen erdrückt und beseitigt wissen will, so liegt es auf der Hand, warum es die unrechte Begierde nicht ausdrücklich verurtheilt: wohl aber hätten wir erwarten müssen, an die Spitze der Verbote das allgemeine, keine Begierde in sich entstehen und aufkommen zu lassen, stehen zu sehen.

Der Grundcharakter der buddhistischen Ethik ist also vorzugsweise passiver Natur, die Reinigung von allen Begierden und Leidenschaften. Hieraus entfaltet sich der Geist allgemeinen Wohlwollens und Erbarmens, der allgemeinen Wesenliebe. In dem Maaße, in welchem die Kraft des Verlangens und der Selbstsucht gebrochen, Sinnlichkeit, Haß, Neid, Jähzorn, Habsucht, Stolz, Ehrgeiz u. s. w. gemildert und aus unserem Gemüthe heraus geschafft wer-

den, tritt diese allgemeine Wesenliebe von selbst ein. Der Buddhist versteht unter Nächstem jedes athmende Wesen: er betrachtet dieses als seinesgleichen, als theilhaftig an allen Uebeln und Schmerzen, an Wesen und Bestimmung. Auch hier bleibt daher Maaßlosigkeit und Uebertreibung nicht aus, denn Buddha befiehlt, das Leben selbst für die wilden Thiere zu opfern. Allein der wesentliche Inhalt dieser Liebe ist doch nur das Leiden, Dulden und Opfern, während das Judenthum überall ein thätiges Eingreifen, Wirken und Schaffen verlangt, und daher eine lange Reihe positiver, werkthätiger Vorschriften für Werke der Liebe und Barmherzigkeit giebt. Es ist nicht zu verkennen, daß hierin das Christenthum in mannigfachen Aussprüchen und Lehren dem Buddhismus nahe kommt. Wenn das erstere die Sanftmüthigen, Friedfertigen, Geistig-Armen selig erklärt, befiehlt, bei einem Backenstreiche die andere Wange zu reichen, dem, der die Hälfte des Mantels raubt, auch die andere zu geben, für den anderen Morgen nicht zu sorgen, gleich den Lilien des Feldes nicht zu arbeiten, ein Reicher komme nicht ins Himmelreich u. s. w. — so trifft es hierin vollständig mit dem Buddhismus zusammen, die duldende Liebe läßt um ihrer selbst Willen das Unrecht des anderen zu, so daß sie doch nur der Ausfluß eines feineren Egoismus; die Armuth und die Unthätigkeit haben schon an sich einen sittlichen Werth, weil sie mancherlei Unrecht unmöglich, während sie doch andererseits auch die Uebung mancherlei Rechtes, die Bethätigung vielfacher Tugenden unzugänglich machen.— So führt uns die schematisirte Sittenlehre des Buddhismus folgende 6 Cardinaltugenden auf. 1) Das Mitleid oder Almosen als Ausrottung der Selbstsucht, 2) die Moralität, als Ausrottung der Begier und Leidenschaft, 3) die Geduld als Ausrottung der Bosheit, 4) der Muth als Ausrottung der Trägheit, 5) die Beschauung, als Ausrottung der Flatterhaftigkeit und der Zerstreuung, 6) die Weisheit als Ausrottung des Irrthums und der Ketzereien. In allen diesen Punkten begegnen wir einer Menge von Aussprüchen, welche denen d. h. Schrift, namentlich den Sprüchen Salomonis gleichen. Führen wir nur einige wenige Beispiele an. „Wer sich selbst besiegt, der ist der Beste unter den Siegern. Sich selbst besiegen ist mehr als tausend mal tausend Feinde im Kampfe überwinden. (Vgl. Sprüch. Sal. 16, 32.) Heilsam ist die Enthaltsamkeit des Körpers, heilsam die Enthaltsamkeit der Rede, heilsam die Enthaltsamkeit des Gemüthes.

(Spr. Sal. an vielen Stellen z. B. 10, 19. 14, 17.) Die Sinnenlust des stumpf dahin lebenden wächst wie die Malve, wer aber die wilde Begier überwindet, dessen Schmerzen fallen nieder, wie die Regentropfen von der Lotusblume. (Spr. Sal. 14, 30.) Den Zorn lege der Mensch ab, den Hochmuth lege er ab, jede Fessel zerbreche er. Wer den aufsteigenden Zorn zurückhält, wie den rollenden Wagen, den nenne ich einen Wagenlenker. Denn nie wird der Zorn durch Zorn gestillt, sonderndurch Versöhnlichkeit (Spr. Sal. 15, 18. 19, 11.)

Was den Buddhismus aber ganz besonders auszeichnet, ist die religiöse und kirchliche Toleranz, wie wir schon oben bemerkt haben. Sie ist nicht blos ein Ausfluß der allgemeinen Wesenliebe — denn dann würde sie ja auch im Christenthum als Ergebniß der allgemeinen Nächstenliebe ihren vollen Platz gefunden haben — sondern weil Buddha alle Religionen als Modificationen, wenn auch irrige, als theilweise Verwirklichung derselben Wahrheit ansah. Im buddhistischen Himmelsgebäude sind drei Stockwerke solchen Geistern eingeräumt, „die, ohne den Buddha und seine Lehre zu kennen, das Maß der Tugend und ihre Pflichten erfüllt haben", also ganz gleich den Talmudisten, welche sagen: „Die Gerechten aller Nationen sind des ewigen Lebens theilhaftig;" während Christenthum und Islam alle Andersgläubigen in die ewige Verdammniß versetzen, und z. B. Dante auch die größten und tugendhaftesten Männer des Alterthums in einem Stockwerke seiner Hölle findet. Es ist selbstverständlich, daß der Buddhismus den Krieg als sündhaft verwirft, und es liegt nun wieder in seiner Consequenz, daß er selbst den Vertheidigungskrieg verwirft, was, durchgeführt, dem buddhistischen Staate den Angriffen von außen gegenüber jeden Bestand nehmen müßte. Wir haben mit Dank anzuerkennen, daß der Buddhismus auf die Völker von Mittel-, Ostasien und Hinterindien, besonders auf die nomadisirenden, eine außerordentlich versittlichende Kraft ausgeübt, die wilde Leidenschaftlichkeit und Rohheit gesänftigt hat; aber ebenso wahr ist es, daß er nichts anderes als einen passiven Gehorsam, als ein unthätiges Leiden jedem Despotismus, allem Drucke der Tyrannei und der verknöcherten Bureaukratie (China) gegenüberstellte, und gerade dadurch dem gesellschaftlichen Fortschritt, der staatlichen Entwickelung keinen Vorschub, sondern Hinderung entgegensetzte. Er giebt hierin Vorschriften, wie wir sie ebenfalls in den späteren Büchern des neuen Testamentes finden,

Vorschriften eines passiven Gehorsams einem Tiberius und Nero gegenüber, und giebt einem herrschsüchtigen Klerus ebensolche Waffen in die Hände, wie sie jüngst das Papstthum mit dem Syllabus und der Encyclica der europäischen Welt gegenüber führte. Und auf diesem Grunde konnte sich denn auch trotz des fundamentalen Atheismus die drückendste Hierarchie, Götzen- und Opferdienst, Bilderverehrung, Reliquienanbeterei u. s. w. im Buddhismus entwickeln. Dies näher darzustellen, liegt außerhalb unseres Zweckes. Wer sehen will, wie weit, insonders durch scholastisch spitzfindige Verdrehung der Grunddogmen, der Buddhismus bis zum äußersten Aberglauben, bis zur krassesten Hierarchie gebracht werden konnte, mache sich mit dem Lamaismus bekannt.[1]) — Wenn wir nun nach diesem Ueberblick über die Gestaltung und den objectiven Inhalt des Buddhismus ein Urtheil uns bilden wollen, so werden wir Folgendes in Erwägung ziehen müssen.

Das Ziel des Buddhismus war zuerst und zunächst eine Negation, er wollte das brahmanische Kastenthum und das brahmanische Priester-, Ceremonien- und Kasteiungswesen brechen; und da beides aus der brahmanischen Gestaltung des Gottheitsbegriffes hergeleitet war, vermochte er seine Aufgabe nur durch den Atheismus zu lösen, der wiederum als System einen vollständigen Nihilismus nothwendig machte. Durch die Verneinung des Daseins der Gottheit fielen mit einem Male die furchtbaren Institute, welche sich nach dem Brahmanenthum auf jenen Gottheitsbegriff stützten. Um aber diese Leugnung zu begründen, mußte alles Dasein überhaupt geleugnet, das Nichts als der Anfang und das Ende proclamirt werden. Der Buddhismus war also ursprünglich eine große That, welche ihre theoretischen Motive aus dem Atheismus und Nihilismus nehmen mußte, weil sie es in der indischen Welt nicht anders konnte.

Gerade aber der Buddhismus zeigt auf die schlagendste Weise, daß auf den Atheismus ein Religionssystem nicht zu gründen ist. Denn er war gezwungen, von Stufe zu Stufe in die offenbarsten Widersprüche mit sich selbst zu gerathen, und auf jeder weiteren Stufe das zuzugestehen, was er auf der früheren geleugnet hatte. Er mußte den Nihilismus aufgeben, um das Dasein der Bewegung

1) S. Köppen, die lamaische Hierarchie und Kirche. Berlin, 1859.

und Veränderung zu constatiren; er mußte die nihilistische Natur dieser Bewegung aufgeben, um ihr den Inhalt des Uebels und des Schmerzes zu gewähren; er mußte den nihilistischen Inhalt des Schmerzes wieder aufgeben, um in ihm einen sittlichen Werth zu finden, der in einer unendlichen Causalität sich bethätigt; er mußte selbst das Dasein der Materie zugeben, weil er aus ihr allein die Ursache der Sünde, des Uebels, des Schmerzes zu erklären vermochte; er mußte zuletzt auch das Dasein des Guten, der Tugend zugestehen, weil er sonst zur Ueberwindung des Bösen nicht hätte kommen können; und konnte sich endlich auch der Thätigkeit nicht entschlagen, obschon die völlige Unthätigkeit sein Ideal war. Nur auf diese Weise vermochte er sich eine Ethik zu schaffen, welche ganz und gar seinen Fundamenten, dem Atheismus und Nihilismus, widersprach. Um sein Ziel zu erreichen, die Tödtung alles Verlangens, das schlechterdings das Leben ist und Leben schafft, mußte er auch in weltlicher Beziehung zum Nihilismus greifen und Ehe, Familie und Eigenthum vernichten. Aber sofort zeigte sich, daß auch hier der Nihilismus eine Unmöglichkeit ist: er mußte alles dies der ungeheuren Mehrzahl der Menschen wieder zugestehen, ihnen Ehe, Familie und Eigenthum wieder gestatten, und hatte gerade hierdurch von Neuem geschaffen, was er eben zertrümmert hatte, ein Priesterthum, das sich sofort wieder in Hierarchie und Mythologie versenkte, während andrerseits der Grundsatz des leidenden Gehorsams, wie er nothwendig aus dem Buddhismus erfloß, auch dem Despotismus die Pforten wieder öffnete. Ueberall also, wo der Buddhismus konkret werden und den Menschen und das menschliche Leben gestalten wollte, mußte er sich vom Nihilismus und Atheismus losreißen und sprungweise in das Gegentheil sich versetzen. Es wäre irrig, wenn wir voraussetzten, daß der Buddhismus diesen Gang nur innerhalb der asiatischen Welt durch die dort gegebenen Verhältnisse eingeschlagen. Allerdings was konkret im Laufe der Zeiten dort aus ihm geworden und im Lamaismus gipfelt, läßt sich nur hieraus erklären. Aber wir haben absichtlich alle diese Besonderheiten unberücksichtigt gelassen, und uns lediglich an den objektiven Inhalt des Buddhismus gehalten, um darzuthun, daß die buddhistische Grundlehre, der Atheismus und Nihilismus auch objektiv diesen Entwickelungsgang in sich trägt, also unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeiten zu denselben allgemeinen

Resultaten geführt hätte und führen würde. Es ist daher nur eine völlige Willkür, wenn die modernen Nihilisten sich auf den Buddhismus berufen und ihn als ein willkommenes Lieblingskind behandeln. Bei der ersten schärferen Kritik dreht sich das Schwert in ihren Händen um und verwundet sie selbst tödtlich.

Wenn hiermit der faktische, geschichtliche Ursprung des Buddhismus und seine Entwicklung klar vor unseren Augen liegen, so wird eine Vergleichung mit dem Ursprunge und der Entwickelung des Christenthums zum richtigen Verständniß beitragen und mancherlei Incidenzpunkte nachweisen. Wir legten von Beginn an dem Umstande eine Bedeutung bei, daß Buddhismus wie Christenthum keine ursprünglichen Religionen, sondern aus früheren, bestehenden hervorgegangen, und sich an die großen Völkermassen außerhalb der Grenzen jener ursprünglichen Religionen wandten. Hier nun tritt zunächst eine Verschiedenheit der beiden Religionen uns entgegen. Der Buddhismus hatte den Zweck, die bestehenden socialen Zustände im eigenen Volke zu brechen, und mußte daher die Fundamentallehren, aus welchen jene abgeleitet waren, geradezu leugnen und sich als ihren Gegensatz aufstellen. Das Christenthum hingegen hatte in seinem Ursprunge nur die Absicht, den sittlichen Geist des Volkes zu heben und es der entwickelten Starrheit des äußerlichen Gesetzes zu entziehen. Darum erkannte es sowohl die Fundamentallehren des Judenthums vollständig an, als es auch die Heiligkeit des Gesetzes an sich erklärte und von sich aussagte, daß es nicht gekommen, auch nur ein Jota des Gesetzes zu verändern. Gerade deßhalb konnte aber das anfängliche Christenthum innerhalb des Judenthums nicht einmal als eine Reform gelten und im jüdischen Volke als eine besondere Erscheinung gar keine Wurzel fassen. Somit war es alsbald schon in seinem nächsten Fortgang darauf angewiesen, seine Wirksamkeit vielmehr über die Grenzen Judäas auf die, dem verlebten Antikenthume verfallenden Völkermassen zu übertragen, und damit wiederum, um bei den Völkern Eingang zu finden und indem es sich unter ihnen ausbreitete, die Fundamentalsätze des Judenthums zu modificiren, mit heidnischen Elementen zu versetzen und das specielle und konkrete Gesetz aufzugeben. Der Buddhismus aber hatte zum nächsten Schauplatz seiner Thätigkeit die eigenen Völkerschaften, und wie es daher in seinen Fundamenten als Gegensatz des Brahmanismus entschieden

aufzutreten hatte, mußte es, um im Volke Wurzel zu fassen und sich unter ihm auszubreiten, dem Brahmanismus wesentliche Lehren, z. B. der Wiedergeburt und Seelenwanderung, entlehnen, Ehe und Eigenthum, die ihm doch Wurzeln des Uebels waren, zugestehen, und zum Theil die Formen des Brahmanismus wieder annehmen. Aehnliches geschah ihm innerhalb der fremden Völker, wo er sich nach der Verschiedenheit dieser ebenso zu sehr verschiedenen Gestaltungen entwickelte, wie das Christenthum theils nach Verschiedenheit der Völkerschaften, theils nach denen der Zeitepochen sich zu einem großen Kreise verschiedenartiger Erscheinungen entfaltete. Dort haben Tibet, China, Japan, Hinterindien sehr verschiedene Gestalten aus dem Buddhismus gemacht; hier unterschieden sich außer einer großen Menge von Sekten der griechische und der römische Katholicismus von einander, und mit der Zeit schuf die Reformation eine große Neugestaltung in verschiedenen Zweigen. Auch dem Islam ist es bekanntlich so ergangen, dem innerhalb der nach den verschiedenen Völkerschaften sich spaltenden Suniten und Schiiten über siebzig Sekten entsprangen. Bei dieser Analogie erscheint uns im Buddhismus das Bild, wie eine völlig verschiedene Wurzel ihren Stamm wieder mit dem ursprünglichen Stamme vereinigt, während im Christenthume aus dem derselben Wurzel entsprungenen Stamme sich ein neuer Stamm abscheidet und aufwächst.

Aus dieser Ursprungs- und Entwickelungsweise gingen aber noch andere tief eingreifende und charakteristische Momente hervor. Das Judenthum stellt sich als eine Religion der Gesellschaft dar, in welcher das Individuum als ein Glied des Ganzen lebt, in ihm die Wurzel seiner Existenz und die Uebung seiner persönlichen Freiheit findet und ihm dafür zu seinem Theile verpflichtet ist; das Wohl des Ganzen und das des Einzelnen ist getrennt nicht zu denken. Deßhalb spricht es die höchsten Prinzipien des gesellschaftlichen Lebens aus und spezialisirt sie nach Zeit und Ort. Hiermit schließt aber das Judenthum nur zeitweise sich national ab, sondern indem es alle Völkerglieder der Menschheit sich seinen höchsten Lehren und Prinzipien zureifend denkt, proklamirt es eine Zukunft, in welcher seine Lehren und Prinzipien das ganze Menschengeschlecht umfassen, eine Zeit der allgemeinen Anbetung des einzigen Gottes, der Gleichheit Aller in Recht, Besitz und Liebe, des allgemeinen Friedens. Wie es das Wohl der einzelnen Glieder der Nation

nur im Wohle der ganzen Nation erkannte, so auch das Wohl der einzelnen Nationen nur allein im Wohle der ganzen Menschheit. Der Buddhismus und das Christenthum hingegen, indem sie sofort zum Eigenthume aller Völker werden wollten, der Buddhismus schon, indem er die staatliche Ordnung der indischen Völker zu deren Heile brechen wollte, mußten sich zu Religionen der Individualität machen; jedes Individuum wurde auf sich selbst gestellt, auf sein eigenes Heil begrenzt, dahin sein Streben und seine Aufgabe verwiesen. Die Gesellschaft als solche ging sie nichts mehr an, und selbst die allgemeine Nächstenliebe, im Buddhismus zur allgemeinen Wesenliebe ausgedehnt, ist ihnen nur das Verhalten des Einzelnen zu Einzelnen. Allerdings unterscheiden sie sich darin, daß der Buddhismus die Religion des isolirten Individuums ist, so daß jedes Individuum, dessen Ziel die Vernichtung des eigenen Daseins ist, sein ganzes Wirken nur auf seine eigene innere Existenz zu wenden hat und sein Verhalten zu anderen Individuen nur Mittel hierzu bitet, während das Christenthum eine Gemeinsamkeit der Individuen im Reiche Gottes anerkennt, zu dessen Verwirklichung die Einzelnen sich gegenseitig fördern. Diesen Zug hat es aus seiner Wurzel, dem Judenthume, mitgenommen, ihn aber aus dem Reiche der Wirklichkeit in das eines ideellen Jenseits übertragen. — Hieran schließt sich überhaupt das Charakteristikum, daß, während das Judenthum den Schwerpunkt auch des religiösen Lebens im Diesseits findet und vermittelst desselben das Aufstreben zu Gott, die Verähnlichung mit Gott aus seinem gottebenbildlichen Wesen heraus bethätigen will, Christenthum und Buddhismus diesen Schwerpunkt in das Jenseits verlegen, und das Ideal in der Verachtung des Diesseits, in der möglichsten Loßreißung vom Diesseits aufstellen — aber mit dem großen Unterschiede, daß der Buddhismus dieses Jenseits in der völligen Vernichtung des Daseins und der Annäherung hieran, während das Christenthum das Jenseits in einem jenseitigen verklärten Leben findet: der Buddhismus verlangt alle Entäußerung des Irdischen, um aufzuhören zu sein, während das Christenthum die Entäußerung des Irdischen anstrebt, um zukünftig ganz mit Gott zu sein. Im letzteren erkennen wir wieder den Zug, den es aus seiner Wurzel, dem Judenthum, mitgenommen. — Aus diesen Anlagen und Richtungen mußten auch für beide Religionen gewisse Extravacanzen

entspringen, die jedoch im Christenthum von ethischer Natur blieben, während sie im Buddhismus ganz materiell und konkret wurden: sentimentale Liebe, die im Buddhismus bis zum Verbot, ein Thier zu tödten, sei es, um es zu verzehren, sei es, um sich vor ihm zu schützen, führte; der Grundsatz des passiven Gehorsams, der freilich in der christlichen Kirche dahin beschränkt ward, daß der Gehorsam gegen den Staat vor dem Gehorsam gegen das Gesetz der Kirche, d. i. Gottes, zurücktrete u. s. w.

Dennoch dürfen diese Extravaganzen und dieses Verlegen des Schwerpunkts in ein Jenseits uns nicht verhindern, zu erkennen, daß die Weltanschauung, die im Judenthume ihre Wurzel und ihren Stamm hat und im Christenthume und Islam sich verzweigte, den Idealismus enthält, der in Gott sich erkennt und im Hinaufstreben zu diesem, in der Entwickelung des Menschen und der ganzen Menschheit seinen Inhalt findet: während der Buddhismus der pure Naturalismus ist, der in der Welt nur eine unermeßliche Zahl von Geschöpfen sieht, von denen jedes für sich auf- oder niedersteigt, bald auf- und bald niedersteigt und im höchsten Momente in das Nichts verfällt.

XIV.

Vergleichende Skizzen
über
Judenthum und Christenthum.

Es wäre der Wahrheit nicht gemäß, wenn man behaupten wollte, daß die Synagoge den beständigen Angriffen, Verketzerungen, Schmähungen und Verfolgungen von christlicher Seite gegenüber, stets geschwiegen habe; vielmehr bildet die Polemik und Apologetik des Judenthums einen nicht ganz unbeträchtlichen Literaturzweig, wenn sie auch den Umständen nach nur von Zeit zu Zeit auftrat, und nach den gegebenen Verhältnissen sich nur selten aus den Grenzen der Zurückhaltung und der Mäßigung entfernte. Man kann hieraus den Juden kein Verdienst machen, denn es war meist zu gefährlich, irgend ein starkes Wort gegen die herrschenden Kirchen auszusprechen, ja die desfallsige Gefahr beschränkte sich nicht blos auf den Urheber, sondern schlug zu leicht in eine Verfolgung der Juden überhaupt aus, als daß man es gewagt, und dieses Wagniß gebilligt hätte. Indeß kann es dem Vorurtheilslosen nicht entgehen, daß es allerdings den Juden näher liegt, abgesehen von ihrer Stellung, gegen das Christenthum Nachsicht zu üben, als umgekehrt. Es ist dies psychologisch. Das Judenthum ist durch sich selbst und seinen Bestand darum eine Negation des Christenthums, weil letzteres aus dem Judenthume entstanden, und seine Existenz schon durch die bloße Existenz des Judenthums für objectiv überflüssig und nur aus historischen Gründen, um geschichtlicher Wirkungen willen für nothwendig erklärt wird, während es dem Christenthum eine Lebensbedingung ist, dem noch immer dauernden Bestand des Judenthums die Nothwendigkeit abzusprechen, und es zum Tode zu verdammen. Dies erweist sich auch aus der Art, wie die Polemik immer geführt wurde. Die

jüdischen Kämpfer suchten nur die Widersprüche der christlichen Lehren mit dem Judenthume und mit sich selbst nachzuweisen und daraus die Unrichtigkeit bei jeder Abweichung jener vom Judenthum herzuleiten, während von christlicher Seite den Juden stets nur Hartnäckigkeit und fluchwürdiger Eigensinn und dem Judenthume die Abgestorbenheit und Verwesung, in milderem Sinne die Nichtannahme der Erweiterungen, welche das Christenthum den Lehren des Judenthums gegeben, vorgeworfen wurde. Mildere Zeiten, edlere Gesittung und größere Gerechtigkeit sind eingetreten. Hiermit ist auch das freie Wort und die unbedingtere Meinungsäußerung ertheilt worden. Es zeigt sich auch hier der Segen der Freiheit, der darin besteht, daß an die Stelle verbissener Polemik die unparteiische Kritik, die freie wissenschaftliche Untersuchung tritt, daß also gerade die Freiheit die wüste Leidenschaftlichkeit mindert, oder doch in die Sackgassen niedriger Parteigenossen bannt, also die Zügellosigkeit des Hasses, welche die Beschränkung und Verfolgung erst recht hervorriefen, beseitigt. Es ist daher in den folgenden Artikeln nicht unsere Absicht, irgend leidenschaftlich zu verfahren und von einseitigem Standpunkte aus den Gegner ohne Wahl der Mittel und Waffen zu bekämpfen, sondern in ruhiger Würdigung die Verschiedenheiten und Gegensätze der beiden großen welthistorischen Erscheinungen unsererseits ans Licht zu bringen. Wir geben von vornherein offen zu, daß auch wir Partei sind, daß wir durchaus nicht auf jenem nihilistischen Standpunkte uns befinden, auf welchem beide Religionen wie uns fremde Persönlichkeiten vor uns treten, an denen wir nur ein sogenanntes objectives Interesse hätten. Dies traut uns Niemand zu, und wir weisen es auch von uns zurück. Unsere persönliche Ueberzeugung, unsere geschichtliche Auffassung und unser faktisches Leben wurzeln zu sehr im Judenthume, als daß wir es nur beanspruchen möchten, uns außerhalb desselben versetzt zu glauben, um die Beurtheilung, wie durch das Glas des Naturforschers erlangt, auszugeben. Vielmehr stellen wir nur als unser Bestreben hin, ohne vorgefaßte Vorurtheile Inhalt, Aufgabe, Verhältnisse, Wirkung und Erscheinung nach beiden Seiten hin zu erforschen und klar und einfach darzustellen. Wir glauben dabei nicht, den großen Gegenstand zu erschöpfen, suchen auch nicht durch pomphafte und mysteriöse Ausdrucksweise den Schein einer ganz neuen, großartigen Auffassung um uns zu breiten, sondern wir

wollen vielmehr nur fixiren und in bestimmter Weise aussprechen, was jetzt bereits Zahllosen mehr oder weniger klar im Bewußtsein lebt. Die Achtung, welche gegenwärtig, trotz aller Manoeuvres der Fanatiker auf beiden Seiten, die Bekenner beider Religionen vor einander hegen, und die, so abstechend gegen die Vergangenheit, ein schönes, immer wachsendes Eigenthum unserer Zeit ist, macht dies möglich und nicht allzu schwer. Gerade darum ist es aber auch an der Zeit, sich wieder einmal jüdischer Seits mit dem Christenthume gewissermaßen auseinanderzusetzen, die Differenzpunkte nachzuweisen, und ohne irgend auf Verkleinerung oder gar Proselytenmacherei auszugehen, doch unverhohlen das auszusprechen, was das Judenthum immer und immer verwerfen muß. Der Weg, den wir dabei zu verfolgen gedenken, soll von außen nach innen gehen, so daß wir zuvor einige äußerliche Momente abthun, bevor wir zum inneren Kern der Sache vordringen.

1. Majorität und Minorität.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während die Schrift 2. Mos. 23, 2 sagt: „Folge nicht der Menge zum Bösen; zeuge nicht in einer Rechtssache, indem du dich der Menge nachneigest, das Recht beugend" — die Tradition die Worte: אחרי רבים להטת aus dem grammatikalischen Zusammenhange heraushebt, und „sich nach der Mehrheit zu richten" zu einem der 613 Gesetze macht[1]). Während also die Schrift die Ueberzeugungstreue des Einzelnen oder der Minorität einer Mehrheit gegenüber zur strengen Pflicht macht, gebietet die Tradition, sich der Mehrheit zu unterwerfen. Man kann aber leicht erkennen, daß beide Sätze ihr Recht haben und sich nicht widersprechen, sobald man den Gegenstand ins Auge faßt. Bei allen Beschlüssen eines Collegiums oder einer Versammlung muß die Mehrheit entscheiden, und es hat der Einzelne nicht

1) Unter den תרי"ג das 78ste. Schon Targ. Onk. erklärt den Vers in unsrer Weise, und Mendelssohn übersetzt: „Folge der Menge nicht zum Bösen. In einer Rechtssache, wenn du deine Meinung sagst, hange der Menge nicht nach, das Recht zu beugen." Welche verschiedenartigen Vorschriften über die Abstimmung der Richter namentlich in Kriminalsachen die Talmudisten aus diesem Verse zogen, gehört nicht hierher und kann in Mess. Sanhedrin nachgelesen werden.

das Recht, sich der Beobachtung eines Gesetzes zu entziehen, weil er eine abweichende Meinung hat, oder als Mitglied des gesetzgebenden Körpers zur Minderheit gehörte. In Rechtssachen und auf dem Gebiete des Glaubens darf aber Niemand seine Meinung blos darum aufgeben, oder seine Abstimmung ändern, weil eine Mehrheit der entgegengesetzten Ansicht ist. Dem, was wir als recht und wahr anerkannt haben, müssen wir treu anhangen bis zum Tode, und wenn eine ganze Welt rings um uns sich dagegen erhebt.

Von diesem Grundsatze aus erscheint alsbald der Vorwurf oder Einwand, den man dem Judenthume entgegenhält, daß es mitten in der großen christlichen Welt nur eine so kleine Anzahl Bekenner zählt, und daß es diesen wohl anstünde, sich nach der Mehrheit zu richten und dieser sich hinzugeben, unter der doch so viele kluge und einsichtsvolle Männer vorhanden, als völlig unbegründet und geradezu verwerflich. Bilden doch die Juden eine geringe Minorität auch in der islamitischen Welt, auch unter den Braminen und Buddhisten, ja selbst unter den Fetischanbetern Afrika's. Was würde man dazu sagen, wenn sie die lauteren und erhabenen Wahrheiten ihrer Religion in jenen Gegenden um den Aberglauben der dortigen Majoritäten aufopferten? Die Religion Israel's war vom Anfang an berufen, der großen Majorität der Menschheit gegenüber die Religion des einzig-einigen Gottes zu bekennen und aufrecht zu halten, unbeirrt von der anderweitigen Geistes- und Bildungshöhe der übrigen Menschen. Dies war der große Beruf, aber auch der Segen, der auf Abraham für seine ganze Nachkommenschaft gelegt ward, und nur dadurch erfüllen die Israeliten die höhere Pflicht gegen die ganze Menschheit, erscheinen aber als pflichtwidrig und treulos, wenn sie, blos um der Mehrheit nachzubuhlen, davon abweichen.

Prüft man aber die Dinge genauer, so erkennt man, daß in Allem, was den Geist betrifft, es durchaus nicht die Mehrheit, sondern immer nur die Minderheit ist, welche in der Menschheit herrscht und leitet. Es bewährt sich hierbei, daß die Gesetze des Geistes nicht die der Materie, sondern die gerade entgegengesetzten sind. Im Stoffe zieht die größere Masse die kleinere an: auf dem Gebiete des Geistes geht die Bewegung von Einem oder Wenigen aus und zieht die große Masse nach. Dies beweist die Geschichte.

und jede große Aktion in den Geistern fand ihren Urheber und Leiter in einem Individuum, das bald mehrere an sich zog, bis von da aus die Bewegung immer größere Maße annahm. Tritt in eine Schule, und du siehst den einen Lehrer vor zahlreichen Schülern stehen, unter denen doch nur wieder einer und der andere zum Lehrer der nachfolgenden Geschlechter geschickt sein wird. Tritt in eine gottesdienstliche oder andere Versammlung, und du hörst einen Mann von der Kanzel oder dem Rednerstuhle die Menge belehren, ermahnen, verwarnen. Oder nimm ein Buch vor dich, das in den Händen Zahlloser ist, das vielleicht schon seit Jahrtausenden zu Geist und Herz spricht, ist es nicht die Stimme eines Einzelnen, die da ertönt und mit Entzücken oder zu tiefer Belehrung von Millionen immer und immer wieder vernommen wird? So ist es theoretisch und faktisch ein Unsinn, im Glauben und in der Ueberzeugung von der Minderheit eine Nachgiebigkeit gegen die Mehrheit zu verlangen, vielmehr ist es erwiesen, daß, welche auch die geistige Potenz einer Zeit oder irgend einer Menge sei, die wahren Lehrer der Menschheit immer nur in der Minderzahl waren, daß die Wahrheit oft viele Jahrhunderte das Eigenthum nur Weniger war, welchem nur allmählig die übrige Masse zureifte. So gewährt der Umstand, daß das Christenthum Mehrheitsreligion im Abend-, wie der Islam in Vorder-, Mittelasien und Nordafrika ist, diesen kein innerliches Uebergewicht, sondern beläßt den Juden ruhig den Standpunkt, daß ihre Religion zur Läuterung und Klärung der übrigen so lange diene, bis diese den ganzen Inhalt jener angenommen haben werden.

2. Lehrer und Schüler.

Es ist von den christlichen Dogmatikern selbst anerkannt, daß das Christenthum seinen Ursprung aus dem Judenthume gezogen und wesentliche Elemente ihm entnommen habe, daß es überhaupt ohne das Judenthum, sowie das sog. Neue Testament ohne die heilige Schrift Israel's, gar nicht verstanden werden kann, wozu noch kommt, daß das Neue Testament so wenig umfassend ist, daß ihm die Bibel Israel's überall das Ergänzungsmaterial liefern muß. Es ist dies so sehr der Fall, daß die antichristlichen Kritiker und Philosophen unter den Christen das Christenthum und Judenthum oft identificiren

und als die im Gegensatz zum Helenenthum, die Welt beherrschende jüdische, oder wie sie jetzt sagen, semitische Idee bezeichnen.

Dieser Abhängigkeit des Christenthums vom Judenthume in Etwas zu begegnen, macht man geltend, daß das Judenthum des 19. Jahrhunderts am Christenthum, an christlicher Bildung und Wissenschaft sich aufgerichtet, sich geklärt habe, in seinem Geiste und seinen Formen sich verjünge, und also Wesentliches jenem zu danken habe.

Diesem wieder gegenüber machen wir geltend, daß das Judenthum fortwährend für das Christenthum ein wesentliches Kriterium sei, und daß dieses, selbst abgesehen von seinem dogmatischen Inhalte, noch viele Elemente, wie die ganze soziale Lehre als Consequenz der Gotteslehre und die Richtung und Versenkung ins Reale, vom Judenthume zu lernen und zu übernehmen habe.

Betrachten wir diese drei Sätze noch etwas genauer. Wir gehen hier über den ersten Satz, theils weil er über alle Erörterungen hin sicher ist, theils weil er schon den eigentlichen Lehrinhalt berührt, hinweg. Ein gleiches Verhältniß, wenn auch nicht ein so unmittelbares und ursprüngliches, findet beim Islam statt, und selbst der Koran setzt die h. Schrift voraus, erklärt sie für seine Grundlage und entnimmt ihr viele Theile, wenn auch in legendenartiger und oft verkehrter Ueberarbeitung.

Bleiben wir dagegen bei dem zweiten Punkte länger stehen Im Allgemeinen versteht es sich von sich selbst, daß zwei so große weltgeschichtliche Erscheinungen bei ihrem immerfortigen Aufeinandertreffen und Nebeneinanderleben nicht ohne Wechselwirkung bleiben konnten und bleiben, und wird man auch den Juden bis auf die neueste Zeit, und in dieser am wenigsten, ihren Einfluß auf die christliche Welt nicht absprechen können. Zuvörderst aber müssen wir die Frage erörtern, inwiefern die Civilisation, die Bildung und Wissenschaft als eine specifisch christliche bezeichnet werden könne. Die Geschichte scheint dies nicht zu erhärten. Wir sehen erstens, daß das Christenthum schon fast ein Jahrtausend in Europa herrschend war, und nur zur Barbarei, Unwissenheit und dem sozialen Chaos des christlichen Mittelalters geführt hatte. Bei allem Respekte vor der Schwärmerei, Minne und Innerlichkeit des Mittelalters können wir diese lange Epoche nur als eine Krankheit, als einen geistigen, sittlichen und sozialen Verfall in dem großen Entwickelungsgange der Menschheit ansehen, deren lebendige Blüthe damals ganz

wo anders stand als in der christlichen Welt. Man muß vielmehr zweitens erkennen, daß die Civilisation in ihrem Weltgange in jeder Periode an einer anderen Völkerfamilie haftet, eine andere zu ihrem Träger und Werkzeuge hat und sich an ihr vollendet. Wir sehen sie so aus Indien und Aegypten nach Mittel- und Vorderasien wandern, von da zu den Griechen und Römern übergehen, dann nach längerer Pause am arabischen Stamme sich aufranken und endlich in den europäischen Völkerschaften Wurzel fassen. Die Gesittung, Bildung und Wissenschaft in der europäischen Welt wird von den christlichen Geschichtsschreibern selbst erst von der Vertreibung der Griechen aus Konstantinopel, von der Erfindung der Buchdruckerkunst, von der Entdeckung Amerika's und der Reformation her datirt, so daß sie erst vier Jahrhunderte die christlichen Völker zu ihren Trägern hat, Wissenschaft, Kunst und Bildung werden als durch die Ueberreste der griechischen und römischen Cultur ausgesäet, gepflegt und immer rectificirt ausgegeben, und alle feineren Studien mit dem Namen Humaniora belegt. Somit scheinen wir allerdings berechtigt, die Cultur unsrer Zeit nicht objectiv als eine christliche betrachten zu dürfen, wie sie denn auch von den Pietisten aller Kirchen als unchristlich verworfen und zur Umkehr in das wahre christliche Wesen aufgefordert wird. Wir könnten also sagen, daß das Judenthum des 19. Jahrhunders nicht vom Christenthume, sondern von der europäischen Cultur gelernt und den Anstoß zu Klärung und Bildung erhalten habe. In der That möchten die Juden in den morgenländischen Staaten von den dortigen Christen nichts profitiren können, und müssen in den osteuropäischen Ländern die Christen so gut wie die Juden erst von den west- und mitteleuropäischen Völkern Unterweisung und Anleitung erhalten. Indeß wollen wir dies nicht allzu genau nehmen und gern gestehen, daß wir Juden von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an durch die europäische Cultur aus den engen Grenzen unseres Geisteslebens befreit worden, und dadurch auch das Judenthum zu neuer lebenskräftiger Entwicklung gedieh. Wir wollen uns dafür als zu Dank verpflichtet anerkennen, wenn nicht diese Dankbarkeit dadurch etwas geschmälert würde, daß man uns vorher mit der drückendsten Gewalt von aller Theilnahme am Geistesleben der Menschheit abgehalten hätte, einer Theilnahme, die wir überall, wo uns Raum gegönnt worden, in Alexandrien und Antiochien, in Rom und Spanien so

kräftig und originell bewiesen haben, und die selbst in Holland schon im siebzehnten Jahrhundert in Spinoza der modernen Philosophie einen ihrer genialsten Schöpfer gegeben hatte. Geradezu verneinen müssen wir aber die Behauptung, daß auch *inhaltlich* das Judenthum des 19. Jahrhunderts vom Christenthume irgend etwas entlehnt habe. Schärfer als je hat sich dieses Judenthum unserer Zeit als den dogmatischen Gegensatz zur kirchlichen Dogmatik hingestellt; [1]) in sittlicher Beziehung können wir nachweisen, daß die jüdische Literatur des Mittelalters an ethischer Reinheit und Höhe Schriften hervorgebracht, welche, weit erhaben über die Sittenlehren der anderen Religionen jener Zeit, sich kühn mit der edelsten Ethik der neueren Zeit messen können; [2]) in sozialer Hinsicht endlich ist auch schon das älteste Judenthum noch immer selbst unserer Zeit weit voran.

1) Wir erinnern, daß dies in früherer Zeit nicht immer der Fall war, und daß die Kabbalah öfter eine bedeutende Annäherung z. B. an die christlichen Trinität zeigt.

2) Um nur *einen* Beweis zu geben, stellen wie hier die Uebersetzung eines „*täglichen Gebetes eines Arztes* vor dem Besuche seiner Kranken" aus einer hebräischen Handschrift des *zwölften* Jahrhunderts her.

Allgütiger! du hast des Menschen Leib voller Weisheit gebildet. Zehntausend Mal zehntausend Werkzeuge hast du in ihm vereinigt, die unabläßig thätig sind, das schöne Ganze, die Hülle der Unsterblichen, in Harmonie zu erhalten. Immerdar sind sie beschäftigt voller Ordnung, Uebereinstimmung und Eintracht. Sobald aber die Gebrechlichkeit des Stoffes oder die Zügellosigkeit der Leidenschaften diese Ordnung stört, diese Eintracht unterbricht, so gerathen die Kräfte in einen Widerstreit und der Leib zerfällt in seinen Urstaub. Dann sendest du dem Menschen die wohlthätigen Boten, die Krankheiten, die ihm die nahende Gefahr verkünden und ihn antreiben, sie von sich abzuwenden.

Deine Erde, deine Ströme, deine Berge hast du mit heilsamen Stoffen gesegnet; sie vermögen deiner Geschöpfe Leiden zu mildern und ihre Gebrechen zu heilen.

Und dem Menschen hast du Weisheit verliehen, des Menschen Leid zu lösen, die Ordnung und Unordnung desselben zu erkennen, jene Stoffe aus ihren Verhältnissen hervorzuholen, ihre Kräfte zu erforschen und sie einem jeden Uebel gemäß zuzubereiten und anzuwenden.

Auch mich hat deine ewige Vorsicht erkoren, zu wachen über Leben und Gesundheit deiner Geschöpfe. Ich schicke mich jetzt an zu meinem Berufe. Stehe mir bei, Allgütiger, in diesem großen Geschäfte, daß es fromme, denn ohne deinen Beistand frommt dem Menschen ja auch das Kleinste nicht.

Laß mich beseelen die Liebe zur Kunst und zu deinen Geschöpfen. Gieb es nicht zu, daß Durst nach Gewinn, Haschen nach Ruhm oder Ansehn sich in meinen

Dies zur Beleuchtung des äußerlichen Verhältnisses zwischen Judenthum und Christenthum. Das Judenthum zeigt vielmehr die

Betrieb mische', denn diese sind der Wahrheit und der Menschenliebe feind und sie könnten mich irre leiten in dem großen Geschäfte, das Wohl deiner Geschöpfe zu befördern.

Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele, daß unverdrossen sie immerdar bereit seien zu helfen und beizustehen dem Reichen und dem Armen, dem Guten und dem Bösen, dem Feinde wie dem Freunde. Laß im Leidenden stets mich nur den Menschen sehn.

Erleuchte meinen Verstand, daß er das Gegenwärtige fasse und das Abwesende und Verborgene richtig vermuthe. Laß ihn nicht sinken, daß er das Sichtbare nicht verkenne, aber auch sich nicht überschätze, er könnte sonst sehen was nicht zu sehen. Denn fein und unmerklich ist die Grenze in der große Kunst, deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu warten.

Laß meinen Geist stets sich gegenwärtig sein. Am Bette des Kranken mögen keine fremden Dinge seine Acht ihm rauben, in seinen stillen Arbeiten nichts ihn stören, denn groß und heilig sind die Forschungen, deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu erhalten.

Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir und zu meiner Kunst, und Befolgung meiner Vorschriften und Weisungen. Verbanne von ihrem Lager alle Quacksalber und das Heer rathgebender Verwandten und überweiser Wärterinnen, denn es ist ein grausames Volk, das aus Eitelkeit die besten Absichten der Kunst vereitelt und deine Geschöpfe oft dem Tode zuführt.

Wenn weisere Künstler mich bessern und belehren wollen, laß meinen Geist dankbar und folgsam sein; das Gebiet der Kunst ist groß. Wenn aber eingebildete Narren mich tadeln, so laß Kunstliebe ganz ihn stählen, daß er ohne Rücksicht auf Alter, Ruhm und Ansehn auf der Wahrheit beharre, denn Nachgeben wäre hier Tod und Krankheit deiner Geschöpfe.

Verleihe meinem Geiste Sanftmuth und Ruhe, wenn ältere Genossen, stolz auf die Zahl der Jahre mich verdrängen, mich höhnen und höhnend mich bessern wollen. Laß auch dies mir zum Vortheil gereichen, denn sie wissen mancherlei, was mir fremd ist, aber ihren Dünkel laß mich nicht kränken; sie sind alt und das Alter ist nicht der Leidenschaften Meister — hoffe doch auch ich alt zu werden auf Erden vor dir, Allgütiger!

Schenke mir in allem Genügsamkeit, nur nicht in der großen Kunst. Laß nie den Gedanken in mir erwachen, du hast des Wissens genug, sondern verleihe mir Kräfte, Muße und Trieb, meine Kenntnisse immerdar zu erweitern und neue mir zu erwerben! Die Kunst ist groß, aber auch der Menschen Verstand dringt immer weiter.

Allgütiger! du hast in deiner Gnade mich erkoren zu wachen über Leben und Tod deiner Geschöpfe. Ich schicke mich jetzt an zu meinem Berufe. Stehe mir bei in diesem großen Geschäfte, daß es fromme, denn ohne deinen Beistand frommt dem Menschen ja auch das Kleinste nicht.

merkwürdige Erscheinung, daß, ohne die Einwirkung der ihm zur Seite stehenden großen religiösen Produkte der Menschheit von Zeit zu Zeit auf dasselbe zu leugnen, es dennoch wie keine andere Erscheinung in seiner Ursprünglichkeit, Originalität und Selbständigkeit mit großer Kraft und Eigenthümlichkeit verblieben ist, und dagegen auf die übrige Menschenwelt in stärkster Weise agirt hat.

3. Die Wirksamkeit.

Wenn also, wie wir nachgewiesen, die Majorität auf dem Gebiete der Ueberzeugung durchaus kein Gewicht hat, wenn ferner es unzweifelhaft ist, daß das Judenthum bei all' seiner Ursprünglichkeit und Selbständigkeit dem Kulturleben weder an sich, noch für seine Bekenner irgend welches Hinderniß bietet, und sich dieses faktisch, wie schon in früheren Perioden, so auch in der Neuzeit auf glänzende Weise bethätigt hat, so wird sich auch ein dritter äußerlicher Einwand wie von selbst aufheben, nämlich, daß dem einzelnen Juden für seine Wirksamkeit in mehrfachen Lebensberufen große Schwierigkeit und Beschränkung sich entgegenstellen, die nur durch seinen Uebertritt zum Christenthume behoben werden. Daß wir noch immer diesem Umstande manchen herben Verlust sonst tüchtiger Persönlichkeiten zu verdanken haben, läßt sich nicht verkennen. So Mancher, dem eine gewisse Carrière verschlossen war, hat sich dadurch bewegen lassen, zur Kirche überzutreten. Es ist nicht unsre Sache, an das Gewissen solcher Personen zu appelliren, und sie zu befragen, wie sie dies mit der Wahrhaftigkeit vor sich selbst, vor den Menschen und vor Gott vereinigen können? Diese Frage ist Gottes und ihres eigenen Gewissens Sache. Wir haben hier den Gegenstand nur objektiv zu erörtern.

Mit dem tiefsten Bedauern muß jeder Menschenfreund aus diesem Gesichtspunkte auf das Jahrtausend zurückblicken, während dessen der jüdische Stamm mit aller Gewalt von aller Theilnahme am allgemeinen Leben und von den meisten Lebensbahnen ausgeschlossen war, und er wird eingestehen, daß, wenn nicht die Religion, doch deren Leiter und Träger, welche eine solche Ausschließung verlangten und durchsetzten, an den Geschlechtern dieses Stammes und an der ganzen Menschheit ein großes Unrecht übten und schweren Tadel verdienen. Wie viele Geisteskräfte sind hierdurch der Mensch-

heit verloren gegangen, wie viel Genie und Talent erstickt oder auf wenig nutzlose Weise verwendet worden: ja, es kann fraglich sein, ob alle blutigen Religionsverfolgungen eine dunklere Seite der Geschichte bilden, als diese Unterdrückung der freien beruflichen Wirksamkeit für zahllose Geschlechter! Diese Ausschließung war eine so vollständige und lang dauernde, daß den Juden selbst das Bewußtsein derselben abhanden kam, und sie darin nur ein unabwendbares, ihnen auferlegtes Geschick sahen, und der Gedanke, daß es anders sein könnte, ihnen ganz fern lag. Die Zeiten änderten sich. Die bürgerliche Gleichstellung der Juden, die Eröffnung aller Lebensbahnen für sie wurde von Christ und Jude gefordert. Aber sie wurde ihnen noch lange verweigert, und ist noch jetzt in vielen Ländern nur theilweise zugestanden. Und wo der Buchstabe des Gesetzes ihnen günstig ist, kehren das Leben und die Staatsverwaltung ihnen noch oft den Rücken zu. Da erst konnte für sie die Frage erstehen, über welche wir jetzt sprechen.

Es ist aber ein Glück, daß nur mit der wachsenden Befähigung stets zugleich das Verlangen nach Wirksamkeit in den verschiedenen Lebensberufen erwacht und wächst, und dieses Verlangen, sobald es Kraft genug erhalten hat, sich Schritt vor Schritt Bahn bricht, weil eben jene Befähigung ein Ausfluß solcher Kultur ist, welche selbst das Recht anerkennt und immer williger ausspricht. Wo daher die Befähigung erworben ist, da zeigt sich auch die Erlaubniß zur Wirksamkeit wenigstens in einer immer näher rückenden Zukunft, und verliert dadurch die noch momentan vorhandene Ausschließung ihre ertödtende Bedeutung. Die Ausschließung zieht sich daher in einen immer engeren Kreis zurück. Zuerst eröffnet sich das große Gebiet der Industrie zu einer unbedingten Freiheit der Bewegung, dieser Industrie, welche Landbau, Handwerk, Fabrik, Technik und Handel mit ihrem unermeßlichen Umfang befaßt, und die in unserer Zeit mit der Wissenschaft, mit der potenzirtesten Geistesthätigkeit sich innig verbunden hat, der sich daher nicht blos die äußerliche Manipulation, die kleinliche Erwerbsthätigkeit, sondern auch Talent und Genie mit Befriedigung widmen können. Hieran schließt sich das freie Gebiet der Wissenschaft und Kunst, das keine kleinlichen Schranken kennt und auf welchem sich der Jude ebenso gut mit dem kanonischen Recht und der Geschichte der Päpste, wie der Christ mit dem Talmud und der Geschichte der jüdischen Literatur beschäftigen

kann. Hier ist es auch, wo der hartnäckige Geist der Ausschließung von Position zu Position zurückweichen muß, und selbst die Verweigerung der Lehrstühle aufzugeben durch die hervorragenden Leistungen tüchtiger Männer gezwungen wird. Es schließt sich hieran die freie Wirksamkeit als Mitglied der Kommune und des Staates. Sobald das Gesetz das aktive und passive Wahlrecht zugestanden hat, giebt es kein Vorurtheil mehr, das dem Juden, falls er sich in rechter Weise als fähig bethätigt, die der freien Wahl überlassenen Aemter auf die Dauer verweigern kann. Es bleibt somit nur der Kreis übrig, dessen Stellenbesetzung unmittelbar von den verwaltenden Behörden ressortirt, welche entweder ein retrogrades Gesetz oder eine Interpretation oder ihre Machtwillkür auf die Verweigerung der Anstellung von Juden in allen oder gewissen Staatsämtern verwenden. Es ist dies ein Uebel, aber gegen die ungeheuren Gebiete, welche jetzt Jedermann offen stehen, nur ein geringes, das durch die Beschaffenheit und Verhältnisse der Staatsämter gerade in den Staaten, wo derartige Gesinnungen noch vorherrschen oder derartig gesinnte Parteien eine zeitweilige Herrschaft haben noch an Bedeutung verliert. Es kann jetzt nicht mehr gesagt werden, daß die Verwendung der Geisteskraft und der Talente allein in den Staatsämtern und in bestimmten Fachberufen möglich sei; es findet vielmehr das Gegentheil statt, und jede tüchtige Kraft vermag sich Bahn zu brechen und eine schöne Wirksamkeit zu erobern. Begünstigende und hemmende Umstände finden auf allen Wegen statt und treten sichtbar oder unsichtbar dem Strebenden entgegen. Ihre Ueberwindung macht den Inhalt und den Preis jedes kernigen Lebens aus. Bei der großen Auswahl, die betreffs des Lebensberufes jetzt für Jedermann offen liegt, möge der Jude von vornherein diejenigen vermeiden, wo dereinst die Wahl zwischen Glaubenstreue oder Beruf an ihn herantreten würde. Ein Aequivalent im Ganzen giebt dafür die Wirksamkeit innerhalb seiner Glaubensgenossenschaft. Es geht hieraus hervor, daß jene Einwendung betreffs ungehinderter Wirksamkeit durchaus nicht mehr stichhaltig ist; und wenn es allerdings dem Juden weit schwerer gemacht wird, ein gedeihliches Ziel zu erreichen, wenn er sich mehr auszeichnen muß, um zu Etwas zu gelangen, so schadet dies nichts, denn durch Kampf, durch das Erforderniß größerer Anstrengungen wächst auch die Kraft, und mancher mittelmäßig begabte Kopf ist nur dadurch bedeutend geworden, daß

er im emsigsten Fleiße alle seine Mittel anstrengen mußte, um die Hindernisse zu überwinden; während so manches Talent, ja Genie zu Grunde ging, weil ihm Alles zu leicht und allzusehr entgegengetragen wurde. Hat man ja doch hervorgehoben, daß gerade den deutschen Juden die von ihnen vor ihren sonstigen Glaubensgenossen bewährte Tüchtigkeit dadurch geworden ist, daß sie um ihre bürgerliche Gleichstellung, um ihre Geltung in Leben und Gesellschaft Schritt vor Schritt kämpfen mußten und noch müssen.

Aber wie? Wenden wir das Blatt um. Sagen wir, daß es der höhere Beruf des jüdischen Stammes war und ist, die Ueberzeugungstreue in unerschütterlicher Weise zu bethätigen, in der Mitte der Völker, des ganzen Menschengeschlechtes vorzugsweise darzuthun, daß die Ueberzeugung das höchste Gut des Menschengeistes sei, welchem alle anderen Verhältnisse und Thätigkeiten untergeordnet werden müssen; sagen wir, der jüdische Stamm sei berufen, daß an ihm ganz besonders das Recht der Gewissens- und Glaubensfreiheit innerhalb der staatlichen Gesellschaften geweckt, geprüft, befestigt und zum Siege gebracht werde, daß er hierfür das Erziehungsmittel der Vorsehung gewesen und sei — — wer will diesem widersprechen? Und verschwindet vor diesem hohen Berufe nicht jede Klage über den gesammten Lebensberuf dieses oder jenes Individuums? geht nicht die Pflicht einer speziellen Lebensthätigkeit in diese höchste und allgemeinste Pflicht auf? hat dann nicht das Christenthum selbst dem Judenthume und dem jüdischen Stamme dafür den wärmsten Dank zu hegen? muß nicht das Christenthum selbst eingestehen, daß sich die Juden um dasselbe hoch verdient gemacht, indem sie das Werkzeug wurden, um es, das Christenthum, von dem Unrecht der gewaltthätigen Ausschließung auf dem Boden des bürgerlichen Lebens zu befreien? In der That, so ist es.

Doch wir haben dieses Thema noch von einer andern Seite zu betrachten. In der neueren Zeit wurde von der Reaction, die sich wegen der Anstellung von Juden in Staatsämtern der besten Argumente beraubt sah, zu dem Motiv Zuflucht genommen, daß das jüdische Gesetz es dem Juden unmöglich mache, ohne verletzt zu werden, die Pflicht als Beamter zu erfüllen daß nämlich der Jude am Sabbath und an Festtagen die Arbeiten seines Amtes nicht vollführen dürfe. Diese zarte Fürsorge für das Judenthum und das Gewissen des einzelnen Juden erscheint von vorn herein ver-

dächtig, da dieselbe nicht einmal von den verschiedenen christlichen Confessionen unter einander geübt wird, und z. B. in Preußen der Beamte, wie der Post- und Steuerbeamte, gezwungen ist, am Sonntage zu arbeiten, und dem katholischen Beamten nicht gestattet ist, an katholischen Festen, die nicht mit den staatlich anerkannten, auch von der protestantischen Kirche gefeierten Festtagen zusammenfallen, seines Amtes nicht zu pflegen. Der Anspruch auf Staatsämter ist ein Recht jedes Staatsbürgers, sobald er die gesetzlichen Bedingungen der Befähigung erfüllt hat, und es kann der Staat aus anderen Gründen als dem der bürgerlichen Pflichtwidrigkeit dieses Recht weder absprechen noch verkürzen. Am wenigsten aber aus religiösen, oder gar nur aus religiös-ceremonialen Rücksichten. Der Staat darf und kann die religiösen Ansichten der Christen, die Beamte sind oder werden wollen, nicht untersuchen, und es giebt sicherlich nicht wenige unter den Beamten aller Staaten, welche dem krassesten Materialismus huldigen, dem entschiedensten Atheismus angehören, ohne daß man sie aus dem Amte entfernen, oder von vorn herein ausschließen könnte. Eben so wenig darf der Staat über seine Beamten eine Censur, wie weit sie den kirchlichen Ceremonialien obliegen, wie oft sie die Kirche besuchen, das Abendmahl nehmen ꝛc. ausüben. Versucht dies eine reactionäre Partei, so wird es allgemein perhorrescirt, und zwar schon deshalb, weil dies Verfahren nur zur Heuchelei und wahren Religionsschänderei führt, da diese Kirchlichkeit bei vielen Individuen nur um des Vortheiles willen geübt und zur Schau getragen wird, und die Erfahrung aller Zeiten gelehrt hat, daß die Frömmelei öfter der Deckmantel des verwerflichsten Thuns, der abscheulichsten Gesinnung ist. Ja, die Wirklichkeit geht noch weiter: der Staat kann nicht einmal den sittlichen Lebenswandel seiner Beamten in Betracht ziehen, so weit dieser sein Privatleben betrifft, sondern muß sich beschränken, die Tüchtigkeit und Amtsgewissenhaftigkeit des Staatsdieners allein zu erwägen, Eigenschaften, die mit der Sittlichkeit in untrennbarer Verbindung nicht stehen. Darf und kann aber der Staat die religiöse Gesinnung und das kirchliche Gebahren selbst betreffs der Religion, welcher die bei Weitem überwiegende Mehrheit angehört, hinsichtlich der Anstellung nicht berücksichtigen, so hat er noch weniger Recht und Gelegenheit, dies für Bekenner einer anderen Religion zu thun. Er hat es dem Judenthume zu über-

lassen, in sich selbst die Frage, wie weit ein Staatsamt mit dem Sabbathgesetze vereinbar sei, zu entscheiden; er hat es, selbst im negirenden Falle, dem Gewissen des einzelnen Juden zu überlassen, sich hiermit auszugleichen. Der Staat hat kein weiteres Recht, als die Bedingung zu stellen, daß der Beamte die ihm gestellten Obliegenheiten getreulich erfülle, wobei ihm schon die allgemeine Erscheinung zur Beruhigung dienen muß, daß zu keiner geschichtlichen Zeit die Juden, wenn sie zu Staatsämtern zugelassen wurden, diese aus religiösen Bedenken zurückwiesen, und daß die römischen Kaiser, nachdem sie Christen geworden, die Juden aus den Staatsämtern entfernten, nicht aus jüdisch-religösen Gründen, sondern aus vermeintlichen christlich-religiösen Motiven, wie dies deren noch vorhandene Gesetznovellen hinlänglich beweisen.

Nicht minder wurde und wird von derselben Seite gegen die Anstellung von Juden im Staatsdienste der Grund ausgesprochen, daß dadurch der Staat entchristlicht werde. Wir können die Widerlegung dieses Arguments den vielen Christen überlassen, welche sich z. B. im englischen Parlament hiergegen aussprachen, und von denen viele strenggläubige Anhänger des Christenthums waren. Wir heben nur in der Kürze hervor, daß das Christenthum, genau genommen, nicht einmal eine sociale Religion ist und sein will, worauf wir später zurückkommend näher eingehen werden, am wenigsten aber eine staatliche, da es auch nicht im Entferntesten irgend eine staatliche Verfassung bedingt. Im geschichtlichen Verlaufe hat es sogar nicht einmal sittliche Grundsätze für den Staat aufgestellt, sondern stets nur die Sittlichkeit der Individuen unter Regel und Forderung gebracht. Wenn dagegen gewisse Staatseinrichtungen, z. B. die Sonntagsfeier, nach den Vorschriften der christlichen Kirche getroffen sind, so werden diese durch die Anstellung jüdischer Beamten durchaus nicht alterirt und hängen überhaupt vom Gesetze ab, das lediglich von den Beschlüssen der gesetzgebenden Faktoren ausgeht. Wie also die verschwindende Minderheit einiger jüdischen Staatsbeamten auf den Staat, soweit er mit dem Christenthum in Berührung steht, influiren und diese Verbindung zerreißen sollte, ist gar nicht abzusehen. Der Vorwurf, daß der Staat dadurch atheistisch werde, kann nur Kurzsichtige blenden. Nicht einmal religionslos wird er dadurch. Die wahre und einzige Religion des Staates besteht darin, daß der Staat jedes begründete Recht an-

erkenne und bethätige, und soweit und so lange er dies thut, ist er ein wirklich religiöser, welchen kirchlichen Namen man ihm sonst auch anhänge. Selbst wenn er nur Anhänger einer einzigen bestimmten Kirche befaßt, ist er religionswidrig, wenn er die kirchliche Anschauung und das kirchliche Gebahren der Individuen unter sein Regime zu ziehen sich anmaßt. Sind in ihm aber die Bekenner verschiedener Religionen und Confessionen vorhanden, so handelt er wiederum religionswidrig, wenn er, so verschieden auch die Zahl der Bekenner jener sein mag, das Recht dieser einzelnen Gruppen in bürgerlicher Beziehung nicht als ein gleiches anerkennt, sondern verschieden abmißt und beschränkt. Der religiöse Staat ist also gerade das Gegentheil von dem, was die blinden Anhänger einer Kirche an ihm für religiös ausgeben, und seine Religiosität bethätigt sich in dem, was jene religionslos oder gar atheistisch nennen.

In der That ist demnach die Befürchtung, daß dem Juden eine lebensberufliche Wirksamkeit abgeschnitten oder nur verkümmert sei, immer mehr im Verschwinden, und der gewissenhafte Jude wird schon als Mensch sich verpflichtet fühlen, seiner Ueberzeugung unter allen Umständen treu zu bleiben, damit das noch nicht völlig erreichte Ziel ganz erreicht werde.

4. Antipathie und Sympathie.

Wenn die Gegner der Juden und des Judenthums nicht mehr wissen, mit welchen Gründen sie ihre gehässige Handlungsweise motiviren können, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einer vermeintlichen angeborenen Antipathie gegen die Juden, die sie namentlich den germanischen Stämmen als einwohnend ausgeben, und welche sie andererseits durch eine unverwüstliche und thatkräftige Sympathie der Juden für einander zu rechtfertigen suchen. Sehen wir diesen Dingen etwas schärfer in's Auge. Antipathie und Sympathie sollen Gefühle der Abstoßung und der Anziehung sein, die unmittelbar aus den Tiefen des Gemüthes entspringen, die innerste Natur des Menschen beherrschen, und für welche daher der Inhaber unverantwortlich sei.

Setzen wir nun die Existenz solcher Gefühle voraus, so frägt es sich zunächst, ob in der That eine Antipathie gegen die Juden bei den germanischen Stämmen ausschließlich zu finden sei, so daß

dieselbe einen Stammescharakter an sich trage. Die Geschichte lehrt uns, daß die romanischen Stämme nicht minder, wenn nicht noch viel energischer eine solche Antipathie bethätigten. Die römischen Kaiser, die Christen geworden und die ersten waren, welche die Ausschließung und Erniedrigung der Juden, denen als Menschen und Bürgern sie in ihren Gesetzesnovellen großes Lob ertheilen [1]), in's Werk setzten, die Mitglieder der Concilien, welche die gesellschaftliche Trennung der Christen von den Juden beschlossen, die Päpste, die in ihren Dekreten die schimpflichste Behandlung der Juden befahlen, die Fürsten, welche die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal auf immer, aus Frankreich wiederholt auf Zeit verordneten, waren sicher keine Germanen, und wenn auch blutige Verfolgungen in Deutschland oft genug Platz griffen, so war dennoch Deutschland für die Juden eine weite offene Wohnstätte, in welcher sie nach Zeit und Umständen eine verhältnißmäßig gute Behandlung erfuhren. Es ist sicher, daß gerade in Deutschland die Juden vor dem Beginne der Kreuzzüge in bürgerlicher Beziehung wohl gelitten waren, und von den Communen vielfach gern gesehen und in ihren Schooß aufgenommen wurden. Andererseits war und ist die Anhänglichkeit der Juden an deutsches Wesen und

1) Als 418 die Kaiser Honorius und Theodosius die Juden vom Kriegsdienste ausschlossen, sagen sie (Cod. Theod. Tit. VIII., Lex 24): „ohne Berücksichtigung alter Verdienste" sollen alle Juden, die den Waffendienst leisten, sofort entlassen werden. Jedoch soll den wissenschaftlich gebildeten Juden die Erlaubniß der Advokatur, auch die Ehre der Kurialämter zu genießen verbleiben, welches sie nach dem Prärogativ der Geburt und dem Glanze der Familie erlangen (praerogativa natalium et splendore familiae sortiuntur). In der letzten Novelle, in welcher die Kaiser Theodosius und Valentinian das grausame Werk des Fanatismus vollendeten, gegeben den 31. Jan. 439 (Legum Novellarum lib. Tit. III.) heißt es: „Wer von den Juden in diesem Augenblicke die Ehrenzeichen eines Amtes schon angenommen, soll der erlangten Würde nicht mächtig sein; wer zu einer Ehrenstelle gekommen ist, soll wie vorher unter den Pöbel gerechnet werden, wenn er auch die ehrenvolle Würde verdient hat". — So tief war aber das Bürgerrecht der Juden im römischen Reiche gewurzelt, daß es immer wiederholter Erlasse, 124 Jahre (von 315—439) bedurfte, um das Werk der Intoleranz zu vollenden. Indeß die Weltgeschichte ist das Weltgericht, und schon 37 Jahre nach dem Erlasse der letzten Novelle — fiel das weströmische Reich in Trümmer. (S. unsre Schrift: Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche? Berlin 1832. Israelitisches Predigt- und Schulmagazin, II. Aufl. Leipzig 1854.)

deutsche Sprache eine unbestreitbare Thatsache. Sie haben dieselbe bis an die Ufer des schwarzen Meeres und an die Küsten des stillen Oceans mit sich getragen; wir können behaupten, daß die Juden das deutsche Element auch in den entferntesten Erdtheilen viel treuer bewahren, als die christlichen Deutschen. Christliche Reisende haben oft genug das wohlthuende Gefühl ausgesprochen, welches sie empfanden, wenn deutsche Laute auf den Straßen von Jerusalem, am Cap der guten Hoffnung, wie auf den Quai's von San Franzisco in ihr Ohr drangen, und zwar aus dem Munde jüdischer Kinder [1]). Bei genauerer Beobachtung findet es sich auch, daß es nicht das deutsche Volk ist, welches solche Antipathie fühlt, hegt und bethätigt, sondern daß es besonders die deutschen Aristokraten, deutschen Literaten und sogenannten Gebildeten sind, welche sich durch Wort und That als im Besitze dieser zarten Empfindungen ausgeben. Das Volk amalgamirt sich im geselligen und kommerziellen Verkehr gern mit den Juden, wenn es nur nicht von oben herab, von Feudalen und Ultramontanen aufgestachelt wird, und die Wahlen in allen deutschen Städten bezeugen, daß das Volk, wenn es gerade unter Juden tüchtige Werkzeuge findet, durchaus nicht ansteht, sie im Gemeinwesen zu verwenden. Allen diesen Thatsachen gegenüber erscheint die Behauptung, daß dem germanischen Stamme eine besondere Antipathie gegen die Juden einwohne, völlig gemacht.

Ist aber eine solche Antipathie nicht germanisch, sondern, wenn sie vorhanden, eine allgemeine, so kann sie auch nicht eine Stammeseigenschaft sein, und wenn sie dies nicht ist, so kann sie auch keine natürliche sein. Denn es ist wohl naturgemäß, daß ein Stamm gegen einen anderen vermöge durchaus widersprechender Eigenthümlichkeiten antipathisch gestimmt sei, aber ein solches Gefühl aller Stämme liegt außerhalb der Natur. Was aber ist sie dann? Nichts anderes, als eine geschichtlich gewordene, eine anerzogene und absichtlich und künstlich genährte; und als solche erweist sich auch die Antipathie gegen die Juden. Hervorgewachsen ist sie aus dem religiösen Antagonismus des Christenthums und Judenthums, in

1) Wir nennen z. B. Titus Tobler, Gerstäcker, der freilich weniger davon angenehm berührt sich zeigt. Vor Jahrzehnten gab es noch ungarische Dörfer, in denen die Juden am Werkeltage ungarisch, am Sabbath aber deutsch sprachen, als sei dies eine heiligere Sprache. Jetzt wird dies wohl anders sein.

welchen sich insonders das Christenthum nach der ersten Periode seines Aufblühens gegen das Judenthum versetzte, und in dem die Träger desselben, die geistliche Macht und auf deren Aufforderung auch die weltliche Macht, die Juden aus allen Lebenssphären entfernten und aus der Gesellschaft ausschlossen. Es versteht sich, daß, so gezwungen, eine abgesonderte Körperschaft, die zugleich auf's Schwerste gedrückt und auf's Tiefste verachtet wurde, zu bilden, die Juden auch ihrerseits durch das Versenken in einen abgeschlossenen geistigen Kreis und in einen Komplex absondernder Sitten und Bräuche der nun bereits angeschwollenen Antipathie Nahrung gaben. Was aber geschichtlich geworden, das kann und muß auch geschichtlich vergehen, kann und muß wieder beseitigt werden. Vergebens wird man sich daher auf eine solche Antipathie den Juden des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber berufen wollen, da es unwahr ist, sich dabei auf ein natürliches Gefühl zu stützen, während nur ein geschichtliches Vorurtheil zu Grunde liegt. Es ist vielmehr die Pflicht der Kultur, alle solche Vorurtheile und Wahngebilde zu überwinden und auszurotten. Viel mehr als diese Antipathie gegen die Juden hat die Gespensterfurcht, der Glaube an Hexereien einen natürlichen Grund im Menschen, und die Kultur hat nicht angestanden, diese mächtigen Irrthümer zu besiegen und zu vertilgen, als eine ihrer Aufgaben anzusehen. Wenn daher die Juden des neunzehnten Jahrhunderts ihrerseits Alles gethan haben und thun, ohne ihre religiöse Ueberzeugung aufzugeben, was ihrerseits die Absonderung und Ausschließung trägt und befördert, abzulegen, in ihrer Erscheinung, Sprache und Sitte sich dem nationalen Leben und der europäischen Gesittung anzuschließen, so haben sie das vollkommene Recht zu fordern, daß von der gegnerischen Seite jede Antipathie aufgegeben werde, und die Berufung darauf mit der Berufung auf eine das Unrecht deckende Gewalt für gleich bedeutend zu erklären. Wir wissen nur zu gut, daß jene Antipathie von vielen christlichen Eltern, von Lehrern in der Schule, von Geistlichen auf der Kanzel immerfort wieder eingeimpft und systematisch genährt wird. Man höre aber auf, diese künstliche, häßliche Pflanze für eine natürliche und ursprüngliche auszugeben. Der Vorwurf, den religiösen Antagonismus aus dem Reiche der Idee auf den realsten und materiellsten Boden bis zu einer täglichen Praxis versetzt zu haben, fällt somit auf unsere gegnerische Seite, und wenn wir späterhin auf die

Unterscheidung zwischen dem ideellen und faktischen Christenthume kommen werden, so haben wir uns doch hier nur an das letztere zu halten, da es sich um die traurigsten und bittersten Fakten handelt.

Sehr oft wird der Spieß noch obendrein umgekehrt, und der gedachte Antagonismus dem Judenthume in die Schuhe geschoben; man sagt, das Judenthum hege den Geist jenes so sehr, daß er von christlicher Seite folgerichtig sei, daß man ihm daher nur von vornherein entgegengetreten sei, daß es dem Judenthume nur an materieller Macht gefehlt habe, um ihn seinerseits zu üben. Wir halten dies für eine Verspottung. So lange einem Unterdrückten niemals die Gelegenheit geboten war, Unterdrückung auszuüben, so lange hat der Unterdrücker nicht das Recht zu sagen, daß er nur ein präsumtives Vergeltungsrecht übe. Hatten die Franzosen, als sie Deutschland geknechtet, das Recht, ihre übermüthige Herrschaft damit zu rechtfertigen, daß sie behauptet hätten, die Deutschen würden ihrerseits ebenso gegen die Franzosen verfahren sein, da die Geschichte dies mit keiner Thatsache belegt und hinterdrein die Deutschen 1814 und 1815 als Sieger in Frankreich kein Vergeltungsrecht sich zu Schulden kommen ließen? Wie könnte dies also eine unermeßliche Mehrheit einem kleinen Häuflein gegenüber behaupten wollen? Wir läugnen also das Vorhandensein einer natürlichen Abneigung, sondern glauben erwiesen zu haben, daß diese nur eine geschichtlich gewordene, von wahrer Religion und Kultur verworfene ist, die nur mit künstlichen Mitteln fernerhin erhalten wird, und deren Existenz daher jetzt mehr als je der gegnerischen Seite, sei sie ideelle Lehre oder konkrete Kirche, zum Vorwurfe gereicht.

Wenn man nun von der intensiven Sympathie der Juden unter einander spricht, so erkennen wir diese innerhalb gewisser Grenzen als eine berechtigte, andererseits als eine bei Weitem überschätzte an. Es liegt in der Natur jeder Gemeinsamkeit, auch ein gemeinsames Interesse zu wecken und zu pflegen. Die Gemeinsamkeit des Vaterlandes, der Vaterstadt, der Gemeinde, der Beschäftigung, der Familie ruft unter den Gliedern dieser Verbände ein besonderes Interesse hervor, und Niemand findet daran Anstoß. Wie sollte nicht die Gemeinsamkeit der Religion auch ein solches mit sich bringen? wer verargt es den Katholiken, den Protestanten, den Herrnhutern u. s. w. ein besonderes, auch in Werk und That

sich kund gebendes Interesse für die Mitglieder ihrer Kirche oder Sekte zu hegen? Wohlverstanden, sobald es nicht zu einer Beeinträchtigung Andersgläubiger, zur Verletzung der allgemeinen Menschenpflichten, zur Schädigung dessen, was wir dem Staat und der Kommune schuldig sind, ausartet. Wie sollten daher nicht die Juden sympathisch unter einander gestimmt sein, bei denen zur Gemeinschaft der religiösen Ueberzeugung sich noch die Stammesverwandtschaft, die Wirkung einer tausendjährigen Bedrückungsgeschichte und eine von der Welt noch immer festgehaltene gewisse Solidarität gesellten? Tausend Fälle giebt es, in welchen sich die Juden zurückgewiesen sehen von anderen Kreisen, von anderen Mitteln und Hülfsquellen, und sich so von selbst ihr Anspruch an ihre Glaubensgenossen und ihre Zuflucht bei diesen einstellen muß. Wo man aber in Gesellschaft und Noth auf eine bestimmte Anwartschaft beschränkt wird, da ergiebt sich innerlich und äußerlich auch die Pflicht und der Drang, diesem Anspruch vorzugsweise zu genügen. So natürlich und gerechtfertigt dies also auch ist, so übertreibt man doch gewöhnlich die Meinung von der Sympathie unter den Juden. Wir legen durchaus keinen Accent auf die anerkannte Uebung der Wohlthätigkeit seitens der Juden gegen Andersglaubende, auf ihre notorische Theilnahme an allen allgemeinen Kundgebungen des Gemeinsinns und der Barmherzigkeit — aber jedenfalls liegt doch darin der Beweis, daß ihr Interesse und ihre Sympathie sich nicht durchaus auf ihre Glaubensgenossen beschränkt. Wir können sogar mehrere wohlthätige Stiftungen nennen, die den statutarischen Artikel besitzen, im Falle der Gleichstellung der Juden die beschränkende Bedingung sofort aufzuheben, und den Genossen aller Konfessionen gleiche Ansprüche zu gewähren, wie dies z. B. auch schon mit der Salomon Heineschen Altersversorgungsstiftung in Hamburg geschehen ist. Sobald man aber aus dem Kreise der Wohlthätigkeit und etwa noch der Geselligkeit herausschreitet, so irrt man gänzlich, wenn man noch von jener Sympathie spricht. Im Handel und Verkehr, überall wo es das Mein und Dein gilt, irrt man durchaus, wenn man auf eine solche rechnet. Da walten die ganz gewöhnlichen Leidenschaften, die Konkurrenz und Rivalität, die Habgier und der Neid unter ihnen ganz wie unter allen Menschenkindern vor, und der jüdische Gläubiger verfolgt den jüdischen Schuldner nicht im Geringsten weniger, als den christlichen. Der jüdische Verkäufer

behandelt den jüdischen Käufer ganz in derselben Weise wie den christlichen. Noch lächerlicher ist es, von einer Verbindung kommerzieller oder irgend gewerblicher Art, von einer Koterie oder Kamaraderie unter den Juden zu schwatzen. Eine solche besteht nirgends und existirt nur als ein Hirngespinnst in verschrobenen Köpfen, welche die Wirklichkeit nicht kennen. — Ja, wer diese Wirklichkeit kennt, den wird es nicht überraschen, wenn wir sagen, daß neben der von uns zugestandenen, aber beschränkten Sympathie der Juden unter einander auch eine gewisse Art Antipathie in ihnen vorhanden ist. Als erst den Juden selbst die Verachtung zum Bewußtsein kam, in welcher sie so viele Jahrhunderte gelebt, und die Geschmacklosigkeit ihnen zum Gefühle drang, in welche sie vielfach versunken, da sie überhaupt die Fehler und Mängel an ihren Glaubensgenossen selbst am ehesten kennen, fand sich bei sehr vielen Individuen eine gewisse Antipathie von Juden gegen Juden ein, um so mehr, da es die allgemeine Menschenschwäche ist, den Splitter in des Nachbarn Auge zu sehen, den Balken in dem eignen nicht. Der Einzelne glaubt sich von jenen Fehlern frei, die er an den anderen zu bemerken meint. Die Zahl der Juden, die nach nichts mehr als nach christlichem Umgange streben, ist sehr groß, die Menge derer, welche jede Berührung mit ihren Glaubensgenossen scheuen und die in wegwerfendem Tone über sie sprechen, ist nicht gering, und es giebt deren schon genug, welche den hülfesuchenden Juden von der Thüre weisen, während sie dem Christen, der sie anspricht, eine offene Hand bieten. Wir müssen dies an dieser Stelle allerdings scharf betonen, um den Gegnern zu zeigen, welcher Unwahrheit sie sich schuldig machen, wenn sie gegen das feste Zusammenhalten der Juden losdonnern. Es ist nicht so, wenigstens jetzt nicht mehr so, ja jene Sympathie zeigt sich öfters nicht einmal mehr so stark, wie sie von Rechtswegen vor Gott und Menschen sein müßte.

5. Kirchenstaat; Staatskirche; Mehrheitskirche; Minderheitskirche.

Wir begreifen sehr wohl, was Kirchenstaat heißt. Es ist ein Staat, der einer Kirche gehört, ein Staat, der als solcher nichts bedeutet, sondern wie ein Ding, ein Stück Land, ein Rittergut, einer Kirche gehört, auf welche Weise sie auch zu diesem Besitze gekommen

sei. Der Regent eines solchen Staates ist ein Priester, die Verwaltung geht von der Geistlichkeit aus. Recht und Gesetz sind auf den Satzungen der Kirche beruhend, unveränderlich, kanonisch. Der Staat ist hier gänzlich in die Kirche aufgegangen, und die Kirche hat sich als Staatsbehörde verweltlicht. Solch' ein Kirchenstaat existirt in Italien, in Tibet, dem Staate der Dalai Lama, und vielleicht noch hie und da. Der israelitische Staat war niemals ein Kirchenstaat; er war es principiell nicht, denn die Schrift stellt neben den Hohenpriester die weltliche Macht in den Aeltesten, einem Richter oder einem Könige auf, und nicht factisch, denn Moses schon trennte das Priesterthum von seiner Person, Josua war kein Priester, die Aeltesten, die Richter, die Könige waren keine Priester und neben dem Priester Esra stand der Landpfleger Nehemia. Es war reiner Zufall, daß der Richter Eli, aber auch nur dieser, Hoherpriester war, und daß die Makkabäer aus priesterlichem Geschlechte stammten und daher eine Zeit lang die weltliche und priesterliche Macht in ihrer Person vereinigten. Beide Ausnahmefälle zeigten übrigens, wie schlecht sich bei dieser Vereinigung sowohl der Staat als die Religion standen. Aber auch hinsichtlich des Rechtes und des Gesetzes fand in Israel eine stets lebendige Entwickelung, ein immer reger Fluß, wenn auch auf dem festen Grunde der mosaischen Gesetzgebung statt. Die Entfaltung, die Vermannigfaltigung und Veränderung des Lebens und seiner Verhältnisse wirkten stets gestaltend auf Recht und Gesetz, auf Sitte und Brauch. Die talmudische Bearbeitung beweist dies erst recht, und die eherne Fixirung des jüdischen Rechtes trat erst ein, als es nach dem Abschluß des Talmuds, mit geringer Ausnahme, gar keinen Boden in der Wirklichkeit mehr hatte. —

Die Christenheit hat wenigstens für ihren römisch-katholischen Theil einen solchen Kirchenstaat producirt, während sie in ihrem griechischen Antheil nur ein starkes Priesterthum besitzt, das dem Staate untergeordnet ward, im protestantischen auch dieses aufgab. In der römisch-katholischen Welt wird nun die Unentbehrlichkeit des Kirchenstaates für die Unabhängigkeit der Kirche behauptet und die protestantischen Priester stimmen darin bei. Die starken Proteste der eignen Unterthanen des Kirchenstaats werden zwar als gerechtfertigt, aber nicht als rechtmäßig erklärt. Es ist nicht unsere Sache, die Richtigkeit dessen zu prüfen; der Kirchenstaat besteht noch heute

und wird durch Waffengewalt aufrecht erhalten. Das Judenthum besteht jetzt drei Jahrhunderte länger in der Zerstreuung, als es nur in Palästina bestanden hat. Mit dem Falle des Tempels hörte sein Priesterthum auf; was von seiner Priesterschaft noch conservirt worden, gleicht nur welken Blättern, welche die Pietät vom Grabe der Ahnen gepflückt und zum Andenken aufbewahrt hat. So also hat das Judenthum, wie es niemals einen Kirchenstaat hatte, so auch schon 18 Jahrhunderte des Priesterthums und der Priesterschaft entbehrt, und besaß dabei eine Selbstständigkeit, eine innere Unabhängigkeit, eine Lebenskraft, wie keine zweite religiöse Erscheinung in der Menschenwelt, da es eben so starke Erhaltungskraft nach innen, wie Widerstandskraft nach außen bethätigte.

Wenn wir also leicht begriffen, was ein Kirchenstaat bedeutet, so ist dagegen der Begriff einer Staatskirche überaus dunkel. Staat und Kirche stehen sich namentlich auf dem Boden des Christenthums geradezu gegenüber. Die Religion befaßt das Verhältniß des Menschen zu Gott; die christliche Religion setzt sich als das Verhältniß des individuellen Menschen zu Gott und weis't allen Einfluß und alle Beziehung auf die Gemeinsamkeit der Menschen im Staate als in einem „Reiche dieser Welt" von sich ab. Die Kirche als die concrete Erscheinung dieser Religion hat es daher nur mit der Gemeinsamkeit der Individuen in ihren individuellen Beziehungen zu Gott, durchaus aber nicht mit ihrer Gemeinsamkeit im Staate zu thun. Die Kirche kann daher absolut ebenso wenig Staat, wie der Staat Kirche sein; der Staat kann ebensowenig die Kirche beherrschen, wie die Kirche den Staat, da sie beide ihren Inhalt und Wesen nach ganz verschiedene und von einander getrennte Wesen sind; der Staat muß ebenso frei von der Kirche sein, wie die Kirche vom Staate; denn der Staat kann sich nicht vom Individuum und dem Individuellen beeinflussen lassen, wie hingegen der Staat kein Recht hat und auch nur eine äußerliche Macht, das Individuum in seinen Beziehungen zu Gott beeinflussen zu wollen. Was soll also eine Staatskirche heißen, da beide nur eine freie Coexistenz ihrem Wesen nach haben und haben sollen? Sie kann keine Kirche bezeichnen, die sich dem Staate unterordnet, denn dagegen würde sie selbst am heftigsten protestiren; aber ebenso wenig eine Kirche, welcher sich der Staat unterordnet, da dieser hiermit

seinen freien Bestand aufgiebt und der Kirche ein Recht verleiht, welches ihrem eignen Wesen an sich widerspricht.

Gut. Wir haben hiermit nur erwiesen, daß begrifflich das Wort „Staatskirche" eigentlich gar keine Bedeutung hat, begrifflich gar nicht existirt. Factisch aber stellt sich die Sache doch anders. Da ist, um es kurz zu sagen, die „Staatskirche" eine Kirche, welche die polizeiliche, militärische und gesetzgeberische Macht des Staates in Anspruch nimmt, um entweder alle Glieder des Staates, vom Sclaven oder Leibeignen bis zum König oder Kaiser unbedingt ihrem Bekenntnisse, ihrer Satzung und ihrem Brauche zu unterwerfen, und in Unterwürfigkeit zu erhalten, oder doch, wenn einmal in dem Staate Bekenner anderer Religionen, Anhänger anderer Kirchen bestehen, die größtmöglichste Herrschaft zu üben, die bedeutendsten Vorrechte und Einkünfte zu besitzen und so viel wie möglich die Einrichtungen des Staates zu beherrschen. Solche Staatskirchen hat es allerdings gegeben und giebt es noch. In Spanien hat sie jene höchste Stufe erreicht, wenn auch gegenwärtig Andersglaubende stillschweigend in kleiner Zahl dort geduldet werden: in Rußland existirt sie, in Oesterreich so lange das Concordat noch besteht.[1] Eigenthümlich ist es, wenn diese so gezeichnete „Staatskirche" ihre Herrschaft selbst in einem Lande behauptet, wo die große Mehrheit des Volkes einer anderen Kirche angehört, wie die anglikanische in Irland, wo in manchem Sprengel Pastor und Küster die einzigen Anglikaner sind, und doch sehr bedeutende Einkünfte ziehen. So geartet, wie diese „Staatskirche" ist, läßt es sich voraussetzen, daß, wo sie auch gesetzlich abgeschafft und die Parität aller Religionsgenossenschaften durch das Gesetz ausgesprochen wird, factisch dieses Verhältniß noch lange nicht eintritt, daß die frühere „Staatskirche" noch Jahrhunderte lang ihre Macht und ihren Einfluß zu conserviren und wieder zu erlangen strebt.[2] Andererseits hat die Geschichte die großen Schäden hinlänglich nachgewiesen, welche eine solche Staatskirche sowohl dem Staate als sich selbst zufügt. Denn sich selbst muß sie gezwungener Weise alle Entwickelung, Erfrischung und Verjüngung abschneiden; sie muß streben, alle Geister in ihren

1) Die neuen confessionellen Gesetze haben diese Vorrechte der katholischen Kirche sehr vermindert.

2) Dies beweist das gegenwärtige Frankreich hinlänglich.

einmal beschriebenen Kreis zu bannen; jede geistige Regsamkeit muß sie mit dem Verlust oder der Einschränkung ihrer Macht bedrohen, und so kann sie nicht anders, als sich zur Gegnerin alles Geistes machen und ihre Macht auf Unterdrückung verwenden. Liegt schon hierin die höchste Gefährdung des Staats- und Volkslebens, so weiß man ja, daß Recht und Freiheit nicht Dinge sind, die man an einem Ende versagen, mit Gewalt vorenthalten, am andern Ende zu fröhlichem Blühen frei geben kann. Sie sind in sich organische Wesen, denen sämmtliche Glieder absterben, wenn wesentliche Organe unterbunden und getödtet werden. Wie es also in Staaten mit „Staatskirchen" geht, wird hieraus ersichtlich, und wie berechtigt der lange und schwere Kampf gegen die „Staatskirche" ist.

Ein anderes ist es mit der *Mehrheitskirche*. Sie ist einfach die Kirche, zu welcher sich die Mehrzahl der Staatsangehörigen bekennt. Es kommt hierbei auf die geschichtliche Entwickelung, auf den historischen Boden an, aus welchem dieser Staat und diese Kirche erwachsen sind, um bei gewissen Einrichtungen des Staates mit vollem Rechte eine Berücksichtigung dieser Mehrheitskirche stattfinden zu lassen. Hat der Staat die früheren Güter der Kirche eingezogen und ihr dafür die Befriedigung ihrer Cultusbedürfnisse garantirt, so hat allerdings der Staat eine bestimmte Verpflichtung — eine Verpflichtung, die freilich, da die dazu nöthigen Gelder aus dem Geldsäckel *aller* Staatsunterthanen fließen, zuletzt auch eine solche gegen die anderen Religionsgenossenschaften involvirt. Es kommt nämlich hierzu, daß im Laufe der Zeit viele säcularisirte Kirchengüter, selbst wenn sie theilweise eine längere Zeit zu Schulzwecken benutzt wurden, in einigen Ländern Domänen der Familie des Souveräns wurden, und nicht in das allgemeine Staatsgut übergingen. Abgesehen hiervon ist es vorzugsweise die Feier der Ruhe- und Feiertage, welche nachder Religion der Mehrheit auf die Staatseinrichtungen einigen Einfluß üben muß. Nichts ist natürlicher, als daß in den Staaten der Christenheit der Sonntag, in denen des Islam der Freitag durch den Stillstand der Geschäfte in solchen Verwaltungszweigen, welche eine Unterbrechung gestatten, und durch die Beobachtung der öffentlichen Ruhe begangen werde. Damit ist freilich ein strenges polizeiliches Sonntagsgesetz nicht gerechtfertigt, und der Staat wird nicht das Recht haben, in das Innere der Häuser zu dringen und da die Ruhe den Individuen aufzuzwingen.

Läßt der Staat nicht blos seine eigenen, drängenden Anstalten, wie die militärischen Handwerksstätten am Sonntage arbeiten, sondern schließt auch die Fabriken nicht, welche nicht ohne große Nachtheile den Betrieb am Sonntage einstellen können, so darf er gewiß nicht den armen Handwerksmann zwingen, seine Arbeit einzustellen, wenn diese auch in nächster Nähe einiges Geräusch mit sich führt, oder dem Kaufmann verbieten, im Innern seines Geschäftslocals zu verkaufen.

Es ist einmal die Natur der Menschen, gegen Leistungen auch Rechte zu beanspruchen, und so kann es nicht in Verwunderung setzen, daß der Staat auch auf kirchlichem Gebiete, wenn er für dieses Ausgaben übernimmt, das Recht einer Einmischung und Autorität sich aneignet. Jedenfalls ist daher die Stellung der Religionsgenossenschaften, welche eine Minderheit an Bekennern besitzen, viel vortheilhafter, wenn sie zum Staate in einem solchen Verhältnisse gar nicht stehen. Wenn schon überhaupt jede Religionsgemeinde, so weit sie eben nur religiöse Zwecke verfolgt, völlig frei dastehen sollte, wenn jede staatliche Einmischung in die Angelegenheiten derselben eine Beschränkung der religiösen Freiheit ist, wenn selbst die sog. Oberaufsicht des Staates über die Religionsgemeinden jeder Art, so lange sie eben nichts weiter als solche sind, ein sehr zweideutiges und zweischneidiges Recht ist, wenn daher jede Religionsgemeinde, sobald sie eine „Staatsanstalt" wird, von ihrem höheren und eigentlichen Standpunkte herabsinkt und mehr oder weniger depravirt: so ist dies Alles für eine Minderheitsgemeinde um Vieles gefährlicher. Denn da die Staatsbehörden aus Männern anderer Confession bestehen, so sind sie gar nicht im Stande, die Angelegenheit der Minderheitsgemeinde richtig zu beurtheilen, noch dazu, wenn diese eine jüdische ist, und demnach nicht einmal auf das Verlangen nach einem richtigen Verständniß und auf eine günstige Geneigtheit in der Beurtheilung rechnen kann. Der Staat verlangt selbstverständlich von einer Religionsgemeinde, für welche er Zahlung leistet, eine äußere Organisation, die auf eine hierarchische Gliederung hinausläuft und die Unabhängigkeit der Cultusbeamten von der Gemeinde völlig involvirt; die Gemeinde wird diesen als so untergeordnet betrachten, wie die Staatsangehörigen den Beamten überhaupt. Beides sind unjüdische Situationen. Denn selbst in der Priesterschaft fand eine Gliederung nicht statt, und außer dem Hohenpriester waren alle Priester unter einander völlig gleich. In allen Fällen, die das

Individuum betrafen, stand diesem die Wahl des Priesters, welchen es fungiren lassen wollte, frei. Unter den Rabbinen war von Seiten des Judenthums selbst keine Gliederung vorhanden; was von einer solchen vorkommt, war von außen aufgenöthigt: jeder Rabbiner verdankte seine Autorität zuerst sich selbst, dann der Bedeutung seiner Gemeinde. Das Verhältniß zwischen Rabbiner und Gemeinde war stets ein contractliches: schon die Priester waren in ihren Einkünften vom Volke, die Rabbinen ganz und gar von der Gemeinde abhängig. Und wenn nun dahin gestrebt werden muß, daß diese Abhängigkeit niemals in eine Unterwürfigkeit ausarte und, wie die Gemeinde vor allen hierarchischen Uebergriffen, so die Cultusbeamten vor Willkür und Laune, vor Beschränkung in ihrer freien Wirksamkeit gesichert werden müssen: so dürfen doch jene beiden Principien in dem Verhältniß zwischen Gemeinde und Cultusbeamten nicht verletzt werden, ohne der Sache des Judenthums großen Nachtheil zu bringen. Allerdings wird dadurch den Gemeinden eine sehr große Last auferlegt. Es ist aber erfahrungsmäßig, daß die Theilnahme der Menschen für eine Sache mit dem Maße der Opfer, die sie für dieselbe zu bringen haben, wächst und hingegen erschlafft, sobald ihnen alle Beschwernisse erspart werden. Die Bequemlichkeit macht gleichgültig. Wenn also die jüdischen Gemeinden der Gleichheit wegen und um aus ihren Leistungen auch einen Vortheil zu schöpfen, auf Subsidien von Staatsseiten Anspruch machen, so sollte dies stets nur auf Unterstützung allgemeiner Anstalten für sämmtliche Gemeinden, wie der Seminare, allgemeinen Wohlthätigkeitsanstalten für die Juden des ganzen Staates oder der Provinzen beschränken, damit das religiöse Leben der einzelnen Gemeinden von oben herab unbeeinflußt bleibe. Wir haben die nachtheiligen Wirkungen der staatlichen Einmischung in die jüdischen Gemeinden genugsam erfahren; wir sahen bald Reformen, bald die orthodoxen Einrichtungen von Gensdarmen und Polizei eingeführt und aufrecht erhalten, und mußten gegen beides protestiren.

Wir sehen also, daß das Judenthum weder einen Kirchenstaat und eine Staatskirche, noch eine hierarchische Gliederung und Trennung der Cultusbeamten von der Gemeinde will und beansprucht, daß diese vielmehr theoretisch und praktisch ihm widersprechen, daß es vielmehr seinen Bestand und seine Kraft der Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und inneren Freiheit verdankt, daß es jene Institu-

tionen den Kirchen überläßt, die darin ihre Wesenheit und ihr Heil finden, und daß die jüdischen Enkel berufen sind, das Erbe ihrer Väter innerhalb der Gemeinde unangetastet von außen zu erhalten.

6. Englisch und Deutsch in jüdisch-religiösen Dingen.

Man spöttelt sehr oft in Deutschland über die Kirchlichkeit der Engländer, die strenge Sonntagsfeier, das tägliche Bibellesen und den anhänglichen kirchlichen Sinn derselben. Aber wer die Engländer, ihre Sitten und Literatur kennt, muß eingestehen, daß auch in ihrem religiösen Verhalten Ernst, Würde, Aufrichtigkeit, Wahrheit enthalten sind, ein Geständniß, das, wir sagen es, so leid es uns thut, offen, den Deutschen auf diesem Gebiete nicht gemacht werden kann. In Deutschland werden alle religiösen Fragen und Ansichten sofort zu theologischem Gezänk, zu geifernder Parteisucht, zu Schmähung, Verfolgung, womöglich Unterdrückung. Gerade dieses aber ist dem Menschenkenner ein Beweis von geringerer innerer Ueberzeugung, von Mangel an wahrer Gläubigkeit an die Meinung, die man vertheidigt, für die fehlende Wahrheitsliebe. Wer seinen Meinungsgegner mit Hohn und Schimpf zu überschütten, wer ihn zu verderben und zu vernichten strebt, wer ihm alles Recht und alle Wahrheit abspricht, und ihn, wenn nicht mit Schlägen, doch mit Worten todtzuprügeln sucht, der ist wenig von dem Rechte und der Wahrheit seiner eignen Ansicht durchdrungen, der fürchtet, daß die gegnerische Meinung Raum und Anhänger gewinnen werde, und darum will er seinen Gegner aus der Welt schaffen.

Diese Beobachtung hat sich insonders Seitens der christlichen Schriftsteller, ob von Fach oder Laien, dem Judenthume und den Juden gegenüber allzu oft uns aufgedrängt. Man weiß, daß die Juden in der Regel nur passive Zuschauer bei den Kämpfen und Zersetzungsprozessen innerhalb der christlichen Kirchen abgeben, daß sie eine Beurtheilung derselben nicht vernehmen, und weder ein besprechendes, noch entscheidendes Wort darüber verlauten lassen. Ob sie recht daran thun und ob es immer so bleiben wird, wollen wir hier nicht untersuchen. Jedenfalls aber hätte diese bescheidene Zurückhaltung, wenn nicht ein gleiches, doch ein würdiges Benehmen christlicherseits verdient. Nun, in England finden wir es, in Deutschland das Gegentheil. Dazu kommt, daß die Juden tausendfach

mehr Gelegenheit haben, das Christenthum kennen zu lernen, als die Christen das Judenthum. Denn ein Jude kann keine Schule und Universität besuchen, kein Buch öffnen und keinen Schritt in's Leben hinein thun, ohne auf christliche Momente zu stoßen, während seine Literatur und sein Leben nur wenigen Christen einen Gegenstand, wenn auch nur flüchtiger Prüfung und Forschung bilden.

Vor einiger Zeit kam uns das Januar-Heft (1863) der „Edinburgh Review" zu, in welchem von S. 180—208 ein Artikel „Moderne Judaisme" unsere Aufmerksamkeit auf sich zog; und zu gleicher Zeit erhielten wir 6 und 7 eines in halben Bogen im Städtchen Werden erscheinenden Pietistenblättchens „Neues Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche", welche einen Aufsatz „Blicke in die Kämpfe und Aussichten des Judenthums" enthalten. Allerdings muß der wissenschaftlich kritische Engländer es uns verzeihen, daß wir dieses deutsche Machwerk nur neben ihm nennen. Aber es geschieht auch nur, um den Gegensatz hervorzuheben, einen Gegensatz, der unserer deutschen Selbstüberschätzung wohl schmerzlich, aber auch heilsam ist. Und dann, wo finden wir im Deutschen etwas Besseres über das Judenthum? Begegnet uns nicht dasselbe, wenn wir Hengstenberg's evangelische oder Krause's protestantische Kirchenzeitung oder gar die Wiener aufschlagen? Es ist überall dasselbe unwissenschaftliche, unkritische, hohle Gewäsch nach einem und demselben hergebrachten Schema. Man lobt Alles, was am Judenthum des 17. Jahrhunderts unverrückt festhält, man verwirft Alles, was die Verjüngung und Klärung des Judenthums und das Kulturleben der Juden fördert und erzeugt hat, man verhöhnt dies als Abfall und Sünde, als fade und flach; man findet schließlich aber auch das orthodoxe Judenthum lebensunfähig und weiß kein anderes Heil, als daß die Juden sammt und sonders den lutherischen Katechismus beschwören! Freilich, daß auch alsdann $^5/_6$ der Christenheit sie immer noch als Ketzer betrachten würden, und daß $^5/_6$ der Protestanten selbst diesen lutherischen Katechismus verleugnen, lassen die Herren außer Acht. In diesem Sinne verlaufen alle diese Expektorationen pietistischer Schulfuchser über das Judenthum, von dessen Schriften sie keine Notiz nehmen und von dessen eigentlichem Inhalte sie keine Ahnung haben. Noch ein weiteres Wort über diese armselige Schaar zu verlieren, die weder einen Begriff von der geschichtlichen Vergangenheit, noch einen Einblick in den Geist,

die Bewegung und die Aufgabe der Gegenwart besitzt, doch aber über Leben und Tod großer welthistorischer Erscheinungen zu Gericht sitzen will, während sie selbst der Verwesung schon längst anheimgefallen, das halten wir für überflüssig, wenden uns vielmehr mit Vergnügen dem ernst und würdig arbeitenden Engländer zu, von dessen Artikel wir folgende Analyse geben wollen.

Er beginnt mit folgenden Bemerkungen: „Es ist noch jetzt die gewöhnliche Meinung unter uns, daß nichts unveränderlicher ist als der jüdische Geist — nichts unbefähigter für Gründe und Fortschritt. Wir denken uns ein Volk, welches in abergläubischen Vorurtheilen aufgewachsen ist und einem traditionellen Glauben anhängt, welchen viele Christen als ein Strafgericht ansehen; ein Glaube, der nur theilweise auf ihre eigenen Schriften basirt ist, und mit jenen Schriften in vielen Dingen ebenso wenig übereinstimmt als mit unserm christlichen Glauben; ein Glaube, der jedenfalls dazu bestimmt ist, unverändert zu bleiben, bis eine höhere Hand als die eines Menschen ihn ändern wird. Aber wenn wir den wahren Verhalt der Dinge prüfen, so finden wir, daß dieser Glaube immer in Gährung und Fluß war: neue Lehren wurden vorherrschend, neue Formen erhoben sich, neue Berührungspunkte mit anderen Religionen, neues Verlangen nach Glaubensannäherung oder nach lauterem Gedankenaustausch mit ihren Mitbrüdern unter den Völkern. Dies brauchte uns nicht zu überraschen; es war eben nur das, was wir erwarten mußten. Es war nur die alte Geschichte von dem Sturme und dem Sonnenscheine in der Fabel. Der Mantel, welcher unter den Windstößen der Verfolgung und Verachtung fester angezogen wurde, ist jetzt gelockert, wenn nicht gänzlich unter dem freundlichen Einfluß von Sympathie und Achtung bei Seite gelegt."

Was aber der Verfasser als eine für die Christen so überraschende Erscheinung in der Gegenwart ansieht, erkennt er auch bei Durchforschung der Geschichte in früheren Epochen des Judenthums, und er wirft deshalb einen schärferen Blick auf die Vergangenheit. Die Entstehungsgeschichte des Talmuds giebt ihm zu der Bemerkung Veranlassung, daß auch unter den Juden selbst die Autorität des Talmuds sehr verschieden angesehen wurde und wird, und die Quelle von Spaltungen im Schooße der Juden gewesen und noch sei: doch sehen die Juden im Talmud, auch wenn sie für dessen Schwächen

ein offenes Auge hätten, immer eine reiche Quelle der Erläuterung für die Bibel. Nachdem der Verf. einen Blick auf die Verfolgungen der Juden durch die christliche Kirche geworfen hat, erinnert er an die Verdienste der Juden um die Wissenschaften während des Mittelalters, deren Erwerbung ihnen durch die milde Behandlung Seitens der Mohammedaner ermöglicht war. Er sagt: „Dies ist ein Capitel der Geschichte, welches die Christen mit Scham lesen müssen. Zu einer Zeit, wo jede Art von Verachtung und Ungerechtigkeit und Grausamkeit durch die christliche Morallehre gerechtfertigt wurde, wenn auch nur in Hinsicht auf die Juden, haben die Anhänger Mohammeds, obgleich sie die Juden auch als schuldig der Verwerfung der offenbarten Wahrheit ansahen, sie dennoch sich selbst in der Pflege der Wissenschaften zugesellt. Durch die Juden wurden die Werke von Aristoteles und andere Productionen des griechischen Geistes ins Arabische übersetzt, und später gaben diese Arbeiten die Veranlassung zur scholastischen Philosophie des Westens. Durch die Juden wurde die medicinische Wissenschaft wieder erweckt, — welche nicht blos auf der Lehre der Griechen beruhte, sondern auch auf den traditionellen Vorschriften des Talmuds: und die medicinischen Schulen eröffneten bekanntermaßen den Anfang und die weitere Pflege der Physik.“ Nicht minder weiß der Verfasser die Verdienste der Juden um Handel und Politik hervorzuheben. Hierauf geht er näher auf die Stellung und genialen Schöpfungen des Maimonides ein, und vergleicht dann die Einwirkung auf die allgemeine Cultur, welche aus der Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal und deren Zerstreuung im westlichen Europa floß, mit der Vertreibung der Griechen aus Konstantinopel. Denn wie durch diese die Kenntntß der griechischen Sprache und also der classischen Literatur in Europa verbreitet wurde, so förderten die vertriebenen Juden die Kenntniß der hebräischen Sprache und gehörten so zu den wesentlichsten Vorbereitern der Reformation. Verschaffte doch nach der Ansicht unsres Verfassers gerade das Alte Testament und die Kenntniß seines Urtextes den Reformatoren die schärfsten Waffen gegen die Herrschaft des Papstes. Der Uebergang zu Spinoza war hiermit gegeben und der Verf., der es verstand, einen bedeutsamen Schlüssel zur Doctrin Spinoza's in dessen Charakter zu finden, erkennt dessen Philosophem als die Grundlage aller modernen Philosophie, und weißt nicht minder die unmittelbare Einwirkung der-

selben auf die bedeutendsten Geister Deutschlands, wie Göthe, Schleiermacher ff. zu berühren. Jetzt wendet er sich zu Moses Mendelssohn, dessen Stellung und Leistungen er nicht ohne Verständniß würdigt. Die Veränderungen, die mit der französischen Revolution eintraten, das Pariser Sanhedrin und die Vollendung der Gleichstellung seit 1830 in Frankreich, sowie in den übrigen europäischen Staaten, werden an uns vorübergeführt. Er macht hier den Uebergang mit folgenden Worten: „Die natürliche und nothwendige Consequenz ist, daß in allen diesen Ländern die Vorurtheile und Absonderungsgefühle, welche die Juden von ihren Mitbürgern trennten, nach und nach verschwinden. Die vom Rabbinismus aufrecht gehaltenen Schranken, welche in den letzten Jahrhunderten in ihrer Strenge nur gewachsen waren, besonders unter dem von den Schulen Böhmens, Ungarns und Polens ausgegangenen Systeme, verloren nach und nach, aber schnell genug ihre restrictive Macht; es erstanden neue Systeme unter den Juden, welche mit der gesunden Vernunft und der heil. Schrift Israels mehr übereinstimmten, und die Stelle der alten Orthodoxie einnahmen."

Von dieser Grundlage aus, welche also die Ansicht des Verfassers, daß der jüdische Geist zu aller Zeit in Fluß und Gährung geblieben, genügend erhärtet hatte, zeichnet er nun die religiösen Zustände der Juden in den einzelnen Ländern, wenn auch nur in flüchtigen Skizzen. In Frankreich findet er, wie er sagt, sonderbar genug, während jene Bewegung am schnellsten vorging, den geschilderten Wechsel am langsamsten. Die französische Synagoge ist am meisten stehen geblieben. Man findet dort keinen reformirten Gottesdienst, keine getrennte oder nur in sich uneinige Gemeinde. Die politische Freiheit und die Unabhängigkeit von ihren Rabbinen scheint den französischen Israeliten genügt zu haben. Gleich den römisch-katholischen Laien in Frankreich begnügen sie sich, das alte Ceremoniale und die Dogmen ihrer ererbten Religion zu toleriren und theilweise mitzumachen, da sie sich dabei als Individuen des weitesten Latitudinarismus zu erfreuen hätten. „Der französische Jude ist principiell und vor allen Dingen Franzose. Es mag ihm ein Ehrenpunkt sein, den Glauben seiner Väter, welchem er in manchen Fällen eine tiefe Anhänglichkeit widmet, aufrecht zu erhalten, aber seine wirkliche Religion (allgemein gesprochen) ist ein liberaler und philosophischer Deismus." — Betreffs Englands hebt der Verfasser her-

vor, daß in diesem seinem Vaterlande sowohl die socialen als die religiösen Unterschiede schärfer und nachhaltiger bestehen bleiben, und die englische Nation daher in nicht wenigen Beziehungen in eine mannigfaltige Gruppirung zerfällt. Hier haben die Juden sich zu der bekannten Reform in der Westend-Synagoge bewogen gefunden, deren leitender Grundsatz die Anerkennung der h. Schrift als Basis in allen Lehrfragen und religiösen Vorschriften ist, ohne dieselbe Bedeutung der talmudischen Tradition einzuräumen. Der Verf. freut sich übrigens, daß die anfängliche Feindseligkeit zwischen diesen Reformern und der alten Gemeinde gegenwärtig geschwunden sei. — Aus den wenigen Worten, die der Verf. den Juden in Holland widmet, und in welchen er sie auf dem französischen Standpunkte erblickt, ersieht man, daß er diese wenig kennt. — Die deutschen Juden könnten sich darüber beklagen, daß er sie wenig im Detail besprochen und gerade in die reiche und umfängliche Literatur derselben nicht eingeht. Indeß scheint er über den Charakter unserer Zustände wohl unterrichtet. Er sagt: „Es ist hierin, wie anderswo, Deutschland vorzugsweise vorbehalten, die sorgfältigst und dauerhafteste durchgearbeiteten Systeme der Theologie hervorzubringen. Unter den deutschen Juden bestehen, wenn wir es richtig erfassen, fünf religiöse Parteien, und jede derselben ist durch eine eigene Synagoge repräsentirt und geistlich wie doctrinell unterschieden. Erstens, die talmudisch-orthodoxe Partei, streng anhängend allen Vorschriften der Tradition, obgleich auch sie in vielen Dingen z. B. in der Erziehung der Frauen und in dem weitausgedehnten Kreise des Unterrichts die Wirkung der Einflüsse, deren Canal Mendelssohn gewesen, verspürt und zeigt. Zweitens, die neuorthodoxe Partei, welche gleicherweise dem alten Ritual anhängt, aber, obgleich sie die Gültigkeit der Tradition anerkennt, doch historische Untersuchungen über deren Ursprung für berechtigt hält und solche Veränderungen zuläßt, welche die Resultate ihrer Forschungen verbürgen. Diese Schule, sagt man, unterscheide sich durch gelehrte und in ihrem Vorsatz ehrliche Männer, die aber nothwendig ungewiß und schwankend und inconsequent in ihren Schlüssen sind. Drittens, die biblischen Juden, welche im Ganzen das Alte Testament zu ihrem Führer nehmen, sich aber nicht an die Aussprüche des Talmuds gebunden erachten, weshalb sie bedeutende Reformen und Abkürzungen im alten Gebetbuche zulassen. Diese stehen den Reformjuden in England am näch-

sten, zeichnen sich aber durch eine tiefere Kenntniß der biblischen und jüdischen Literatur vor ihnen aus. Viertens, die älteren Reformjuden, anhangend der göttlichen Autorität des Alten Testaments und besonders des Pentateuchs, aber sich selbst meist gänzlich vom traditionellen Ritual befreiend, deutsche Gebete in ihre Synagogen einführend, und eine freiere Ansicht von Ceremonien im Allgemeinen annehmend. Endlich fünftens, die neuen Reformjuden aus dem Jahre 1845 datirend, welche das Ceremonialgesetz nicht allein des Talmuds, sondern auch des Pentateuchs verwerfen, und die Vorschriften nicht allein betreffs der verbotenen Thiere, sondern auch hinsichtlich der Beschneidung außer Augen setzen, obgleich die meisten Glieder ihrer Gemeinde diesen Ritus noch ausüben." Nach dieser Schilderung fügt der Verf. hinzu, daß es zu weit führen würde, diese verschiedenen Schulen im Detail zu zeichnen und beschränkt sich darauf, als zwei Charakteristica das Religionsbuch von Pleßner (1838) und das Gebetbuch der Berliner Reformgemeinde (1859) anzuführen. Es ist dem Verfasser genehmer, den vorzüglichsten Sprecher der französischen Judenheit, Salvador, kritisch zu beleuchten. Der übrige Theil des Aufsatzes ist daher den Werken dieses Schriftstellers gewidmet. So sehr wir nun auch unsererseits die Verdienste Salvador's anerkennen, so müssen wir doch Verwahrung dagegen einlegen, ihn als den wirklichen Repräsentanten des modernen Judenthums zu betrachten. Salvador hat vom Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn an sich zu sehr insolirt gehalten, zu sehr gestrebt, der Entwickelung seines eigenen Geistes, seiner eignen Gedankenwelt sich zu widmen; er besitzt zu wenig Kenntniß der hebräischen Sprache und Literatur und weiß von den Arbeiten der deutschen Juden so gut wie gar nichts, um ihn anders als eine originelle Individualität ansehen zu können. Bei aller Achtung und Reserve, welche der Verf. des englischen Aufsatzes an den Tag zu legen sucht, können wir uns dennoch von der Annahme nicht trennen, daß er sich gerade Salvador ausgesucht, weil dessen Ansicht einige schwache Seiten bieten, auf welchen der Kritiker dem modernen Judenthume überhaupt beizukommen und es zurückzuweisen, den Schein annehmen konnte.

Die Beurtheilung der früheren Werke Salvador's, wie der mosaischen Institutionen, des Römerkriegs ff. können wir hier übergehen und bei dem letzten „Paris, Rom und Jerusalem", das soeben

in der dritten Ausgabe erschienen ist, stehen bleiben. Wer dieses Werk kennt, weiß, daß es an Inhalt und Form nicht selten abstrus ist. Die Hauptansicht Salvador's ist, daß alle Formen der jetzt noch in der civilisirten Welt bestehenden Religionen mangelhaft und veraltet seien, daß ein neues und faßlicheres Glaubenssystem aus den Original-Elementen der Offenbarung sich entwickeln müsse; das Christenthum in seinen drei Hauptformen, der Islam, welcher das wilde Heidenthum des Ostens besiegt habe, und die jüdische Religion selbst in ihrer jetzigen Entwickelung durch die Propheten und Rabbinen, enthielten einen vorwiegenden Theil der Wahrheit, aber auch seit ihrem Beginne ein Element des Irrthums. Die französische Revolution, welche die Todtenglocke des Mittelalters geläutet, sei der Anfang einer neuen Aera welche bei der unauflöslichen Verbindung zwischen Politik und Religion in einer religiösen Revolution resultiren müsse. Für diese Religion der Zukunft sei die jüdische Nation der Träger, Wächter und Darsteller. Zu diesem alten Stamm, dem Inhaber der primitiven Wahrheit, würden alle Nationen der Erde sich wenden, und Jerusalem die heilige Stadt der Welt, das religiöse Centrum aller Nationen werden. Dort, wohin schon jetzt die Aufmerksamkeit Aller gerichtet sei, würden alle Menschen die Wahrheiten, welche sie in ihrem bisherigen Glauben schon besessen, zur Consolidirung des allgemeinen Glaubens beisteuern und so ihr Heiligthum in Zion, ihren geistigen Führer in Moses finden.

Diese eclectische Religion Salvador's, deren eigentlichen Inhalt dieser selbst nicht angiebt, auch wohl nicht angeben konnte, bietet nach vielen Seiten hin Angriffspunkte, von denen aber unser Engländer nur einige benutzt. Er richtet sein erstes Argument gegen den Einfluß der Juden überhaupt. In den früheren Zeiten wäre es nicht ein eigenthümlicher Geist des jüdischen Stammes gewesen, der ihm einen Einfluß auf die Welt gegeben, sondern daß er Etwas gehabt hätte, was, der Welt bis dahin unbekannt, er dieser geben konnte. „Als die einzigen Anbeter *eines* Gottes, sagt er, als Inhaber traditioneller Weisheit, dann als Erben einer höheren Cultur und Kenner verschiedener Sprachen, endlich als Reisende, Cosmopoliten, Bürger jedes Landes, konnten die Juden dem Alterthume und dem Mittelalter so viele Dienste leisten." In allen diesen Dingen sei ihre Superiorität jetzt vorüber: sie könnten auf allen

Gebieten als Individuen Bedeutendes leisten, aber besäßen keine höheren Geistesgaben als ihre Mitbürger, um einen allgemeinen Einfluß üben zu können. — Dieses Raisonnement unsers Engländers leidet an einem doppelten Widerspruch. Denn zuerst zählt er die großen Gaben, welche der jüdische Stamm der Welt gebracht habe, auf, und will ihm doch alle besonderen Geistesgaben absprechen. Aber wodurch hätte denn der jüdische Stamm diese, der ganzen übrigen Welt unbekannten und verschlossenen Güter bekommen? Muß er, der allem Supernaturalismus feindlich ist, sie nicht als unmittelbare Schöpfungen des jüdischen Geistes, welche die Geister der übrigen Völkerschaften nicht hervorbringen konnten, ansehen, und so dem jüdischen Stamme besondere Gaben zusprechen? Der zweite Widerspruch liegt darin, daß er den jüdischen Geist als beständig in Fluß und Gährung begriffen anerkennt, und dennoch die Möglichkeit einer neuen Entwickelung aus ihm heraus leugnet. Wir fügen hinzu, daß es überhaupt mehr als Vermessenheit ist, einem Stamme, dessen Lebenskraft bereitwillig gerühmt wird, alle Zukunft neuer Schöpfungen abzusprechen. Wir thun dies hinsichtlich keiner lebenden Nation, und darum gestehe man es auch uns zu. Die ganze Darstellung des Verfassers hat zum eigentlichen Inhalt, den bedeutenden Entwickelungsprozeß zu zeigen, welchen das moderne Judenthum und seine Bekenner mit Ernst und Energie durchmachen, und nun will er apodictisch absprechen, daß sich Etwas daraus entwickeln könne. — Zweitens leugnet er, daß das Judenthum auf das Christenthum reagiren könne und behauptet, daß vielmehr der Protestantismus dahin strebe, sich von den jüdischen Ideen frei zu machen, was er insonders durch die auf das Alte Testament und besonders den Pentateuch geübte Kritik erwirkt glaubt. Wir wollen dies zugestehen. Aber wohin wird der Protestantismus dadurch geführt? Weiß er nicht, daß dieselbe protestantische Kritik auch die Schriften des Neuen Testaments aller Autorität entkleidet und ihren Inhalt zu einer Mythe gemacht hat? Weiß er nicht, daß die protestantische Kritik es zu nichts Anderem als zu Feuerbach und zu den freien Gemeinden bringt? Daß also diese Befreiung des Christenthums von den jüdischen Ideen eben nichts Anderes als eine Zersetzung, eine Auflösung, eine Vernichtung des Christenthums bedeutet? —

Sprechen wir unsere Ansicht daher schon hier, wenn auch nur andeutungsweise aus. Der Verfasser der englischen Abhandlung giebt selbst zu, daß das Christenthum gleich in seiner ersten Periode heidnische Elemente in sich aufgenommen. Er sagt dies wörtlich so. Wenn also das wirkliche Judenthum diese heidnischen Elemente nicht in sich aufgenommen und wenn nothwendiger Weise jene ins Christenthum aufgenommenen heidnischen Momente auch die aus dem Judenthum herübergenommenen Wahrheiten alteriren mußten, wie sollte das Judenthum nicht noch Vieles, nicht die intact gebliebene Wahrheit enthalten, welche dem Christenthum zu einer neuen Phase verhelfen und ihr den wesentlichen Inhalt geben wird? Dann: zur siegreichen Aufstellung einer neuen Religionsphase — eine solche ist der eigentlich blos negirende Protestantismus nicht — sind etliche Verstandesbegriffe oder formulirte Lehrsätze nicht genügend. Es gehört dazu eine von innen entflammte Begeisterung, ein intensiver Enthusiasmus, eine Steigerung und Durchglühung aller Geistesgaben, welche wir Gläubigen als den von Gott unmittelbar verliehenen prophetischen Geist verehren, und diese ekstatische Begabung des Geistes kann weder theoretisch noch factisch den Germanen, Romanen und Slaven, also den Völkern des Christenthums zugesprochen werden, da sie sich bei ihnen nur in untergeordneten Maßen gezeigt hat, hat sich aber wiederholt in Söhnen des jüdischen Stammes erwiesen und bethätigt. Wer dieses vorurtheilslos erwägt, kann selbst vom rationalistischen Standpunkte aus die Möglichkeit einer abermaligen derartigen Erscheinung innerhalb des jüdischen Stammes nicht verneinen. —

Doch dies nur zur Widerlegung der Kritik des Engländers. Worin aber die deutschen Juden, so weit diese sich dem neuen Entwickelungsprocesse anheimgegeben, von dem Systeme des Herrn Salvador gänzlich abweichen, ist, daß sie nicht wie dieser Autor, an der alten Symbolik festhalten, um für die aus dem Judenthume sich entwickelnde allgemeine Religion des Einig-Einzigen Gottes, der allgemeinen Liebe und des allgemeinen Rechts ein geographisches Centrum, einen sichtbaren Sitz der Religion als Mittelpunkt der ganzen Welt erforderlich zu achten, sondern die jüdische Nationalität nur so weit sie mit der Religion, mit der Gotteslehre und allen ihren Consequenzen identisch ist, nothwendig und für immer bestehend glauben, die Religion des Geistes aber in der allgemeinen Ver-

breitung durch das ganze Menschengeschlecht, nicht aber in dem Gebundensein an irgend eine materielle Localität finden.

Doch wir wollen uns nicht vorgreifen, und indem wir von dem englischen Kritiker achtungsvoll scheiden, können wir doch die Bemerkung nicht unterlassen, daß auch er das gewöhnliche Schicksal theilt, sich, sobald man an eine Beurtheilung des Judenthums geht, in Widersprüche und sophistische Folgerungen zu verlieren.

7. Was ist Judenthum? was Christenthum?

Nachdem wir wichtige äußere Momente, welche das Verhältniß beider Religionen und die Stellung ihrer Bekenner zu einander kennzeichnen, besprochen haben, und uns anschicken, dem Wesen jener näher zu treten -- drängt sich uns und gewiß Jedem unserer Leser vor Allem die Frage auf: was ist Judenthum? und was Christenthum? oder vielmehr: was sehen wir als solches an und mit welchem Fug und Recht? Diese Frage müssen wir uns zu beantworten suchen. Denn nur allzuoft geschieht es, sei es in polemischen, sei es in apologetischen Besprechungen, daß ein jeder Theil sich ein eigenes Gebilde vom Gegenstande macht, dieses angreift oder vertheidigt, während der Gegner wieder eine ganz andere Vorstellung, einen sehr verschiedenen Begriff in's Feld bringt, wodurch dann die Verwirrung nur noch größer, das Resultat nur noch schwankender und somit die ganze Verhandlung unnütz wird. Suchen wir diesem Fehler zu entgehen.

Jeder Sachkundige wird aber die Beantwortung der aufgestellten Frage als eine überaus schwierige ansehen, die, immerfort versucht, immer neue Hindernisse bietet. Allerdings, und darum glauben wir, daß die Antwort gerade in der Schwierigkeit selbst gegeben ist.

Was ist Christenthum? Wir treffen hier auf zwei Eigenthümlichkeiten in der Geschichte des Christenthums. Die eine liegt in der außerordentlichen Zersplitterung der ganzen Masse seiner Bekenner. Von dem Augenblicke an, wo sich schon unter den Aposteln völlig verschiedene Richtungen zeigten, Richtungen, die übrigens, wie wir später ersehen werden, schon in den Aussprüchen, welche das N. T. Jesu selbst in den Mund legt, begründet erscheinen, bis auf den heutigen Tag hat das Christenthum, je mehr es sich ausdehnte,

auch desto größere Zerklüftung im Innern erfahren. Die zahlreichen Sekten der ersten Jahrhunderte bei Seite gelassen, geschah es doch frühzeitig genug, daß die große Spaltung in die griechische und römische Kirche, so den alten Zwiespalt zwischen Osten und Westen verewigend, vor sich ging, und nicht minder schied sich dann durch die Reformation der Norden vom Süden. Wenn es der katholischen Kirche da, wo sie sich herrschend erhalten, durch eine beispiellos günstige hierarchische Organisation gelang, eine compacte Einheit zu bleiben, so entstanden hingegen in der griechischen hunderte von Sekten, die theils in den wesentlichsten Prinzipien, theils aber auch nur in den geringfügigsten Dingen sich widersprechen, aber mit der ausdauerndsten Hartnäckigkeit aller Gewalt gegenüber sich am Leben zu erhalten die Kraft besaßen. Wie vielen Kirchen dagegen die Reformation in den von ihr ergriffenen Ländern und Ländchen Entstehung gab, brauchen wir nur anzudeuten, und ist der Wirrwarr der Sekten hier so groß, daß nur ein ausgedehntes Studium die Kenntniß aller zu verschaffen vermag. Auch ist diese Erzeugung neuer Sekten jetzt noch nicht abgestorben, wie die Unitarier, die Irvingianer, die Deutsch-Katholiken, die christliche freie Religionsgemeinde, die neuen Secten in Schweden u. A. beweisen, selbst wenn wir die Mormonen und die ganz freie Religionsgesellschaft, wie sie sich bereits an mehreren Orten von der christlich freien Gemeinde getrennt hat, als völlig vom Christenthume abgefallen, nicht hierherziehen. Hierbei ist aber nun nicht zu verkennen, daß es nicht blos vermeintliche Verschiedenheiten, nicht bloß Unterschiede in nebensächlichen Lehrsätzen sind, welche die Kirchen und Sekten des Christenthums trennen, sondern daß die durchgreifendsten Widersprüche und Gegensätze sich in solchem Maße in ihnen ausprägen, daß fast jede Kirche und jede Sekte ein völlig anderes Bild vom Christenthume aufstellt, dessen ungleichartige Züge nur wenig Aehnlichkeiten verrathen. Aber auch innerhalb derselben Kirche und Sekte, namentlich so weit diese auf dem Boden der Reformation erwuchsen, erscheinen uns sehr verschiedenartige Auffassungen des Christenthums, und Niemand wird ein Zollikoffer'sches, Bretschneider'sches, Schleiermacher'sches und Hengstenberg'sches Christenthum identificiren wollen. — Die zweite Eigenthümlichkeit besteht nun aber darin, daß alle diese außerordentlichen Verschiedenheiten nicht etwa in geschichtlichen, sich nach einander entwickelnden Phasen bestehen, so daß

die eine nach der andern und aus einander entstand, blühete und überwunden wurde, sondern daß sie alle neben einander existiren, die Erscheinungen älteren Ursprunges mit zähester Lebensdauer auch in der Jetztzeit fortdauern und voraussichtlich noch eine lange Zukunft vor sich haben. Es ist dies ebenso innerlich wie äußerlich der Fall. Die römische Kirche z. B. bewahrt ihr Prinzip der unverrückbaren Stabilität noch heute wie jemals, würde, wenn die Völker und ihre Herrscher sich nicht entgegenbäumten, noch jetzt zu der Verfassung der mächtigsten und furchtbarsten Päpste zurückgreifen und das Inquisitionsgericht wieder herstellen, und eine Zeit, in welcher das bekannte Dogma über die Mutter der Jungfrau sanktionirt und diesem Dogma öffentliche Denkmäler aufgerichtet werden konnten, muß sich an Gläubigkeit mit jeder vergangenen messen können; wohingegen die protestantische Kirche ihr Prinzip der Kritik auch heute trotz allen Anstrengungen der Pietisten unleugbar sich in ihrem Schooße erhält, wie die Kritik der biblischen Bücher erweist, die von protestantischen Forschern, ohne daß diese aus der Kirche geschieden angesehen werden, geübt wird.

Was folgt hieraus? Daß die Frage, was Christenthum sei, nicht anders beantwortet werden kann, als indem wir dem Christenthume in seine ganze Zersplitterung und Verästelung folgen und uns jedem speziellen Produkte desselben speziell gegenüber stellen. Wir haben es mit dem Christenthume des N. T., mit dem römischen, griechischen, lutherischen, reformirten, anglikanischen u. s. w. Christenthume zu thun, und es würde uns auch, konkret genommen, eine jede dieser Kirchen sehr verübeln, wenn wir eine derselben als den Typus aller andern ansehen und beurtheilen wollten. Der Weg ist dadurch ein viel weiterer und mühseligerer, aber es giebt keinen andern, um gerecht und wahr zu sein. Es versteht sich von selbst, daß es eine kleine Zahl von Dogmen giebt, welche alle Kirchen und Sekten, so lange sie noch christlich sein wollen, bekennen müssen, und die daher als das Allgemeine und Gemeinsame des Christenthums anzusehen sind; aber sobald man an das eigentliche Verständniß dieser Dogmen geht, stößt man eben auf das völlige Auseinandergehen, und dann erhalten selbst diese Dogmen ihr eigentliches Leben erst aus der weitern Verarbeitung und ihren Consequenzen.

In beiden Momenten bietet aber das Judenthum den vollen Gegensatz. Die großen Verschiedenheiten, welche das Judenthum befaßt, sind nur die Phasen seiner Entwickelung innerhalb der beinahe vier Jahrtausende seines Bestandes, Phasen, welche sich theils nach den Gesetzen des Geistes, theils aus den geschichtlichen Vorgängen und Einwirkungen, nach- und auseinander entwickelten: und wenn in den Epochen, wo diese Entwickelungsphasen des Judenthums sich herausbildeten und nach Gestaltung rangen, mächtige Kämpfe und Parteiungen hervortraten, so hatten sie dennoch niemals eine gesonderte Ausprägung in dauernden konkreten Sekten zur Folge, sondern nach Durchkämpfung der Streitelemente verschwanden diese wieder, und die fixer gewordene Phase vereinigte in sich, was sie ihrem Geiste nach von den Resultaten ihrer Parteien gebrauchen konnte. Erweisen wir dies aus der Geschichte.

Das Judenthum fand nach der Zeit des Patriarchalismus im Mosaismus eine einheitliche und konsequent in sich abgeschlossene Begründung. Der einzige Widerspruch im Aufstande des Korachs war von keiner Dauer und Folge. In dem nächsten Jahrtausend fand in Israel noch die Spaltung zwischen der Gotteslehre und dem Heidenthume Statt, aber dies war keine Spaltung in der erstern selbst. Der Kampf war ein heftiger, von großen Zuckungen begleiteter, in die erste Zerstörung und Verbannung endender, und der Prophetismus war die, den Mosaismus vielfach erweiternde Phase, welche diesen Kampf durch und zum Siege führte. Der Prophetismus ist aber in allen seinen Gliedern ein ebenso einheitlicher, wie der Mosaismus selbst. Während des zweiten Bestandes begann allmählig die große Auslegung und Verarbeitung des mosaischen Gesetzes, die wir jetzt die Tradition nennen, und sich als die dritte Phase, der Talmudismus, ausbildete. In dieser Periode geschah es, daß zum ersten Male verschiedenartige Auffassung und Parteiung sich zeigte, und, so lange das politische Element sich damit vermischte, auch zu äußeren, zum Theil blutigen Kämpfen führte. Zwar die verschiedenartige Auffassung in einzelnen Büchern der Hagiographen, z. B. in Koheleth, hatte keine für uns sichtbare Folge, wie auch der Tempel des Onias zu Heliopolis nur ein schwaches Abbild des jerusalemischen, eine Synagoge mit Opferdienst, nicht aber das Objekt einer Sekte war. Dagegen kann die Existenz der drei Parteien der Pharisäer, Essäer und Saduzäer nicht weg-

geleugnet werden, wie auch der Zwiespalt zwischen den Schulen Hillel's und Schammai's ein sehr bedeutsamer war. Dennoch finden wir bald von jenen keine reale Spur mehr, und die Ausgleichung der letzteren geschah durch die Praxis fast ohne Kampf: ein Bruch im Judenthume erfloß aus allem Diesen nicht. Nur der kleine Bruchtheil der Karäer löste sich wie ein geringer Zweig vom großen Stamme als Widerspruch gegen die bereits entwickelte Tradition ab, ohne aber der Nothwendigkeit einer Tradition entgehen zu können, die der Karäismus nur von Neuem und selbständig anfing. Nach dem Abschlusse des Talmudismus begann als vierte Phase der Rabbinismus, der keine andere Aufgabe hatte, als aus dem großen Chaos der talmudischen Tradition sich ein festes Land zu konzentriren, das unveränderlich die Normen des jüdischen Lebens stabil erhalte. Ehe der Rabbinismus diese seine Aufgabe, zu einer völlig fixirten Stabilität zu gelangen, ganz löste, mußte sich ein abermaliger Kampf erheben, der hauptsächlich in der Bekämpfung des Maimonides, außerdem aber in vielen andern kleinern Parteistreitigkeiten, z. B. des Salomon ben Aderet, zu Tage trat. Aber auch diese Kämpfe brachten keine Sektirerei zu Wege, der Rabbinismus ging über sie hinweg, nahm die halachischen Arbeiten gerade des Maimonides als eine seiner tüchtigsten Grundlagen für sich, und überließ ruhig seine philosophischen Werke dem Studium der darnach gelüstenden Individuen. Als sich später neben dem großen Stamme des halachischen Rabbinismus noch die Mystik der Kabbala aufrankte, blieb der letztern Raum genug, um fortzuwuchern, ohne ein Anderes zu bewirken, als daß den Individuen überlassen blieb, von deren mysteriösen Ceremonien zu üben, was ihnen beliebte. Die Lehren der Kabbala wurden von der Synagoge weder sanktionirt, noch verurtheilt und verketzert.

Als einen ganz besonderen Beweis, daß im Judenthume der ursprüngliche Trieb, sich in der Einheit zu erhalten, dauernd lebte, haben wir hier noch anzuführen, daß auch die nicht unbedeutenden Verschiedenheiten in der Liturgie, welche in den Synagogen der einzelnen Länderkomplexe erwuchsen, zu keiner Spaltung in Sekten führten, eine Erscheinung, die sich auf keinem andern Religionsgebiete wiederholt. Wenn die sog. Spanier und Portugiesen sich in sozialer Beziehung, selbst im Heirathen, von den übrigen Glaubensgenossen fern hielten, so lagen nicht religiöse, sondern eine Art

aristokratischer Motive zu Grunde, da sich in Lehre und Gesetz selbst keine Differenz herausstellte. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entspann sich allmählig eine neue Phase der Entwickelung, die sich von den früheren mehr unterscheidet als eine der andern, in deren Entfaltung aber wir jetzt noch begriffen sind, deren endliche Gestaltung noch nicht resultirt ist, deren Geist und Ziel jedoch schon begriffen werden können. Wenn nämlich auch früher schon und zwar in der babylonischen Gefangenschaft, in der griechisch-römischen und spanisch-arabischen Periode die Juden mit dem Kulturleben der Völker in nähere Berührung traten, und dadurch unleugbar influirt wurden, so geschah dies doch immer nur theilweise, wirkte lediglich auf den vorzugsweise gebildeten Theil der Nation und ging für die große Masse und das wesentliche Leben des Judenthums, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen, vorüber. Wir besitzen aus den drei genannten Perioden literarische Produkte, die von der Einwirkung jenes fremden Geistes Zeugniß geben, aber gerade in ihrer Isolirtheit bekunden, daß dieser Einwirkung bald wieder Grenzen gesetzt waren. Vorzugsweise ist dies bei der griechisch-römischen Zeit der Fall, während die babylonische Einwirkung sich selbst durch den Talmud in bestimmten Fäden hindurchzieht, und die spanisch-arabische Periode nach dem neuerwachten Studium derselben auch auf unsere Zeit einen nicht geringen Einfluß übt. Dieser Ausgang war theils von den Geschicken des jüdischen Stammes bedingt, theils war das Kulturleben jener Völker und Zeiten selbst noch zu sehr einseitig und auf niederer Stufe, oder schon verlebt und abgeschwächt wie das griechisch-römische, um einen dauernden, bezwingenden Einfluß haben zu können.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber zeigten sich sowohl die civilisirten Völker als auch die unter diesen lebenden Juden genugsam herangereift, daß diesen die Bahnen in das allgemeine Kulturleben geöffnet wurden. Die immer unbedingtere bürgerliche Gleichstellung, die immer unbeschränktere Theilnahme an allen realen Verhältnissen in Industrie und Politik und vor Allem das stets wachsende Eingehen in die Bildung und das Geistesleben der gesammten Civilisation stellten dem Judenthume die großartige Aufgabe, nunmehr, wie nie zuvor, sich mit der menschengeschlechtlichen Kultur auszugleichen, hinwiederum ein integrirendes Element derselben zu werden, und sich einen unmittelbaren Einfluß auf sie

zu erwerben, den es bisher nur mittelbar und darum schwächer geübt. In der Lösung dieser Aufgabe stehen wir gegenwärtig mitten inne, und es kann daher nicht verwundern, daß sich gegenwärtig abermals verschiedene Geistesrichtungen, verschiedene Gesichts- und Standpunkte theils ideell, theils praktisch herausgearbeitet haben, die zeitweise den Charakter ringender Parteien annehmen, auch hie und da, links und rechts, das Gelüste nach konkreter Spaltung innerhalb der Gemeinden hervorbringen. Aber auch jetzt schon läßt es sich übersehen, daß nicht minder wie die früheren Phasen auch die jetzige tief einschneidende und umgestaltende Entwickelung keine solche dauernde Spaltung und Sektenbildung auf die Dauer bewirken werde, daß vielmehr Geist und Verhältnisse dahin führen, die Einheit im Judenthume aufrecht zu erhalten.

Frägt man nach den Ursachen dieser gegensätzlichen Erscheinung im Christenthume und Judenthume, so können wir zunächst darauf hindeuten, daß das letztere ein einheitliches Substrat hatte und hat, welches durch Nationalität und Geschick auf ein einheitliches Zusammenhalten verwiesen und geführt ward, während das Christenthum berufen war, eine Masse von Nationen anzugehen, die an Eigenthümlichkeit, Charakter, Sitte, Kultur und geschichtlichen Verhältnissen weit von einander abstanden. Das zweite Kausalmoment wird aber darin gefunden werden müssen, daß das Christenthum den aus dem Judenthume entnommenen Lehrinhalt, um ihn den Völkern zugänglich zu machen, sofort mit einem mannigfaltigen Zusatze von Dogmen, Anschauungen und anderen Elementen umgeben, erweitern und ausfüllen mußte, der sich nun in den einzelnen Nationen und Zeiten sehr verschiedenfarbig reflektirte, und den Stoff zu den mannigfaltigsten gegensätzlichen Auslegungen hergab, aus welchen zahllose Kirchen und Sekten entspringen mußten.

Wie dem aber auch sei, es leuchtet ein, daß wir ganz genau sagen können, was Judenthum ist: es ist: die geschichtliche Entwickelung des Mosaismus in den obengezeichneten Phasen, und das Judenthum des neunzehnten Jahrhunderts ist das im und zum menschengeschlechtlichen Kulturleben sich entwickelnde Judenthum.

8. Das jüdische Glauben und das christliche Glauben.

Glauben heißt: Etwas als wahr annehmen. Wir glauben Etwas, theils weil die Person, welche die Mittheilung macht, uns glaubwürdig erscheint, theils weil unser Verstand und unsere Gefühle dem Mitgetheilten nicht widersprechen, theils endlich, weil bei der Prüfung unsere Wahrnehmungen und Schlüsse mit dem Mitgetheilten in Uebereinstimmung sich befinden. Je entschiedener diese letztere erzielt wird, desto eher wird in uns das Glauben zum Wissen.

Ohne Glauben kann der Mensch nicht existiren, weder im Leben, noch in der Wissenschaft, noch in der Religion. Wir verbringen keine Stunde im Leben, ohne daß wir tausendfältige Mittheilungen auf guten Glauben annehmen, theils weil sie für uns zu unwichtig sind, um sie einer Prüfung zu unterziehen, theils weil wir hierzu keine Veranlassung und Gelegenheit haben: wir würden in der That kaum einen Schritt vorwärts kommen, sollten wir genöthigt sein Alles, was uns mitgetheilt wird, zu prüfen und zum Wissen zu bringen. Gleiches findet in der Wissenschaft statt. Selbst dem strengsten Forscher auf einem einzelnen beschränkten Gebiete ist es unmöglich, alle Thatsachen von vornherein zu prüfen, alle Ergebnisse von Neuem zu untersuchen und festzustellen; er muß vielmehr eine Menge von Daten als wahr annehmen, die von Anderen gelehrt worden, wenn sie nur seinem Verstande und seinen eigenen Wahrnehmungen nicht geradezu widersprechen, oder wenn sich die Personen, auf deren Autorität hin der Ausspruch angenommen worden, ihm als glaubwürdig anderweitig erwiesen haben. Hierzu kommt, daß viele Dinge auf dem historischen Felde gar nicht mehr geprüft, und daß die übersinnlichen ihrer Natur nach niemals zum wirklichen und völligen Wissen gebracht werden können. Darum ist es eine Täuschung, wenn man fordert oder annimmt, daß eine Religion ohne Glauben bestehe und bestehen könne, vielmehr muß auch sie, wie alle Dinge in der Menschenwelt, Glauben voraussetzen und beanspruchen.

Was wird aber hierin einen wesentlichen Unterschied ausmachen? Nichts Anders als: ob eine Religion Glauben lediglich aus der Glaubwürdigkeit heraus fordert, die sie den ursprünglichen Ueberlieferern ihrer Glaubenssätze beilegt, auch wenn diese letzteren dem Verstande und den Gefühlen widersprechen und darum jeder Prüfung durch unsere Wahrnehmungen und Schlüsse sich entziehen müssen —

oder ob eine Religion diese Forderungen nicht stellt, ihre Glaubenssätze dem Verstande und den Gefühlen nicht widersprechen und darum einer Prüfung sich willig unterziehen. In dem ersteren Falle wird die Religion sich im Widerspruch mit dem Verstande und dem Herzen befinden, also mit dem ganzen Wesen des Menschengeistes, und ein unbedingtes, oder wie man zu sagen pflegt, blindes Glauben erfordern. Es wird sich wohl auch finden, daß dann die einzelnen Personen innerhalb dieser Religion für sich unterscheiden, was in ihr mit ihrem Verstande und ihrem Herzen übereinstimmt, und was diesen widerspricht, jenes verwerfen und dieses annehmen.

Nach diesen Voraussetzungen prüfen wir einmal genauer, was für Glauben das Judenthum und was für Glauben das Christenthum fordert.

Die h. Schrift Israels stellt als höchste Forderung auf: „Und nun, Israel, was fordert der Ewige, dein Gott, von dir? Daß du Ehrfurcht habest vor dem Ewigen, deinem Gotte, in allen seinen Wegen wandelst, ihn liebest und ihm dienest mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele.“ (5. Mos. 10, 12). Hierin wird also keine Forderung des Glaubens aufgestellt, sondern die Ehrfurcht vor und die Liebe zu Gott und die Verwirklichung und Bethätigung dieser in Wort und Werk. So findet sich denn auch das Wort „Glauben“ nur wenige Male und zwar bei speciellen Verheißungen und Geschehnissen, wo hingegen „du sollst erkennen“ und „du sollst dir zu Herzen nehmen“ sehr oft vorkommt. Die h. Schrift setzt den Glauben an das Dasein Gottes voraus und beginnt daher mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.“ Sie setzt diesen Glauben voraus, weil sie ihn bei allen Völkern und Menschen vorfand, weil er dem Verstande und Gefühle des Menschen nicht widerspricht, sondern zum eigentlichen Wesen des Menschen gehört. Die h. Schrift läßt sich also auf Beweise für das Dasein Gottes gar nicht ein, sondern ihre Aufgabe ist nur, gegenüber den Verirrungen und Verwirrungen des Heidenthums, den rechten und wahren Begriff von Gott bestimmt und ausführlich zu lehren und die daraus consequent erfließenden Gesetze der Sittlichkeit für den Einzelnen wie für die ganze Gesellschaft aufzustellen. Die h. Schrift überläßt es also der Philosophie, wie diese mit den Beweisen für das Dasein Gottes fertig wird, sie sich construirt oder nicht; sie selbst aber stellt den rechten und wahren Inhalt des Begriffes von Gott auf dem ewigen

Grunde des Glaubens an Gott fest. Diese Lehre von Gott widerspricht nun in keinerlei Weise unserem Verstande und Herzen, und überläßt sich daher auch willig der weiteren Prüfung unserer Vernunft. Immer den Glauben an Gott vorausgesetzt, kann ein Widerspruch oder eine Nichtübereinstimmung mit dieser Lehre von einem einzigen, unkörperlichen, unendlichen, allmächtigen, ewigen, allgütigen, allgerechten und allbarmherzigen Gotte, Schöpfer der Welt, Vorsehung und Vergeltung in der Menschenwelt, von unserer Vernunft nicht gefunden werden.

In gleicher Weise spricht der Talmud den Grundsatz aus, daß ein Jude, so lange er den Satz: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig" bekennt, durchaus als Jude anzusehen ist. Wie er sich auch in jeder andern Beziehung zum Judenthume verhalte, kann er mehr oder weniger ein gerechter und frommer oder ein sündiger Jude sein, aber dem Judenthume gehört er an. Also auch hier wird nur der Glaube an einen einzigen Gott vorausgesetzt.

Indeß ist doch noch ein zweiter Glaubenssatz, den die Schrift präsumirt. So einfach, wie sie mit ihrem ersten Worte die Schöpfung der Welt durch Gott ausspricht, ebenso einfach sagt sie: Gott sprach zu Adam, Noah, Abraham u. s. w., redete vom Sinai zu dem versammelten Volke Israel, und das Wort Gottes kam zu dem und dem Propheten. Sie setzt also die unmittelbare Offenbarung Gottes an hierzu berufene Menschen ebenfalls als Glauben voraus, und giebt nur hier und da einen Wink, wie man sich die Offenbarung zu denken habe. Die heilige Schrift spricht nirgends aus, daß ihr gesammter Inhalt Wort für Wort von der Genesis bis zur Chronik unmittelbar von Gott herrühre, wohl aber, daß die Lehren Mosis und der Propheten diesen göttlichen Ursprung haben. In der talmudisch-rabbinischen Epoche ging man hierin nun weiter, nahm die ganze Bibel und Alles, was darin enthalten ist, als von Gott unmittelbar herrührend an, so daß nicht blos die prophetischen Reden und Aussprüche aus Gott unmittelbar erflossen, sondern auch der geschichtliche Theil und die Hagiographen von einem „heiligen Geiste" (רוח הקדש) eingegeben seien, ja, daß es auch Traditionen gebe, welche unmittelbar vom Sinai, also göttlichen Ursprungs seien, und daß überhaupt die Aussprüche, Folgerungen und Festsetzungen der Weisen dieselbe Verpflichtung wie die heilige Schrift für die Bekenner des Judenthums hätten.

Das schriftgemäße Judenthum kennt also zwei Glaubenssätze, die es als seine Basis dem Glauben übergiebt: das Dasein Gottes und den unmittelbaren Ursprung der Lehren Mosis und der Propheten aus Gott. Ueber diese beiden Sätze hinaus stellt es durchaus keine Forderung an das bloße Glauben, sondern überläßt den ganzen Inhalt dieser Lehren der Prüfung unseres Verstandes und Herzens, um sich mit ihnen in völliger Uebereinstimmung zu befinden, gewiß, daß diese nicht ausbleiben könne.

Wie verhält sich nun das Judenthum unserer Zeit hierzu? Wie sich von selbst versteht, sieht es den ersten Glaubenssatz ebenfalls völlig als seine Basis an, und betrachtet denjenigen, der den Glauben an Gott in Frage stellt, nicht mehr als Juden. Es wird dem Einzelnen nicht verwehren, auch über das bloße Dasein Gottes für sich zu philosophiren — wie dies ja auch Maimonides und Mendelssohn gethan — aber so wie er zu einem abweichenden Resultate käme, hätte er sich ganz außerhalb des Judenthums gestellt. Wir stehen dabei völlig auf dem talmudischen Standpunkte und fordern vom Juden unbedingt das Bekenntniß, daß der Ewige, unser Gott, einzig ist. Hinsichtlich des zweiten Glaubenssatzes befindet sich das neuere Judenthum nicht mehr auf dem Standpunkte des unbedingten Glaubens, wie das talmudisch-rabbinische Judenthum. Denn es gestattet dem Juden immerhin die Frage: ob er sich in Uebereinstimmung finde mit dem Glauben, daß die Lehre unmittelbar von Gott eingegeben, oder ob sie das geschichtliche Eigenthum und Erbtheil des jüdischen Stammes sei? Allerdings wird die eigentliche Theorie auch des gegenwärtigen Judenthums auch diesen zweiten Glaubenssatz aufrecht erhalten und mit aller Kraft diese Ueberzeugung pflegen und nähren, aber in der Praxis kann man das Wesen des Judenthums noch immer als bewahrt und gerettet auch in den jüdischen Individuen ansehen, welche sich hinsichtlich des zweiten Glaubenssatzes entweder als im fraglichen Zustande, oder gar in Zweifel und Widerspruch erklären.

Dies ist das jüdische Glauben. Es wird als eine unbedingte Forderung der Religion für ihren Inhalt durchaus nicht beansprucht vielmehr dieser überall als mit unsrer Vernunft und unsrem Gefühle in Uebereinstimmung vorausgesetzt. Es wird nur im Allgemeinen für das Dasein Gottes als Basis aller Religion und im

Besondern für den Ursprung unsrer Lehre vorausgesetzt. Vergleichen wir es nun mit dem christlichen Glauben.

Wir halten es für überflüssig, bevor wir die folgende Betrachtung anstellen, noch einmal zu versichern, daß es sich hier nicht um eine Polemik, viel weniger um eine Verunglimpfung oder nur schiefe Beurtheilung handle, daß wir vielmehr nichts Anderes als eine objektive Vergleichung der Thatsachen anstreben, so daß die Resultate von den Gegnern selbst angenommen werden müßten.

Das Christenthum stellt das Glauben, und zwar das unbedingte Glauben, als seine erste und unerläßlichste Forderung auf Nur durch das Glauben, und zwar an den bestimmten Inhalt der christlichen Glaubenssätze, wird der Mensch der Erlösung, des ewigen Lebens, der Seligkeit theilhaftig. Wer diesen Glauben nicht hat, mag er jene Glaubenssätze verwerfen oder von ihnen keine Kunde gehabt haben, ist von der Erlösung, vom ewigen Leben, von der Seligkeit ausgeschlossen, ist der Verdammniß anheimgefallen. Dies ist bereits im Neuen Testamente selbst an vielen Stellen ausgesprochen, von denen wir nur einige anführen wollen. Ev. des Markus 16, 16: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird gerettet werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." Ev. des Johannes 3, 16: „Denn also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen Sohn, den eingeborenen, dahin gegeben, auf daß Jeder, der an ihn glaubet, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." 18: „Wer an ihn glaubet, wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes." 36: „Wer an den Sohn glaubet, hat das ewige Leben." Vgl. 6, 47.

Was setzt nun diese aller Lehre vorangehende Forderung des allein die Erlösung, die Rechtfertigung und die Seligkeit verleihenden Glaubens voraus? Nichts Anderes, als daß damit von vornherein der Inhalt der Glaubenssätze als der Vernunft und dem Herzen widersprechend und unbegreiflich bezeichnet ist, darum der Cognition jener völlig entzogen und als ein Mysterium hingestellt wird. Wie bemerkt, wir wollen hier dem Christenthume diese seine Forderung nicht bestreiten, nicht einmal den Widerspruch andeuten, daß eine göttliche Offenbarung nichts weiter als ein unbegreifliches Geheimniß sein solle, sondern wir wollen hier nur konstatiren, daß es so und nicht anders ist. Dieser unbedingten Forderung seitens

des Christenthums entspricht dann auch der Inhalt seiner Glaubenssätze. Ohne jetzt schon an die Prüfung des ganzen christlichen Glaubensschatzes zu gehen, werfen wir nur einen Blick auf die ersten Credo's, die allen christlichen Kirchen gleicherweise eigen und daher in jedem Katechismus zu finden sind. Sie lauten: 1) „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde;" 2) „Ich glaube an Jesus Christus, den einzigen Sohn desselben, unsern Herrn, der empfangen worden vom heiligen Geiste, geboren aus der Jungfrau Maria, gelitten hat unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder erstanden von den Todten, zum Himmel gestiegen, sitzend zur Rechten Gottes des Vaters, von wo er kommen wird, zu richten die Lebenden und Todten;" 3) „Ich glaube an den heiligen Geist, der hervorgeht aus dem Vater und dem Sohne"[1]).

Wir gehen nicht weiter, weil von da ab die Kirchen von einander abweichen.

Wer diese Fundamentalglaubenssätze des Christenthums liest, dem wird sofort der Widerspruch einleuchten, den die Vernunft und das Gefühl dagegen erheben. Sei die Erklärung, Deutung, Auslegung noch so einfach, oder gekünstelt, in dem einzigen Gotte eine dreifache Persönlichkeit anzuerkennen, ist der Vernunft unmöglich; ja drei Personen, die so von einander gesondert sind, daß die eine derselben ein eigenthümliches Geschick erleiden und sich ihm hingeben konnte, in der Einheit des göttlichen Wesens zu finden, aus seiner Einigkeit eine Dreieinigkeit zu machen, ist die Vernunft nicht im Stande. Es ist also ein Mysterium, das die Vernunft und das Gefühl in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Thätigkeit völlig ausschließt. Daß Gott Mensch geworden, als Mensch geboren werde, esse, trinke, wachse, sich entwickele, thätig sei, leide und sterbe, ist der Vernunft und dem Gefühle ebenso unbegreiflich, ebenso widersprechend, da hier die Grundbegriffe des Unendlichen und Endlichen, des Unbegrenzten und Begrenzten, des Sinnlichen

1) Es lauten diese Credo's im lateinischen Texte des katholischen Katechismus folgendermaßen, s. Catechismus ex Decreto Concilii Tridentini, ad parochos Pii V. Pont. Max. jussu editus. Colon. 1661, p. 15 seq.:

Credo in Deum patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae:

und Uebersinnlichen, des Gottseins und Menschseins geradezu in den Kampf, oder vielmehr in den vollständigsten Widerspruch treten. Es ist wiederum ein Mysterium, das die Vernunft und das Gefühl in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Thätigkeit völlig ausschließt. Daß in dem Leiden und dem Tode dieses Mensch gewordenen Gottes nicht blos der Mensch leide und sterbe, sondern auch der Gott, so daß dadurch dieses Leiden und Sterben nicht die gewöhnliche Bedeutung eines menschlichen Leidens und Sterbens, sondern eine unendliche Bedeutung und Wirkung, nämlich die Erlösung der sündigen Menschen, jedoch nur sofern sie daran glauben, erhielt, ist wiederum der Vernunft und dem Gefühle unbegreiflich, da der Begriff Gott und der Begriff Leiden und Sterben sich gegenseitig aufheben, also abermals ein Mysterium, das die Vernunft und das Gefühl ausschließt. Daß die dritte göttliche Person, der „heilige Geist", aus den beiden anderen „hervorgeht", dennoch aber von ihr die zweite, der Sohn, „empfangen" worden, ist ebenfalls der Vernunft und dem Gefühle widersprechend, unbegreiflich, ein Mysterium. Wir haben es also mit den weiteren Glaubenssätzen, die an diese Credo's sich anschließen, aus ihnen hervorgehen, von ihnen bedingt werden, die aber auch jene Glaubenssätze selbst bedingen, noch gar nicht zu thun; denn diese schon erweisen vollkommen, daß sie im Gegensatz zur Vernunft und zum Herzen des Menschen stehen, nicht etwa bloß von diesen nicht erwiesen, vielmehr bei jeder Prüfung verworfen, sondern schon gar nicht verstanden und begriffen werden weil alle Begriffe der Dinge darin sich selbst aufheben. Darum hat schon das „Neue Testament" selbst, dann die Kirche und die Kirchenväter, ja alle Kirchenlehrer bis auf diesen Tag das unbedingte Glauben als das erste und wesentlichste Erforderniß angesehen und ausgesprochen, weil ohne dieses Glauben jene Glaubenssätze des Christenthums nur Worte sind, und derjenige, sei es christlicher Laie oder christlicher Theologe, der die angeführten Glaubens-

Et in Jesum Christum, filium ejus unicum, Dominum nostrum, qui conceptus est de Spiritu sancto, natus ex Maria Virgine, passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus, descendit ad inferos, tertia die resurrexit a mortuis, ascendit ad coelos, sedet ad dextram Dei patris omnipotentis, inde venturus est judicare vivos et mortuos.

Credo in Spiritum Sanctum, qui ex Patre Filioque procedit.

Das lutherische Bekenntniß lautet bekanntlich ebenso.

sätze nicht als die wirklichen und wesentlichen des Christenthums annimmt, nicht bloß die Kirche, Kirchenväter und Kirchenlehrer, sondern auch das „Neue Testament" verwirft, sich also ein Christenthum eigener Art und auf eigene Hand fabricirt. Ganz in derselben Weise, wie die h. Schrift, der Talmud und das jetzige Judenthum, also das Judenthum in allen seinen Phasen einmüthig den für keinen Juden erklärt, der den Glaubenssatz: „der Ewige, unser Gott, ist einzig und einig" (beide Begriffe sind im אחד verbunden) läugnet, so erklären das „Neue Testament", die Kirche und die Kirchenlehrer den für keinen Christen, der die obigen drei Credo's nicht glaubt. Ebenso aber wie vom Judenthume nichts übrig bleibt, wenn jene drei Zeugnisse des Judenthums (die h. Schrift, der Talmud und das jetzige Judenthum) verworfen werden, so bleibt auch vom Christenthume nichts übrig, wenn diese drei Zeugnisse des Christenthums (das Neue Testament, die Kirche und die Kirchenlehrer aller Zeiten) verworfen werden.

Es resultirt hieraus also: daß das Judenthum kein unbedingtes Glauben, sondern überall nur ein vernunftgemäßes Glauben als Forderung und Erforderniß hinstellt, da es lediglich das Glauben an das Dasein Gottes als sein unverrückbares Fundament aufstellt, dieses Glauben aber in dem Wesen des ganzen Menschen begründet ist und der Vernunft und dem Gefühle nicht widerspricht, dann zwar auch das Glauben an die göttliche Offenbarung will, welches Glauben jedoch darum nicht unbedingt ist, weil eine Uebereinstimmung mit dem Lehrinhalt des Judenthums immer noch auch mit der Nichtannahme dieses Glaubenssatzes bestehen kann. Das Christenthum hingegen stellt das unbedingte Glauben als seine erste Forderung und Erforderniß auf, weil dieses unbedingte Glauben sein eigentliches Wesen ist, und sein Lehrinhalt unbegreiflich, der Vernunft und dem Gefühle widersprechend, sie daher ausschließend, Mysterium ist.

Wir haben hier, unserer Aufgabe gemäß, keinen Blick auf den Islam zu werfen; aber auch dieser, wie schon sein Name giebt („Islam: die unbedingte Hingebung" [1]) stellt Glaubenssätze als unbedingte Forderungen auf, wie das unbedingte Glauben an das höchste Prophetenthum Muhameds, an die Praedestination, welche

1) S. Tornauw, moslem. Recht S. 2 ff.

die Freiheit des Menschen aufhebt (Fatalismus), an die Unerschaffenheit des Koran, der dem Muhamed durch den Erzengel Gabriel vom Himmel gebracht wurde — Glaubenssätze, deren unbedingte Annahme den Begriff des „Gläubigen" ausmacht und allein dem Gläubigen die Seligkeit des Paradieses sichert, deren Annahme aber von einer vernunftgemäßen Prüfung nicht abhängig gemacht, einer solchen vielmehr nicht unterzogen werden darf. —

Wir wollen nun dem Christenthume das Recht, das unbedingte Glauben als sein Wesen von seinem Bekenner zu fordern, durchaus nicht bestreiten, und gestatten uns daher nur die eine Bemerkung, daß freilich, sobald einmal ein unbedingtes Glauben gefordert wird, der Inhalt desselben ohne bestimmbare Grenze ist, da ihm das einzige Korrektiv, die Uebereinstimmung mit der Vernunft, fehlt. Es ist daher auch den Reformatoren nie eingefallen, die weiteren Glaubenssätze der katholischen Kirche zu verneinen, weil sie der Vernunft widersprächen, sondern weil sie nicht schriftgemäß seien, aus dem „Neuen Testamente" nicht erwiesen und belegt werden könnten. Aber auch das Heidenthum stand auf dem unbedingten Glauben, und die Gebilde aller heidnischen Religionen konnten von ihren Bekennern nur durch das unbedingte Glauben gehalten werden. War doch selbst die Art von Philosophemen, welche in einigen heidnischen Religionen wie der indischen und persischen, enthalten war, in deren konkreter Gestaltung dem vernunftgemäßen Begreifen längst entzogen.

Das Judenthum unterscheidet sich daher wesentlich hierdurch von allen übrigen Religionen. Es hat den Kampf um das Dasein Gottes nur mit dem Atheismus, Materialismus und Skeptizismus, dagegen den Kampf um den rechten Begriff, die rechte Lehre von Gott mit allen anderen Religionen zu führen.

Dieses schwer wiegende Moment des so durchaus entgegengesetzten Glaubens macht von vornherein einen so großen Unterschied zwischen Judenthum und Christenthum aus, eröffnete, seitdem das Christenthum dieses Glauben zu seinem Wesen gemacht, eine so tiefe Kluft zwischen den beiden Religionen, eine so unausfüllbare, daß wir noch länger dabei verweilen müssen. Nicht erst die Glaubenssätze selbst, sondern schon das unbedingte, die Vernunft und das Herz ausschließende Glauben als erstes und unweigerliches Erforderniß des Christenthums bewirkte eine Differenz, die nicht

auszugleichen ist. Die h. Schrift Israels lehrt uns ausdrücklich, daß das Wort, welches uns übergeben worden, „dir ganz nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen ist", nicht im Himmel, um zu sprechen: „wer steiget für uns in den Himmel hinauf und holet es uns und verkündigt es uns?" sie lehrt uns, daß es nicht „wunderbar" für uns ist, daß das Geheimnißvolle nur Gottes, das Offenbare und das Begreifliche aber des Menschen ist (5. Mos. 30, 11 ff. 29, 28.) — während das Christenthum seine Glaubenssätze als unbegreifliche Geheimnisse, als der Vernunft unfaßbare Mysterien verkündet.

Glauben ist weder ein gesondertes Vermögen, noch eine unterscheidbare Thätigkeit des menschlichen Geistes. Sobald es sich als eine von außen gestellte Forderung setzt, also die Thätigkeit der Vernunft und des Herzens ausschließt, kann es nur noch als eine Thätigkeit der Phantasie gelten, und der Glaubenssatz als eine Vorstellung, welche der Phantasie anheimfällt und übergeben wird, weil er der Vernunft nichts Faßbares und Begreifliches übergiebt. Dies war die Basis, auf welcher das ganze Heidenthum beruhete und sich bewegte. Denn selbst die vernunftgemäßen Vorstellungen, welche einige heidnische Religionen an ihre Spitze gestellt, wurden von ihnen alsbald der Vernunft entzogen und der Phantasie zum bunten Spiel der sinnbildlichen Verarbeitung übergeben. Diesem einseitigen Wesen sollte nun die israelitische Religion von Beginn an entgegentreten, und eine Religion begründen, welche den ganzen Menschen beanspruchen, den ganzen Menschen umfassen und befriedigen sollte. Der Begriff Gottes und das Verhältniß des Menschen zu Gott sollte aus dem Bereiche der bloßen Phantasie herausgeschafft und der Vernunft und dem Herzen des Menschen überantwortet werden. Nur dadurch konnten die Wahngebilde der Phantasie zerstört und ihnen vorgebeugt, nur dadurch eine dauernde religiöse Ueberzeugung geschaffen, der Geist zur Erkenntniß gebracht, die wahre und sichere Sittlichkeit begründet und zur Herrschaft im Leben des Menschen geführt werden. Diesen Standpunkt, daß die Religion alle Kräfte des Menschengeistes zur Thätigkeit und Befriedigung bringen müsse, und daß nur die eine wahre Religion sei, welche sich ebenso auf Vernunft und Herz wie auf die geschichtliche Ueberlieferung stützt, die daher nicht in einem ewigen Widerstreit der Vernunft und des Herzens gegen die geschichtliche Ueber-

lieferung besteht, jene auf immer zurückweisen und verdammen, diese als das alleinige Heil aufrecht erhalten muß, diesen Standpunkt nahm die Religion Israels von Anfang an ein und behauptete ihn, selbst durch die Trübnisse dunkler und trauriger Zeiten hindurch, immer fest, so daß er, wenn er eine Zeit lang verdunkelt war, doch immer wieder zum Vorschein und zum Durchbruch kam und sich als das erhabene Charakteristikum dieser Religion bewährte. Was Wunder demnach, daß, als das Christenthum sich von diesem Standpunkte zu entfernen begann und seinem Glaubensinhalte gemäß das unbedingte Glauben, das Mysterium, welches die Vernunft und das Herz ausschließt, wieder zu seiner Grundlage machte, das Judenthum sich mit ihm in voller Opposition befand, seitdem in ununterbrochenem Gegensatz beharrt und diesen gar nicht aufzugeben vermag. Diesen Gang verfolgte das Judenthum ganz besonders auch in der Auslegung der h. Schrift selbst. Das Wort derselben war stets der Prüfung, Forschung und Auslegung nach allen Seiten hin frei gegeben. Auch der Talmud bringt die mannigfaltigsten Deutungen jedes Wortes der h. Schrift heran; auch die treuesten Anhänger des Talmud hielten sich für befugt, den talmudischen Deutungen gegenüber zu dem einfachen Wortsinn zurückzukehren und diesen auf Grund der Fortschritte der Grammatik und Lexikographie zu eruiren. Erlaubt sich ja sogar der Talmud, irgend einem Ausspruche der Schrift durch Versetzung oder Veränderung von Buchstaben einen verschiedenen Sinn beizulegen; er erlaubt es sich, weil er eben weiß, daß er hiermit nicht eine unabänderliche Deutung aufstellen, sondern nur einen neuen Gedanken anknüpfen wollte; und die verschiedensten Auslegungen, wenn sie nur nicht geradezu schriftwidrig sind, werden mit dem Spruche gerechtfertigt: „Dies und dies sind Worte des lebendigen Gottes“. Es war daher immer ein sehr erfolgloses Bestreben der christlichen Missionäre, Juden dadurch zu ihrem Glauben zu bekehren, daß sie die kirchliche Auslegung einiger aus ihrem Zusammenhange gerissenen Stellen der Schrift als Beweise für die christlichen Glaubenssätze ihnen insinuiren wollten.

Es giebt demnach hierin gar keine Wahl, gar keine Ausgleichung, gar keine Connivenz. Entweder das Judenthum oder das Christenthum müßte sein ganzes, eigenes Wesen aufgeben, wenn eine Vereinigung stattfinden sollte. Entweder das Christenthum muß seine Glaubenssätze und damit das unbedingte Glauben, d. h. den

Ausschluß der Vernunft und des Herzens aufgeben, das ist nichts Anderes, als Judenthum werden; oder das Judenthum müßte seine Grundlage in der Vernunft und dem Herzen, seine Uebereinstimmung der geschichtlichen Ueberlieferung mit der Vernunft und dem Herzen aufgeben, und könnte dann Christenthum, aber auch etwas Anderes, wie Islam oder sonst, werden. Es liegt aber darum offenbar, daß jenes dem Christenthume eher möglich wäre, während dies dem Judenthume ganz unmöglich ist, weil es dem ganzen Menschen, der einmal als solcher in geheiligter Weise befaßt ist, nicht möglich ist, sein ganzes Wesen gegen die Thätigkeit eines Theiles, Vernunft und Herz gegen die Phantasie aufzugeben. Nicht als ob diese Procedur nicht in einzelnen wenigen Individuen vor sich gehen könnte, dies leugnen wir nicht — aber nicht in einer Gesammtheit, in einer großen Vielheit von Menschen, weil jene Procedur eine sehr besondere Beschaffenheit in einem solchen Individuum voraussetzt. Dies liegt denn auch factisch vor: denn was band denn die Juden an ihre Religion so viele Jahrhunderte hindurch, und ließ sie um derenwillen die größten Leiden ertragen? Was bindet sie noch heute einer tausendfach verlockenden Welt, einem zersetzenden Leben gegenüber an dieselbe, und läßt sie noch heute vielfache Ausschließung und Beschränkung geduldig ertragen? Nichts anderes, als daß in ihrer Religion der ganze Geist beansprucht und befriedigt wird, während sie dies aufgeben müssen, wenn sie übertreten; weil in ihrer Religion Vernunft und Herz frei und thätig sind, während sie diese gebunden und ausgeschlossen bekommen, wenn sie ihre Religion verlassen wollten. Es findet dies so sehr statt, und darin liegt der beste Beweis für unsere Deduction, daß dies nicht blos Ansicht der Intelligenz ist, sondern wie zum Instinkte bei der Masse geworden, und daß sie hiernach jeden Abfall von der Religion Israels wie einen Abfall von Vernunft und Herzen, von Vernunftgemäßem und Herzgemäßem beurtheilt. Ja, es ergiebt sich daraus, daß mit der größern allgemeinern Herrschaft von Bildung und Gesittung auch das der Bildung sich anschließende Judenthum nur ein um so festeres Band um seine Bekenner schließt; daß, je mehr im Allgemeinen Vernunft und Herz vorwaltend werden, das Judenthum, das diesen gegen die auch in seinem Schooße durch das Mittelalter aufgehäuften Mißbräuche und Mißstände zu ihrem Platze verhilft und sich dadurch klärt und läutert, nur um so

sicherer seine Bekenner festhalten werde, so daß der Traum jener Gegner, welche von der wachsenden Aufklärung den Untergang des Judenthums verkündeten, zu Schanden wird, weil sie das Wesen des Judenthums nicht kannten, da dieses in der Klärung jenes nur eine um so mehr verjüngende und erfrischende Kraft gewinnt.

9. Die Konsequenz im Judenthum und Christenthume.

Konsequenz heißt die folgerichtige Durchführung der Grundbegriffe auf dem ganzen Gebiete des betreffenden Gegenstandes nach allen Richtungen hin. Durch eine solche Konsequenz werden die Grundbegriffe erst lebendig, wirksam und darum zur Wahrheit; durch sie wird ein wesenhafter Organismus hergestellt, in welchem alle Glieder und Organe zusammengehören, sich ineinanderfügen und zu einem großen ganzen Leben werden; ohne sie wird Alles Schein, jene Grundbegriffe hängen in der Luft, oder verwirklichen sich nur in unzusammenhängenden Erscheinungen, welche nicht im Stande sind, die realen Verhältnisse und Hindernisse zu überwinden.

Die israelitische Religion stellt von ihrem Beginne an ein Bild vollendeter Konsequenz dar. Sie hat zu ihrer Basis die Lehre vom einzigen Gotte, der die Welt geschaffen. Ihre erste Folgerichtigkeit bethätigte sie nun in der Lehre von Gott selbst, als dem unendlichen, unveränderlichen und ewigen, allmächtigen, allerheiligsten, d. h. vollkommensten Wesen. Ihre zweite Folgerichtigkeit war die Einheit des ganzen Weltalls und aller Wesen und Existenzen in ihr, die alle zu einem unermeßlichen Ganzen eingegliedert und zusammengefügt sind. Folgerichtig erscheint Gott in dieser Schöpfung allweise und allgütig, darum die Welt vollkommen, kein Uebel in ihr vorhanden — alles Uebel ist nur ein Verhältniß zum Menschen — ein Prinzip des Bösen nicht existirend. Sie faßt den Menschen in dieser geschaffenen Welt als das sittliche Wesen, aus Körper und Geist bestehend, diese beiden zu einer harmonischen Einheit verbunden. Ihre dritte Folgerichtigkeit ist daher, den Menschen als Gott ebenbildlich zu fassen, und zwar im Selbstbewußtsein, in der Unerschöpflichkeit der Gefühle, im freien Willen und der daraus folgenden Sittlichkeit. Folgerichtig erkennt sie daher Gott in einem unmittelbaren Verhältniß zum Menschen als Vorsehung und Ver-

geltung, jene die Menschheit zur fortschreitenden Vervollkommnung führend, diese die Schuldhaftigkeit des reuigen Individuums in Barmherzigkeit auslöschend, vergebend, versöhnend. Folgerichtig bestimmt sie daher das Selbstbewußtsein des Menschen zur Erkenntniß, das Gefühl zur Liebe und den freien Willen zur Tugend und Läuterung, zur freien Selbstbestimmung für Recht und Pflicht. Folgerichtig wendet sie sich daher an alle Thätigkeiten des Menschengeistes, stellt als höchste Gesetze der Liebe auf: „Liebe den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Vermögen" (Herz, Vernunft, Willen), und: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst", und findet in der freien Uebung des Rechts und der Pflicht das „Leben". Ihre vierte Folgerichtigkeit besteht nämlich nun in der Auffassung des Menschengeschlechts als Einheit, alle Menschen aus einem Ursprunge als Kinder des einzigen Schöpfers und Vaters betrachtend. Folgerichtig stellt sie daher für die menschliche Gesellschaft die Grundsätze der Gleichheit, Bruderliebe und persönlichen Freiheit auf. Hier ist es aber, wo sie auf die realen Verhältnisse traf, zu deren Ueberwindung sie ihre Grundsätze niemals aufgab, aber nur auf die allmählige Entwicklung der Menschheit rechnen durfte. War sie daher gezwungen, ihre ganze Lehre inmitten aller in das Heidenthum versunkenen Völker an eine hierzu erzogene Nation zu richten, von Beginn an aber mit der Tendenz und Gewißheit, daß im Laufe der Jahrtausende die ganze Menschheit sich dieser Lehre zuwenden werde, indem von Zeit zu Zeit aus ihr große Strömungen in die Menschheit eindringen würden: so waren auch innerhalb dieser dazu bestimmten Nation die realen Hindernisse zu beachten und zu überwinden. Indem sie daher jene obersten Grundsätze für die Gesellschaft dieser Nation proklamirte, mußte sie in der folgerichtigen Verwirklichung derselben durch das Spezialgesetz an Zeit und Ort gebunden sein. Wenn sie die Gleichheit durch den Wegfall aller Geburts- und Standesunterschiede thatsächlich ausführte, so mußte sie andererseits ein Hinderniß durch die Heiligkeit des Eigenthums, das wiederum in der persönlichen Freiheit seine Vollberechtigung hatte, finden, und konnte daher nur die unaufhörlichen Schwankungen des Besitzes und die daraus erfließende Ungleichheit durch die möglichste Vermeidung der Gegensätze, d. i. des übermäßigen Reichthums und der übermäßigen Armuth, vermittelst des Gesetzes

vom Erlaß- und Jobeljahre zu vermindern suchen. Ebenso traf sie für die persönliche Freiheit auf das heidnische Sklaventhum, und konnte dies nur dadurch zu beseitigen hoffen, daß sie dasselbe in eine zeitweise Vermiethung verwandelte, ganz wie sie den Verkauf der Erbgüter in eine zeitweise Verpachtung verwandelte, beide noch durch das beständige Lösungsrecht beschränkend. Um so freier war sie in Bezug der Bruderliebe, die sie auch dadurch vor jedem Mißverständniß sicherte, daß sie ausdrücklich hinzufügte: „Liebe den Fremdling wie dich selbst". Sie stellt daher die Hülfeleistung für jeden Hülfsbedürftigen in Gefahr und Noth als ein volles Anrecht des Letzteren auf und verkörperte dies außer der allgemeinen Aussprache im Spezialgesetz in einer Reihe von Verordnungen, die sich zunächst an die Zustände eines ackerbauenden Volkes lehnten. Weiterhin lief dieses Moment auch in die schonende Behandlung des Viehes aus und deutete noch ferner auf die Bewahrung und Beachtung aller natürlichen Einrichtungen und der naturgemäßen Einfachheit hin. Folgerichtig baute sie aber die ganze Gesellschaft auf der Familie auf, schützte diese in ihrer ganzen Heiligkeit, indem sie insonders durch das Ehe- und Keuschheitsgesetz jede Ausschweifung und Entartung verhinderte. Hier angekommen, bethätigte sie folgerichtig jene von ihr anerkannte harmonische Einheit des Körpers und Geistes im Menschen, indem sie nachhaltige Störungen derselben seitens des Körpers, nachtheilige Einflüsse dieses auf die Reinheit der Seele durch die Reinigkeitsgesetze, wohin auch die Speisegesetze gehören, zu beschränken suchte. Auf diese Weise innerhalb der Gesellschaft bei dem Individuum angelangt, weckte und pflegte sie in diesem vorzugsweise das Bewußtsein, Glied einer großen religiösen und nationalen Gemeinschaft zu sein, erzog es dann zu den Gefühlen der Ehrfurcht vor Gott, der Anhänglichkeit und Treue für seine Ueberzeugung, zur Unterdrückung aller bösen Begierden, zur Bekämpfung aller schlechten Leidenschaften und zur Vermeidung aller unrechten Handlungen. — Es war daher schließlich die fünfte Folgerichtigkeit, daß sie diese ihre großen im Allgemeinen aufgestellten, im Spezialgesetz mit Beachtung und nach Maßgabe von Zeit und Ort verarbeiteten Grundsätze durch die strengste Uebung des Rechts in der Gesellschaft vermittelst der unparteiischesten öffentlichen und mündlichen Gerichtsbarkeit, mit Ausrottung aller Selbsthülfe, Selbstrache, Foltern, Gottesurtheile ꝛc. und im Indivi-

duum vermittelst der Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen sicherte. —

Dies ist in großen Zügen ein Bild der vollendeten Konsequenz, welche der Mosaismus als Grundlage für das Judenthum durchführte. Es ist hier nun nicht der Ort, zu zeigen, wie dieser der israelitischen Religion aufgeprägte Charakter sich in der ganzen Geschichte des Judenthums realisirte. So viele Hindernisse die realen Verhältnisse und deren geschichtlicher Wandel auch mit sich brachten, so gab doch das Judenthum diese Konsequenz niemals auf, was Folgen hatte, die wir weiter unten näher in Betracht ziehen werden. Stellen wir zuvörderst eine ähnliche Betrachtung hinsichtlich des Christenthums an.

Sobald wir in das Glaubensgebiet des Christenthums eintreten, treffen wir auf die erste große Inkonsequenz. Wir erkennen an, daß das christliche Glaubenssystem an sich, völlig konsequent sich auseinander entwickelt. Die Urheber der christlichen Glaubenssätze legten den Lehren, die aus dem Munde des Stifters der christlichen Religion geflossen, nicht den ausschließlichen Werth bei, um ihn genügend zu finden, ihn als einen Propheten, einen gottbegeisterten und gottgesandten Seher zur Anerkennung zu bringen. Dazu hatten in der That diese Lehren innerhalb des Judenthums nichts Neues und Besonderes genug. Es galt daher, seinem Tode und dem vorausgegangenen Leiden eine höhere Bedeutung zu geben, und zugleich eine solche, welche für schwärmerische Gemüther, zumal außerhalb des Judenthums, wo das zur Carricatur herabgesunkene Heidenthum zahllose Geister sehnsüchtig nach einer neuen Verkündigung gemacht, eine große Anziehung üben könne. Dies konnte nicht erreicht werden, indem man dieses Leiden und diesen Tod etwa blos als ein Vorbild hinstellte, wie man für seine Ueberzeugung leiden und sterben müsse, sondern indem man ihm eine ganz außerordentliche Wirkung zuschrieb: die Erlösung der sündigen Menschen, die Läuterung derselben zum ewigen Leben, selbstverständlich nur für den, der an diese Erlösung glaube. In diesem Falle konnte aber dieser Tod nicht für den eines Menschen angesehen werden, da es nicht ersichtlich sein konnte, wie dem Tode eines Menschen eine solche Kraft einwohnen konnte. Folgerichtig mußte daher dieser Stifter für mehr als einen Menschen, für einen Gott erklärt werden, der sich zwar als Mensch dem Tode hingab, aber doch zugleich als Gott darunter

litt und duldete. Nahm man nun in der Gottheit erst zwei Persönlichkeiten an, so war es folgerichtig, noch eine dritte zu constatiren, „den heiligen Geist," durch dessen Vermittelung „der Sohn" in die menschliche Erscheinung trat, und welcher dauernd die Vermittelung zwischen Gott und den Menschengeistern vollführe. War dieses an sich folgerichtig, so traf man eben auf das Hinderniß, daß die Religion, an welche man anknüpfte, die Lehre von einem einzigen Gotte in ganz unbedingter Weise aussprach, und dieses Axiom doch dem Heidenthume gegenüber und bei der nothwendig festzuhaltenden Lehre von der Einheit der geschaffenen Welt nicht entbehrt werden konnte. Man mußte daher zu der Inkonsequenz greifen: an der Spitze der Religion einen einzigen Gott zu lehren und doch in diesem eine dreifache Persönlichkeit anzunehmen. Das Dogma von der Erlösung führt folgerichtig zu der Annahme, daß alle Menschen etwas in sich trügen, wovon sie erlöst werden müßten; daß alle Menschen von Geburt an eine Sünde in sich trügen, welche durch eigene Reue und Buße nicht gesühnt werden könne, also eine Erbsünde. Hierdurch aber gerieth man in die zweite Inkonsequenz, daß der Mensch als Gott ebenbildlich anerkannt werden mußte, und dennoch mit dieser unermeßlichen Erbsünde behaftet in die Welt trete; ferner, daß Gott allbarmherzig, ist, und dennoch diese Sünde durch sich selbst nicht versöhnen könne: endlich, daß Gott die Welt vollkommen erschaffen habe, und dennoch der Mensch mit einer durch das Individuum unverschuldeten Sünde geboren werde. Glaubte man nun diesen letzten Einwand dadurch zu beseitigen, daß man die Veranlassung zu dieser Erbsünde in der ersten Sünde des ersten Menschenpaares finden wollte, so war man doch wiederum hierdurch genöthigt, die Existenz eines „bösen Prinzips" anzunehmen, den „Satan", der im A. T. nur eine poetische Figur gespielt hatte, in den Kreis des fixirten Glaubens einzuführen und so zu dem alten persischen Dualismus zurückzukehren, der in so inkonsequenter Weise dem jüdischen Monotheismus angeheftet wurde. Drittens erkannte man die Einheit des Menschengeschlechts an, aber man gelangte aus dem Dogma von der Erlösung sofort dahin, eine Unterscheidung zwischen den „Gläubigen" und den „Ungläubigen" zu machen, zwischen beiden eine wesentliche Ausschließung zu constatiren. Wenn auch dogmatisch diese Unterscheidung vielmehr für den Himmel, für das jenseitige Leben gemacht wurde, so lehrt doch die Geschichte bis auf den heutigen

Tag, welche faktische Gewalt dieses Dogma auch auf das bürgerliche Leben geübt hat, und wie es zu Verbannung, Unterdrückung und Ausrottung ganzer Völkerstämme geführt. Aus ihm heraus floß das Motiv, die Verbreitung der Religion auch mit dem Schwerte zu bewirken, eine Folge, die sich aus gleichem Dogma und in noch erweitertem Maße auch im Islam gezeigt hat. — Die bedeutendste Inkonsequenz lag aber darin, daß das Christenthum sich lediglich als eine Religion des Individuums ankündigte, die deshalb mit der Gesellschaft, ihrer Verfassung, ihren Gesetzen, dem in ihr geltenden Rechte, also auch mit ihren Zuständen nichts zu schaffen habe. Es war dies allerdings folgerichtig, insofern das Christenthum den Schwerpunkt des individuellen Lebens in das jenseitige Leben verlegte, ihm die Vorbereitung des Individiums für das Jenseits als das Hauptmoment des religiösen Lebens des Individuums erschien so daß der von der Welt sich völlig zurückziehende Mensch, der die bürgerlichen Verhältnisse völlig von sich abstreift, sich dem Himmel am nächsten dünkte. Aber es ist dies inkonsequent, und zwar von den nachhaltigsten Wirkungen, weil das Individuum, in eine den Grundsätzen und Lehren der Religion völlig entgegengesetzte bürgerliche Welt versetzt, durchaus nicht umhin kann, bei tausendfachen Gelegenheiten jenen Lehren und Grundsätzen zuwider zu handeln, die so geartete Gesellschaft zahllose Individuen von Religion und Sittlichkeit abwenden, und die Gesammtheit der Individuen als Staat verüben wird, was den Individuen als Sünde und Frevel von der Religion verboten wird. Müssen wir die Gesellschaft als die eigentliche Pflanz- und Erziehungsstätte der Individuen ansehen, so ist es die größte Inkonsequenz, das Individuum religiös-sittlich erziehen zu wollen, jene eigentliche Pflanz- und Erziehungsstätte aber dem Heidenthume zu überlassen. Die jetzt fast zweitausendjährige Geschichte zeigt denn auch, welche traurige Folgen diese Lehre, daß die Religion mit der bürgerlichen Gesellschaft nichts zu schaffen habe, gehabt, und daß es erst einer, von der Religion unabhängigen, selbstständigen civilisatorischen Entwickelung bedurfte und bedarf, um die offenbarsten heidnischen Einrichtungen und Grundsätze aus dem Staatsleben, und zwar immer noch in unvollkommener Weise herauszuschaffen. Nur so war es möglich, daß nach der Verbreitung des Christenthums wieder eine Zeit der rohesten Barbarei, ein tausendjähriges Mittelalter eintreten konnte, ja daß die Kirche selbst mit

heidnischen Einrichtungen wie dem Sklaventhum sich unmittelbar vertrug. — Aber auch selbst in der Religion des Individuums erblicken wir darin eine Inkonsequenz, daß die Liebe und das Recht voneinander völlig unterschieden wurden, und der Liebe allein die Eigenschaft des religiösen Lebens beigelegt wurde. Das Judenthum betrachtet Liebe und Recht zwar nicht als identisch, aber als aus einheitlicher Wurzel entspringend, so daß im höheren Sinne die Liebe zum höchsten Rechte, und das Recht zum integrirenden Wesen der Liebe wird, wie etwa Denken und Fühlen verschiedene Thätigkeiten des Geistes sind, dieser aber in seiner Einheitlichkeit eins mit dem anderen verbindet, eins ohne das andere nicht sein läßt. Die christliche Lehre aber läßt die Liebe weit über das Recht hinausgehen, so daß jene dieses beeinträchtigt und verletzt, ja, dem Rechte vor der Liebe die Existenz abgesprochen wird. Wenn das Christenthum die aus der Liebe entspringende Duldung so weit verlangt, daß dem Räuber und Gewaltthätigen auch noch das gegeben werde, was er nicht geraubt, so heißt dies nichts Anderes, als dem Unrechte und der Gewaltthätigkeit freien Spielraum gewähren, dem Rechte vor dem religiösen Tribunal das Recht absprechen, abgesehen davon, daß dadurch dem Sünder die Gelegenheit und Veranlassung zu immer größerer Sünde gegeben wird.

Daß durch diese Verschiedenheit des innersten Wesens zwischen Judenthum und Christenthum der Gegensatz ein vollendeter wurde, ist leicht einsichtlich, und man wird hieraus erkennen, daß es sich bei der Differenz der beiden Religionen durchaus nicht allein um die Glaubenssätze handelt, sondern um alle Konsequenzen derselben bis in die letzten Ausströmungen innerhalb des Lebens. Der Mosaismus hatte die Identität der Idee und des Lebens aufgestellt, begründet und durchgeführt; er konnte sich das Leben nicht ohne die durchgreifende und erfüllende Herrschaft der Idee, und die Idee nicht ohne die Realisirung im realen Leben denken; ihm war die Idee ohne Realität, und die Realität ohne die Idee nichts: sie verhielten sich ihm nicht etwa wie Schale und Kern, sondern wie ein Erzeugniß desselben Geistes, wie dasselbe Wesen. Das Judenthum hat dies festgehalten, so weit ihm nur Raum dazu gegeben war. Das Christenthum trennte Idee und Leben, bildete jene als Ideal aus und überließ das letztere sich selbst.

Können wir dies hier noch nicht weiter verfolgen, so ist es doch nöthig, einige Blicke auf die Wirkung dieser entgegengesetzten Prinzipien und Anschauungen zu werfen. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Christenthum allein durch diese Gestaltung seines Inhalts befähigt ward, in die heidnische Welt einzudringen und große Massen sich zuzuwenden. Abgesehen von der Annäherung an die heidnische Anschauungswelt, sowohl prinzipiell auf dem Boden des unbedingten Glaubens, d. h. des Phantasielebens, als auch in den Dogmen, würde das Christenthum, wenn es den Staat und die ganze bürgerliche Gesellschaft hätte nach bestimmten Grundsätzen ergreifen, umkehren und umgestalten wollen, wenn es sich den Rechten und Sitten der heidnischen Völker nicht anschmiegen gekonnt, von vornherein auf solche Schwierigkeiten gestoßen und einem so erbitterten Kampfe auf Tod und Leben gegenüber gestanden haben, daß an einen Sieg nicht zu denken gewesen wäre. Sollte also das Christenthum seine weltgeschichtliche Mission haben übernehmen können, so mußte es gerade in der Weise vorgehen, wie es geschehen ist: es mußte lediglich die Individuen beanspruchen und die staatlichen Zustände sich selbst überlassen, so daß alle herrschenden Parteien sich ohne Beschädigung ihrer Macht zu ihm bekennen konnten. Je vollständiger wir aber dies würdigen, desto weniger wird man es uns verargen dürfen, wenn wir das so gestaltete Christenthum eben darum nur als für eine, wenn auch noch so große Phase der menschengeschlechtlichen Geschichte bestimmt und geeignet ansehen. – Im Gegentheil war das Judenthum durch seine Konsequenz, durch seine Identificirung der Lehre und des Lebens um so geeigneter, die bestimmte Nation, welche es zu seinem Gefäße und Träger gemacht, festzuhalten und mitten in dem Wandel der Zeiten und in dem furchtbarsten Drange der Verhältnisse unbedingt an sich zu fesseln. So realisirte sich die providenzielle Absicht mit beiden: durch das Christenthum einen Theil der Gotteslehre in die heidnische Welt auszuströmen, in der israelitischen Nation aber die Gotteslehre in ihrer vollendeten Konsequenz zu bewahren.

Aber auch nachtheilige Folgen mußten sich an beide Erscheinungen knüpfen. Wie wir schon berührt haben, konnte das Christenthum vermöge der von uns geschilderten Konstruction jenen weltumgestaltenden, reformatorischen Einfluß nicht üben, den man ihm freilich oft genug nachrühmt. Es blieb im großen Ganzen nur der passive

Zeuge, wie das absterbende Alterthum mit seiner ganzen Kultur eingesargt wurde, und sich auf dessen Gräbern eine neue Zeit der dunkelsten Unkultur, der traurigsten Barbarei und Rohheit, der Unwissenheit und Gewaltthätigkeit erhob, aus welcher eine Anzahl Nationen nur theils vermittelst der selbständigen Entwickelung ihres Genius, theils vermittelst des wieder belebten Einflusses der antiken Wissenschaft und Kunst sich retten konnte. — Im Gegensatz aber mußte in den späteren Geschlechtern die Konsequenz im Judenthume zu einer Konsequenzmacherei ausarten, welche den Geist erdrückte und den Buchstaben vergötterte; welche das Prinzip und den Gedanken verkannte und den Ausdruck und die Form als unveränderlichen Grundsatz ansah. Wenn der Mosaismus seine allgemeine Prinzipien, indem er sie im Leben realisiren wollte, im Spezialgesetz oft nach Zeit und Ort, nach den gegebenen Lebensverhältnissen innerhalb der ihn aufnehmenden Nation zum Ausdruck bringen mußte, so kommt es den späteren Geschlechtern zu, diese allgemeinen Prinzipien aus den Spezialgesetzen zu ziehen und nach den veränderten Lebensverhältnissen in veränderten Formen zur Verwirklichung zu führen. Geben wir nur ein erläuterndes Beispiel, das wir absichtlich aus den letzten Fäden des Systems entnehmen. Im 5 Mos. Kap. 25 V. 2. u. 3. heißt es; „Und es geschehe, wenn Schläge verdient der Schuldige, so lasse ihn der Richter hinlegen, und man schlage ihn vor seinem Angesicht; nach dem Maße seiner Schuld an Zahl: vierzig Schläge lasse er ihm geben, nicht mehr, daß er nicht mehr als diese ihn schlagen lasse, zu viel Schläge, und dein Bruder entwürdigt werde vor deinen Augen". Den wahren Sinn des Gesetzes enthalten offenbar die letzten der citirten Worte. Wenn es der Zeit und dem Orte gemäß die Geißelung als strafrechtliches Mittel zur Anwendung zuließ, aber auch zur Sicherung des Verurtheilten die Gegenwart des Richters und die Beschränkung der Geißelhiebe auf das Maximum von vierzig (nach der Tradition 39) verordnete: so ist ihm doch die Aufrechterhaltung der menschlichen Würde auch im Verbrecher die Hauptsache, und es hat hiermit constatirt, daß zu einer Zeit, wo überhaupt die Geißelung als eine Herabwürdigung des Menschen angesehen wird, die Geißelung abzuschaffen sei. Für uns enthält daher dieses Gesetz den großen Grundsatz, daß der Adel des Charakters des Menschen auch in allem strafrechtlichen Verfahren gewahrt und geschont werden müsse, und daß vor diesem Grundsatze die Modificationen der

Strafmittel einzutreten haben. Statt dessen hat aber die Konsequenzmacherei im Judenthume die nach Verhältniß von Zeit und Ort gegebene specielle Bestimmung für das unveränderliche Moment gehalten und erklärt, den Gedanken und Grundsatz aber, der in jener leben sollte, verkannt und unberücksichtigt gelassen. Hierin liegt eine der bedeutendsten Aufgaben für das Judenthum des neunzehnten Jahrhunderts, das freilich vor dem entgegengesetzten Irrthum zu hüten ist, der beides, den Gedanken und die alte Norm, weil letztere ihm nicht mehr zu passen scheint, aufgiebt, und hiermit dem Wesen des Judenthums und der Religion der Konsequenz unendlichen Schaden zufügt.

10. Die jüdische und die christliche Weltanschauung.

Wie man dem Judenthume so gern Alles abzusprechen sucht, was eine höhere geistige Bedeutung hat, so hörte und hört man auch öfter den Ausspruch: ein Jude könnte keine Weltgeschichte schreiben; nur auf der Basis der christlichen Weltanschauung vermöge man die Weltgeschichte zu begreifen und darzustellen. Wir geben in diesen Betrachtungen nichts auf solche gegnerische Aburtheilungen und gehen nicht näher darauf ein. Aber von vornherein muß es uns doch fraglich sein, ob das wirklich die christliche Weltanschauung sei, welche man dafür ausgiebt, und ob es keine jüdische Weltanschauung gebe, die einer nachhaltigen Geltung würdig sei? Untersuchen wir daher den hochwichtigen Gegenstand etwas näher.

Wenn man die Begriffe der heidnischen Welt von einer Weltordnung in Betracht zieht, so erkennt man auch hier die schwankenden, widersprechenden und sich aufhebenden Vorstellungen, welche überall das Heidenthum charakterisiren. Die indische Ansicht von dem ewigen Kreislauf, der ebenso physisch im Werden, Sein und Vergehen, wie psychisch in der beständigen Seelenwanderung besteht; der persische Glaube von dem immerwährenden Kampfe des Lichts und der Finsterniß, dessen endliche Entscheidung ungewiß ist; die Meinungen der europäischen Völkerstämme, der Griechen, Römer, wie der Germanen und Skandinavier, welche den herrschenden Gottheiten keine Ewigkeit und keine Unabhängigkeit zuschrieben, sondern sie von der höheren Macht eines Fatums abhängig dachten,

bei denen allen zugleich der eigene Volksstamm als Vertreter der ganzen Menschheit galt, während die anderen Nationen als untergeordnete Barbaren existirten, ließen einen eigentlichen Begriff von einer Weltordnung nicht zu. Vielmehr war der h. Schrift Israels auch diesen aufzustellen vorbehalten. Dieselbe brachte in unzweideutiger Weise die Lehre einer von Gott geleiteten sittlichen Weltordnung in die Welt, und gab so das Fundament zu einer historischen Weltanschauung. Dies kann nicht zweifelhaft sein, wenn wir die Art und Weise betrachten, wie sie Gott zu Adam und zu Kain sprechen, wie sie ihn die große Fluth über das enartete, zu sittlichen Zwecken unbrauchbar gewordene Geschlecht bringen, wie sie ihn das richterliche Urtheil über Sodom und Gomorra aussprechen und verwirklichen läßt, bis zu den vielfachen Aussprüchen der Propheten über das Schicksal der gewaltthätigen und sittenlosen Völker — Israel eingeschlossen. Ueberall werden alle Vorkommnisse und Ereignisse in der Menschenwelt als von dem Walten Gottes abhängig und, so weit die Bethätigungen des freien Willens der Menschen reichen, dem Gerichte Gottes unterworfen gelehrt. Welche ist nun die Weltanschauung, die sich in der Schrift auf diese Weltordnung aufbaut?

Die Schrift beginnt die Geschichte der Menschheit, welche letztere sie als eine Einheit betrachtet, mit der Darstellung, wie die Seelen der Menschen in Unschuld und Reinheit in die Erdenwelt treten, und aus welchen Momenten der Mensch zur Sünde kommt: nämlich aus zwei Momenten, aus der Sinnlichkeit und aus der Gesellschaftlichkeit; das erstere zeigt die Geschichte Adams in dem sog. Paradiese, das andere in der Geschichte Kains und Abels. Adam und Eva konnten ihrer Sinnlichkeit keine Schranke setzen, sondern ergaben sich dem unbegrenzten Genusse derselben; Kain und Abel, jener der Ackerbauer und feste Ansiedler, dieser der nomadisirende Hirt; geriethen in Besitz- und Rangstreitigkeiten, welche mit einem ungeheuern Verbrechen endeten. Die Schrift fügt aber gleich die Art der Sühnung und Buße hinzu, indem sie den durch sinnlichen Genuß sündigen Adam seine Bedürfnisse fernerhin mühsam aus dem Boden der Erde erarbeiten, den festen Ansiedler Kain „unstät und flüchtig" werden läßt. So kommt ihr der Mensch aus der Unschuld innerhalb der Sinnlichkeit und Gesellschaftlichkeit zur Sünde und von dieser durch Sühnung und Buße zur Befreiung

von der Schuldhaftigkeit, zur Schuldlosigkeit. Hiermit hat sie bei ihrem Beginne die sittliche Weltordnung, soweit sie die Individuen betrifft, festgestellt, und verfolgt nun das Menschengeschlecht auf seinem Entwickelungsgange. Hier zeichnet sie in Lapidarstyl zuerst die äußerliche Entwickelung, theils in den Erfindungen der Industrie und Kunst, der Zelte, Häuser und Städte, der Musik, Dichtkunst und Erzbearbeitung, theils in der Vermehrung der Menschen, der Verzweigung in Stämme und Nationen mit ihren verschiedenen Sprachen, der Vertheilung in große Völkergruppen, der Ausbreitung über die ganze Erde; es entstehen Staaten, Königreiche mit ihren Residenzen, große Bauten zu Land und zu Wasser vor unsern Augen. Soweit gelangt, ist ihr von nun an die innere Entwickelung die Hauptsache: und diese liegt ihr vorzugsweise in dem Entstehen, der Begründung, Fortbildung, Ausbreitung und Verwirklichung der religiösen Idee, in deren Totalität und ganzen Konsequenz. Um zu wissen, was wir unter dieser religiösen Idee der Schrift zu verstehen haben, rufe man sich unsere Darstellung von dem konsequenten religiösen System in No. 9 dieser Abhandlungen zurück. Es handelt sich hierbei niemals blos um einige Glaubenssätze, sondern um deren sämmtliche und feste Konsequenzen in Sittlichkeit, Gesellschaft und Staat. Zu diesem Zwecke greift nun die heilige Schrift aus der gesammten Völkermasse eine Nation heraus, welche für die religiöse Idee erzogen, der sie übergeben werden, die sie tragen und erhalten soll, während die übrige Menschheit ihren weiteren freien Entwickelungsgang verfolgen soll, bis sie in den Jahrtausenden zuerst für die Erkenntniß, dann für die Verwirklichung der religiösen Idee reifen werde. Auch hier tritt uns kein Deus ex machina entgegen, sondern eine Entwickelung, die nach vielen Jahrhunderten zählt. Wir sehen den Mann Abraham mit dem Begriffe des allmächtigen Gottes, Schöpfers der Welt und Richters aller Menschen aus Innerasien nach dem Westen ziehen; wir sehen die Nachkommen seines Enkels, zu einer Volksmasse geworden, in die Wüste ziehen, um während eines vierzigjährigen Aufenthaltes durch Moses die Grundlage der ganzen religiösen Idee zu erhalten; wir sehen während des darauf folgenden tausendjährigen Kampfes der religiösen Idee mit dem Heidenthume im Schooße dieser Nation selbst die Propheten den Sieg der ersteren herbeiführen, vermittelst eines furchtbaren Geschickes, daß diese Nation als Folge dieses

Kampfes betraf. Mit diesem Siege erweitert sich aber der Gesichtskreis und schon die Propheten erschauen den Eintritt der religiösen Idee in die übrige Menschenwelt, den vieltausendjährigen Kampf derselben mit dem Heidenthume in den übrigen Theilen des Menschengeschlechts, aber auch den endlichen sichern Sieg jener über das letztere, zuerst als Erkenntniß in der Geisteswelt, dann als Verwirklichung in der Gesellschaft zu einem allgemeinen Reiche des Rechts, der Liebe und des Friedens. — Während nun in dem wiederhergestellten Israel während des zweiten Tempels die siegreiche religiöse Idee zu dauernder Befestigung in dieser Nation für die ganze nun beginnende Zukunft in ein bis ins einzelnste veräfteltes, das ganze Leben umspannendes Gesetz durchgearbeitet wurde, schritt die heidnische Welt in ihrer Entwickelung so weit vor, daß das antike Wesen erschöpft und die Geistesbildung eine verhältnißmäßig vorgeschrittene war. Es kam die Zeit, wo die erste Strömung der religiösen Idee in die übrige Menschheit eindringen und in der abendländischen wie der morgenländischen Welt einen weiten Kampfplatz gewinnen konnte, indem die religiöse Idee mit heidnischen Elementen zuerst verschmolzen wurde, dann aber auch hier den inneren Kampf begann. Dieses Eindringen war auf dem vorbereiteten Boden nicht schwer, gelang dem Christenthum in einigen Jahrhunderten, dem Islam in einem Jahrhundert; der innere Kampf begann sofort und dauert bereits durch die ganze Zeit bis zur Gegenwart und wird noch viele Epochen hindurch andauern müssen. Mit diesem Eindringen war aber zugleich die Zerstreuung der die totale religiöse Idee tragenden Nation nothwendig, und dieses Schicksal traf sie nicht nur theilweise mit der zweiten Zerstörung ihres nationalen Mittelpunktes, sondern war schon mit der babylonischen Gefangenschaft begonnen und durch die folgenden Jahrhunderte fortgesetzt, so daß der an Zahl größere Theil der Nation längst schon in zahllosen kleineren und größeren Gruppen über die Erde zerstreut war, bevor der kriegsmächtige Römer die Mauern Jerusalems brach. Schon Moses hat diesen Gang in der Voraussicht des Kampfes, den die Gotteslehre mit dem Heidenthume im Schooße Israels zu bestehen haben werde, in großen Zügen angedeutet; schon im Buche Josua (4, 24.) wird die Erkenntniß Gottes seitens „aller Völker der Erde“ als Ziel ausgesprochen; in dem Gebete Salomo's bei der Tempelweihe tritt es im deutlichsten Aus-

druck entgegen; und die Propheten verkünden es immer klarer und unumwundener, die ersten mit speciellem Bezug auf Assyrien und Egypten, dann auf Chaldäer, Meder und Perser, zuletzt auf alle ihnen bekannten und zukünftigen Völkerschaften. Wir geben zu, daß in den späteren trüben Zeiten bei den Bekennern des Judenthums der Gesichtskreis sich wieder verengerte, daß sie sich inmitten unsäglichen Mißgeschicks, niedergebeugt von dem beispiellosesten Joche, an den konkreten Ausdruck eines persönlichen Messias fest anklammerten und die Wiederherstellung des nationalen Israels und seines Heiligthums buchstäblich nahmen; dennoch aber zeugen viele Sentenzen in unserem Gebetbuche [1]), daß die höhere und allgemeinere Ansicht auch damals nie ganz geschwunden, und in der Tiefe immer die Ueberzeugung von dem einstigen allgemeinen Siege der Gotteslehre bestand. Das Judenthum des 19. Jahrhunderts aber konnte darum um so leichter unmittelbar an die Weltanschauung der Propheten anknüpfen, und diese durch die großen faktischen Erfahrungen der Menschheit, durch das große Material der seitdem verlebten Geschichte zu klarem Verständniß ausbilden. Fügen wir nur die eine Bemerkung hinzu, daß allerdings vor dieser Weltanschauung, ihren wahren Momenten und großen Zielen der Glanz weltlicher Herrschaft, kriegerischer Großthaten und mächtigen Reichthums nur wenig Geltung hatte, und diese lediglich als zeitliche Faktoren der Weltereignisse galten, die ohne sittlichen Inhalt der Verwesung um so eher anheimfallen; daß vor ihr selbst wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung nur eine sekundäre Bedeutung hatte; ferner, daß sie mit um so bewunderungswürdigerem Freimuth nicht zögerte, gegen die weltbeherrschenden Dynastien, gegen den höchsten Völker-

1) So in dem täglichen Morgengebete: „es werden erkennen und einsehen Alle, die in die Welt kommen, daß Du allein Gott bist über alle Reiche der Erde". Ferner: „Alle Lebenden sollen Dir danken und Deinen Namen loben in Wahrheit!" Im täglichen Schlußgebete: „daß alle Fleischgebornen Deinen Namen anrufen, daß erkennen und einsehen alle Bewohner des Erdenrundes, daß Dir sich beugen müsse jedes Knie, schwören müsse jegliche Zunge, und der Herrlichkeit Deines Namens Alle Preis bringen u. s. w." Eben so im Sabbath- oder Festgebet Nischmath; endlich im Gebete am Neujahrs- und Versöhnungsfeste: „So lege die Ehrfurcht vor Dir, Ewiger, unser Gott, auf alle Deine Werke, und Deine Verehrung auf Alles, was Du geschaffen, daß Dich ehrfürchten am Wesen, und Dich anbeten alle Geschaffenen, und Allesammt Einen Bund schließen, Deinen Willen zu thun mit ganzem Herzen."

ruhm und die ausgedehnteste Völkermacht sich zu erklären und ihnen das Verdammungsurtheil ins Gesicht zu schleudern. Möge immerhin darum von den Trägern dieser Anschauung die Einseitigkeit nicht fern geblieben sein; mögen sie in ihrem Eifer für Wahrheit und Recht, für Liebe und Frieden, der Entwickelung der Geisteskräfte durch Politik, Wissenschaft und Kunst viel zu geringe Bedeutung beigelegt haben — im großen Ganzen des Menschengeschlechts hatten sie den allein wahren Gesichtspunkt inne und hielten ihn mit eiserner Konsequenz fest. Hierzu kömmt, daß es seitens der Bekenner des Judenthums nicht bei dem blos theoretischen Aussprechen dieser Anschauung verblieb, sondern daß sie selbst zum realen Prüfstein, zum Werkzeuge des Martyriums für diese Weltanschauung dienen mußten, so daß der Mangel oder das Wachsthum jener höchsten Grundsätze sich an ihnen praktisch erprobten [1]).

Dies ist die jüdische Weltanschauung, welche den Menschen aus dem unmittelbaren Naturleben durch die Sünde zum sittlichen Bewußtsein („Erkenntniß des Guten und Bösen") kommen läßt und ihn von da aus unter der Waltung der göttlichen Vorsehung den großen und weiten Gang der Entwickelung vorwärts führt, dieser Entwickelung aber als Inhalt die Erkenntniß der Gotteslehre und die Verwirklichung des Rechts und der Liebe anweist. —

Betrachten wir nun die Weltanschauung, wie sie unmittelbar aus dem Christenthume sich ergiebt. Wer vorurtheilslos das Christenthum, wie es im Neuen Testamente, im Kirchenthume und in seiner jetzt fast zweitausendjährigen Wirksamkeit sich darstellt, erwägt, der gewahrt an ihm zwei Seiten: die dogmatische und die ideale. Wir wollen nicht unterlassen beide nach ihrem Inhalte zu würdigen. Das dogmatische Christenthum beginnt ebenso wie das Judenthum mit dem unmittelbaren Naturleben des Menschen, erkennt ebenso die Waltung der göttlichen Vorsehung und das göttliche Gericht in den Geschicken der Einzelnen wie der Völker an. Allein es kann von diesen der Gotteslehre entnommenen Fundamentalsätzen in seiner Weltanschauung nur einen sekundären Gebrauch machen, nämlich in der Beurtheilung der einzelnen Fakta und Personen.

1) Den früheren Ausschließungen und Verfolgungen gegenüber bezeugt die Emancipation der Juden stets die Herrschaft des Rechts und der Humanität in ihrem Fortschreiten.

Für das Allgemeine wird ihm durch das ihm unentbehrliche Dogma der Erbsünde ein ganz anderer Boden bereitet. Hierdurch sind also die Menschen von Geburt an der Sünde und dem Verderbniß verfallen, und erlangen die Erlösung von diesen erst durch den Glauben an das Faktum der durch den Tod des Stifters der christlichen Religion für den Gläubigen erwirkten Erlösung. Hiermit ist für den ganzen Theil der Menschheit, in welchem dieser Glaube nicht vorhanden oder nicht zum Durchbruch kam, das Heil unerreichbar. In den Jahrtausenden, die diesem Faktum vorangingen, so wie in den zahllosen Geschlechtern der Menschheit, die diesen Glauben nicht besitzen, ist alles Geistesleben nur verderbt, dem Heile abgewandt, der Verdammniß geweiht: ja, je größer die Geistesgaben in einzelnen Völkern und in Individuen sind, desto verderblicher wirkt ihre Thätigkeit ohne diesen Glauben. Der Grundsatz der Entwickelung fehlt hier also gänzlich, oder dieselbe wird nur als auf verkehrte Wege und zum Unheile führend angesehen. Dies hat sich denn auch faktisch genugsam erwiesen, da die Kirche der freien Entwickelung der Wissenschaft und Kunst stets entgegentrat, und wo sie auf sie traf, ihre „Umkehr" verlangte, ihre engste Begrenzung von der Staatsgewalt forderte. Die einzige Entwickelung besteht dem dogmatischen Christenthume daher nur in der Verbreitung dieses Glaubens, und so lange die letztere in der Menschenwelt nicht fortschreitet, ja, da diese in den letzten Jahrhunderten eher Rückschritte gemacht und in zahllosen Geistern der zivilisirten Welt an Boden verloren hat, ist ihm die Entwickelung nur zum Bösen und zum Verderbniß gewandt. — Betrachten wir nun die andere, die ideale Seite, so besteht sie wesentlich in einer unbegrenzten Entfaltung der Liebe, sie dringt nicht blos auf Versöhnlichkeit gegen die Feinde, auf die thatkräftige Barmherzigkeit auch gegen die Feinde — denn diese lehrt und befiehlt auch das Judenthum — sondern auch darauf, daß wir unsere Feinde auch segnen; daß wir ihrer Gewaltthat durch die freiwillige Hingabe dessen, was sie uns gelassen, entgegenkommen; daß wir das Unrecht dulden und demselben nicht durch Abwehr und Hinwegschaffung entgegentreten sollen. Sie besteht ferner in der dem jenseitigen Leben vorzugsweise zugewandten Betrachtung, in der Gleichgültigkeit gegen das reale Leben auf der Erde, in der Zurückgezogenheit vom weltlichen Verkehr, in der Ertödtung des sinnlichen Lebens, in der Rückkehr zu dem unmittel-

baren Leben der kindlichen Unschuld. Diese ideale Seite des Christenthums befaßt daher lediglich das Leben des Individuums, löst das ganze Menschengeschlecht in die bloße Masse der Individuen auf, erkennt die Gesellschaft als solche nicht an und überläßt sie sich selbst. Während das Heidenthum das Individuum gar nicht kannte, sondern nur den Staat, das Individuum nur als Glied der Staatsgemeinde faßte; während das Judenthum Idee und Realität nicht trennte, sondern den von der Idee erfüllten, durchdrungenen und beherrschten Realismus, oder anders gesagt, die von dem realen Leben erfaßte und verwirklichte Idee wollte: weiß das ideale Christenthum nur vom Individuum, das dem Ideale eines jenseitigen Lebens zustrebt, und setzt ihm darum Bedingungen, welche über die Natur des Menschen weit hinaus reichen und ein gesellschaftliches Leben entweder unmöglich machen oder in ihm unbeachtet lassen. Es geht hieraus hervor, daß die aus dem Christenthume erfließende Weltanschauung keine einheitliche ist, sondern aus dem dogmatischen Christenthume in die extensive und intensive Verbreitung des Glaubens an die christlichen Dogmen, aus dem idealen Christenthume in die Vernichtung des Realismus durch das der jenseitigen Existenz zugewandte Leben des Individuums gesetzt wird.

Es ist nicht unsere Sache, den Zwiespalt und Widerspruch zwischen diesen beiden Anschauungen hervorzuheben oder auszugleichen. Das Kirchenthum, das selbstverständlich das Hauptgewicht auf die erstere legte, hat das ideale Moment immer durch das dogmatische beschränken, den Kreis der Wirksamkeit jenes auf die Anhänger dieses abgrenzen wollen, und die konsequenteste Ausschließung aller Andersgläubigen nicht blos aus dem Himmel sondern auch von allen gesellschaftlichen Beziehungen vorgeschrieben. Wir überlassen es dem Urtheile des unparteiischen Forschers, welche von diesen beiden Weltanschauungen der Wahrheit am nächsten komme; welche von ihnen dem Begriffe der göttlichen Vorsehung, der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe am meisten entspreche; welche von ihnen ein klares Licht in das große Konvolut des geschichtlichen Stoffes bringe oder das Wirrsal in demselben noch mehr verwirre; welcher von ihnen das aus der geschichtlichen Entwickelung sich ergebende allgemeine Bewußtsein am meisten gleiche; und ob daher die jüdische oder die christliche Weltanschauung einer allgemeineren Anerkennung fähig sei?

11. Die Zehn-Worte und die Bergpredigt.

Jedermann weiß, daß die Zehn-Worte (Zehngebote) die feierlich verkündeten Grundgesetze des Judenthums sind, und daß ebenso zu aller Zeit die vom Evang. Matthäi (IV, 23 ff.) mitgetheilte Bergpredigt als die Grundlage der christlichen Sittenlehre angesehen wurde und wird. Dies ist Motiv genug, beide mit einander zu vergleichen, wozu wir schon dadurch aufgefordert werden, daß die Bergpredigt in mehrfachen Punkten an die Zehn-Worte anknüpft und sie kommentirt, und daß die äußere Scenerie bei der Bergpredigt eine Nachahmung der der Zehn-Worte ist.

Es heißt Matth. 4, 25 [1]): „Und es folgte ihm viel Volkes aus Galiläa und den Zehnstädten und Jerusalem und Judäa und von jenseits des Jordans. Da er aber das Volk sah, stieg er auf den Berg; und er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Und er that seinen Mund auf, und lehrete sie und sagte". Man sieht, daß alle Theile des damaligen jüdischen Landes genannt werden, um die Vorstellung zu wecken, daß das gesammte jüdische Volk dabei vertreten gewesen, wie einst das ganze Israel, Männer und Frauen, Greise und Kinder, am Fuße des Sinai versammelt war, und daß von der Höhe des Berges herab die Belehrung kam, wie einstens vom Sinai. So schwach nun auch diese Nachahmung ist gegen die großartige Scenerie am Sinai, so liegt es doch zu Tage, daß der Evangelist die Analogie beabsichtigte. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß das Evangelium des Lukas (VI, 17 ff.) die Scenerie anders beschreibt, und die „Bergpredigt" zu einer „Feldpredigt" macht. Er berichtet: „Und er stieg herab mit ihnen, und trat auf einen ebenen Platz, und (mit ihm) der Haufe seiner Jünger, und eine große Menge Volkes aus ganz Judäa und Jerusalem und der Meerküste von Tyrus und Sidon, welches gekommen, ihn zu hören und geheilet zu werden von seinen Krankheiten, und solche, welche geplagt waren von unreinen Geistern; und sie wurden geheilet. Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn eine Kraft ging von ihm aus, und heilete Alle. Und er erhob seine Augen auf seine Jünger, und sagte".

1) Der Unparteilichkeit wegen citiren wir nach der Uebersetzung de Wette's.

Auch die Zehn-Worte sind uns in zwei Recensionen (im 2. und 5. B. M.) überliefert. Während aber zwischen diesen beiden nur sehr kleine Wortverschiedenheiten stattfinden, die an sich von keiner Bedeutung sind, und daher rühren, daß die Zehn-Worte im 2. B. Moses ausgesprochen, im 5. B. ihre Verkündigung nur erzählt wird: so bieten die Bergpredigt des Matthäus und die Feldpredigt des Lukas in Ausdruck, Folge und Umfang die größten und wichtigsten Verschiedenheiten dar[1]).

Doch bevor wir in das Einzelne eingehen, sind noch einige allgemeine Bemerkungen nothwendig. Das Judenthum, auf dem Grunde des Mosaismus, kennt keine Trennung der Glaubenslehre und Sittenlehre. Ihm sind beide identisch, oder besser, die eine so sehr die Konsequenz der andern, daß sie ihm gar nicht zu trennen sind. Das Sittengesetz folgt dem Judenthume aus der Lehre von Gott so unmittelbar, daß jenes ohne diese unverständlich, diese ohne jenes ein unzulängliches Bruchstück wäre. Denn die Lehre von Gott wäre ohne den Begriff der Vorsehung und Vergeltung unvollständig, und das Sittengesetz, welches seinen Fundamentalsatz in: „Ihr sollt euch heiligen, denn ich, der Ewige, euer Gott, bin heilig," und sein Axiom in: „Gott schuf den Menschen in seinem Ebenbilde" hat, ist in seinen Einzelheiten immer nur Folgerung aus den Eigenschaften, die dem göttlichen Wesen beigelegt werden. Gott ist dem Judenthume die wahre Quelle der menschlichen Pflichten, und die eigentlichen Motive zu deren Erfüllung liegen ihm wiederum in Gott. Dies ist selbst äußerlich der Fall, indem vielen Geboten das Wort אֲנִי ה׳ „ich bin der Ewige" hinzugefügt wird. Anders ist es im Christenthume. Hier, wo die Glaubenslehre eine Reihe von Dogmen aufstellt, die, ohne auf Erkenntniß und Verständniß sich zu stützen, für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden und die das Glauben zu ihrer Grundlage haben, ergiebt sich mit diesen auch kein wirklicher und innerlicher, faktischer und logischer Zusammen-

1) Wir setzen voraus, daß es hinlänglich bekannt ist, wie bereits wiederholt nachgewiesen worden, daß die Bergpredigt in allen ihren Sätzen Anklänge, sogar wörtliche, in dem A. T. und in den Talmuden und Midraschim hat und daher nicht als Original angesehen werden kann. Dies haben wir aber hier nicht zu berücksichtigen, da jene Stellen eben nur zerstreut sind und die gesammte Anschauung als schon vorhanden erweisen, aber in der Bergpredigt die Grundlage eines ganzen Systems gegeben und gesehen wird.

hang mit der Sittenlehre, welche hingegen einen für sich selbständigen Theil der Religionslehre bildet. Es ist daher durchaus unrichtig, wenn man so oft behauptete, daß die jüdische und christliche Sittenlehre dieselbe seien. Allerdings werden, praktisch genommen, sie dieselben Resultate haben und Beider Vorschriften auf ein gerechtes, liebevolles, barmherziges und friedliches Handeln hinauslaufen, und dies bewog wohl auch, sie für gleichartig anzusehen; in der Grundlage und Ausführung aber sind sie äußerst verschieden.

Die Zehn-Worte treten von ihrer Verkündigung an als die Grundsätze der mosaischen Religion auf; als solche werden sie von Gott selbst dem Volke verkündet, als solche in zwei steinerne Tafeln gegraben und in der heiligen Lade aufbewahrt. Ganz in der Grundidee des Mosaismus umfassen nun die Zehn-Worte in ihrem Lapidarstyle alle Bezüge des Menschen in ihrem inneren Zusammenhange, in ihrer natürlichen Aufeinanderfolge. Obenan die Erkenntniß des wahren Gottes, alsdann die Anbetung des einzigen Gottes im Geiste, ohne Bilder und Symbole, hierauf die Heilighaltung Gottes innerhalb der Menschenwelt (Eid) und die Heiligung des Menschen in Gott (Sabbath); die Verehrung der Eltern, die Heiligkeit des Lebens, der Ehe und des Eigenthums schließen sich daran; die Wahrhaftigkeit und die Unterdrückung aller bösen Begierden machen den Schluß. So sind hier Gott, Gesellschaft und Persönlichkeit des Menschen miteinander unlöslich verbunden und das Verhältniß des Menschen zu Gott, zur Menschenwelt und zu sich selbst in großen Zügen charakterisirt und ausgefüllt. Die Erkenntniß und Anbetung Gottes und die Heiligung des Menschen in Gott können in ihnen voneinander nicht geschieden werden, aber ebensowenig von ihnen das Leben des Menschen in der Gesellschaft und in sich selbst. Der prägnante und kurze Ausdruck machte nun diese Zehn-Worte fähig, zugleich als bestimmt formulirte Gesetze zu gelten und die Grundlage alles religiös-sittlichen Lebens zu werden In ihrer Tiefe enthalten sie die höchste Verständigkeit und die Befriedigung des ganzen Herzens und sind dabei so einfach und klar, daß über sie und ihre Bedeutung auch dem einfältigsten und ungebildetsten Geiste Zweifel nicht möglich sind.

Prüfen wir nun diesem gegenüber, die Bergpredigt. Dieselbe zerfällt in mehrere Absätze. Im ersten (5, 3—16) wird die „Seligkeit“ und das „Himmelreich“ verheißen: „den Armen im Geiste —

den Trauernden — den Sanftmüthigen — denen, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten — den Barmherzigen — denen, die reinen Herzens sind — den Friedfertigen — denen, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen — die verfolgt und verleumdet werden um Jesu willen" — und die Aufforderung an diese gerichtet, standhaft zu bleiben und in ihren Werken dem Volke zum leuchtenden Beispiel zu dienen. — Bei Lukas wird die Seligkeit dagegen versprochen: „den Armen — die jetzt hungern — die jetzt weinen — die die Menschen hassen, verfolgen, verleumden um des Menschen-Sohnes willen" — und hieran schließt sich das „Wehe den Reichen — den Gesättigten — die jetzt lachen — von denen die Menschen Gutes reden." (6, 20–26.) — Man erkennt leicht, daß diese Sätze einen allgemeinen, objektiven Charakter nicht haben, sondern daß sie gerichtet sind an die Menge, die aus Leidenden, Gebeugten, Gedrückten besteht, diese aufzurichten, in ihrem Weh und Verlangen selbst den Trost und die Hoffnung finden zu lassen, und zur Geduld, Ergebung und Gerechtigkeit anzuleiten. Darum erscheinen die Worte, wie sie Lukas giebt, unmittelbarer und schlagender an das Volk gerichtet. Es sind die Armen, die Hungernden, die Weinenden, welchen die Verheißung der Seligkeit wird, so wie das Wehe den Reichen, Gesättigten, Lachenden, Geehrten. Nun sind weder die Reichen allesammt Träger der Laster und Unsittlichkeit, noch die Armen die Inhaber aller Tugenden und sittlichen Vorzüge; nicht die sind des Glückes stets unwürdig, die sich dessen freuen, wie auch die Trauernden noch oft genug dessen ermangeln, was sie zur „Seligkeit" und zum „Himmelreich" befähigt. Für die Ursprünglichkeit bei Lukas spricht auch das Gegenüberstellen des „Selig" und „Wehe" — letzteres fehlt bei Matthäus — eine Nachahmung des ארור und ברוך 5 Mos. 28, wobei auch nicht zu übersehen, daß Matthäus wie Lukas schließen: „denn so haben sie die Propheten verfolgt, die vor euch waren," während Lukas dann ebenso die „Wehe" schließt mit den Worten: „denn solchergestalt haben ihre Väter den falschen Propheten gethan." — Allerdings aber faßt Matthäus die Sache aus höherm Gesichtspunkte. Ihm sind es „die Armen im Geiste," nicht die Hungernden, sondern die nach Gerechtigkeit hungern und um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; er lobpreist die Tugenden der Sanftmuth, Barmherzigkeit, Herzensreinheit und Friedfertigkeit. Aber eine objektive Grundlage einer

umfassenden und allgemeinen Sittenlehre geben diese auch nicht ab. Denn „die Armen im Geiste“ können damit getröstet werden, daß es des Wissens, der Bildung, des Reichthums im Geiste nicht bedarf, um selig zu werden — aber ihnen ausschließlich die Seligkeit zuzusprechen, wäre eine Härte und Ungerechtigkeit, ja eine Unwahrheit. Und so sind auch die aufgeführten Tugenden von hohem Werthe, aber nicht vom höchsten, und nicht sie allein; vielmehr wohnt ihnen ein passiver, fast weiblicher Charakter bei, eine sentimentale Natur, die sich auch in den folgenden Absätzen vorherrschend zeigt.

Indem der Prediger nun beginnen will, eine Reihe von Gesetzesauslegungen zu geben, hebt er mit einer Versicherung über das mosaische Gesetz und die Propheten an, die bei Lukas gänzlich fehlt, und fehlen mußte, weil Lukas eine Reihe von Vorschriften, aber keine Gesetzesauslegungen giebt.

Dieser zweite Absatz der Bergpredigt (V. 17—20) versichert also, daß der Prediger nicht gekommen, „das Gesetz oder die Propheten aufzuheben, sondern zu erfüllen.“ Himmel und Erde werden eher vergehen, als „daß ein Buchstabe oder ein Strichlein vom Gesetze vergeht“; „wer irgend nur eines dieser Gebote, auch der geringsten, aufhebt und also die Menschen lehrt, der wird der geringste heißen im Himmelreich.“ Und hieran reiht sich der Vers (20): „denn ich sage euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vorzüglicher ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in's Himmelreich kommen.“ Gewichtige Worte, die der sorgfältigen Beachtung werth sind. Der Prediger giebt zuerst seinen Standpunkt zu erkennen: er ist nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben oder die Propheten zu verleugnen. Er steht ganz auf dem Boden des Gesetzes. Daß hier das ganze Gesetz gemeint ist, alle Ge- und Verbote des Gesetzes, geht aus dem Folgenden hervor, also nicht etwa blos das Sittengesetz, sondern pure, die ganze Halacha. Die unbedingteste Integrität des Gesetzes wird in kräftigster Weise ausgesprochen. Hieran reiht sich nun eine heftige Polemik gegen die, welche die Gebote aufheben wollen, selbst nur die geringsten, und diese werden verdammt. Wer waren diese? Zu Jesu Zeit Niemand. Vielmehr weiß jetzt Jedermann, daß es eine Polemik gegen den Paulinismus, gegen die „Heidenchristen“ und ihre Apostel ist, von Seiten der Partei der „Judenchristen“. Man ersieht aus den Büchern des N. T. leicht.

daß zwei Strömungen durch dieselben gehen, die eine für die Beschränkung der Bekehrung auf die jüdische Nation, die andere gegen diese und für die Bekehrung der Heiden, die erstere mit dem Festhalten, die andere mit dem Aufgeben des „Gesetzes". Der Abfasser der Bergpredigt gehört zu der ersten Partei, und legt hier seine Ansicht Jesu selbst in den Mund.

Damit aber der Verfasser auch nicht für einen Krypto-Pharisäer und der damaligen „Schriftgelehrten" Einen gehalten werde, dehnt er schließlich seine Polemik auch auf diese aus, was ziemlich herbeigezogen aussieht. Hierdurch sind wir der Frage über den krassen Widerspruch enthoben, in welchem diese Stelle mit anderen des N. T. und mit der nachherigen Entwickelung des Christenthums steht: dieser Widerspruch, diese Parteiung und Spaltung war eben in den ersten Stadien des Christenthums vorhanden, bis der Paulinismus gesiegt, und jener Widerspruch nur in den Satzungen des kanonischen Rechts übrig blieb.

Eine andere Frage ist aber: steht der Verfasser nicht mit seinen folgenden Aussprüchen, also mit sich selbst in Widerspruch? In der Schrift heißt es: „Thu nichts hinzu und nimm nichts davon." (5. Mos. 4, 2, 19, 1.) Beides thut der Prediger: er erweitert Gesetzesbestimmungen bis zur Unkenntlichkeit, und hebt andere geradezu auf. Nun ist es jedoch nicht schwer, Widersprüche nachzuweisen, aber schwieriger, sie richtig zu beurtheilen und zu erklären; denn es ist doch nicht wohlgethan, Jemanden absichtlicher Widersprüche zu zeihen, wo sie so handgreiflich sind. Es scheint sich vielmehr so zu verhalten. Wer nur einen Blick in die Mischna geworfen, weiß, daß die vorherrschende Richtung bei den traditionellen Weisen und Lehrern war, das Gesetz, wie man sich ausdrückte, mit einem Zaun zu umgeben, um es bei dem Volke vor Verletzung zu sichern, d. h. man erweiterte das Gesetz, man gab Ge- und Verbote, welche das Gesetz nicht vorgeschrieben, die aber dazu dienten, bis zur Verletzung des eigentlichen Gesetzes nicht kommen zu lassen. Wenn es z. B. verboten war, am Sabbath Licht zu zünden und auszulöschen, so verbot man, das Licht nur anzufassen, weil, wer dieses hält, nicht zu ersterem kommen wird. Andrerseits stand man auch nicht an, den Grundsatz aufzustellen, daß, wo es gelte, den Bestand des ganzen Gesetzes zu sichern, ein einzelnes Gesetz durch Synodalbeschluß zeitweise aufgehoben oder beschränkt werden könne,

und geschah dies auch, z. B. durch den Prusbul. Was nun die damaligen Schulen hinsichtlich der Halachah thaten, diese Richtung, durch Auslegung das Gesetz zu erweitern und im Nothfall zu beschränken, scheint der Verfasser der Bergpredigt auf das ethische Gebiet übertragen gewollt zu haben. Wenn dieser daher die Unabänderlichkeit des Gesetzes ausspricht und sich mit Heftigkeit gegen diejenigen erklärt, welche das Gesetz aufheben oder nur verändern wollen, dennoch aber selbst das Gesetz in wesentlichen Punkten modifizirt, so geht daraus für ihn kein bewußter Widerspruch hervor, sondern er bethätigt nur auf ethischem Gebiete, was die allgemeine Richtung seiner Zeitgenossen auf dem halachischen Gebiete war und ihnen ebenfalls als kein Widerspruch mit der Unabänderlichkeit des Gesetzes erschien. Es ist dies eine Erscheinung, die immer hervortritt, wenn eine große Fluktuation und Wandelung des Lebens vor sich geht, die Einen die Continuität der gesetzlichen Zustände erhalten, die Anderen durch eine radikale Veränderung jener zu genügen trachten.

Im dritten Absatze der Bergpredigt folgen also Gesetzesauslegungen und zwar zunächst aus den Zehn-Worten. Es heißt hier (V. 21, 22): „Ihr habt gehört, daß von (oder zu) den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten; wer aber irgend tödtet, der soll dem Gerichte verfallen sein. Ich aber sage euch: Wer seinem Bruder zürnet (ohne Ursache), der soll dem Gerichte verfallen sein; und wer irgend zu seinem Bruder sagt: Raka (Taugenichts), der soll dem Synedrium verfallen sein; und wer irgend saget: Thor, der soll für die Feuerhölle verfallen sein.“ Daß hiermit der Zorn, wohl insonders der nachhaltige, zu Haß und Rache entflammende, und dann die Beleidigungen, besonders die öffentliche Beschämung als schwere Sünden bezeichnet werden, und die Verwarnung vor ihnen dem Volke ans Herz gelegt wird, ist gewiß sehr angemessen. Wir brauchen kaum an die mehrfachen Stellen über den Zorn in der heiligen Schrift zu erinnern, und führen nur an, wie ganz in demselben Geiste ein Ausspruch, lange vor Jesu in Gebrauch, sagt: „Wer seinen Nächsten öffentlich beschämt, ist des zukünftigen Lebens nicht theilhaftig“ (Pirke Aboth III, 15), und ein talmudischer Lehrer: „Es wäre für den Menschen besser, er würde in einen Feuerofen gestürzt, als daß er seinen Nächsten öffentlich beschämt.“ (Sota 10, 2.) Es liegt auf der Hand, daß in diesen Aussprüchen eine orientalische

Uebertreibung des Ausdrucks enthalten ist, welche eben nur nachdrücklich vor diesen Fehlern verwarnen will. Aber ein Anderes ist es doch, wenn mit einfachen Worten der Zorn, die Beleidigung und die Beschämung dem Morde an die Seite und gleich gestellt, und jenen theils dieselbe gerichtliche Strafe, also der Tod, theils die Verdammniß zur Hölle zugeschrieben wird. Der Moralist kann wohl darauf aufmerksam machen, daß eine Sünde die andere nach sich zieht, daß der Schritt von Sünde zu Sünde leicht und daher der erste schon eifrig zu vermeiden sei; aber eine Verschiedenheit der Vergehen, leichterer und schwererer Art, ist nicht abzuleugnen, und daß es in der Sünde wie in der Strafe eine Abstufung giebt. Es kann daher in Wirklichkeit eine Grundanschauung weder der Sittlichkeit noch des Staates sein, die gedachten Handlungen gleicher Schuldhaftigkeit und gleicher Strafbarkeit zu zeihen. Wir sehen daher auch hier den Prediger, der das sittlich verwilderte Volk heben und bessern will, und das Volksbewußtsein mit starken Schlägen treffen muß, um es aufzurütteln. Aber sobald solche Aussprüche eine allgemeine und höhere Geltung haben sollten, würde daraus eine sittliche Verwirrung in Begriffen und Gefühlen entstehen, deren Folgen nicht abzusehen. — Hieran schließt sich V. 23 und 24 eine Mahnung, daß man sich erst mit seinem Nebenmenschen versöhnen solle, bevor man seine Opfergabe darbringe, und V. 25 und 26 zur Verträglichkeit mit seinem „Widersacher", um sich keine Strafe zuzuziehen. Es entspricht dies ähnlichen Aussprüchen in der Schrift und im Talmud und trägt keinen besonderen Charakter.

Hierauf wendet sich der Prediger zu: „Du sollst nicht ehebrechen", woran er zwei Auslegungen knüpft. Zuerst (V. 28): „Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, um ihrer zu begehren (oder: so daß er ihrer begehrt), der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." Fast ganz mit denselben Worten findet sich derselbe Ausspruch im Talmud, nur mit der Vorsicht, daß dieser ein „so zu sagen" eingeschoben hat. Sicherlich ist nun der unreinen Herzens, welcher ein Weib begehrlich ansieht, und das letzte der Zehn-Worte sagt daher nachdrücklich: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib." Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob die Begierde flüchtig durch die Seele geht, oder ob sie sich dieser so bemächtigt, daß sie dieselbe mit dauerndem Gefühle anfüllt und zur That, zum Verbrechen führt. Ist doch eine flüchtige Begehrlich-

keit oft ganz unwillkürlich und in ihrer Unterdrückung ein verdienstlicher Sieg der Tugend. Man könnte Obiges also vielmehr für eine erweiternde Auslegung zu dem letzten der Zehn-Worte ansehen, wohin auch die folgenden Verse verweisen. Dagegen ist es eben bezeichnend, daß es als Erklärung zu „Du sollst nicht ehebrechen" gegeben wird, wodurch die Begehrlichkeit dem Ehebruche wirklich gleichgestellt wird, und die Sentenz hiermit alle objektive Wahrheit verliert und zu nichts als einer exaltirten Uebertreibung des Volksredners wird. — Die beiden folgenden Verse, welche auffordern, das rechte Auge auszureißen und die rechte Hand abzuhauen, wenn sie uns verführen wollen, da es besser sei, daß ein Glied verloren ginge, als daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde, sind, wie bemerkt, eine Illustration zu dem letzten der Zehn-Worte, und will den Ernst und die Kraft aufrufen, womit wir mit aller Selbstverleugnung die böse Begierde in uns unterdrücken sollen. Sie sind sehr volksthümlich und fanden sich bei den Juden bereits im Schwunge, wie sie der Midrasch durch Wort und Legende ausdrückt. Hieran schließt sich zweitens (V. 31, 32) ein Ausspruch über Ehescheidung (V. 32): „Ich aber sage euch: Wer irgend sein Weib entlässet, außer um Hurerei willen, der machet, daß sie die Ehe bricht; und wer irgend eine Entlassene freiet, der bricht die Ehe." Hier tritt der Charakter, welchen wir oben der Bergpredigt zugeschrieben haben, recht deutlich hervor: es soll ein Zaun um das Gesetz gemacht werden. Die Ehescheidung soll nur in einem Falle gestattet sein, der wirklichen fleischlichen Vergehung, und dadurch verhütet werden, daß eine Geschiedene sich nicht wieder verheirathen dürfe. Beide Fälle werden dem Ehebruche gleich gestellt. Was den ersten Punkt betrifft, so standen bekanntlich die beiden Schulen Hillel und Schammai sich hierin gegenüber, indem die erste nur durch formale Schwierigkeiten die Scheidungen mindern wollte [1]), die letztere sie aber außerdem überhaupt nur im Falle fleischlicher Vergehungen zugestand, so daß also hierin der Verfasser der Bergpredigt auf die Seite Schammai's sich stellte. Dagegen hebt er die Erlaubniß, eine Geschiedene zu heirathen, gänzlich auf, während das Gesetz nur die Wiederheirathung der geschiedenen

1) Es versteht sich, mit den beiden Ausnahmen, welche nach dem Gesetze überhaupt eine Scheidung unzulässig machen.

Frau Seitens ihres Mannes verbietet, wenn sie bereits einen andern wieder geheirathet gehabt hätte. Bekanntlich konnte selbst das kanonische Recht die Ehescheidung nicht verhindern, und mußte sie faktisch als Trennung von Tisch und Bett zugestehen. Von religiös-sittlichem Standpunkte predigt gegen Ehescheidungen schon der Prophet Maleachi (2, 13 ff.)

Nunmehr wendet sich der Prediger (V. 33—37) zu dem (nach der bei den Juden üblichen Zählung) dritten der Zehn-Worte, welches den falschen Schwur verbietet. Auch hier grenzt die Erweiterung des Verbotes an eine Aufhebung des Gesetzes. Es wird jeder Schwur verboten, und zwar nicht blos bei Gott, sondern auch bei jedem anderen Gegenstande, bei Himmel, Erde, Jerusalem und dem eignen Haupte, sondern alle Versicherungen der Wahrheit sollen allein durch ein Ja und Nein geschehen. Man sieht leicht ein, daß dieses Verbot jedes Schwures wiederum ein Zaun um das Gesetz sein soll, um den falschen Schwur zu verhüten. Hierin steht die Bergpredigt der jüdischen Ansicht gegenüber, welche in einem wahrheitsgetreuen Schwure ein Bekenntniß Gottes, gleichsam eine Anbetung sieht.[1]) Die Gesetzgebungen aller, auch der christlichen Völker stehen bis jetzt auf der Seite der jüdischen Ansicht; aber noch überraschender ist es, daß dieses Verbot des Schwures durch das Beispiel Jesu selbst (Matth. 26, 63.) und des Apostels (Röm. 1, 9) aufgehoben wird, wie die christlichen Lehrer selbst bemerken. (So z. B. Dubelmanns Katholischer Religionsunterricht, Th. II, S. 107.) Also gerade diesem konkreten Ausspruche wird der objektive Werth von selbst abgesprochen.

Bis hieher mußten wir den einzelnen Auslegungen des Gesetzes eine objektive Bedeutung absprechen, und konnten wir sie, wie sie hier gegeben sind, nur als Anknüpfungspunkte, als Mittel und Wege betrachten, um durch sie den Mahnungen zur Tugend, zur Gerechtigkeit, Friedfertigkeit und Keuschheit den kürzesten Weg in das Herz des Volkes zu öffnen. Jetzt aber halten wir an einem Satze, welcher eine entschiedene Wendung enthält, und nicht mehr

1) Wenn in Baba Mezia 49, 2 eingeschärft wird, dein Nein sei ein Nein und dein Ja sei ein Ja, so soll damit nicht der Schwur beseitigt, wie V. 37 in der Bergpredigt thut, sondern zur Wahrhaftigkeit überhaupt ermahnt werden, also zur Unterstützung des neunten der Zehn-Worte: „du sollst nicht aussagen wider deinen Nächsten als falscher Zeuge."

als bloße moralische Nutzanwendung auf dem Wege des Midrasch (der hagadischen Auslegung) gelten kann. Es heißt (V. 38—42): „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß man nicht dem Ungerechten widerstehen soll; sondern wer dir einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar; und dem, der mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel; und wer dich nöthiget eine Meile, mit dem gehe zwo; dem, der dich bittet, gib, und den, der von dir borgen will, weise nicht ab." Mit diesen Worten wird nicht ein Grundsatz der Sittenlehre, sondern ein Grundsatz des staatlichen Strafgesetzes angegriffen, umgestoßen und in bündigster Weise durch einen andern ersetzt. Wenn im mosaischen Gesetze als Fundament für das sittliche Verhalten eines Jeden zu seinem Nebenmenschen der Satz aufgestellt ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst," wenn auf Grund dessen jeder Haß, jede Rache und Vergeltung, wie wir im nächsten Absatze näher sehen werden, streng untersagt, und auch dem Feinde in dessen Nöthen alle mögliche Hülfe zu leisten vorgeschrieben wird: so ist es ein anderes, wenn es sich um die staatlichen Einrichtungen handelt, deren erster Zweck die Sicherung des Lebens und des Eigenthums seiner Angehörigen und Aller, welche sich innerhalb seiner Grenzen aufhalten, ist. Hier müssen Gerichte eingesetzt, die strafbaren Handlungen und die Strafen festgestellt werden, um das Unrecht zu verhüten und auszugleichen. Die allgemeine Vorschrift ist hier (5. Mos. 16, 18–20): „Richter und Vorsteher sollst du dir geben in allen deinen Thoren, welche der Ewige, dein Gott, dir giebet, nach deinen Stämmen, damit sie das Volk richten, ein gerechtes Gericht. Du sollst das Recht nicht beugen, kein Ansehen anerkennen und nicht Bestechung nehmen: denn die Bestechung verblendet die Augen der Weisen und verdreht die Worte der Gerechten. Gerechtigkeit, Gerechtigkeit folge nach, damit du lebest." Es unterscheidet sich hier wieder das Civil- und das Criminalrecht; in letzterem muß wiederum der Artikel über Mord, Todschlag und körperliche Verletzung von den andern unterschieden werden, und für diesen Artikel stellte das mosaische Gesetz den Grundsatz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Glied um Glied" auf. Es ist dies das bekannte jus talionis, welches auch im altattischen Gesetze und in den Zwölf-Tafeln der Römer ausgesprochen war. Das traditionelle Gesetz unterscheidet nun zwischen Mord

und Verletzung eines Gliedes: für den ersteren läßt sie die Hinrichtung zu, wie sie vom mosaischen Gesetze vorgeschrieben, für die dauernde Verletzung eines Gliedes aber erklärt sie den obigen Satz so, daß eine Schätzung des verletzten Gliedes stattfinde und dann auf eine dieser entsprechende Geldstrafe erkannt werde (Baba Kama 83, 2 ff. Maim. Hilch. chobel umasik I § 3.)[1] Ob die Tradition bei dieser Unterscheidung der mosaischen Bestimmung wirklich gefolgt ist, kann bezweifelt werden, da es 5. Mos. 19, 21 heißt: „So blicke dein Auge nicht schonend: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß und Fuß," wo also das Leben und die Glieder nicht von einander getrennt sind. Allein es ist einsichtlich, daß, abgesehen von der Tödtung, die Verletzung eines Gliedes nach dem Buchstaben des Wiedervergeltungsrechtes gar nicht möglich ist, denn es wird fast in allen Fällen die Grenze der Verletzung, die geschehen, bei wortgemäßer Strafausführung nicht eingehalten werden können. Das Motiv jenes Satzes war vielmehr: die Unsitte des Lösegeldes für Gewaltthätigkeiten an Leben und Gliedern, wie sie im Oriente bis auf den heutigen Tag vorhanden und auch durch den Koran sanktionirt worden (Sur. II, S. 18 der Uebers. Ullmann), zu beseitigen, eine Unsitte, welche für die Reichen so gut wie Strafbefreiung ist, denn selbst für den Mord empfiehlt noch Mohamed, daß die Hinterbliebenen mit dem Mörder sich über ein Lösegeld vereinigen mögen. Diesem entgegen wollte das mosaische Gesetz seinen Grundsatz der Gleichheit Aller und der Heiligkeit des Menschenlebens durchführen, und hatte die körperliche Züchtigung (5. Mos. 25, 2 ff.) als ein Aequivalent für die Verletzung eines Gliedes. — Diesen Grundsatz der mosaischen Criminaljustiz betreffs des Mordes und der Verletzung von Gliedern stößt nun der Absatz der Bergpredigt, bei welchem wir jetzt stehen, um, und stellt dafür den Grundsatz auf: dem Ungerechten nicht zu widerstehen, ihm also keinen Widerstand zu leisten, sich gegen ihn weder zu wehren, noch ihn zur Bestrafung zu bringen. Um diesen neuen Gesetzesgrundsatz wird denn auch gleich durch Erwei-

1) Auch die Verurtheilung zum Tode umgab das tradionelle Gesetz mit vielen beschränkenden Bedingungen, und brachte sie fast bis an die Grenzen der Aufhebung der Todesstrafe. S. unsere „Israelitische Religionslehre". Bd. III. S. 172 ff. besonders S. 177.

terung ein Zaun aufgestellt, indem vorgeschrieben wird, dem Ungerechten Raum und Veranlassung zu geben, sein Unrecht zu vollenden, dem, der die eine Wange schlägt, die andere zu reichen, der den Rock nimmt, auch den Mantel zu überlassen, der zum Gange einer Meile zwingt, für ihn gleich zwei zu gehen. Betrachten wir von hier aus die vorangegangenen Sätze noch einmal, so gewahren wir erst den rechten Zusammenhang und die Vorbereitungen, die bis zu diesem Satze getroffen worden. Dem Morde wurde der Zorn und die Beleidigung gleichgestellt, dem Ehebruche ein begehrlicher Blick, die Ehescheidung und die Wiederverheirathung der Geschiedenen abgeschafft, und der Eidschwur verboten. Jetzt nun wird die gerichtliche Bestrafung jedes Unrechts durch die Beseitigung alles strafrechtlichen Verfahrens, durch das Verbot des Widerstandes gegen den Ungerechten, ja durch die freiwillige Hingabe der weiteren Objecte für gewaltthätige Handlungen aufgehoben. Hieraus ist deutlich erkennbar, daß es sich um eine neue, ja entgegengesetzte Anschauung handelt, die, wenn wir uns an die obige Auslassung über die Unveränderlichkeit des Gesetzes erinnern, sich selbst noch nicht klar und bewußt war, nichtsdestoweniger aber mit voller Entschiedenheit sich aussprach. Die Religion sollte aus der Gesammtheit sich herauslösen, die Gesellschaft verlassen und zur Religion des Individuums werden. Dieses Individuum hatte nur noch ein Verhältniß zu den andern menschlichen Individuen, nicht aber zur Gesellschaft. Diese existirte für die Religion nicht, und die Religion nicht für sie; das Verhältniß zur bestehenden Gesellschaft blieb nur noch das völliger Passivität. Es wird daher nicht gesagt: die Gerichte werden beseitigt, der Strafcodex aufgehoben, sondern: du sollst fortan den Ungerechten bei dem Gerichte nicht anklagen und verfolgen, du sollst ihm vielmehr keinen Widerstand leisten, ihn nicht von dir abwehren, sondern ihm freien Spielraum, ja sogar Förderung für seine Gewaltthat gewähren. Wir brauchen hier nicht auszuführen, daß ein solches Gesetz weder den Bedingungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, noch denen einer objectiven Sittlichkeit entspricht, daß es in ersterer Beziehung so viel wie die Auflösung des Staates und der Gesellschaft durch die offenbare Spaltung in Gewaltthätige und Leidende bewirken müßte, für die Sittlichkeit aber eine unhaltbare Grundlage schafft, indem es das bloße Dulden zum sittlichen Ideal macht, das Rechtsgefühl verwirrt

und auslöscht, sowohl in dem Thäter, wie in dem Dulder, und weder dem Rechte, noch der Natur entspricht. So lange wir uns die Menschen in ihrer sittlichen Unvollkommenheit denken, so lange die Menschen den Leidenschaften unterworfen sind, müßte sich aus diesem Grundsatze der Bergpredigt ein völlig unerträglicher Zustand entwickeln, da den wildesten und rohesten Leidenschaften ein unbegrenzter Spielraum und Vorschub eröffnet wäre. Aber denken wir uns selbst alle Menschen von diesem Grundsatze beherrscht und geleitet, so würde der Erfolg nur der sein, daß man zum Grundsatze des strengen Rechtes und zur Aufstellung von Richtern wieder zurückkehren müßte, um den Einen vor dem Begehen eines Unrechtes zu schützen, da der Andere vor dem Erleiden des Unrechts nicht geschützt sein soll. — Nicht als Allgemeinsatz, sondern für einzelne Fälle finden sich schon im A. T. Anklänge, z. B. Klgl. Jerem. 3, 30., Jes. 50, 6., aber mit ganz andrer Folge, nämlich dem Vertrauen, daß Gott dem Dulder Recht schon schaffen werde. Auf die Wiedervergeltung im moralischen Sinne kommen wir sofort.

Diese eigenthümliche Vorschrift soll motivirt werden. Warum sollen wir denen, die uns berauben, noch das geben, was sie uns übrig gelassen haben? Weil wir unsere Feinde lieben sollen. Aber der Bruch mit dem Gesetze war nun wider die Absicht des Predigers so offenbar geworden, daß er auch die Motivirung als eine dem Gesetze fremde, ja entgegengesetzte aufstellen will, und zu diesem Zwecke, da er die Methode einer Erweiterung des Gesetzes abermals wählt, sich eines höchst auffälligen Irrthums, um nicht mehr zu sagen, schuldig macht. Er sagt (V. 43. 44.): „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, und betet für die, so euch verleumden und verfolgen." Wo ist nun eine Spur in allen vorchristlichen Schriften der Juden, daß jemals gesagt worden, „hasset eure Feinde?" Es heißt (3. Mos. 19, 17. 18.): „Hasse deinen Bruder nicht in deinem Herzen, du magst deinem Nebenmenschen zwar Verweise geben, doch trage ihm das Vergehen nicht nach. Du sollst Dich nicht rächen und nicht Zorn nachtragen, sondern liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Schon der Zusammenhang zeigt hier, daß „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" den Feind so gut wie den Freund befaßt und eben keinen Unterschied macht. Wie du dich selbst nicht hassest,

dir nicht selbst Zorn nachträgst, dich an dir selbst nicht rächest, sondern dich selbst liebest, so sollst du allen Nebenmenschen thun. So werden auch konkrete Vorschriften gegeben, welche den Allgemeinsatz „thuet Gutes denen, die euch hassen," praktisch durchführen [1]). So heißt es auch (Spr. Sal. 25, 21): „hungert dein Feind, so reiche ihm Speise, dürstet er, so lange ihm Wasser zu;" so wird jede Schadenfreude untersagt (24, 17.). Vor jeder Wiedervergeltung des uns angethanen Bösen wird streng verwarnt (20, 22. 24, 19.). Führen wir nun nur noch den dreimal im Talmud vorkommenden Spruch an (Gittin 36, 2. Sabb. 88, 2. Joma 23, 1.) „Die bedrückt werden und nicht bedrücken, ihre Schmähung hören und nicht erwiedern die Alles aus Liebe thun und die Leiden freudig tragen, von ihnen sagt die Schrift (Richt. 5, 31.): die ihn lieben sind wie der Aufgang der Sonne in ihrer Kraft" — so kann wohl von Wiedervergeltung, Feindeshaß nicht die Rede sein, und die Feindesliebe tritt so konkret und faktisch uns entgegen, daß das „Segnen und Beten für die Feinde" kein Aequivalent dafür bietet. Mit uns muß daher jeder Wahrheitsfreund die Insinuation des Verfassers der Bergpredigt zurückweisen. Sie ist die Wurzel jener Verleumdungen gegen das Judenthum, welche in der christlichen Welt, man möchte sagen, unvertilgbar vorhanden sind und von Unkenntniß, Hochmuth und Religionshaß eifrig gepflegt werden in Kirche, Schule und Haus. — Abgesehen hiervon, erkennen wir gern an, daß das Gebot der Feindesliebe hier einfach und bestimmt aufgestellt ist. Freilich wird der objektive Werth durch das „Segnen" der Feinde wieder in das Extravagante und Sentimentale hinübergespielt und ebenso wenig kann die Motivirung dafür als gelungen betrachtet werden, dem Ungerechten zur Verdoppelung seines Unrechtes die Hand zu bieten. — Den letzten Vers des Absatzes hat bereits wörtlich 1. Mos. 17, 1. 5. Mos. 18, 13.

Von hier aus verläßt die Bergpredigt die Auslegungen des Gesetzes, und verfolgt ihren Weg selbständig. Zunächst (6, 1—18.) bringt sie nachdrückliche Verwarnungen, mit der Wohlthätigkeit, dem Gebet und dem Fasten Heuchelei zu treiben, und sie vor den Augen der Menschen so zu üben, daß diese es gewahren. Diese Warnungen sind gewiß zu allen Zeiten und an allen Orten an ihrem Platze,

1) Z. B. 2. Mose 23, 4: „So du triffst den Ochsen deines Feindes oder seinen Esel irrend an, sollst du ihn demselben zurückbringen."

und werden in eindringlicher Weise vorgetragen. Neues und Originales enthalten sie nicht, da sich über alle Punkte Parallelstellen im A. T., so wie in den Talmudim und Midraschim reichlich finden, und selbst das vortreffliche Gebet „Vater unser," welches seitdem in der christlichen Kirche eine so große Rolle spielt, in allen seinen einzelnen Sätzen vorchristlichen Ursprungs ist, und nur in seiner Zusammensetzung sein besonderes Verdienst hat. Dennoch kann auch hier nicht übersehen werden, daß der Prediger, seinem Geiste gemäß, in Uebertreibungen verfällt. Nach dem V. 6 wäre jede Theilnahme an öffentlichem Gottesdienste, also dieser selbst, auszuschließen. Damit der Beter nicht in die Gefahr komme, mit seinem eifrigen Beten vor Anderen sich sehen zu lassen und zu prunken, soll er sich in seine Kammer verschließen, wenn er beten will. Noch auffälliger wird V. 17. 18 demjenigen, der fasten will, vorgeschrieben, bei dem Fasten sich das Haupt zu salben, damit die Leute das Fasten nicht gewahren. Es ist dies abermals ein Zaun, der das religiöse Verhalten umgeben soll, und am Ende dennoch wieder, statt den inneren Geist, auf den es allein ankommt, zu heben, den Blick auf Aeußerlichkeiten wendet.

Der folgende Absatz will darauf dringen, daß die Menschen vor Allem nach dem Reiche Gottes trachten, und warnt daher nachdrücklich vor dem Hangen an irdischen Schätzen. Hieraus wird nun aber der Schluß gezogen, daß wir für die Bedürfnisse des Lebens, wie Nahrung und Kleidung, keine Sorge tragen, sondern diese Gott überlassen sollen, der die Vögel des Himmels nährt, die nicht säen noch ernten, noch einsammeln, und die Lilien des Feldes kleidet, die nicht arbeiten und spinnen. Bezieht man dies auf die übermäßige Sorglichkeit der Menschen für den Bedarf des Leibes, auf das unbegrenzte Versenken in die gewerblichen Arbeiten, so ist es eine angemessene Mahnung. Sie wird aber zur gefährlichen Uebertreibung, sobald sie jede Arbeit und Sorge für das Nothwendige des Lebens zurückweist. Die menschliche Gesellschaft würde unter solchen Bedingungen nicht bestehen können und der Segen der Thätigkeit dem Menschen entfallen. Auch treffen die Gleichnisse nicht zu, denn die Vögel des Himmels müssen ihre Nahrung suchen, und die Pflanzen arbeiten gar wohl, um die Säfte der Erde an sich zu ziehen, Nahrung aus Luft und Licht zu gewinnen, und verarbeiten diese in ihrem Innern. Diese Gegensätzlichkeit der gott-

seligen Beschaulichkeit und der Arbeit, der Gottesverehrung und des Gewerbfleißes, die sich hierin wie in dem Spruche „Niemand kann zweien Herren dienen“ (V. 24.) so nachdrücklich geltend macht, ist eine schiefe und unnatürliche, da der Mensch der Arbeit und des Erwerbes nicht entbehren kann, und es nur darauf ankommt, die Arbeit und den Erwerb zu versittlichen und mit den höheren Aufgaben des Menschen zu vereinbaren.

Ganz eben dahin zielt ein nachfolgender Absatz, nachdem zuvor mit eindringlichem Wort und Gleichniß das Urtheil über einen Nebenmenschen untersagt worden. Es versteht sich, daß hier (7, 1—5) nicht vom Amte eines Richters die Rede sein kann, weil sonst die Gerichtspflege, dieser höchste Theil des Staatszweckes, nämlich der Schutz des Schwächeren vor dem Stärkeren und die Ausgleichung jedes Streites auf friedlichem Wege, unmöglich wäre, sondern von dem Aburtheilen unserer Nebenmenschen, wie es in leichtfertiger und böswilliger Weise stündlich geschieht. Allerdings ist hier ein egoistischer Abmahnungsgrund gegeben: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn so wie ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welchem Maße ihr messet, wird euch gemessen werden“. Man dürfte dieses Abschreckungsmotiv auf keine logische Waagschale legen. Wir erwarten von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, daß er uns nicht so richtet, wie wir als Menschen über Menschen gerichtet haben, und um der Schwäche unserer Natur willen, um unserer Kurzsichtigkeit und nie ganz auszurottenden Selbstliebe willen, auch diese Irrthümer und Fehler uns vergiebt. Wir ziehen daher die alten Aussprüche: „Beurtheile Jedermann zu seinen Gunsten,“ und „beurtheile Niemanden, bevor du an seine Stelle gekommen“ (Pirke Aboth, 1, 6. 2, 4.) vor. Sehr richtig und volksthümlich ist hingegen das Gleichniß vom Splitter und Balken.[1]) — Den Vers 6, welcher einem zum Volke sprechenden Redner nicht wohl geziemt, indem er „das Heilige,“ d. i. hier die neue Lehre dadurch zu profanisiren verbietet, daß man sie ungeeigneten Personen

1) Eigenthümlich ist es, daß im Talmud dasselbe Gleichniß in entgegengesetzter Weise gebraucht wird. Da über die Pflicht, einen irrenden Nebenmenschen zum Guten zu ermahnen, gehandelt wird, sagt ein Rabbi: Wie soll man einen Anderen ermahnen? Ruft man ihm zu: ziehe den Splitter aus deinem Auge! so antwortet er: ziehe zuvor den Balken aus deinem eigenen Auge! (Erachin 16, 2.)

vorträgt — abermals ein polemischer Ausspruch gegen den Paulinismus, der die neue Lehre unter die Heiden bringen wollte — diesen Vers übergehend, gelangen wir zu dem Absatze V. 7—11, in welchem, wie oben die unthätige Sorglosigkeit, hier das Gebet als das Mittel empfohlen wird, um von Gott zu erhalten, wessen wir bedürfen. Daß dies zu der irrthümlichsten Voraussetzung führen kann und nach den verschiedensten Seiten hin beschränkt werden muß, ist einsichtlich. Der Vergleich, der diese Zusicherung, daß unser Bitten von Gott erfüllt werde, bekräftigen soll, nämlich daß ein Vater seinem Sohne, wenn er um Brod und Fisch bittet, doch nicht Stein und Schlange geben werde, ist nicht zutreffend, denn es setzt voraus, daß der Sohn immer um Brod und Fisch bittet, während er sicher nicht selten um das bittet, was ihm wie Stein und Schlange ist; und andrerseits reicht der Vater dem Sohne Brod und Fisch, bevor und ohne daß er ihn darum bittet.

Hieran schließt sich, ohne genauen Zusammenhang, ein Vers, welcher den objectivsten Werth in der ganzen Bergpredigt besitzt, und der in der Feldpredigt sich angemessener in dem Absatze über die Feindesliebe befindet. Er lautet (V. 12.): „Alles nun, was ihr irgend wollt, daß euch die Leute thun, das thut auch ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Er ist in der That ein Fundamentalsatz, auf den die Sittenlehre sich stützen kann. Bei genauerer Prüfung zeigt sich jedoch, daß er doch nichts weiter als die Erklärung der Worte „wie dich selbst“ in dem Gebote: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst,“ enthält: wir sollen das, was wir wünschen, daß es uns geschehe, dem Nebenmenschen thun, und vermeiden, einem Anderen zu thun, was wir wünschen, daß es uns nicht gethan werde. Dies deutet auch der Zusatz „denn das ist das Gesetz und die Propheten“ an, und führen uns diese Worte auf die Quelle dieses Spruches hin. Als ein Heide von Hillel (geb. 75 vor Jesus) verlangte, ihn das Judenthum zu lehren, während er auf einem Fuße stehe, antwortete dieser: „Liebe deinen Nächsten; thue einem Anderen nicht, was dir mißfallen würde; dies ist das ganze Gesetz, alles Andere ist dessen Erklärung: gehe hin und lerne es.“ (Sabb. 31, 1.) In dieser negativen Form, welche die positive auch in sich schließt, muß übrigens der Satz gang und gäbe gewesen sein, denn wir finden ihn so wörtlich im Buche Tobiä

4, 15. wieder, immerhin kann die positive Form Eigenthum der Bergpredigt gewesen sein; der Gedanke selbst war nicht neu.

Die Bergpredigt endet nunmehr mit Mahnungen in Gleichnißform (wie das Evangelium Lukas sie bezeichnet 6, 39) von der engen Pforte, den Schafen in Wolfskleidern, den Früchten der Bäume, dem Hause auf Felsengrund.

Ueberseh'n wir die Resultate dieser Prüfung, so zeigt sich uns, daß die Zehn-Worte ein konsequentes, abgeschlossenes Fundament eines aus der Gotteslehre gezogenen Sitten- und Rechtssystems von so allgemeiner Bedeutung und Geltung sind, daß sie eben zu solchem Grundgesetz nicht blos für das Judenthum, sondern auch für alle christlichen Völker wurden, daß hingegen die Bergpredigt nichts anderes als eine Volksrede mit allen Vorzügen und Nachtheilen einer solchen bildet. Wir müssen uns hierbei die damalige Lage des Volkes und seine Zustände kurz vergegenwärtigen. Nach vielfachen Bruder- und Bürgerkriegen unter den Gliedern der hasmonäischen Fürstenfamilie, die sich bis in das Nationalheiligthum erstreckten, war der Römer theils mit List, theils mit Gewalt in das Land gedrungen, hatte den Staat seiner Selbständigkeit beraubt, dem Volke eine unerträgliche Last von Steuern, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aufgebürdet, und streckte bereits seine despotische Hand nach Heiligthum und Cultus, und das Volk stand am Vorabend eines Aufstandes, der zum blutigen Vernichtungskampfe werden sollte. Dabei war es in politische und kirchliche Parteien gespalten, und die Tendenz seiner damaligen Theologen nach Erweiterung und Modifikation des Gesetzes konnte dem Volke zwar eine unerschütterliche Glaubenstreue einflößen, nach der sittlichen Seite aber nicht mildernd und beschwichtigend einwirken. Die Leidenschaften waren also in hohem Grade erregt und droheten um so mehr zu entflammen, je mehr Ursachen in den Ereignissen jedes Tages sich dazu aufhäuften. Hier hinein tritt die Bergpredigt, um das Volk zu ergreifen, zu beschwichtigen, zu trösten und dem Sturm, welcher der Gesammtheit drohete, die Individuen möglichst zu entziehen. Der Zweck der Bergpredigt war also ein örtlicher und momentaner. Nun wiederholen sich zwar Zustände und Leidenschaften in der Menschheit immer von Neuem. Es kommen immer wieder Zeiten der Unterdrückung, der Verwirrung und Zersetzung, und unter deren Einfluß werden immer wieder dieselbe sittliche

Verwirrung und Verwilderung und Leidenschaftlichkeit im Volke erstehen. Die Bergpredigt wird also in jener Tendenz auch einen allgemeineren Charakter beanspruchen können, aber immer nur unter gewissen Bedingungen, welche der Zeit, dem Ort und der Individualität angehören. Sie thut ein großes Werk, indem sie zur Resignation, zur Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit, zum Dulden, wo der Kampf nur Zerstörung und Barbarei hervorruft, zum stillen Bewußtsein und zum unbedingten Vertrauen auf Gott ermahnt. Aber indem sie so dem zeitweisen Bedürfniß der Individuen im Volke genügt, geräth sie selbst vom allgemeinen Gesichtspunkt aus in Extravaganzen, in Verwirrung der sittlichen Begriffe, des Rechtsgefühls, zieht die Individuen aus der Gesammtheit und deren Zusammengehörigkeit heraus und stellt sie auf sich selbst, löst die Gesellschaft auf, beseitigt deren Institute, lähmt die Thätigkeit und die Energie und vertauscht die letztern mit Sentimentalität und Passivität. Wir haben dies im Einzelnen hinreichend nachgewiesen. Sie reißt einzelne Momente aus dem Bereiche des Lebens heraus, läßt überall Lücken übrig, macht in allen Punkten Einschränkungen und Abschwächungen nothwendig, und stellt in ihrer idealen und sentimentalen Extravaganz Forderungen, die über die Natur, den Beruf und die Pflicht des Menschen hinausgehen. Sehen wir daher auf die historische Wirksamkeit der Bergpredigt, so erkennen wir, daß sie allerdings dem idealen Christenthume, wenn nicht den ersten Anstoß, doch den ersten Ausdruck seines Charakters als Religion der Individuen gab, aber sobald das Christenthum in den Kreis des Konkreten hinaustrat, von ihm völlig verlassen wurde. Ihre Wirksamkeit war daher stets individuell, örtlich und zeitlich, die geschichtliche Entwickelung der Gesellschaft, des Staates und des Lebens konnte sie nicht beeinflussen, sondern es mußte hier immerfort von ihr abstrahirt werden. Je weiter diese Entwickelung vorschreitet, desto mehr bleibt sie dahinter zurück.

12. Versöhnung und Erlösung.

a.

Eins der wichtigsten Momente in der Religion ist die Frage über die Ausgleichung der Sündhaftigkeit, über die Rückkehr aus

der Verschuldung. Jeder Mensch sündigt. Aber diese allgemeine Möglichkeit, Anlage, Neigung zum Bösen, ohne welche der Mensch auch kein sittlich freies Wesen werden konnte, entschuldigt die Sünde eben nur im Allgemeinen, rechtfertigt sie aber nicht. Denn jede Sünde ist eine besondere That für sich, ein Unterliegen der Pflicht vor der Leidenschaft, eine Uebertretung eines göttlichen Gebotes, ein Abfall von unserer Bestimmung, eine Handlung wider die Absicht Gottes, eine Entfernung von Gott. Indem also jede Sünde ein besonderer Ausfluß unserer Willensthätigkeit ist und die Neigung zum Guten ebenso immer in uns vorhanden ist wie die Neigung zum Bösen, sind wir durch und für jede Sünde schuldbar. Wie werden wir nun dieser Schuldhaftigkeit ledig? Wie gelangen wir zu Gott zurück?

Judenthum und Christenthum beantworten diese Frage verschieden, und diese Verschiedenheit charakterisirt sich durch zwei Worte: das Judenthum spricht von der Versöhnung, das Christenthum von der Erlösung.

Denn das Judenthum stellt an die Spitze dieser Lehre den Satz: „Der Ewige, der Ewige, Gott, barmherzig und gnädig, langmüthig und voller Huld und Wahrheit, bewahrend Huld den Tausenden, vergebend Sünde, Missethat und Schuld, läßt aber nichts unbestraft“ (2. Mos. 34, 6. 7). Wenn also auch Gott an die Sünde die natürlichen Folgen, ja wenn er auch an dieselbe durch seine Fügung schmerzliche Wirkungen für den Thäter sich knüpfen läßt, so genügt dies für die Schuldhaftigkeit der Seele nicht. Das Kind, das von dem zürnenden Vater gezüchtigt worden, schnell ist der Schmerz vorübergegangen; aber so lange der Blick des Vaters noch streng auf es gerichtet, es aus seiner Nähe verbannt ist, es in seine Liebe und sein Vertrauen nicht wieder völlig eingesetzt worden, fühlt sich das Kind tief betrübt und unglücklich, und dieser Schmerz brennt mehr und länger als alle leibliche Strafe. Wehe dem Kinde, wo es nicht also ist! Da tritt die Religion Israels zu ihm und spricht: „Kehre um, bereue und bessere dich, thue das Böse nicht wieder, schaffe das Unrecht aus deiner Hand, und dir ist vergeben, dein Gott ist versöhnt mit dir.“

In der That war und ist das Judenthum die Religion der Versöhnung und ihr einfacher Lehrsatz war stets: Gott ist allbarmherzig, und wenn du von der Sünde lässest und das Unrecht,

das du begangen, wieder gut machst, so ist deine Schuldhaftigkeit ausgelöscht und Gott mit dir versöhnt. Daher ziehen sich die Worte der oben angeführten Verkündigung wie ein rother Faden durch die ganze heilige Schrift[1]) und liegen z. B. dem ganzen Buche Jonah zu Grunde. So spricht auch Jesaias (55, 7): „Der Frevler verlasse seinen Weg, der Mann der Sünde seine Gedanken; er kehre zum Ewigen, der wird sich seiner erbarmen, zu unserm Gotte, denn der ist reich im Vergeben". Ebenso der Psalmist (32, 5. vgl. Ps. 51): „Meine Sünde that ich dir kund, meine Schuld verdeckt' ich nicht, ich sprach: auch meine Missethat will ich dem Ewigen bekennen — da vergabst du meine Sündenschuld". Der locus classicus ist bekanntlich hierüber das Kapitel 18 des Jecheskel, aus welchem wir nur V. 21—23 anführen: „So der Frevler zurückkehrt von all' seinen Sünden, die er vollführte, und all' meine Satzungen wahret und Recht und Gerechtigkeit übet, so wird er leben, nicht sterben. All seiner Missethat, die er vollführte, wird ihm nicht gedacht, durch seine Gerechtigkeit, die er übte, wird er leben. Sollt' ich denn Wohlgefallen am Tode des Frevlers haben? spricht der Herr, der Ewige; nicht daß er zurückkehrte von seinem Wandel und lebe?" — Das Judenthum begnügte sich mit der Aufstellung dieses Lehrsatzes nicht, sondern um seinen Bekennern ein konkretes Mittel der Mahnung und Anleitung, aus der Sünde und Sündhaftigkeit zur Läuterung und zur Versöhnung mit Gott zu kommen, zu verschaffen, setzte es den Versöhnungstag mit seinen Vorbereitungstagen, dem Drommetenfeste und den Bußtagen, ein. Die Bedeutung, welche diese vom religiös-sittlichen Standpunkte aus höchst wirkungsreiche Institution hat, liegt in der Zurückgezogenheit von allem weltlichen Leben an diesem Tage, in der alleinigen Beschäftigung mit gottesdienstlichen, insbesondere das Bekenntniß der Sünde, die Reue und die Umkehr tragenden Verrichtungen und in dem für diesen Tag vorgeschriebenen Fasten, wozu die von dem Drommetenfeste bezweckte Selbsterkenntniß und die für die Bußtage verordnete Versöhnung mit seinen Nebenmenschen vorbereiten soll. Die Religion wollte

1) 5 Mos. 4, 31. Joel 2, 13. Jonah 4, 2. Ps. 86, 15, 103, 8. 111, 4. 112, 4. 116, 5. 145, 8. Nech. 9, 17. 9, 31. 2 Chron. 20, 9; auch die Synagoge erkannte diesen Ausspruch als Bekenntnißwort an und stellte ihn an die Spitze aller Bußgebete.

also hiermit ihren Bekennern die Mittel darbieten, durch welche sie bei aufrichtiger Benutzung zur Versöhnung mit Gott, zur Ausgleichung ihrer Schuldhaftigkeit, zur Läuterung gelangen können. Ausdrücklich aber hat sie sich zu aller Zeit dagegen verwahrt, daß die bloße Werkheiligkeit, die bloße Uebung der Ceremonien, das bloße leibliche Kasteien die göttliche Versöhnung erwirke. Haben dies die Talmudisten schon durch die Wahl des Haphtoraſtückes für den Versöhnungstag Jes. 57, 14.—58, 14, worin der Prophet dem Fasten alle Kraft abspricht, wenn nicht die Hinwegschaffung alles Unrechts und die Uebung der wahren Menschenliebe damit verbunden ist, erwiesen, so lehren sie es auch selbst in unzweideutigen Ausdrücken. Sie sagen, daß Sünden gegen die Nebenmenschen nicht versöhnt werden können, wenn nicht eine Versöhnung des Beleidigten, eine Entschädigung des Geschädigten vorangegangen ist[1]); daß, wenn der Sünder im Sinne habe, er könne sündigen, der Versöhnungstag versöhne, und dann könne er wieder sündigen, der Versöhnungstag nicht versöhne[2]) u. dgl. m. Andererseits dehnen sie aber auch die Versöhnung des sündhaften Menschen mit Gott aus. Sie legen den Leiden und Schmerzen des Menschen eine ausgleichende, versöhnende Kraft bei, ebenso dem Tode des Bußfertigen. Sie sagen charakteristisch: „Kehre einen Tag vor deinem Tode um“[3]), um sowohl auszudrücken, daß, da der Mensch den Tag seines Todes nicht vorauswisse, er jeden Tag seines Lebens zur Umkehr vom Bösen und zur Rückkehr zu Gott verwenden solle, als auch, daß er zu jeder Zeit dazu befähigt sei und ihm der Weg zur Versöhnung alle Zeit offen gehalten werde.

So hat das Judenthum die unmittelbare Verbindung des Menschen mit Gott auch auf dem Gebiete des persönlichen sittlichen Verhaltens in nachdrücklichster Weise gelehrt, schließt keinen Menschen, und wenn er auch auf das tiefste gefallen, von der Gnade Gottes aus[4]), zeigt ihm überall die Möglichkeit der Rückkehr, den

1) Unter vielen Stellen nur diese Mischn. Jom. Abschnitt 8, 9: עבירות שבין אדם לחברו אין יום הכפורים מכפר עד שירצה את חברו .

2) Ebendas. האמר אחטא ואשוב אין מספיקין בידו לעשות תשובה . אחטא ויום הכפורים מכפר ' אין יום הכפורים מכפר .

3) Pirk. Aboth. II, 15.

4) Berach. 10, 1. drückt dies charakteristisch aus: אפילו חרב חדה מונחת על צווארו של אדם לא ימנע עצמו מן הרחמים „Selbst wenn das scharfe Schwert schon auf dem Nacken liegt, verzweifle nicht an der Barmherzigkeit Gottes.“

Weg der Besserung und Läuterung, legt dies aber lediglich in seine eigene Hand, in aufrichtige Reue, in wahrhafte, thatsächliche Umkehr und gesteht ihm die Befreiung von seiner Schuldhaftigkeit nur zu, wenn er in Gedanken, Wort und That, in allen seinen Gefühlen und deren Ausprägung durch Handlungen von der Sünde sich entfernt, sich rein macht und läutert[1]).

Das Christenthum nennt die Rückkehr zu Gott und die Vergebung der Sünden — Erlösung. Auf die Pforte dieser Erlösung hat es das erschütternde Wort geschrieben: „Wer da glaubt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden;" „wer an ihn glaubet, geht nicht verloren, sondern hat das ewige Leben. Wer an ihn glaubet, wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes" (Marc. 16, 16. Joh. 3, 16., 18.). — Und es ist der unumstößliche Lehrsatz der christlichen Kirche aller Confessionen: „damit der Mensch wirklich entsündigt und begnadigt werde, ist von seiten des Menschen nothwendig, daß er an Jesus Christus und seine Lehre glaubt"[2]). — Die christliche Lehre von der Erlösung geht von der Erbsünde aus, daß also durch die Sünde des ersten Menschenpaares jeder Mensch sündig geboren werde und nun zu diesem seinem sündigen Wesen noch die eigenen Sünden hinzufügt. Keine Sinnesänderung, keine Buße, keine Besserung, kein noch so gerechter und frommer Lebenswandel vermögen an sich die Befreiung von der Erbsünde und die Vergebung der eigenen Sünden, die Wiederherstellung der Verbindung mit Gott und die Versöhnung Gottes zu erwirken, sondern um diese zu ermöglichen und herbeizuführen, ließ Gott die zweite göttliche Persönlichkeit, seinen „eingeboren Sohn" Mensch werden und in diesem Menschen leiden und sterben. Durch diesen Tod ist das Erlösungswerk vollbracht, und wer an diesen Gott Erlöser, an dessen Tod und an die Erlösung durch diesen Tod glaubt, dem werden sowohl die Erbsünde als auch die eigenen Sünden vergeben[3]).

1) Jechesk. 18, 20.

2) Wir führen als Belege zwei in den höheren preußischen Lehranstalten eingeführte Lehrbücher, für den katholischen Religionsunterricht von Dr. Dubelmann (Bonn 1862) Theil I. S. 84, für die evangelische Relionslehre von Dr. Lochmann (Göttingen 1856) S. 65 an.

3) Dubelmann S. 83. „Durch das Erlösungswerk hat uns Christus

Es ist nicht im entferntesten unsere Absicht und unsere Aufgabe, gegen diese Lehrsätze zu polemisiren. Vielmehr wollen wir nur konstatiren, daß das Christenthum die Vergebung der Sünden und die Versöhnung mit Gott allein durch dieses Erlösungswerk seines Stifters ermöglicht und von dem Glauben daran bedingt lehrt. Die Erbsünde ist ihm darum der Eckstein der ganzen Erlösungslehre[1]), die Menschwerdung Gottes der Mittelpunkt und das Leiden und der Tod dieses Gottes der Ausgangspunkt: Glaubenssätze, die von der Kirche selbst für Geheimnisse, Mysterien, d. h. dem Verstande unbegreiflich erklärt werden, ja, wie wir hinzufügen müssen, der Vernunft geradezu widersprechen, da der Begriff Gott durch sie völlig aufgehoben wird. Allerdings trennt das Christenthum von diesem Glauben die Entfernung von der Sünde und die Erfüllung der göttlichen Gebote nicht, allein es hält die letzteren doch für durchaus ungenügend und unzulänglich ohne den Glauben und *muß* dies auch, weil ja sonst jenes Erlösungswerk unnöthig gewesen wäre, damit aber auch die christliche Lehre selbst zusammenfiele.

Das Christenthum ruft also dem sündhaften Menschen, der zu Gott zurückkehren und dessen Vergebung erlangen will, zu: Verschaffe dir den Glauben an diese Erlösungslehre, und du wirst nicht allein von der Sünde, sondern auch von ihrer Strafe[2]) befreit;

1) die Befreiung von aller Sünde, von der Gewalt des Teufels und von allen Strafen der Sünde und 2) die Zuwendung aller Gnaden, welche von Gott den Menschen verliehen werden, verdient".

1) Die Erbsünde wohnt nach der Lehre der Kirche jedem Menschen durch die Abstammung von dem ersten Menschen inne, und die vermittelnde Ursache dieses sündhaften Zustandes in jedem Menschen ist nicht etwa eine Nachahmung der Sünde Adams durch Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern die Abstammung von dem ersten Menschen. Dubelmann S. 50. Vgl. August. confessio Art. 2. Daß die „Erbsünde" durchaus nicht alttestamentarische Lehre ist, erweist sich schon daraus, daß die Kirchenlehrer keine andere Schriftstelle anzuführen wissen als die gelegentlichen Worte 1 Mos. 8, 21: „denn das Bilden des Menschenherzens ist böse von seiner Jugend an", wo aber nicht „das Herz oder Wesen", sondern nur „das Bilden des Herzens", und nicht „von Geburt an", sondern „von Jugend an", als der eigentlichen Zeit des Schwankens und Irrens, steht, und nicht auf die Sünde Adams, sondern auf die große Fluth Bezug genommen ist.

2) „Christus hat uns nicht blos von Sündenschuld, sondern auch von den *Strafen* der Sünde befreit". Dubelmann. S. 83.

so lange du aber diesen Glauben nicht erlangt hast, so lange er nicht in dir „fest und unerschütterlich“ ist, bist du „gerichtet und verdammt“; mit ihm wirst du selig, ohne ihn bleibst du von der Seligkeit ausgeschlossen. Also spricht das Christenthum nicht bloß zu dem in ihm geborenen und erzogenen Menschen, sondern zu allen Menschen.

Wie aber, wenn der nach Gott verlangende Mensch zu diesem Glauben nicht kommt, nicht kommen kann, weil sein ganzes geistiges Wesen, die ganze Entwickelung seiner Geisteskräfte, alles, was er für wahr und recht hält, aus seiner innersten Natur heraus und aus der heiligen Schrift Israels für wahr und recht erkannt hat, sich dagegen sträubt? . . . Das Christenthum hat hierauf keine Antwort, hierauf keine Tröstung.

Allerdings hat die protestantische Kirche die Uebelstände, die mit diesem strengen Dogmatismus verbunden sind, wohl gefühlt: man weiß, wie im Laufe der Zeit in ihm der Rationalismus damit umgesprungen ist und ihn zu einer Scheinlehre umgewandelt hat. Allein er hat sich damit von seiner ganzen Basis, vom Neuen Testamente selbst völlig entfernt und wird daher immer wieder aus der Kirche hinausgewiesen. Dennoch finden wir selbst bei strenggläubigen Protestanten eine Abschwächung der Glaubenslehre, wie denn der von uns angeführte Lohmann S. 25 in der Behandlung der Dreieinigkeitslehre schließlich sagt: „Es wird diese Lehre ein Mysterium bleiben. Die Hauptsache bleibt, daß wir den wesentlich praktischen Inhalt dieser Lehre gläubig in uns aufnehmen, daß wir an Gott nicht bloß als Schöpfer, sondern auch als Erlöser und Heiligmacher glauben u. s. f.“ Freilich müßten wir dann fragen, was dem Christenthume gegenüber dem Judenthume dann noch übrig bliebe? Denn daß Gott nicht bloß Schöpfer, sondern auch Erlöser (גואל) und Heiligmacher (אני ה' מקדישכם „ich bin der Ewige, der euch heilig macht“) ist, wird in unserer heiligen Schrift an tausend Stellen gesagt und in den jüdischen Gebeten täglich zwanzigmal wiederholt — also als Erlöser und Heiligmacher wird Gott auch im Judenthum gedacht — ohne Trinität. Aber gehen wir einen Augenblick, sowenig wir vom Christenthume hierzu berechtigt werden, darauf ein und fragen wir: Was findet der reuige Mensch im Christenthume, wenn er es nur von der praktisch-ethischen Seite in Betracht zieht? Wir verweisen auf das, was

wir von der idealen Seite des Christenthums in einem früheren Artikel gesagt. Es werden ihm da die Forderungen gestellt: sich des ganzen menschlichen Lebens zu entäußern, alle bürgerlichen Werthe aufzugeben, sich über alle Bande, die ihn auf Erden an andere Wesen knüpfen, hinwegzuheben, sich ganz allein in seine Individualität zurückzuziehen und diese auf eine überirdische Höhe hinaufzuwinden; und Handlungen als Gebote hingestellt, welche der Natur des Menschen widersprechen, die Grenzlinien zwischen Recht und Unrecht verwischen und an die Stelle der geistigen Entwickelung und Kraft eine sentimentale Idealität setzen, die dicht an krankhafte Schwärmerei grenzt. Wird er im Stande sein, diesem allen zu genügen? wird sich nicht das Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Seele bemächtigen? wird er nicht in jedem seiner Schritte im Leben einen Rückfall, mit welchem er sich dem Heiligen und Göttlichen wieder entzieht, erblicken müssen? Ja, mit je größerer Aufrichtigkeit und Anstrengung er auf dem Wege, der ihm hier vorgezeichnet wird, fortstrebt und weiter gelangt, wird sein Gewissen, seine sittliche Empfindlichkeit immer zarter, reizbarer, gegen sich selbst schärfer und bitterer werden — bis er gänzlich verzweifelt. — —

Wir aber sagen noch heute mit dem Psalmisten (34, 15. 16.): „Weiche vom Bösen und thue Gutes, suche den Frieden und jage ihm nach: die Augen des Ewigen sind den Gerechten zugewendet und seine Ohren ihrem Flehen"; und (57, 27. 28.): „Weiche vom Bösen und thue Gutes, dann wohnst du in Ewigkeit; denn der Ewige liebt das Recht und verläßt nicht seine Frommen; sie werden bewahrt in Ewigkeit."

b.

Dennoch müssen wir auf diesen wichtigsten Punkt der Religionslehre noch einmal, noch tiefer eingehen, zuerst weil die Kluft zwischen Christenthum und Judenthum sich hier am weitesten zeigt; dann aber auch, weil die Lehrer des Christenthums behaupten, daß in diesem allerbedeutendsten Zwecke der Religion das Christenthum die Erfüllung der von unserer heiligen Schrift aufgestellten Forderungen sei und enthalte, das Judenthum aber dieselben unerledigt lasse und somit den Juden das Heil und die Seligkeit entgehe. Eine desfallsige Untersuchung wird daher immer von Neuem nothwendig,

und ihre Ergebnisse haben für uns die zwiefache Wichtigkeit, diese letztere Behauptung aus dem Wege zu räumen, und uns die Segensfülle der Lehre unserer Religion immer wieder zugänglich zu machen. Noch vor Kurzem schreibt Prof. Lotze (Mikrokosmus B. III. S. 350): „Die Juden haben mißkannt, daß in der Person Christi in vertiefter Bedeutung vereinigt war, was vom Messias gehofft worden: die abschließende Prophetie der endgiltigen Offenbarung, das hohepriesterliche Mittleramt der Versöhnung durch das Opfer, welches der Mittler selbst ist, die königliche Gewalt des Herrn über die Gemeinde aller Zeiten." Dies ist nun freilich, wenn es dem jüdischen Messiasglauben als Ingredienzen imputirt und eingeschachtelt wird, Alles falsch. Der Messias ist in der heil. Schrift kein Prophet, kein hoherpriesterlicher Mittler und kein Opfer. Aber es zeigt uns, daß auch der nicht strenggläubige, philosophirende Christ von vorurtheilsvoller und ganz unrichtiger Vorstellung ausgeht.

Die katholische Kirche geht noch weiter und sieht in dem „Meßopfer" die immerwährende Wiederholung des Kreuzesopfers in unblutiger Weise, durch welches Meßopfer daher die Vergebung der Sünden, und der Nachlaß zeitlicher Strafen erworben werde. (Vergl. Dr. Dubelman, Leitfaden für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. 3. Aufl. Th. 2. S. 11 ff.) Und zu diesem Allen soll die Lehre des Judenthums von der Unentbehrlichkeit eines Sühnopfers zur Sündenvergebung die vorbildliche Veranlassung, und darum das gegenwärtige Judenthum nach seiner eigenen Lehre zur Erlangung der Sündenvergebung unfähig sein. Es ist demnach nothwendig, beide Lehren noch einmal genauer zu prüfen. Wir thun dies, indem wir der Unparteilichkeit wegen für die christliche Lehre die Darstellung eines der bedeutendsten neueren christlichen Forscher in der Geschichte der Philosophie wörtlich hierherstellen, nämlich aus der „Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer" (Bd. I. Th. I. Allgemeine Einleitung. 2. Aufl. 1865. S. 50 ff.) Daselbst heißt es: „Vorausgesetzt ist der Christusglaube als Prinzip. In diesem Glauben ist das Erste, daß in der Person Jesu der Messias geglaubt wird; das Zweite, daß in diesem Messias der Welterlöser geglaubt wird; der höchste Glaubensgesichtspunkt entdeckt in diesem Welterlöser das erlösende Weltprinzip, den ewigen Christus, den fleischgewordenen Logos, den menschgewordenen Gott; in diesem Lichte erscheint ihm die Person

und das Leben Jesu. In diesem Glauben sollen die Menschen eins werden, in dieser Glaubensgemeinschaft sich einigen zu einer neuen Lebensordnung, welche die Aufgabe hat, sich über die Welt zu verbreiten. Die gläubigen Gemeinden streben nach einer organisirten Vereinigung, diese Vereinigung ist die Kirche." — Innerhalb dieser Kirche wird nun die christliche Glaubenslehre von den Kirchenvätern entwickelt und festgestellt. „Aus dem Gesichtspunkte und der Grundidee des Christenthums läßt sich leicht die Richtschnur erkennen, welche die Fassung und Lösung der patristischen Aufgabe leitet. Was geglaubt werden soll, ist Christus als der Erlöser der Menschheit. Er soll geglaubt werden als die Person, in welcher die Thatsache der Welterlösung vollbracht ist. Der Glaube an diese Thatsache bildet die feste Voraussetzung, auf welcher die Kirche beruht So sind es im Hinblick auf jene Urthatsache des Glaubens drei Probleme, welche die Kirchenlehre bewegen: wie muß das Wesen Gottes, Christi, des Menschen gedacht werden, damit in allen drei Punkten unsere Vorstellungen der Thatsache der Erlösung conform sind? Die Lösung der ersten Frage fordert die Unterscheidung der göttlichen Personen und deren Wesensgleichheit, die Feststellung der göttlichen Oekonomie, den Begriff der Trinität; die Lösung der zweiten Frage fordert die Unterscheidung und Vereinigung der beiden Naturen in Christus, den Begriff der Gottmenschheit; die Lösung der dritten Frage, den Begriff der Prädestination auf Seiten Gottes und der Erbsünde auf Seiten des Menschen, wodurch das Verhältniß bestimmt wird der göttlichen Gnade und menschlichen Freiheit." Diese letzte Frage wurde nun auf eine für das Christenthum für immer entscheidende Weise durch den Kirchenvater Augustin gelöst, und wir setzen deshalb zu diesem Zwecke den ganzen Absatz Fischers hierüber her.

„Augustin ist unter den kirchlichen Denkern der bedeutendste, und wenn von der kirchlichen Bedeutung die theologische abhängt, so ist er unter allen christlichen Theologen der größte, denn er hat die Kirche über sich selbst ins Klare gebracht, er hat erleuchtet, was sie ist, er hat ihr das Licht angezündet, in welchem die Kirche sich selbst erkannt hat, und in diesem Sinne darf man von diesem Kirchenvater mit Recht sagen, daß er das größte Kirchenlicht gewesen ist; Er hat nicht blos den Glauben der Kirche vollendet, sondern zugleich den Glauben an die Kirche begründet, indem er aus dem

Glaubensprinzip der Erlösung alle Folgerungen zog, welche die menschliche Natur betreffen."

„Die menschliche Natur soll so gedacht werden, daß sie in die Heilsthatsache der Erlösung eingeht und paßt. Also ist das Erste, daß sie gedacht wird als erlösungsbedürftig, d. h. als sündhaft. Sie kann erlöst werden nur durch Christus. Also ist das Zweite, daß sie gedacht wird als von sich aus erlösungsunfähig, d. h. als in ihrer Sündhaftigkeit unfrei. Also muß die Sünde gedacht werden als die Macht, welche den Willen beherrscht, als eine Beschaffenheit des Willens, von welcher dieser nicht loskommen kann, d. h. als Natur des menschlichen Willens. Aber die Sünde ist Schuld, die Schuld setzt die Freiheit voraus, denn nur diese kann schuldig werden. Eine Sünde, welche die Freiheit ausschließt, hebt sich selbst auf. Also muß die Sünde gedacht werden als eine That der Freiheit und zugleich als deren Verlust. Der Mensch hat ursprünglich die Freiheit gehabt, nicht zu sündigen; er hat gesündigt, damit hat er jene Freiheit verloren, und zwar von sich aus für immer. Seitdem kann er nichts als sündigen. In der ersten Sünde ist das Menschengeschlecht gefallen, in Adam haben alle gesündigt. Die Sünde muß gedacht werden als Erbsünde. Das ist der Grundbegriff Augustins, den er zuerst in dieser Bedeutung geltend gemacht hat. In dem Zustande der Erbsünde kann der Mensch die Erlösung nicht erwerben, er kann sich dieselbe weder geben, noch auch von sich aus verdienen, sie kann ihm nur zu Theil werden wider sein Verdienst, d. h. durch Gnade. Diese Gnade ist von Seiten des Menschen durch nichts begründet. Also handelt sie grundlos, sie muß gedacht werden als ein Akt göttlicher Willkür. Der Mensch wird ohne sein Zuthun von Gott begnadigt, d. h. zur Erlösung erwählt. Die Erlösung muß gedacht werden als Gnadenwahl. Diese Wahl ist von Seiten des Menschen durch nichts bedingt, wonach sie sich zu richten hätte; sie handelt also unbedingt, sie geht dem Menschen voraus, sie muß gedacht werden als göttliche Vorherbestimmung oder Prädestination. Der Mensch wird von Gott zur Erlösung prädestinirt. Nun kann der Mensch der göttlichen Gnade nur theilhaftig werden durch Christus, nun ist die Gemeinschaft mit Christus nur möglich durch die Kirche; also muß die Kirche gedacht werden als das Reich der Gnadenmittel, als die göttliche Gnadenanstalt auf Erden, welche die menschliche Erlösung bedingt und ver-

mittelt. Es giebt kein Heil außer in der Erlösung. Dieser Satz wird jetzt dahin bestimmt: es giebt kein Heil außer in der Kirche. Das ist der Begriff der alleinseligmachenden Kirche."

„Die Glaubensthatsache der Erlösung fordert, daß die menschliche Natur unter der Herrschaft der Erbsünde gedacht werde. Zu derselben Forderung führt der Begriff Gottes und der Begriff der Kirche."

„Gott muß gedacht werden als unbedingter d. h. allmächtiger Wille. Nicht blos als Macht, sondern als Wille: dieser Begriff verneint alle emanatistischen Vorstellungsweisen. Als unbedingter Wille der durch nichts außer ihm beschränkt wird, außer dem es also nichts giebt, das ihn einschränken könnte: dieser Begriff verneint alle dualistischen Vorstellungsweisen. Der religiöse Platonismus, die Neuplatoniker, die christlichen Gnostiker dachten entweder emanatistisch oder dualistisch. Die augustinische Theologie ist diesen Denkweisen vollkommen entgegengesetzt. Ist Gott Wille, so ist die Welt ein Werk seines Willens d. h. sie ist Geschöpf und die göttliche Wirksamkeit ist schöpferisch. Ist Gott unbedingter Wille, so kann die Welt, da sie nicht aus dem göttlichen Wesen hervorgeht, nur durch den göttlichen Willen geschaffen sein aus Nichts: sie ist per Deum de nihilo; so ist die Welterhaltung, da die Welt in sich nichtig ist, eine fortgesetzte Schöpfung Gottes, eine creatio continua; so ist Alles, was in der Welt geschieht, durch den göttlichen Willen bestimmt, vorherbestimmt. d. h. durchgängig prädestinirt, so sind auch die Menschen zur Erlösung prädestinirt, die Einen sind von Gott erwählt zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß; so kann die Erlösung von Seite des Menschen durch nichts bedingt sein, d. h. die Menschen von sich aus erscheinen als vollkommen unwürdig der Erlösung, als dergestalt in der Herrschaft der Sünde befangen, daß diese ihre Willensbeschaffenheit ausmacht, die sich forterbt von Geschlecht auf Geschlecht. Hier mündet die augustinische Theologie in den Begriff der Erbsünde."

„Zwei Hauptbegriffe des augustinischen Systems scheinen im Widerstreit mit einander. Der Begriff Gottes fordert die Unbedingtheit des Willens und diese fordert den Begriff der Prädestination, welche die menschliche Freiheit aufhebt. Aber ohne Freiheit giebt es keine Sünde, ohne diese keine Erlösungsbedürftigkeit, ohne diese keine Erlösung. Was der Gottesbegriff verneint, bejaht der Erlösungsbegriff.

Diesen Widerspruch will Augustin so lösen, daß er die menschliche Freiheit nicht als solche verneint. Gott hat sie dem Menschen gegeben, aber dieser hat sie durch die Sünde verloren, und eben dadurch ist die Sünde zur Erbsünde geworden."

„Der Begriff der Kirche fordert den der Erbsünde. Die Einsicht in diesen Zusammenhang ist für das augustinische System durchaus erleuchtend. Die Kirche muß gedacht werden als das Reich, innerhalb dessen allein wir der Gemeinschaft mit Christus und dadurch der göttlichen Gnade theilhaftig sein können. Also besitzt die Kirche die Macht der Sündenvergebung; nur durch sie und in ihr können die Sünden vergeben werden, dieses Heil widerfährt dem Menschen, indem die Kirche ihn aufnimmt in ihren Schoß durch das Gnadenmittel der Taufe. Nun ist die Kirche als das Reich der göttlichen Gnade, wie diese selbst, unbedingt und unabhängig von dem Zuthun des Menschen. Sie geht den Einzelnen voraus. Sie gilt, was bei den Alten der Staat gegolten hatte, als das Ganze, welches früher ist als die Theile; sie empfängt daher den Menschen im Beginn seines irdischen Daseins, bei seinem Eintritt in die Welt. Sie muß schon die Kinder sich einverleiben, indem sie dieselben tauft. Durch die Taufe werden die Kinder der Sündenvergebung theilhaftig, also müssen sie gelten als der Sündenvergebung bedürftig d. h. als sündhaft, was sie nur sein können in Folge der Erbsünde. Es ist sehr bezeichnend, daß über die Verdammniß der ungetauften Kinder der Streit ausbricht zwischen Pelagius und Augustin. Wenn es außer der Kirche kein Heil giebt und die Seligkeit nur durch sie erreicht werden kann, so ist der außerkirchliche Zustand heillos, so ist diesseits der Taufe das Verderben, so herrscht im Reiche der Natur die Sünde, die zur Verdammniß führt. Ohne Erbsünde keine Sündhaftigkeit der Kinder, also keine Nothwendigkeit in diesem Falle der Sündenvergebung, also keine Nothwendigkeit der Kindertaufe, keine Geltung der Kirche vor den Einzelnen, keine unbedingte Geltung der Kirche d. h. keine Kirche als Reich der Gnade. Das Dogma der Erbsünde ist das Dogma der Kirche. Der Glaube an die Kirche fordert den Glauben an die Erbsünde und umgekehrt. Was das ewige Heil des Menschen betrifft, so geschieht nichts durch den natürlichen Menschen und alles nur durch die Kirche. Das ist der Mittelpunkt der augustinischen Lehre, die mit rücksichtsloser Energie

und Schärfe alle Folgerungen löst, welche das vorausgesetzte Glaubensprinzip gebietet, selbst in ihren unvermeidlichen Widersprüchen."

„Auf dieses System gründet sich die Kirche des Mittelalters. Von hier aus empfängt sie das Bewußtsein ihrer unbedingten Herrschaft. Aber im Verlauf der kirchlichen Entwickelung müssen Folgerungen hervortreten, unter denen sich das Prinzip der augustinischen Lehre verdunkelt. Der Glaube an die Kirche ist der unbedingte Gehorsam, welcher thut, was die Kirche fordert. Der Gehorsam kann sich nur auf eine einzige Weise bewähren: durch das folgsame Thun, durch das äußere Werk, in diesem Fall durch die kirchliche Leistung. Das Werk, von Innen betrachtet, kann gesinnungslos sein; von Außen geschätzt, kann es das Maß der geforderten Leistungen weit überschreiten, ein verdienstvolles, heiliges Werk sein. Und es liegt in der Natur der Werke, daß sie von Außen geschätzt werden. Jetzt bietet sich die Möglichkeit dar, kirchliche Verdienste zu erwerben, sich durch kirchliche Werke zu rechtfertigen. Gelten aber Werke als Mittel zur Rechtfertigung, so ist das menschliche Zuthun nicht mehr ausgeschlossen aus den Bedingungen zur Erlösung, so muß in demselben Maße, als dieses Zuthun verdienstlich ist, auch der menschlichen Freiheit Geltung eingeräumt werden. Und so geht aus dem Glauben an die Kirche, den Augustin begründet, eine menschliche Werkheiligkeit hervor und damit eine semipelagianische Richtung, die dem augustinischen System im Prinzip zuwiderläuft. Gegen diese Folgen erhebt sich das Prinzip der augustinischen Lehre: die Kirche selbst ist bedingt durch die göttliche Gnade, diese allein gilt unbedingt in der menschlichen Erlösung, unabhängig von den kirchlichen Werken. Und so bildet die Wiederbelebung des augustinischen Grundgedankens einen reformatorischen Faktor, der sich gegen das katholische System der Werkheiligkeit, nachdem dieses in allen seinen Folgerungen erfüllt ist, aufrichtet in Luther, Calvin, Jansen."

Das wesentliche Werk der Reformation war also die Hinwegräumung der kirchlichen Werke und die Rückkehr zu dem reinen augustinischen Glaubenssystem. Ob die erstere von ihr gänzlich vollbracht sei, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Gewiß aber ist, daß sie das gedachte System zum Inhalte der protestantischen Kirche machte, und diese dasselbe trotz aller Kämpfe und Deutungsversuche noch jetzt festhält. —

Welches ist nun Diesem gegenüber die Lehre des Judenthums von der Sühne, der Sündenvergebung, der Versöhnung mit Gott? Wir werden hier dieselbe zuerst beleuchten, dann ihre Schriftgemäßheit erweisen und insonders das Verhältniß der Opfer, namentlich der Schuld- und Sühnopfer besprechen müssen.

Wir konstatiren zuerst, daß auf diesem Gebiete durchaus keine Verschiedenheit zwischen der jüdischen Auffassung in unserer Zeit und der in früheren Epochen, etwa zwischen einem reformistischen und orthodoxen Judenthume besteht, daß vielmehr die Lehre von der Sühne zu den Grundgedanken und Grundlehren des Judenthums gehört, welche den einheitlichen Mittelpunkt des Judenthums bilden. Um nun in einfachster Weise diese Lehre zu charakterisiren, brauchen wir nur an den in unseren Neujahrsgebeten mit so großem Nachdrucke hervorgehobenen Ausspruch zu erinnern:

תשובה ותפלה וצדקה מעבירין את רע הגזרה

das heißt: „reuige Umkehr, Gebet und Uebung von Werken der Liebe heben die Verurtheilung des Menschen auf.“ Es ist also die Sühne, die Vergebung der Sünden, die Versöhnung mit Gott abhängig von der Reue und Besserung, von dem Bekenntniß der Sünde vor Gott und dem aufrichtigen Gebet um Vergebung, sowie daß diese Reue nicht blos in der ferneren Unterlassung der Sünde, sondern auch in der Uebung von Werken der Liebe sich bethätige. Dies entspricht auch den seelischen Zuständen des sündigen Menschen. Jede Sünde enthält die geistige Verblendung, welche zur Sünde führt, die That selbst und die darin enthaltene Entfernung von und Feindseligkeit gegen Gott. Es bedarf daher zur Beseitigung des sündhaften Zustandes zuerst der Erkenntniß der Sünde, des aufrichtigsten Schmerzes über dieselbe und der Unterlassung der Sünde mit möglichster Beseitigung des von ihr angerichteten Schadens. Schon hierin ist naturgemäß das Bewußtsein enthalten, von Gott abgewichen zu sein und gegen dessen heiligen Willen feindselig gehandelt zu haben, und wie von selbst wird daher die reuige Seele sich Gott zuwenden, und vor Ihm im Gebete all' den schweren Druck des Herzens in offenmüthigem Bekenntniß und heißem Flehen um Vergebung ausschütten. In jenem Bewußtsein aber und in dieser innersten Zuwendung zu Gott und dem Zurückstreben nach Ihm hin liegt es abermals wie von selbst, den geläuterten Zustand der Seele mit größerer Kraftanstrengung und freudigerer Opferwilligkeit in

Werken der Liebe zu bethätigen, nicht etwa um sich dadurch größere Ansprüche auf die Barmherzigkeit Gottes zu erwerben, sondern um dem innersten Drange der Seele zu genügen, der nach treuester Pflichterfüllung strebt, und allerdings mit dem Nebengedanken, dadurch zum Theil wieder gut zu machen, was man Schlimmes angerichtet. Es ist einmal die Anlage des Menschen, Alles, was er wahrhaft denkt und fühlt, durch Wort und That zum Ausdruck zu bringen, und hinwiederum kommt ein Gedanke und Gefühl in uns nicht eher zu einer klaren und vollständigen Entfaltung, als bis sie durch Wort und That zum Ausdruck gekommen sind. Dieser Natur des Menschen gemäß liegen daher Gebet und Werk der Liebe eigentlich wie von selbst in dem Gedanken und Gefühle der reuigen Umkehr, der תשובה, so daß תפלה und צדקה selbstverständliche Theile derselben sind, wenn jene aufrichtig und ganz sein soll, und nur hinzugefügt werden, um die Menschen darauf aufmerksam zu machen, wann ihre תשובה eine vollständige wäre, und was zu ihr gehöre.

Ueber den Begriff der תשובה brauchen wir daher nur einfach an den ersten Paragraphen des ersten Abschnittes von הלכות תשובה des Maimonides zu erinnern. Es wird darin ausgeführt, daß jede Sünde durch die תשובה vergeben werde, und diese in der Rückkehr des Menschen von der Sünde auf immer und in dem reuigen Bekenntniß vor Gott bestehe, indem er spricht, daß er diese und diese Sünde gethan, sie mit zerknirschtem Herzen bereue und sie niemals wieder begehen wolle. Je tiefer er sich hierin versenkt, desto näher tritt er der Versöhnung. Maimonides führt ferner aus, daß auch zur Zeit des Opfercultus die Schuldigen durch Darbringung von Opfern, bevor sie nicht תשובה in obiger Weise gethan, keine Vergebung von Sünden erlangten, daß die Verbrecher, welche vom Gerichte zur Geißelung oder zum Tode verurtheilt worden, durch Erleidung dieser Strafen keine Sündenvergebung erlangten, wenn sie nicht ihrerseits Buße und Bekenntniß damit verbanden; ja, daß auch die Zurückerstattung des Gutes, um welches man einen Nebenmenschen geschädigt hat, ohne Bekenntniß und niemalige Wiederholung solcher Sünde die Vergebung nicht bewirke. [1])

1) Da wir auf diese Stelle wieder zurückkommen mögen, und nicht Jedem die Jad hachs. zur Hand ist, geben wir hier den ganzen Paragraphen. כל מצות שבתורה בין עשה בין לא תעשה אם עבר אדם על אחת מהן בין בזדון בין בשגגה כשיעשה תשובה

Wenn also die Sühne, die Vergebung der Sünden, die Versöhnung mit Gott von dem sündigen Menschen selbst abhängt, von seiner Erkenntniß, seiner Reue, seiner Besserung, seinem Streben zu Gott zurück ausgeht: so kann doch die Religion dieses Heil ihres Bekenners nicht allein ihm selbst überlassen. Allerdings weiß sie, daß die Fügungen der göttlichen Vorsehung mit dazu beitragen, den Menschen zur Erkenntniß und Reue zu führen [1]: aber es ist ihre Pflicht und Sache, in der Seele des Menschen das Bedürfniß der Sündenvergebung, das Gefühl und Bewußtsein der Schuldhaftigkeit zu wecken und ihm die Mittel zu bieten, den Weg zur Sühne zu beschreiten und zurückzulegen. Die Religion Israels that dies durch die Einsetzung des „Versöhnungstages" (יום הכפורים). Durch die jährliche Wiederkehr dieses, der Reue, Buße und dem Sündenbekenntniß geweiheten Tages, durch die an demselben zu vollführenden Ceremonialien, durch die, diesem Tage, der schon in der heiligen Schrift „Sabbath der Sabbathe" genannt wird, beigelegte Heiligkeit wird dem Israeliten die Nothwendigkeit der Sündenvergebung und das Bedürfniß nach ihr von Jugend auf eingepflanzt, in ihm stets von Neuem geweckt und genährt. Seit dem Erwachen seines Bewußtseins fühlt er sich dadurch auf einem Boden, auf welchem der innere Zusammenhang mit Gott, ein lauteres Verhältniß zu Gott als die unumgängliche Bedingung eines heilsamen Lebens erscheint, so daß ihm jener Tag willkommen und geheiligt ist, an welchem er alle eingetretenen Störungen in diesem Verhältnisse wieder beseitigen soll und kann. Es ist daher hierdurch Zweifaches erlangt: einerseits, daß schon im gewöhnlichen Gange des Lebens alle die

וישוב מחטאו חייב להתוודות לפני האל ברוך הוא שנאמר איש או אשה כי יעשו וגו׳ והתודו את חטאתם אשר עשו זה וידוי דברים. וידוי זה מצות עשה כיצד מתוודין אומר אנא השם חטאתי עויתי פשעתי לפניך ועשיתי כך וכך והרי נחמתי ובושתי במעשי ולעולם איני חוזר לדבר זה וזהו עיקרי של וידוי. וכל המרבה להתוודות ומאריך בענין זה הרי זה משובח. וכן בעלי חטאות ואשמות בעת שמביאין קרבנותיהן על שגגתן או על זדונן אין מתכפר להן בקרבנם עד שיעשו תשובה ויתוודו וידוי דברים שנאמר והתודה אשר חטא עליה. וכן כל מחוייבי מיתות בית דין ומחוייבי כלקות אין מתכפר להן בכריתתן או בלקייתן עד שיעשו תשובה ויתודו וכן החובל בחבירו והמזיק ממנו אף על פי שישלם לו מה שהוא חייב לו אינו מתכפר עד שיהודה וישוב מלעשות בזה לעולם שנאמר מכל חטאות האדם.

1) Dahin deutet z. B. der Ausspruch der Mischna (Joma 8, 9) האומר אחטא ואשוב אחטא ואשוב אין מספיקין בידו לעשות תשובה:

„Wer da denkt: Ich will nur sündigen und mich später bekehren, der wird nicht (von oben her) dahin geführt Buße zu thun."

kleineren und größeren Fehler, deren sich der Mensch im Laufe des Jahres der Schwäche seiner Natur gemäß schuldig macht, zu beseitigen und deren Schuldhaftigkeit sich zu entäußern, der Versöhnungstag die Veranlassung bietet; andererseits, daß der gröbere und verstockte Sünder durch ihn zur Erweckung kommen und den dadurch eröffneten Weg beschreiten könne. Dem ungeachtet widerspräche es der ganzen Lehre des Judenthums und insonders der obengezeichneten von der Sühne, wenn bei aller Würdigung dieser Wirksamkeit des Versöhnungstages die Meinung gehegt werden sollte, daß dieser Tag und seine ceremonielle Beobachtung an sich die Sündenvergebung herbeiführe. Dann würde eine nur äußerlich gebliebene Formheiligung die wirkliche Sühne, Umkehr und Besserung verdrängen und der religiöse Schaden größer sein als der Nutzen. Dies verhindert schon der Schrifttext, wo 3. Mos. 16, 30. nicht heißt: כי היום הזה יכפר עליכם וגו' sondern כי ביום הזה וגו', also nicht: „dieser Tag wird euch versöhnen," sondern: „An diesem Tage wird Er (Gott) euch versöhnen." Wir brauchen nur an den Ausspruch der Mischna zu erinnern (Joma 8, 9): „Wer da denkt: Ich will nur sündigen, der Versöhnungstag bringt mir Vergebung, dem bringt der Versöhnungstag keine Vergebung."[1]) Vielmehr ist die תשובה mit allen ihren seelischen und thatsächlichen Momenten die unumgängliche Bedingung der Sündenvergebung, und die Mischna theilt weder dem Versöhnungstage, noch der blos innerlichen Umkehr bei Sünden gegen die Nebenmenschen eher die Sündenvergebung zu, als der Nebenmensch befriedigt, d. h. ihm für die Beleidigung Abbitte, für die Beschädigung Ersatz geleistet worden ist[2]). Somit ist der Versöhnungstag nur ein sehr heilsames Mittel der Religion, welchem jedoch der Mensch selbst erst die Wirkung der Sündenvergebung zu verschaffen hat. Ganz gleich wird auch das Verhältniß der Opfer am Versöhnungstage, welche im Tempel, so lange er stand, dargebracht wurden, angesehen. Ohne wahrhafte תשובה sind sie wirkungslos und verleihen keine Sündenvergebung. (Vergl. Maimonides a. a. O. §. 2). Auch diese Opfer waren Mittel und zwar symbolischer Art, um die reuige Umkehr und das aufrichtige Sündenbekenntniß zu veranlassen, nicht aber, daß in ihnen

1) האומר אחטא ויום הכפורים מכפר אין יום הכפורים מכפר .

2) עבירות שבין אדם לחברו אין יום הכפורים מכפר עד שירצה את חברו . (

selbst die Wirkung der Sündenvergebung enthalten gedacht wurde. Hierauf müssen wir noch einmal zurückkommen.

Wenn demnach die תשובה das Werk des Menschen selbst ist, durch welches er zur Sündenvergebung gelangt, und für welche der Versöhnungstag jetzt, wie früher mit seinen Opfern, nur ein wirksames Mittel ist, so ist es die Barmherzigkeit Gottes, welche jeder aufrichtigen Reue und Buße die Sündenvergebung gewährt, die Schuldhaftigkeit ausgleicht, so daß der Sünder nunmehr wieder mit Gott versöhnt ist. Wie Gott allheilig ist, vollkommen und unendlich, so auch seine Barmherzigkeit, die, unbegrenzt, jedem Sünder, der aufrichtig bereut, bekennt, sich bessert und zu Gott sich zurückwendet, die Sünde vergiebt, die Schuldhaftigkeit auslöscht. Dies ist die Lehre des Judenthums, wie sie von seinem ersten Beginne an ausgesprochen ward und zu seinem unveränderlichen Inhalt in allen seinen Epochen und Phasen wurde. Die Stellen der h. Schrift hierüber sind allbekannt; führen wir dennoch einige hier an, so geschieht es, weil wir uns später noch darauf berufen müssen. Hier vor Allem das Wort 2. Mos. 34, 6. 7., das zum Bekenntnißwort der Synagoge geworden: „Der Ewige, der Ewige, Gott, barmherzig und gnädig, vergebend Sünd' und Missethat und Schuld," welches von 5. Mos. 4, 31, von Joel, Jona, in sechs Psalmen, von Nehemia und dem Chronisten wiederholt wird. Der Prophet Hosea spricht (14, 3.): „Nehmt Worte mit euch, und kehret zum Ewigen, sprechet zu ihm: vergieb alle Schuld und nimm es gut an, daß wir die Farren (der Schuld) mit unseren Lippen entrichten." Der Prophet Ezechiel spricht (18, 19): „So der Frevler zurückkehrt von allen seinen Sünden, die er vollführte, und all' meine Satzungen wahret und Recht und Gerechtigkeit übet: so wird er leben, nicht sterben. All' seiner Missethat, die er vollführte, wird ihm nicht gedacht, durch seine Gerechtigkeit, die er übte, wird er leben. Sollt' ich denn Wohlgefallen am Tode des Frevlers haben? spricht der Herr, der Ewige; nicht daran, daß er zurückkehrte von seinem Wandel und lebe?" Der Prophet Jesaias spricht (55, 7.): „Der Frevler verlasse seinen Weg, der Mann der Sünde seine Gedanken; er kehre zum Ewigen, der wird sich erbarmen, zu unserm Gotte, denn er ist reich im Vergeben." (43, 25.): „Ich, ich bin's, der dein Vergehen tilget um meinetwillen, und deiner Sünden gedenk' ich nicht." (44, 22.): „Ich tilge wie Wolken deine Vergehungen, wie Gewölk deine Sün-

den: kehr' um zu mir, denn ich erlöse dich." Der Psalmist spricht (32, 5.): „Meine Sünde that ich Dir kund, meine Schuld verdeckt' ich nicht, ich sprach: auf meine Missethat will ich dem Ewigen bekennen — da vergabst du mir meine Sündenschuld." Und so an vielen anderen Stellen. Nur noch eine heben wir hervor, weil sie für unseren Zweck sehr bezeichnend ist. In dem Gebete, welches nach 1. Kön. 8. Salomo bei der Weihe des Tempels hält, heißt es Vers 33: „Wenn dein Volk Israel geschlagen wird von dem Feinde, weil sie gegen dich gesündigt, und sie bekehren sich zu dir und bekennen deinen Namen und beten und flehen zu dir in deinem Hause: So höre du es im Himmel und vergieb der Sünde deines Volkes Israel." Gleicher Vers 35, 38, 42, 44. Endlich Vers 46: „Wenn sie sündigen wider dich — denn es ist kein Mensch, der nicht sündigt — und du zürnest über sie, und sie nehmen es zu Herzen, und sie bekehren sich und flehen zu dir, sprechend: Wir haben gesündigt und uns vergangen, wir haben gefrevelt! und sie bekehren sich zu dir mit ganzem Herzen und ganzer Seele und beten zu dir: so höre du im Himmel, der Stätte deiner Wohnung, ihr Gebet und ihr Flehen und vergieb deinem Volke, was sie gesündigt wider dich und alle ihre Vergehungen, die sie begangen wider dich." Bekehrung, Bekenntniß, Besserung, Gebet seitens der Sünder und die Barmherzigkeit Gottes sind also auch hier die einzigen Erfordernisse der Sündenvergebung, und von Opfern, selbst während des Bestandes des Tempels, unmittelbar bei der Weihe desselben durchaus nicht die Rede. Mag nun die Kritik die Abfassung dieses Gebetes in seinem uns vorliegenden Wortlaute Salomo selbst nicht zusprechen wollen, so gehören die zwei Bücher der Könige doch jedenfalls einer Zeit an, nach welcher der Opferkultus im Tempel noch mindestens ein halbes Jahrtausend bestand, abgesehen davon, daß die bedeutendsten Stücke dieser beiden Bücher älteren Schriften entnommen sind.

Es ist nicht unsere Absicht, diese Lehre des Judenthums von der Sühne hier philosophisch oder nur psychologisch zu begründen, ihre Vernunftmäßigkeit und ihre Uebereinstimmung mit den Gefühlen des Menschenherzens, wie sie nicht blos mit dem Begriff der Barmherzigkeit Gottes, sondern auch mit dem der göttlichen Gerechtigkeit in Harmonie steht, nachzuweisen — wie der Psalmist sagt: „Denn er gedenkt, daß sie Fleisch, ein Hauch, der geht und nimmer wieder-

kehrt" (Ps. 78, 39.), ein Gedanke, der öfter wiederholt wird und den Anspruch des reuigen Menschen auf die Vergebung der Sünde rechtfertigen soll. Vielmehr ist es uns nur darum zu thun, jene Lehre in kurzen, treffenden Zügen vor unser Bewußtsein zu bringen.[1])

Worin unterscheidet sie sich nun von der christlichen Lehre über die Sündenvergebung? Dadurch, daß die letztere eine Vermittlung und ein Opfer zwischen dem bußfertigen Sünder und der Barmherzigkeit Gottes für unumgänglich erforderlich erklärt, und zwar so, daß der Mittler sich selbst als Opfer zum Tode hingegeben, durch diesen Tod die sündige Menschheit erlöst hat, und nur der die Vergebung der Sünden erhalten kann, welcher in dieser Mittlerschaft und diesem Opfer die Vergebung der Sünde anerkennt. Hier ist also Zwiefaches angenommen, einerseits daß der Mensch sowohl durch die Erbsünde des ganzen Geschlechts als auch durch die Sündhaftigkeit jedes einzelnen Menschen so versündigt ist, daß keine Reue und Buße, keine Umkehr und Besserung, kein Bekenntniß und Gebet die Sündenvergebung bewirken könne; andrerseits daß die Barmherzigkeit Gottes an sich nicht so groß, so allumfassend sei, um durch sich selbst dem reuigen Sünder die Vergebung verleihen zu können, so daß Beide erst des Opfers eines Dritten und zwar der Todes des Mittlers bedürfen, um die Sündenvergebung bewerkstelligen zu können.

Dies ist die unausfüllbare Kluft zwischen der jüdischen und des christlichen Lehre von der Sühne, der Sündenvergebung, der Versöhnung mit Gott.

Allein die Anhänger dieser christlichen Lehre wenden ein, daß diese jüdische Lehre das mosaische Gesetz mißkannt und beseitigt habe, daß allerdings das mosaische Gesetz die Sündenvergebung an die Bedingung von Schuld- und Sühnopfern geknüpft habe, und daß diese mosaischen Schuld- und Sühnopfer in dem Opfertode des christlichen Mittlers ihre Erfüllung und ihren Ersatz für immer gefunden, weßhalb das Christenthum die Erfüllung des mosaischen Gesetzes sei. Dieser wichtigen Frage wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Talmudisten sahen die Gebete, d. i. die vorgeschriebenen, formulirten Gebete grundsätzlich als an die Stelle der Opfer getreten,

1) Vgl. unsere israelitische Religionslehre Band 2 Seite 126 ff.

an. Nachdem seit dem Entstehen der Synagogen neben dem Opferkultus im Tempel die Gebete noch in sehr flüssigen Formen bestanden, wurde allmählig der Gebetcyklus fixirt und als ein Ersatz für die Opfer betrachtet. Es geschah dies nicht blos der Idee nach, sondern ganz formell, so daß die Zahl und Zeit der Gebete nach denen der Opfer geordnet und festgestellt wurde [1]). Dem Geiste und der Wirkung nach legten sie sogar dem Gebete eine höhere Bedeutung bei als dem Opfer (Berach. 33, 1 ff. u. a. anderen St.), und trafen durch ihre Vorschriften alle möglichen Vorkehrungen, daß das Gebet mit aller Weihe und Andacht, die Gedanken vollständig darauf gerichtet und das Herz mit Gottesfurcht erfüllt, verrichtet werde, indem sie erklärten, daß ein Gebet ohne Andacht kein Gebet sei. (S. Drach Chaj. 1, 4. 98, 1 ff.) Hieraus folgt: 1) daß sie die Opfer nicht als ein unentbehrliches Gnadenmittel, als einen integrirenden Theil des israelitischen Kultus anerkannten, 2) daß sie ihnen kein konkretes faktisches Element, sondern nur eine symbolische Natur beilegten. Sie sahen also in den Opfern nur vom Gesetze dargebotene und festgesetzte Mittel zur Erweckung, Bewirkung und Förderung der Gottesfurcht, Anbetung, Reinigung und Läuterung, die daher nach ihrem durch die Schicksale der Nation herbeigeführten Wegfall, durch andere derartige Mittel, nämlich die formulirten Gebete, ersetzt werden konnten. Weder aber das Opfer an sich, noch das Gebet besitzt die erhebende, läuternde und versöhnende Kraft, sondern sie erlangen diese erst durch die כוונה, d. i. die Andacht und Weihe der sie begleitenden Gedanken und Gefühle. Je mehr deshalb die Opfer im Laufe der Zeiten das unmittelbare Verständniß ihrer Symbolik, aus welchem sie entsprungen, in den Geistern verloren hatten, desto natürlicher war es, daß die Geister sich in einem erhebenden und das Herz erfüllenden Gebete weihevoller und heimischer fühlten, als in den unverstandenen, mit ihrer Seelensphäre nicht mehr zusammenhängenden, daher zur bloßen geheiligten Form gewordenen Opfern, und dieses fand denn selbst bei den Talmudisten trotz ihrer unerschütterlichen Verehrung für die Formen des mosaischen Gesetzes seinen Ausdruck. Ihre Ansicht, daß

1) Maimonides Hilch. Thephill. I. 5 sagt: וכן תקנו שהא מנין התפלות כמנין הקרבנות שהיום התפלות בכל יום כנגד שני התמידין וכל יום שיש קרבן מוסף תקנו בו תדלה שלישית כנגד קרבן מוסף was nun weiter im Detail ausgeführt wird.

auch zur Zeit des Opferkultus die Schuld-, Sühne- und Versöhnungstagsopfer ohne Buße und Bekenntniß die Sündenvergebung nicht bewirkten, wie wir sie in der zuerst zitirten Stelle des Maimonides, auf Talmudstellen begründet, ausgesprochen fanden, war demnach ganz natürlich. Die Frage ist nun: sind die Talmudisten hierbei schriftgemäß verfahren? oder stehen sie mit der h. Schrift hierin im Widerspruch, indem sie diese mißverstanden? Dieses ist der Angelpunkt unserer Untersuchung.

Wir haben bereits oben eine Anzahl Schriftstellen aus den Propheten und den h. Scribenten angeführt, welche die Sündenvergebung lediglich von der Sinnesänderung, der Umkehr im Thun und Lassen, dem demüthigen Bekenntniß und der innigsten Zuwendung zu Gott abhängig machten, ohne nur im geringsten auf das Erforderniß von Opfern, als eines unentbehrlichen Mittels der Sündenvergebung, hinzuweisen. Diese Schriftstellen gehören zweifellos der Zeit an, in welcher der Tempel- und der Opferkultus bestanden, ja reichen in die Zeit Salomo's hinauf, der den Tempel erbauete. Wir haben uns aber noch auf Schriftstellen zu berufen, welche sogar *gegen* die Opfer gerichtet sind, und ihnen alle Bedeutung absprechen, ja sie für religiös schädlich erklären, wenn den Darbringenden der gottesfürchtige Lebenswandel, die aufrichtige Umkehr und Besserung fehlt. Es reichen diese Stellen bis in die Zeiten Samuel's hinauf, der (1. Sam. 15, 22.) dem Könige Saul erwiderte: „Hat der Ewige Gefallen an Ganzopfern und Schlachtopfern wie an Gehorsam gegen die Stimme des Ewigen? Siehe! Gehorsam ist besser denn Opfer, Aufmerken denn der Widder Fett!“ Jesaias ruft gleich am Eingange seiner Phrophetieen (1, 11.): „Wozu mir eurer Opfer Menge? spricht der Ewige. Satt bin ich der Ganzopfer von Widdern, des Fettes der Mastkälber, am Blut der Farren und Lämmer und Böcke hab' ich keinen Gefallen“; und darauf (V. 16): „Waschet euch, reinigt euch, schafft das Böse eurer Werke aus meinen Augen hinweg, höret auf zu freveln“ In gleichem Sinne spricht Jesaias II die Nichtigkeit der Opfer vor Gott aus (40, 16). Ja Jeremias (7, 21—23) kommt zu dem Ausspruche: „Also spricht der Ewige der Heerscharen, der Gott Israels: „Eure Ganzopfer füget zu euren Schlachtopfern, und esset Fleisch davon. Denn nicht redete ich zu euren Vätern und nicht gebot ich ihnen, am Tage, da ich sie aus dem Lande Mizrajim führte, betreffs des Ganzopfers und des

Schlachtopfers, sondern dies Wort befahl ich ihnen, sprechend: auf meine Stimme höret, und ich werde euch zum Gotte sein, und ihr werdet mir zum Volke sein, und wandelt in allem Wege, den ich euch gebiete, damit es euch wohlergehe." Hiermit wollte der Prophet selbstverständlich nicht sagen, daß in der Offenbarung nach dem Auszuge aus Aegypten gar kein Opfergesetz gegeben worden, sondern, daß nicht dies das Hauptgebot Gottes an Israel gewesen und der Zweck der Offenbarung, vielmehr die Anbetung Gottes und ein Lebenswandel nach den Geboten des Herrn; wie denn auch in den Zehnworten und in dem Gesetze bei Marah (worauf sich die Tradition hierbei beruft) nichts von Opfern vorkommt.

Höchst wichtig sind aber hierfür zwei Psalmen, von denen der eine zweifellos von David selbst, der andere von einem Asaph aus der Zeit Salomos abgefaßt ist. In dem ersteren (40) will der Sänger, der sich aus furchtbarer Gefahr durch die Hand Gottes gerettet sieht, dem Herrn „ein neues Lied, einen Lobgesang" darbringen, und stellt dessen Werth dem der Opfer gegenüber. Das Lied wird Vers 5—11 mitgetheilt. Hier heißt es (7—9): „Schlacht- und Speisopfer begehrest du nicht — hast mir ja Ohren gehöhlet — Ganz- und Sühnopfer forderst du nicht. Da sprach ich: Sieh, ich komme, in der Buchrolle ist mir vorgeschrieben: Deinen Willen zu thun, mein Gott, begehr' ich, und deine Lehre ist in meinem Innersten." Der Sänger ist offenbar durch seine Feinde von der Opferstätte ferngehalten, und sie weisen höhnend darauf hin, daß er keine Opfer bringen könne. Hierauf antwortet er, indem er die volle Bedeutung und Wirksamkeit des mit frommem Sinne und Thun verbundenen Liedes, d. i. Gebetes, auch ohne Opfer, geltend macht. Asaph aber führt folgende Worte in feierlichster Weise ein (50, 7—15): „Höre, mein Volk, ich will reden, Israel, ich will wider dich zeugen: Gott, dein Gott, bin ich. Nicht um deine Opfer verweis' ich dich, und deine Ganzopfer sind stets vor mir. Nicht mag ich nehmen aus deinem Hause Stiere, aus deinen Hürden Böcke. Denn mein ist alles Gewild des Waldes, die Thiere auf Bergen bei Tausenden. Ich kenn' alle Vögel der Berge, der Fluren Gewild ist mir kund. So mich hungerte, dir sagt' ichs nicht, denn mein ist der Erdball und was ihn erfüllt. Ess' ich denn Fleisch der Thiere und trink' ich Blut der Böcke? Dank opfere Gott und dem

Höchsten bezahle deine Gelübde; und rufe mich an am Tage der Noth — ich werde dich retten — und ehre mein!"

Aber als Krone und Schluß dieser Aussprüche führen wir das Wort des Propheten Michah an, welches sich nicht blos gegen die Nothwendigkeit der Opfer, sondern auch gegen jede Idee einer Stellvertretung entschieden ausspricht, nämlich 6, 6—8. „Womit soll ich vor den Ewigen treten, mich beugen vor dem Gott der Höhe? Soll ich mit Opfern vor ihn treten, mit Kälbern, jährigen? Hat der Ewige an Tausenden von Widdern Wohlgefallen, an Myriaden Strömen Oels? soll meinen Erstgebornen ich für meine Sünde geben, meines Leibes Frucht für meiner Seele Schuld? Verkündet hat er dir, o Mensch, was gut, und was der Ewige von dir fordert: nur Recht zu üben, und Huld zu lieben, und demüthig zu wandeln vor deinem Gott!" Der Prophet spricht sich also, wie im Voraus, gegen die Christologie auf eine Weise aus, wie es kräftiger und entschiedener nicht geschehen konnte.

Diese Schriftstellen sind überzeugend genug. Allerdings war ihr Sinn und Zweck nicht, den Opferkultus aufzuheben und zu beseitigen und ihm für das religiöse Leben des Volkes in damaliger Zeit alle Bedeutung abzusprechen — wohl aber gehen sie darauf aus, zu erweisen, daß die aufrichtige Anbetung Gottes und ein gerechter, liebevoller und gottgefälliger Lebenswandel den wesentlichen Inhalt der Religion Israels ausmachen und den Weg darbieten, der zur Sündenvergebung führt, wie der letzt zitirte Psalm endet (V. 23): „Wer, opfernd Dank, mich ehret, und seinen Wandel leitet, ihn lass' ich schauen Gottes Heil." Ja, sie richten ihre Schläge gegen frömmelnde Heuchelei, welche mit zahlreichen Opfern die schlechtesten Handlungen decken will, und gegen den Wahn, daß die Opfer genügen und nothwendig sind, um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen. Sie legen vielmehr dem, aus der Tiefe des Herzens quillenden Gebete einen höheren Werth bei. Sie erweisen hiermit zur Evidenz, daß die oben gezeichneten, talmudischen Ansichten völlig schriftgemäß sind, keine anderen, als bereits die Propheten und h. Sänger lange vor ihnen ausgesprochen. Auch für diese sind die Opfer nichts als religiöse Mittel, welche lediglich von der frommen Gesinnung und dem gerechten und sittlichen Lebenswandel eine religiöse Bedeutung erhalten, an sich allein keinen Inhalt haben, daher durch andere Mittel, namentlich das Ge-

bet ersetzt werden können. Werden nun die christlichen Lehrer behaupten, daß auch die Propheten und h. Sänger die Thora mißverstanden haben?

Kommen wir daher nunmehr zum pentateuchischen Gesetze selbst.

Die Apologeten der christlichen Lehre von der Sühne und Sündenvergebung behaupten zuerst: „Die Idee, daß Jemand stellvertretend für einen anderen leiden könne, d. h. von Gott gestraft werde, ist an vielen Stellen des Alten Testaments ausgesprochen." Hierdurch wollen sie erweisen, daß der Gedanke des Sühnopfers der sei, daß das Opferthier den Sünder vertrete, für ihn den Tod erleide, und dessen Schuld dadurch gesühnt werde; und dieses wieder führe unmittelbar zu dem Dogma von der durch die Leiden und den Tod Jesu für alle Gläubigen bewirkten Sündenvergebung, welche letztere daher denen, die nicht daran glauben, überhaupt nicht gewährt werden könne.

Fassen wir daher zuerst diese Idee, daß Jemand stellvertretend für einen Anderen leiden könne, ins Auge. Vor Allem müssen wir hier auf das Wort „stellvertretend" ein großes Gewicht legen. Daß Jemand für einen Anderen leiden könne, d. h. daß die Folgen einer bösen Handlung oft auch auf andere ganz unschuldige Menschen sich erstrecken, ist keine bloße Idee, sondern eine tägliche Thatsache. Die Verhältnisse der Menschen unter einander sind so eng verknüpft, daß es nur sehr wenige Handlungen, vielleicht gar keine geben kann, deren Wirkungen nicht mehrere Menschen, oft ganz unbetheiligte treffen müssen. Daß also der Eine sündigt und der Andere dadurch leidet, geschieht immerfort. Dies erstreckt sich sogar von Geschlecht auf Geschlecht. Der Vater, der seine Habe verschwendet, läßt seine Kinder in Armuth schmachten. Wer ehrlos handelt, beschimpft seine Familie, so daß also die Kinder von den Folgen der väterlichen Sünde zu ihrem großen Leiden betroffen werden. Welche unermeßliche Leiden können über ganze Völkerschaften durch die Handlungen ihrer Herrscher gebracht werden. Erwägen wir dies genauer, so erkennen wir in dieser Ordnung der menschlichen Dinge einen zwiefachen Zweck. Einentheils gereicht dieses Leiden Anderer dem Sünder oft zur schärfsten Strafe, mehr, als wenn er unter den Folgen seiner That selbst litte, und uns zu strengster Mahnung, weil eben Andere an unseren Werken betheiligt sind; anderentheils liegt in dem Leiden jedes Individuums,

mag es dieses selbst, oder mögen Andere es verursacht haben, stets ein Selbstzweck für dieses Individuum, den wir zu erkennen vermögen, oder der uns, wie so Vieles im Leben, verborgen bleibt. Es kommt dies auf die Lehre von den Leiden und Prüfungen des Menschen überhaupt hinaus, und beruht auf dem allgemeinen Gesetze, das Gott auch in seiner Weltschöpfung verwirklicht hat, daß jedes Wesen einen Selbstzweck in sich hat, und zugleich als Glied der ganzen Schöpfung einen Zweck für diese! Welche bittrere Strafe, um auf das erste Moment noch einmal zurückzublicken, kann einen Vater, der noch nicht völlig verstockt ist, treffen, als seine Kinder, in Folge seiner leichtsinnigen und schlechten Handlungen, leiden, ver- und untergehen zu sehen? Wer am Krankenbette eines Andern, der durch seine Schuld die Schmerzen und Gefahren des Siechthums trägt, sitzt, wird der nicht zehn Mal lieber diese Krankheit selbst ertragen wollen? Welche Qualen müssen in dem Herzen eines Fürsten wühlen, der durch seine Schuld sein Volk elend sieht? Wie oft sah man schon Verbrecher sich selbst angeben, wenn ein Unschuldiger statt ihrer verurtheilt wurde, weil die Qual, einen Anderen für sich leiden zu wissen, ihnen unerträglicher war als die Strafe selbst?

Aber etwas ganz Anderes ist es, wenn gesagt wird, daß der Eine „stellvertretend" für den Anderen leide, d. h. gestraft werde, und dadurch Jenen von seiner Schuld lösen, sie sühnen soll. Diesen Gedanken weist unsere Vernunft, weist unser Herz mit Entschiedenheit ab, weil er gegen alle Gerechtigkeit verstößt, weil er uns die göttliche Gerechtigkeit in einen mystischen Nebel zurückdrängt, der uns nicht blos einzelne Erscheinungen, sondern sie in ihrer Totalität in undurchdringliches Dunkel hüllt. Prüfen wir also aufmerksam die dafür angeführten Stellen unserer h. Schrift. Es ist schon ein ungünstiges Zeichen für jene Behauptung, daß eine so bedeutsame, in das höchste Heil des Seelenlebens eingreifende Lehre nicht in bestimmten, zweifellosen Ausdrücken nachgewiesen werden kann, sondern aus einigen zerstreuten Andeutungen und Anspielungen herausgesucht werden soll, während, wie wir sehen werden, das gerade Gegentheil in den faßlichsten und zweifellosesten Sätzen ausgedrückt worden ist. Zuerst führen die christlichen Apologeten 2. Sam. 12, 15 ff. an. David hat mit der Bath-Seba gesündigt; sie hatte ihm einen Sohn geboren; da heißt es: „Da du die Feinde des Ewigen

durch diese Sünde zur Lästerung veranlaßt hast, soll auch der Sohn, der dir geboren ist, sterben." Der Knabe erkrankte, „und David fastete und ging hinein und lag Nachts auf der Erde" und härmte sich so sehr, daß Niemand wagte, ihm den erfolgten Tod des Kindes anzuzeigen. Es ist also wahr, daß das Kind in Folge der Sünde seiner Eltern litt und starb. Wo aber ist es ausgedrückt, daß das Kind hiermit die Stelle Davids vertrat, und ihm durch seinen Tod die Vergebung der Sünden brachte? Litt nicht David viel härter als das Kind, an dessen Lager er Tag und Nacht fastend und betend und voll Verzweiflung zubrachte, und steht nicht (V. 15) vorher schon: „und Nathan sprach zu David: der Ewige hat deine Sünden vergeben?" Aber die Strafe, die einschneidendste Reue und damit die wahrhafte Läuterung sollte David erst durch die Krankheit und den Tod seines Kindes erfahren. — Ganz gleich verhält es sich mit der zweiten Stelle 2. Sam. 24, 10 ff. David hatte das Volk gezählt, kam hierüber zum Bewußtsein seiner Sünde und sprach: „Ich habe sehr gesündigt mit dem, was ich gethan, und nun, Ewiger, verzeihe doch die Sünde deines Knechtes, denn ich habe sehr thöricht gehandelt." Darauf wird ihm vom Propheten Gad die Wahl unter drei Uebeln vorgelegt, und es kam die Pest über das Volk, bis der Ewige sich dessen erbarmte. Ist auch hier im Schrifttexte von irgend einer „Stellvertretung" die Rede? Das Unglück (הָרָעָה V. 16) trifft das Volk, aber die Strafe, um das sündige Herz zu treffen, zu zerknirschen, zu demüthigen und zur Läuterung zu bringen, ist Davids. Dies drückt der Text in V. 13 deutlich aus: „Sollen dir sieben Jahre Hunger kommen in dein Land, oder daß du drei Monde fliehest vor deinen Feinden, und daß sie dich verfolgen, oder daß drei Tage Pest sei in deinem Lande? „Die Qual Davids bei dem Anblick des leidenden Volkes war furchtbar, und machte sich in dem Ausruf Luft (V. 17): „Und David sprach zum Ewigen, als er sah den Engel, der das Volk schlug, und sprach: Siehe, ich, ich habe gesündigt, und ich, ich habe mich vergangen, doch diese, die Heerde, was haben sie gethan? Möge deine Hand wider mich sein und wider das Haus meines Vaters." — In beiden Fällen kann von einer „Stellvertretung" gewiß nicht die Rede sein. Die Folgen der That dehnten sich auf Andere aus, aber die Strafe, eine um so härtere, da die Verschuldung nur um so größer erscheinen mußte, traf den Thäter. Ganz

anders bei einem Opfer, wo das Thier allein leidet und von einem tiefer gehenden Mitgefühl nichts vorhanden sein kann. Die Hingabe eines Kindes oder eines Theiles des Volkes mit der Hingabe eines Opferthieres in den Tod auf eine Linie stellen zu wollen, kann doch nur mindestens als irrig bezeichnet werden.

Sehen wir nun noch die anderen Stellen.[1]) Es folgt Jes. 43, 3: „Denn ich, der Ewige, bin dein Gott, der Heilige Israels, dein Retter, ich gab Mizrajim als dein Lösegeld hin, Cusch und Seba statt deiner.“ Wer die Stelle im Zusammenhange liest, sieht, daß sie ihrem wahren Sinne nach nichts sagt, als: Cyrus wird die mächtigsten Nationen besiegen und dadurch auch die Möglichkeit haben, Israel aus der Gefangenschaft wieder in das h. Land zurückziehen zu lassen. (Vgl. 45, 14.) Die ersteren fallen und Israel erhebt sich wieder. Diese Fügung ist das Werk der göttlichen Vorsehung. Dies ist in jenen Worten figürlich, ja hyperbolisch ausgedrückt. Dem Siege des Cyrus ist die Bedingung gestellt, daß er Israel freiläßt, und dafür werden die mächtigsten Nationen ihm preisgegeben; „dafür“ כפרך, das „Auslösungsgeld,“ das für die Freiheit oder das Leben gezahlt wird, wie 4. Mos. 35, 31. 2. Mos. 21, 30. In dem Falle großer Völker und Staaten liegt ein Selbstzweck, ein Gericht über ihre Entartung, ihre Tyrannei, ihren Verfall. In der Verknüpfung der Geschicke liegt aber auch, daß durch diesen Sturz andere Nationen frei werden, und wer könnte hierin nur eine „Stellvertretung“ der einen als Strafopfer für die Sünden der anderen finden, wenn nicht an der Hand vorgefaßter Meinungen? — Diese Stelle führt nun zu einer andern, die von den christologischen Dogmatikern als Hauptstelle, von den rationellen nur ungern angeführt wird: Jes. 53, 4 ff. Wir wollen hierbei auf die einzelnen Worte nicht eingehen, denn man kann diese nicht verstehen, bevor man nicht zum Verständniß des Ganzen gekommen ist. Es ist dies die vierte Rede (52, 13 – 15 und Kap. 53). Der Prophet bemüht sich in diesen Reden, alle Einwände gegen die Rückkehr Israels zu entkräften. Er hat an die Macht Gottes und die Nichtigkeit aller Furcht vor den Menschen erinnert, daß die Verbannung Israels nur Folge von dessen Sündhaftigkeit gewesen,

1) Die Stelle Spr. Sal. 21, 18 ist als durchaus nicht zutreffend von den christlichen Dogmatikern selbst aufgegeben.

Gott es aber niemals ganz verstoßen habe, indem es noch immer existirt, und endlich, daß der Beruf Israels, den Völkern die Erkenntniß des Einzigen zu bringen, vollführt werden müsse. Wies man nun hiergegen auf den Druck, die Verachtung und tiefe Erniedrigung Israels hin, womit doch diesem Berufe gänzlich widersprochen werde, so erklärt der Prophet in der uns vorliegenden Rede: daß die gegenwärtige Erniedrigung Israels nothwendig zur Erfüllung jenes Berufes sei, weil die Erhöhung dieses erniedrigten, die Verherrlichung dieses verachteten und mißhandelten Volkes den Völkern die Erlösungskraft des Einzigen, den Israel anbetet, so klar, so überraschend vor Augen stellen wird, daß sie sich zum Einzigen bekennen werden. Dann werden die Völker glauben, daß die Leiden Israels nur stattgefunden, damit die Völker hieraus die Erkenntniß der Wahrheit ziehen können; sie werden Israel als den Märtyrer der Wahrheit ansehen und verehren. Diese Anschauung der Völker nach ihrer Bekehrung schildert der Prophet in den citirten Versen. (S. die ausführliche Erörterung in unserem Bibelwerke, im Commentar zu 52, 13 ff.) Auch hier ist demnach nicht von einer objectiven Anschauung die Rede. Die Leiden Israels hat der Prophet nachdrücklich genug in ihrem Selbstzwecke, die Israeliten für Abfall und Entartung zu strafen und durch diese Strafe zur Umkehr und zur Läuterung zu bringen, hervorgehoben; in der vorliegenden Stelle betonte er den zweiten Zweck, durch diese Leiden, deren standhaftes und gottgetreues Ertragen und endliche Lösung die Völker zur Erkenntniß Gottes zu bringen, und wie zuletzt die Menschheit zur Einsicht in die Wege der göttlichen Vorsehung und Vergeltung kommt. Wenn daher der Prophet hier die Völker sagen läßt, daß Israel die Leiden für sie getragen, so sagt er damit durchaus nicht, daß Israel für die Sünden der andern Völker gestraft worden sei, sondern damit sie Belehrung daraus schöpfen und zur Erkenntniß gebracht werden. — Endlich glaubt man auch „die Vorstellung einer Uebertragung der Schuld" im Pentateuche selbst zu finden, und zwar in der 5. Mos. 21, 1–9 vorgeschriebenen Ceremonie, wenn man auf dem Felde einen Erschlagenen findet, und der Thäter ist unbekannt, besonders in V. 8. Allein Nichts ist ferner hiervon. Für alle Arten des Mordes sollte eine gesetzliche Bestimmung vorhanden sein, um dem Volke einen tiefen Abscheu gegen Mord und Todtschlag einzuflößen: für den vorsätzlichen Mörder die gerichtliche Todesstrafe, für

den unvorsätzlichen Todtschläger die Internirung des Thäters in einer der Freistädte bis zum Tode des jeweiligen hohen Priesters, für den Mord, dessen Thäter unbekannt, diese Ceremonie. Diese bestand weder in einem Opfer, denn es wird kein Ausdruck, der Opfer bedeutet, von der jungen Kuh, deren Genick gebrochen wird, gebraucht, sie wird nicht geschlachtet, nicht verbrannt und von ihrem Blute nicht gesprengt, noch in dem Gedanken juridischer Stellvertretung, denn sobald der Thäter entdeckt ward, verfiel er der gesetzlichen Strafe. Sondern die Ceremonie sollte symbolisch in dem Genickbrechen der jungen Kuh das zeigen, was mit dem Mörder, so er aufgefunden, geschehen wäre, in dem Waschen der Hände ebenso symbolisch, daß die Anwesenden in Vertretung des ganzen Volkes Israel ihre Unschuld an der That betheuerten, und im Gebete ist V. 8 ausgedrückt, daß das durch den Mord gestörte Verhältniß Israels zu Gott wieder hergestellt würde, weil eben unschuldiges Blut vergossen worden, aber die Möglichkeit nicht vorliege, es durch Bestrafung des Thäters zu sühnen. Dies ist der klare und einfache Sinn und Zweck dieser Vorschrift.

Man sieht also, daß in unserer heiligen Schrift die Idee, daß Jemand stellvertretend für einen Andern leiden könne, nicht vorhanden ist und höchstens in zweifelhafter Weise hineininterpretirt werden kann. Um wie viel gewichtiger ist es nun, wenn die klarsten und unzweideutigsten Aussprüche der heil. Schrift geradezu das Entgegengesetzte feststellen. Wir wollen nur zwei derselben anführen. Als einer der höchsten Rechtsgrundsätze wird 5. Mos. 24, 16 festgestellt: „Nicht sollen getödtet werden Väter um Kinder, und Kinder nicht getödtet werden um Väter, Jedweder für seine Schuld sollen sie getödtet werden.“ Was hier von der höchsten Strafe ausgesagt wird, gilt selbstverständlich von allen. Dasselbe sagt nun auch der Prophet Ezechiel in der Sphäre des allgemeinen Seelenheiles aus (18, 20): „Der Sohn soll nicht tragen an der Schuld des Vaters, und der Vater nicht tragen an der Schuld des Sohnes; des Gerechten Gerechtigkeit wird an ihm sein, und des Frevlers Frevel wird an ihm sein.“ Diesen Grundsätzen gegenüber kann eine „Vorstellung von der Uebertragung einer Schuld“ keinen Raum gewinnen, selbst wenn sich hier und da in populärer Erzählung und im prophetischen Gleichniß ein Anklang fände, wie es aber nicht der

Fall ist. Um so weniger ist die Wurzel für eine solche Deutung der Opfer gegeben, an welche wir daher jetzt herantreten können.

Die Christologen sagen also: das mos. Gesetz verordnet Sühnopfer, Sünd- und Schuldopfer für jede Sünde und Schuld nach deren Darbringung die Sünde oder Schuld vergeben werde. Auf dem Grunde des Gesetzes konnte daher ohne ein solches Opfer die Sündenvergebung nicht erlangt werden, bis dies durch den Tod Jesu ein für alle Mal ersetzt ward. Wenn daher die Talmudisten das Sühnopfer durch das Bußgebet ersetzt erklärten, so thaten sie dieses wider das mosaische Gesetz. Wir haben nun erwiesen, daß die gesammte heil. Schrift außer der Thorah dieser Bedingung zur Sündenvergebung widerspricht, so wie daß der Idee einer Stellvertretung bei Sühnung einer Sünde oder Schuld auch von der Thorah widersprochen wird, und nunmehr haben wir zu zeigen, daß auch das mosaische Gesetz von dieser unbedingten Nothwendigkeit des Sühnopfers zur Sündenvergebung nichts weiß.

Wir wollen hierbei uns nicht in die überaus schwierige Frage der eigentlichen Bedeutung der Opfer, also in die Symbolik derselben versenken — denn Argumente, die hieraus gezogen würden, könnten die Gegner mit der Bekämpfung der gewonnenen Deutung zurückweisen — auch in die Streitfragen über den Unterschied von Sündopfer (חטאת) und Schuldopfer (אשם) wollen wir uns aus demselben Grunde nicht einlassen — wir verweisen über beides auf unseren ausführlichen Commentar zu den betr. Schriftstellen in unserem Bibelwerke. Wir vermögen bereits zu unserem Ziele zu gelangen, wenn wir das Gesetz ganz einfach und faktisch so nehmen, wie es dasteht.

Der schlagendste Beweis gegen jene Christologen liegt darin, daß das Gesetz 4. Mos. 15, 22—31 einen Unterschied macht zwischen Uebertretungen, die **aus Versehen** (בשגגה), und solchen, die in Frevelmuth, mit Vorsatz und vollem Bewußtsein (ביד רמה) begangen werden, und nur für die erstern ein Sündopfer verordnet, hingegen für die letzteren das Sündopfer nicht zuläßt, sondern den Thäter dem göttlichen Strafgericht (ונכרתה וגו׳) überweist. Ueber die Bedeutung des בשגגה kann kein Zweifel sein, da V. 24 und an den weiter anzuführenden Stellen es durch das „Nichtwissen" erklärt wird und es auch 4. Mos. 35, 11 bei der

Bestimmung über die Freistädte für den unvorsätzlichen Todtschläger gebraucht wird. Diesem gegenüber kann auch das ביד רמה nicht zweifelhaft sein, es bezeichnet eine That, welche mit vollem Bewußtsein der Schuld, die darin liegt, der bösen Folgen, die sich daran knüpfen, mit klarer Absicht und bestimmtem Vorsatz begangen wird. In ähnlichem Sinne kommt es noch zwei Mal 2. Mos, 14, 8 und 4. Mos. 33, 3 von den aus Egypten ziehenden Israeliten vor, um auszudrücken, daß sie nicht als heimliche Flüchtlinge, sondern „vor den Augen der Egypter" offen und mit ausgesprochenem Zwecke, nicht wiederzukehren, auszogen. Maimonides erklärt es daher mor. neb. III, 41 als von dem geltend, „welchen nicht die Leidenschaft oder böse Angewöhnung verleitet, sondern sein Bestreben, dem Gesetze entgegen zu handeln und zu widersprechen." Diese Erklärung halten wir freilich für etwas zu weit gehend, denn auch die Leidenschaft und die böse Angewöhnung schließen nicht immer ein volles Bewußtsein und eine klare, bestimmte Absicht aus, und auf letzteres kommt es vorzugsweise an. Denn wenn der unvorsätzliche Todtschläger der ist, welcher „aus Versehen," ohne Absicht, also durch die von ihm nicht bezweckte Fügung (Zufall) oder durch leichtsinniges Verfahren mit Werkzeugen, die den Tod des Andern herbeiführen können, einen Tod verursachte: so ist im Gegentheil der ein Mörder, welcher den Vorsatz und die Absicht zu tödten hatte, mag dies nun aus der Leidenschaft oder einer bösen Angewöhnung, z. B. dem Jähzorn willig nachzugeben, gekommen sein. Wie dem aber sei, das Gesetz stellt fest, daß für mit vollem Bewußtsein in Frevelmuth vollbrachte Sünden ein Sühnopfer nicht zu bringen sei, daß der Priester hierbei nicht dazwischen zu treten habe, sondern daß zwischen einem solchen Sünder und seinem Gotte die Ausgleichung und Versöhnung in ganz anderer innerlicher und energischer Weise vor sich gehen müsse. Vielmehr heißt es V. 28: „Und der Priester versöhne die Person, welche versehen hat in einer Sünde aus Versehen, vor dem Ewigen, sie zu versöhnen, und es sei ihr vergeben." Hiermit fällt denn aber auch die ganze Theorie der Christologen, denn es sind nach dem Gesetze eben nur die leichteren Vergehungen, nämlich die aus Versehen und ohne Wissen begangenen, für welche ein Sündopfer die Vergebung vermittelt, während ein solches Opfer für die bewußt und frevelhaft begangenen Verbrechen in Wegfall kommt. Nach den Grundsätzen der Christologen aber hätte gerade das Sündopfer bei

den schweren Sünden die bedeutendste Rolle spielen müssen. Wer sieht nicht ein, daß hierdurch die Lehre des Judenthums, daß die Vergebung der Sünde durch Bekenntniß, Bußgebet und Besserung von der Barmherzigkeit Gottes erlangt werde, als völlig auf dem Grunde des Gesetzes beruhend erwiesen wird, da nach diesem für freole Sünden Bekenntniß, Buße und Besserung erforderlich sind und nur für Sünden aus Versehen Sündopfer gefordert werden und genügen!

Doch wir wollen hierüber auch ins Detail gehen.

Bekanntlich handeln Kapp. 4 und 5 des 3. Buches Mos. über die Sünd- und Schuldopfer. Sehen wir zu was wir hier finden. Das 4. Kap. beginnt (V. 2): „Rede zu den Söhnen Israels und sprich: so eine Person sündigt aus Versehen wider eines der Verbote des Ewigen, die nicht gethan werden sollen, und thut wider eines derselben," ist diese Person ein Priester, der „zur Verschuldung des Volkes sündigt," oder „die ganze Gemeinde Israels, die sich versehen, daß die Sache verborgen war vor den Augen der Versammlung, und nun wird die Sünde bekannt" (V. 13. 14), oder „ein Fürst" oder „eine Person sündigt aus Versehen vom Volke des Landes, nun aber wird ihr ihre Sünde bekannt" (V. 27. 28): so wird ein Sündopfer dargebracht, verschieden nach der angegebenen Verschiedenartigkeit der Person, „und der Priester versöhnt sie und es wird ihr vergeben." In Kap. 5 nun wird ferner angeführt: wenn Jemand eine Sache erfahren hat, und tritt nicht als Zeuge auf, oder berührt etwas Unreines, „und es war ihm verborgen, und nun wird er es inne und ist verschuldet," oder thut ein Gelübde „unbedacht mit den Lippen, und es war ihm verborgen, wird es aber inne und ist verschuldet: so soll er bekennen, womit er sich versündigt, und bringe sein Schuldopfer dem Ewigen" (V. 1—13). Hat Jemand aus Versehen an den Heiligthümern des Ewigen eine Untreue begangen, so soll er dies erstatten, ein Fünftel dazu legen und ein Schuldopfer bringen (V. 14 ff.). Hat eine Person ihrem Nebenmenschen ein Unterpfand oder etwas Anvertrautes oder Geraubtes abgeleugnet oder einen Betrug geübt, oder etwas Verlorenes, von ihm gefunden, abgeschworen (V. 23. 24). „so er also gesündigt und sich verschuldet hat: so gebe er den Raub, den er geraubt, oder das, um was er berücket hat, oder das Unterpfand, das ihm anvertraut, oder das Verlorene, das er gefunden, zurück, oder um was er sonst falsch

geschworen, und erstatte es nach seinem Werthe, und lege ein Fünftel dazu, dem es gehört, soll er dies geben am Tage seines Schuldopfers," und bringe ein Schuldopfer dar (V. 26): „Und der Priester versöhne ihn vor dem Ewigen, und es wird ihm vergeben wegen irgend, was er gethan, sich damit verschuldend." Der Kreis der Handlungen, für welchen also ein Sünd- oder Schuldopfer bestimmt ist, ist hier vollständig vorgezeichnet. Es sind Handlungen, welche aus Versehen, oder in zeitweisem Leichtsinn, oder aus einer augenblicklichen bösen Anregung geschahen, dann aber zum Bewußtsein kamen, und nun durch offenes Bekenntniß und ein Sünd- oder Schuldopfer gesühnt werden. Fand hierbei eine Veruntreuung gegen das Heiligthum oder gegen einen Nebenmenschen statt, so genügte das Opfer durchaus nicht, sondern es mußte der Werth des Veruntreuten und dazu ein Fünftel dieses Werthes als Strafgeld vorher entrichtet werden. Demnach ist auch hier zwischen Versehen, Unwissenheit, Irrthum, augenblicklicher Verblendung und dem revelen Sinn, vollen Bewußtsein, Absicht und Vorsatz genau unterschieden, nur für jene ein Sühnopfer bestimmt, für diese das Sündopfer gar nicht zulässig; aber auch bei jenen zuvor eine factische Sühne, nämlich der volle Ersatz mit einem Fünftel Strafgeld da erforderlich, wo durch die That ein Anderer zu Schaden gekommen. Die Bedeutung der Sühnopfer ist daher völlig klar: sie sind das Mittel, das Gewissen bei Uebertretungen aus Versehen zu beruhigen und das gestörte Verhältniß zu Gott und zum Heiligthume auszugleichen, bei Veruntreuungen, nachdem dieselben er-, bekannt und gebüßt sind, die völlige Ausgleichung mit Gott und dem Heiligthume symbolisch darzustellen. Wir können nun auch das Motiv erkennen, aus welchem die Sühnopfer bei Sünden, die „mit erhobener Hand" begangen worden, nicht stattfinden sollen; hier genügt ein einzelner Ersatz und eine symbolische Handlung nicht, hier bedarf es einer völligen Umwandlung der ganzen Gesinnung, einer Umkehr des ganzen Geistes des Sünders, einer tiefergreifenden Erschütterung der Seele, der Zerknirschung und Demüthigung, der Buße und Besserung, und leicht hätte hierbei die Verordnung eines symbolischen Aktes den Sünder verleiten können, sich mit diesem zu begnügen und sich durch ihn gesühnt und versöhnt zu halten.

Dieselbe Anschauung liegt auch in dem Gesetze über den Versöhnungstag ausgesprochen. Lesen wir Kap. 16 des 3. B. Mos.,

so soll an diesem Tage der Hohepriester einen Stier zum Sündopfer für sich darbringen, „daß er versöhne für sich und für sein Haus", (V. 6) und einen Bock als Sündopfer für das Volk (V. 15). Dadurch vollbringt er „die Versöhnung des Heiligthumes und der Stiftshütte und des Altars für sich und für sein Haus und für die ganze Versammlung Israels." (V. 17. 20.) Dann soll er „seine beiden Hände auf den Kopf des anderen, des lebenden Bockes," der in die Wüste geschickt werden soll, „legen und darauf alle Sünden der Söhne Israels und alle ihre Missethaten in all' ihren Verschuldungen bekennen." (V. 21.) Und da heißt es zum Schlusse (V. 32. 33): „Und es versöhne der Priester, den man gesalbet und den man eingesetzt, Priester zu sein an seines Vaters Stelle; der lege die Kleider von Linnen, die heiligen Kleider an, und versöhne das Allerheiligste, und das Zelt der Zusammenkunft und den Altar versöhne er und die Priester und das ganze versammelte Volk versöhne er." — Daß diese ganze Opferfeier allein die Gesammtheit des Volkes und sein allgemeines Verhältniß zu Gott und seinem Heiligthum, sowie die Priester als die Vertreter des Volkes im Heiligthume und den Hohenpriester als Spitze der Priesterschaft enthalte, ist offenbar. Die dargebrachten Opfer sühnen das Volk als solches und die Priesterschaft, für welche sie dargebracht worden, und insonders deren Verhältniß zu den Heiligthümern, also die kultuellen Vergehungen, und ebenso kann das Bekenntniß nur die allgemeinen Verschuldungen umfassen, da ja ein Bekenntniß der Sünden der Individuen durch den Hohenpriester unmöglich ist. Das Werk der Versöhnung für die Gesammmtheit des Volkes ist es daher allein, welches hiermit durch Bekenntniß und Opfer vollbracht ist; das Werk der Versöhnung für jedes Individuum bleibt dadurch noch ganz unberührt und diesem selbst überlassen. Es wird den Individuen *nicht* auferlegt, zu ihrer Versöhnung *an diesem Tage* ein Sünd- oder Schuldopfer zu bringen, während es doch jedem Familienoberhaupte am Peßach geboten war, ein Peßachlamm zu schlachten. An diesem letzteren Feste galt es nur, das Bekenntniß als Angehöriger Israels zu erneuen, und dies konnte durch eine symbolische Handlung geschehen. Für den Versöhnungstag wird eine derartige Handlung für das Individuum nicht vorgeschrieben, und dies ist für unsere Frage abermals entscheidend. — Dennoch sollten allerdings auch die Individuen in den Kreis des Versöhnungs-

werkes am Versöhnungstage hineingezogen werden, aber nur mittelbar. Es wird allen Individuen geboten, „einen Ruhetag zu halten und sich zu kasteien." (V. 31.) Dieses letztere sollte das Mittel sein, durch welches das Individuum in seinem Stolze, seiner Zuversicht, seinem Selbstvertrauen, seiner Verblendung und Selbstüberschätzung gebrochen, zur Erkenntniß seiner Schwäche und Abhängigkeit geführt und zu Reue, Buße und Besserung aufgeregt und angeleitet werde. Hiermit erst begann das Werk der Versöhnung für das Individuum, das nur bei der oben bezeichneten Kategorie der Vergehungen aus *Versehen* an ein Sünd- oder Schuldopfer geknüpft war. Daß dieses Kasteien oder Fasten eben nur ein solches Mittel sein sollte und als solches wiederum dem Mißbrauche anheimfallen konnte, spricht Jesaias im 58. Kap. energisch aus, und gerade deshalb hat die Synagoge dieses Kapitel zur Vorlesung als Haphtarah am Versöhnungstage bestimmt. Der Prophet verwirft das Fasten an sich nicht, er sagt V. 4: „Ihr fastet nicht also, daß Eure Stimme in der Höhe erhört werde," er verwirft nur die Ansicht, daß das Fasten ohne Reue, Buße und Besserung irgend eine Heilswirkung habe; er predigt laut, daß es durch die Jahrtausende schallt, daß nur die Uebung des Rechts und der Liebe, aller Werke der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit das Heil des Menschen, die Vergebung der Sünden und den göttlichen Segen erwirken: „dann wird wie Morgenröthe dein Licht anbrechen, und deine Heilung schnell gedeihn, und vor dir zieht dein Heil daher, des Ew'gen Herrlichkeit schließt deinen Zug."

Dies ist die Lehre des Judenthums; darin beharrten unsere Väter, darin beharren auch wir, denn es ist das klare Wort der heil. Schrift in allen ihren Theilen, die übereinstimmende Lehre Mose's, der Propheten und heiligen Sänger, wie die Lehre aller nachfolgenden Geschlechter, ihrer Weisen und Lehrer; es ist zugleich die Lehre, mit welcher die Begriffe des Verstandes und die Gefühle des Herzens sich in Uebereinstimmung finden; und darum sollen keine Deutungen und Sophismen, so wenig wie Verlockungen und Drohungen uns davon abbringen. Wir rufen uns vielmehr noch heute zu das Wort des Propheten (Joel 2, 12—13): „Und doch auch jetzt noch, spricht der Ewige, kehret zu mir zurück mit eurem ganzen Herzen, mit Fasten, Weinen und mit Trauer. Zerreißt euer Herz und nicht euer Kleid, und kehrt zum Ewigen, eurem Gott,

zurück: denn gnädig und barmherzig ist er, langmüthig und von großer Huld, ihn reut des Unheils." (Vgl. Jerem. 18, 11. 25, 5. 35, 15. Jechesk. 33, 11. Sacharj. 1, 3. 4. Mal. 3, 7.) Wir halten uns noch heute an das einfache Wort des Herrn (2. Chron., 7, 14): „So sich demüthigt mein Volk, darauf mein Name genannt wird, und sie beten und suchen mein Angesicht, und kehren um von ihren bösen Wegen: so werde ich es hören vom Himmel und ihrer Sünde vergeben."

13. Die jüdische und die christliche Messiaslehre.

Wir haben an einem anderen Orte [1]) diesen interessanten und bedeutsamen Gegenstand ausführlich behandelt, und besonders sämmtliche Stellen des Alten Testamentes über die Messiasidee einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Indem wir diejenigen, welche das gesammte Material genauer überschauen wollen, darauf verweisen, ist es doch nicht möglich, in einer Reihe von vergleichenden Skizzen zwischen Judenthum und Christenthum diese Frage unberührt zu lassen. Geben wir daher die gewonnenen Resultate hier übersichtlich wieder.

Zwischen der antiken und der israelitischen Weltanschauung findet sich hinsichtlich der inneren, insonders sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechts der große Unterschied, daß die erstere nach rückwärts, die letztere nach vorwärts schaut. In der antiken Welt herrschte die Ansicht vor, daß das Menschengeschlecht sich immer mehr verschlechtere, und daß es aus der Unschuld den Weg der Entartung wandele, bis es in der äußersten Verderbniß den völligen Untergang finde. Die Dichter, schon Hesiod, nach ihm Ovid, stellten dies als die vier aufeinander folgenden Zeitalter, das goldene, silberne, erzene und eiserne dar. Gerade im Gegensatz läßt die h. Schrift die Menschheit zwar in Unschuld entstehen, schildert, wie der Mensch zur Sünde kommt, dann aber zeigt sie, wie die ersten Geschlechter in die wüstesten Laster verfielen, so daß sie in ihrer Entartung das moralische Motiv zur noachidischen Fluth findet, und deshalb einem besseren Geschlechte Platz machen, welches in steigender Ent-

1) S. unsere „Ausführliche Darstellung der israelitischen Religionslehre" Bd. III. S. 134 ff.

wickelung vorwärts schreitet, bis es zuerst der theilweisen, dann der ganzen Annahme der Lehre und des Rechts, die Israel geoffenbart worden, zureift und so endlich zum ewigen Reiche des Rechts und des Friedens gelangt[1]).

Als Moses das große Werk seines Lebens vollendet, die geoffenbarte Lehre, welche die Verbindung der Idee und der Wirklichkeit, die Identificirung der Lehre und des Lebens zu ihrem Angelpunkte hatte, dem Volke Israel übergeben hatte, lebte es ihm im Bewußtsein, daß es noch weithin sei, bis dieses Volk seine Aufgabe begreifen, sich der Lehre vollständig ergeben und sie im Leben verwirklichen würde. Er sah vorher und sprach es in erhabenster Rede aus, daß es oft abirren und abfallen würde, mahnte und verwarnte es und weissagte ihm all das Unheil, das darob über dasselbe kommen und aus dem es sich erst spät herausretten werde, aber auch da schon andeutend, daß es nicht zum Untergange bestimmt sei, sondern zur endlichen Wiederherstellung. Auf diesem Boden nun stand das ganze Prophetenthum. Es hatte den wirklichen Abfall, den religiösen und sittlichen Verfall, den immer wiederholten Rückfall in das Heidenthum vor sich, und diesem mit aller Kraft und Selbstaufopferung entgegenzutreten war sein eigentlicher Beruf. Es verkündete daher immerfort den durch die religiöse und sittliche Entartung herbeigeführten Sturz Israels, den Untergang seines weltlichen Bestandes, die Verbannung in fremde Länder, die Verfolgung und Unterdrückung, die es daselbst zu ertragen haben werde. Durch dieses Strafgericht aber werde Israel geläutert, von allem Sündhaften und aller Schuld befreit und zu Gott zurückgeführt werden. Dann würde auch über die Völker, welche aus Herrsch- und Raubsucht alle diese Leiden über Israel gebracht, das göttliche Strafgericht ergehen und aus diesem die Wiederherstellung Israels in äußerer und innerer Größe, in äußerer Verherrlichung und innerer Heiligung erfolgen; diesem wiederhergestellten Israel würden sich die

1) Wenn im Exil sich Daniel jenes Bild der vier Zeitalter nach den vier Metallen aneignete, nämlich als vier Weltreiche, die eines das andere zertrümmern, womit er, wie wir glauben, durchaus keine bestimmten geschichtlichen Reiche meinte, so läßt er doch auf diese menschlichen Weltreiche ein ewiges Reich folgen, welches die Versöhnung der menschlichen Wirklichkeit mit der göttlichen Idee eines vollkommenen Zustandes der Menschheit vollbringt (2, 45). Siehe unser Bibelw. Bd. III. S. 799.

Völker anschließen, von ihm die Gotteserkenntniß über alle Nationen ausstrahlen und endlich die ganze Menschheit zu einem ewigen Reiche des Rechts, der Liebe und des Friedens sich vereinigen. Dies sind die Momente, welche alle Reden und Schriftwerke der Propheten ausfüllen. Aus dieser Allgemeinheit treten sie nur zu subjektiver Aussprache hinsichtlich zweier Punkte heraus; nämlich, daß sie meist die Erfüllung dieser Verkündigungen in eine nahe Zukunft setzen und Strafgericht, Wiederherstellung und das ewige Gottesreich nur durch kürzere Zeiträume getrennt sich vorstellen, und daß sie bisweilen die Wiederherstellung Israels und das Friedensreich des ganzen Menschengeschlechts durch eine gottgesandte Persönlichkeit herbeigeführt sich denken. Diese Persönlichkeit bezogen sie dann auf einen Abkömmling des Hauses David. Es ist hierbei hervorzuheben, daß in den ältesten Prophetensprüchen die Idee der messianischen Zeit gegeben ist, daß auf diesem Hintergrunde die Anknüpfung des Eintritts des Gottesreiches an eine Persönlichkeit nur bei den älteren Propheten, wie Jesaias, klarer hervortritt, während sie bei den jüngeren Propheten wieder verklingt und bei Ezechiel und Jesais II. gänzlich verschwindet und immer schärfer in die Idee des durch die Entwickelung selbst eintretenden Friedensreiches aufgeht. Je tiefer also das Haus David sank und jemehr die Propheten in den Zusammenhang der Völker hinaustraten, destoweniger schlossen sich die großen Hoffnungen der erhabensten und geläutertsten Zukunft an eine Persönlichkeit an, sondern vielmehr an das ganze wiederhergestellte Israel und an die durch Gott herbeigeführte Entwickelung der Völker. Die Jahrhunderte vergingen; Juda in seinem zweiten Bestande gelangte nur zu einem kümmerlichen und viel durchstürmten Dasein; die Zustände inmitten einer maßlos verworrenen und ihrem Verfalle zuschreitenden Menschenwelt gaben keine Aussichten zu einer großartigen Umgestaltung. Aber das Judenthum hielt fest an der Weissagung jener großen Heilszeit, die in der ganzen Anlage seiner Lehre, in dem Wesen seiner Gotteserkenntniß und in dem Bewußtsein seines Nationalberufes wurzelte. Da griff es umsomehr zu den alten Weissagungen einer zu erwartenden, die Wiederherstellung Israels und das Heil der Menschheit bringenden Persönlichkeit zurück, belegte sie mit dem Namen משיח „Gesalbter" (Messias, denn diesen Begriff hat

dieses Wort in der ganzen heiligen Schrift nicht,) erhob das dereinstige Kommen desselben zu einem Glaubensartikel, schmückte dessen Ankunft mit aller erdenklichen Herrlichkeit aus und schilderte sie mit den lebhaftesten Farben. So beherrschte der Glaube an einen persönlichen Messias das ganze jüdische Mittelalter. Je wirksamer, je trostreicher, je aufrechthaltender dieser Glaube für das zerstreute und unter dem furchtbarsten Geschicke seufzende Juda sein mußte, desto öfter wurde er aber auch gemißbraucht und für die Juden von traurigen Folgen begleitet. Wie einst die Prophetie Gelegenheit gab zu einer Unzahl falscher Propheten, von denen in der heiligen Schrift oft genug die Rede, so beuteten auch falsche Messiasse diesen Glauben aus, und Bar-Kochba und Sabbathai-Zwi haben ihre Namen neben vielen anderen mit dunklen Farben in die Geschichte des jüdischen Stammes eingezeichnet. Sowie aber einst die Propheten, jemehr sie aus dem engen Umkreis ihrer Heimath in die große Welt der Völker hinaustraten, von der Idee eines persönlichen Messias abließen und wieder allein die Idee der messianischen Zeit festhielten: so schwächte sich auch in den Juden der neueren Zeit, sobald sie aus ihren engen Ghettis in das große Culturleben der Völker eintraten, der Glaube an einen persönlichen Messias ab, und erweiterte sich zur festen Ueberzeugung, daß die Menschheit in ihrer Entwickelung zur reinen und ganzen Gotteserkenntniß, wie die Religion Israels sie in ihrem Schooße trägt, und damit auch zur allgemeinen Geltung des Rechts und zum allgemeinen Frieden gelangen werde. Es ist daher im gegenwärtigen Judenthume diese Frage, ob persönlicher Messias oder messianische Zeit? — dem Individuum zu eigener Beantwortung freigestellt — die eigentliche Idee der erhabenen und heiligen Zukunft der Menschheit, zu welcher sie die göttliche Vorsehung bestimmt hat und führt, bleibt in beiden Fällen dieselbe und ist ein unantastbares Eigenthum des Judenthums [1].

1) Von den Propheten, deren Schriften uns überliefert worden, sprechen sich über diese Vereinigung der ganzen Menschenheit in der Gotteserkenntniß, im Rechte und Frieden ihrer Zeitfolge nach aus: Amos 9, 11. 12. Jesaias I. 2, 2 — 4, welcher Ausspruch in ursprünglicherer Fassung bei Micha 4, 1 — 4 sich wiederfindet, und von beiden einem alten Prophetenspruche entlehnt ist, ferner Jes. K. 18 und 19; 25, 6 — 8, vgl. Micha 7, 12. Nur zwei Stellen knüpfen bei Jesaias I. die erhabene Zukunft der Menschheit an eine Persönlichkeit, und

Abgesehen nun hiervon, besteht zwischen der Messiasidee, wie sie im Judenthume lebt, und der Messiasidee, welche der Eckstein des Christenthums geworden, ein sehr großer Unterschied. Schon in den ersten Anfängen des Christenthums wurde der Messiasbegriff auf dessen Stifter übertragen. Er trat als Lehrer (Rabbi), dann als Prophet, hierauf als Messias (Christus, *Χριστός*) auf, wobei es nicht verblieb, sondern welchem der Begriff eines göttlichen Wesens, der einen Persönlichkeit Gottes hinzugefügt wurde. Dennoch gab man, hier angelangt, die Messiaseigenschaft nicht auf, weil sonst die Fäden mit dem Alten Testamente gänzlich zerrissen wären. Alle Stellen der h. Schrift, welche einen messianischen Inhalt hatten, sollten fortwährend auf Jesus bezogen werden. So zaghaft daher

davon bedeutet unter dieser Persönlichkeit die eine 9, 5. 6, nach der Ansicht der bedeutendsten jüdischen Exegeten den Davidischen Prinzen Hiskija (Sanhedr. 94, 1. Raschi, Kimchi, Abarbanel). Fraglicher ist dies an der zweiten Stelle 11, 1 — 10; jedenfalls aber läßt Jesaias an diesen beiden Stellen die messianische Zeit durch eine von Gott hierzu berufene und ausgerüstete Person herbeiführen, ohne jedoch besondere Wunder hiermit zu verbinden, oder die messianische Person anders als vom göttlichen Geiste inspirirt darzustellen. Jeremias verkündet 3, 17. 16, 19 — 21 nur, daß alle Völker dereinst sich zum Ewigen bekennen werden. Sein Zeitgenosse Secharja I. ist es, der schon am Beginn (9, 9. 20) die kommende Zeit des Sieges und des Friedens in der Person eines, den Frieden bewirkenden Königs, dem alle Völker gehorchen werden, symbolisirt; jedoch im 14. Kapitel die messianische Zeit ohne jede symbolische Person klar verkündet. Von der zukünftigen Erkenntniß Gottes durch die Völker spricht auch Habakuk 2, 13. 14, Ezechiel 36, 23. 39, 21. 23. Vor Allem aber besaß Jesaias II. den tiefsten Einblick in die ganze Bewegung der Völker und war von dem Bewußtsein des Berufes Israels als Lehrers der Völker völlig erfüllt. Ihm ist Israel nur das Werkzeug Gottes, um das Menschengeschlecht mit der Lehre und dem Rechte bekannt zu machen, dafür zu zeugen und zu leiden; ihm ist daher die Wiederherstellung Israels nur der Durchgang zum Reiche der Erkenntniß, des Rechtes und des Friedens. 42, 1 — 7. 43, 9. 45, 6. 22 — 24. 52, 13 ff. 56. 66, 22. 23. Von einem persönlichen Messias ist also bei ihm keine Spur. Ebensowenig bei Secharja II. 2, 14. 15. 8, 22 — 23. Maleachi spricht weder von einem Messias noch von einer messianischen Zeit, sondern von einem Gerichte Gottes in Israel Kap. 3. Die Propheten stimmen also sämmtlich darin überein, daß die Zukunft der Menschheit in einer Vereinigung aller Völker zur lauteren Erkenntniß und Anbetung eines einzigen Gottes, zur unbedingten Uebung des Rechtes und zu einem allgemeinen Frieden bestehen werde. Nur Jesaias I. unter vielen Stellen an zwei und Secharja I. an einer Stelle knüpfen diese Zukunft an eine messianische Persönlichkeit.

anfänglich die Bezeichnung Messias (Christus) für Jesus beansprucht wurde, so daß er seinen Jüngern selbst verbot, davon zu reden (Matth. 16, 20), so blieb sie doch die dauerndste und die neue Religion selbst erhielt den Namen davon. Aber schon dieser Prozeß an sich läßt voraussetzen, daß mit dem Namen nicht auch der Begriff überging.

Man nimmt gewöhnlich an, der Unterschied sei: das Christenthum sage, „der Messias sei gekommen", das Judenthum, „der Messias werde kommen". Aber so oberflächlich dies erscheint, so setzt es doch nicht blos eine Verschiedenheit betreffs der Zeit, sondern auch im eigentlichsten Inhalte voraus. Denn jene Aussprüche bedeuten doch: das Christenthum sieht die Verwirklichung der Messiasidee bereits als eingetreten, das Judenthum erst als in der Zukunft eintretend an. Wenn nun das Judenthum nach den Wirkungen der erfüllten Messiasidee fragt, wenn es aus der Geschichte ersieht, daß die achtzehn Jahrhunderte nach dem vorausgesetzten Eintritt des Messias und der messianischen Zeit durchaus keinen besseren sittlichen Anblick bieten als die achtzehn vorhergegangenen, wenn sich in jenen ebenso viel Krieg, Gewaltthat, Unrecht, Haß und Herrschaft aller bösen Leidenschaften zeigen wie in diesen, wenn noch heute die Erde das Blut ihrer Kinder trinkt wie früher, das Christenthum aber dennoch die Wahrheit jenes seines Ausspruches aufrecht erhält: so beweist dies, daß eben eine Grundverschiedenheit in dem besteht, was die eine und was die andere Religion unter dem Messias versteht, also eine Grundverschiedenheit in der Messiasidee der beiden Religionen.

Worin besteht diese nun?

Es ist zwar bedeutsam, daß, während das Judenthum nach dem Vorgange der Propheten ebenso sehr die Messiasidee an sich wie an einen persönlichen Messias geknüpft aufstellt und festhält, ohne eben in der letzteren Anschauung mehr als die Vorstellung von der Art der Verwirklichung der ersteren zu finden, das Christenthum sich lediglich an den persönlichen Messias hält und diese Persönlichkeit zum wesentlichen Mittelpunkt seiner ganzen Glaubenslehre macht; ferner daß, während das Judenthum selbst den Messias niemals anders als einen inspirirten und von Gott mit besonderen Eigenschaften zu seiner Mission ausgerüsteten Menschen machte, dem es seine bestimmte Abstammung aus der davidischen Familie zuweist,

das Christenthum in seinem Messias ein göttliches Wesen, Gott selbst findet — dennoch sind dies nur Symptome der in der Tiefe der beiden Ideen liegenden Verschiedenheit.

Diese Verschiedenheit finden wir nämlich in Folgendem. Das Judenthum erkennt in der Messiasidee die dereinstige Anerkenntniß und Anbetung des einzigen, unkörperlichen Gottes, des Schöpfers der Welt, von allen Völkern der Erde, die unbedingte Erfüllung seines Willens von allen Menschen, darum die allgemeine Geltung und Uebung des Rechtes — unter Recht im höheren Sinne versteht das Judenthum auch die Liebe — und darum die allgemeine Herrschaft des Friedens. Das Christenthum hingegen sieht in der Messiasidee die Vergebung der Sünden, die Versöhnung des schon sündig geborenen Menschen mit Gott durch den Glauben. Das Judenthum faßt die Messiasidee als die Erlösung der Menschheit von Irrthum, Unrecht und Kampf durch Erkenntniß Gottes, Recht und Frieden; das Christenthum die Erlösung von der Sündhaftigkeit durch den Tod des Messias und Erlösers und durch den Glauben an diese Erlösung und die Art, wie sie vollführt worden. Dies ist in einfachster und klarster Weise die wahre und ganze Verschiedenheit zwischen den Messiaslehren beider Religionen, aber diese ist groß und wesentlich genug, um eine Vermittelung zwischen beiden nicht stattfinden zu lassen. Sie erklärt aber auch die oben angeführten Momente in ihrer äußerlichen Erscheinung. Ein Kerngedanke des Judenthums ist, daß, wenn auch die nothwendigen Folgen der Sünden der Väter von den Kindern und andern mitgetragen werden, doch die Versöhnung der Schuld, die Vergebung der Sünde nur von jedem für sich durch sich allein und die Allbarmherzigkeit Gottes durch Reue, Buße, Umkehr und guten Wandel erlangt werden kann, daß hierin außer Mahnung und Beispiel niemand etwas für den andern thun könne, daß eine jede Seele nur durch sich selbst geläutert, gesühnt und geheiligt werden könne. Dies ist die bestimmteste Lehre Moses, der Propheten und des ganzen Judenthums. Vergebens weist man auf den Versöhnungstag und die an demselben gebrachten Sündopfer. Die letzteren betreffen, wie wir oben nachgewiesen haben, lediglich das Verhältniß der ganzen Nation, der ganzen Priesterschaft und des Hohenpriesters zu Gott und dem Heiligthume, während jedem einzelnen Israeliten die Kasteiung (ועניתם את נפשתיכם 3. Mos. 23, 27. 29. 32.) d. i.

die Demüthigung und Beremung der Seele, getragen und gefördert durch das leibliche Fasten, geboten wird, wie denn auch jeder einzelne Israelit bei jeder einzelnen Sünde, sobald er sie bekannt hatte und bereute, ein Sündopfer zu bringen hatte (3. Mos. 4, 27 ff.).

Es giebt unseres Wissens keine Stelle in der heil. Schrift, worin als die Wirkung des Messias die Sündenvergebung hervorgehoben wird, sondern überall die Erkenntniß Gottes, die Befreiung von jedem Irrthum und Wahn, von jedem Joche und Unrecht, die Erfüllung des göttlichen Willens, die Gerechtigkeit und der Frieden. So lebt die Messiasidee, in welcher Art sie concret auch aufgefaßt werde, im ganzen Judenthume. Wir wollen dafür nur noch ein Beispiel anführen. Es ist bekannt, daß durch die Untersuchungen Bleek's, Möhler's, Alexander's und Friedlieb's es außer allem Zweifel gebracht ist, daß das dritte Buch der Sibyllinen einen jüdischen Verfasser hat und daß dieser zur Zeit der Triumvirn Antonius, Octavian und Lepidus schrieb.[1]) In diesem Buche kommt der Verfasser wiederholt auf die Messiaslehre und schildert das messianische Reich folgendermaßen: „Dann wird die Erde die herrlichsten Früchte hervorbringen an Weizen, Wein und Oliven, — Milch und Honig werden fließen und die Städte gefüllt sein mit mannigfachen Gütern. Nicht wird mehr Krieg sein auf Erden, — nicht wird Trockenheit den Boden verderben, nicht wird Hunger mehr sein und nicht zerstörender Hagel: — ein tiefer Frieden lagert folgenreich auf dem weiten Erdenrunde, ein König ist dem andern Freund für ewige Zeiten; — die ganze Menschheit wird nach einem und demselben Gesetze regiert von dem unsterblichen Gotte: denn er ist ein ewiger Gott und außer Ihm keiner.

„Dann wird Gott ein ewiges Reich errichten für alle Menschen der Erde, — was Er verheißen, gewähren den Frommen und Gerechten: die Erde und die Welt, das Heil und die Freude in unbegrenztem Maße: — von der ganzen Erde wird man Geschenke bringen und Weihrauch zu dem einen Tempel, der hienieden nimmermehr seines Gleichen wird haben. — Das hohe Gebirg ist wiederum fahrbar, — eine Heerstraße die brausenden Wogen des Meeres: — denn die Propheten des großen Gottes haben als ge-

1) Vgl. auch Grätz's Geschichte der Juden Bd. III. S. 492 und die Broschüre, „Die jüdische Sibylle. Vortrag von Dr. Samuel Mühsam. Wien, 1864.

rechte Richter der Menschen das Schwert vom Erdenballe verbannt; sicher durchschreitet man das Land, das tiefen Frieden athmet zum Heile der ganzen Menschheit."

Das Christenthum lehrt also mit seiner Messiaslehre etwas ganz Anderes, als das Judenthum mit der seinigen, und in der Tiefe ist zwischen dem Messias der heil. Schrift und dem Christus der neuen Lehre keine Aehnlichkeit mehr als der Name; wohl aber mußte das Christenthum den persönlichen Messias festhalten, während das Judenthum hieran durchaus nicht gebunden war; ohne die Persönlichkeit Jesu fällt die ganze Christologie; die messianische Idee bleibt dem Judenthume integrirend auch ohne den persönlichen Messias, und das Judenthum bleibt integrirend, auch wenn kein Jude mehr an einen persönlichen Messias glauben sollte.

XV.

Der Islam und sein Verhältniß zum Judenthum und Christenthum.

Lange Zeit herrschte die Ansicht vor, daß die Kultur in den verschiedenen Epochen der historischen Menschheit einen verschiedenen Schauplatz eingenommen und daß daher die Geschichte der Kultur fortschreitend nur die hervorragenden Kulturvölker oder -Völkerfamilien zu beachten habe. Die übrige Menschheit war für diese Anschauung nur gleichsam ein Ausfüllsel, das eben nur die Neugierde anrege, ohne daß ihr Studium für die Weltgeschichte wirklichen Werth und besondere Ergebnisse besitze. So schritt man vom alten Egypten und Indien nach Assyrien, Chaldäa und Persien, von dort nach Griechenland und Rom und hielt sich von da ab an die christlichen Völker, unter denen wiederum im Lauf der Zeiten eines nach dem anderen in den Vordergrund trat, um nach kürzerer oder längerer Periode wieder zurückzuweichen.

Die umfassenden und tiefeingehenden Forschungen der neueren Zeit haben eine andere Anschauung herbeigeführt, die jeden Tag durch neue, großartige Resultate befestigt wird. Wie man einst einsah, daß es eine fast kindische Meinung gewesen, diese kaum mittelgroße Erde sei der Mittelpunkt des ganzen Universums, um den die Sonne wie alle Gestirne sich drehen und um deretwillen das Universum da sei: so kommt es jetzt immer mehr zum Bewußtsein, daß in der Menschheit nur die kleine Zahl mittlerer Völker, welche für die bisherige Geschichtsanschauung die Träger der Zivilisation in den verschiedenen Zeitaltern gewesen, gegen die gesammte Menschheit gehalten, in ähnlicher Weise nur einen kleinen Bruchtheil als Zweck des großen Ganzen aufstelle. Denn selbst in der

Reihe der christlichen Völker waren immer nur einige wenige die Brennpunkte der Kultur, und wie diese einst vom Indus und Ni allmählig durch Vorderasien nach Griechenland und Italien gezogen, so ging sie auch vom Süden Europas, zu dessen Blüthezeit Mittel-, Nord- und Osteuropa im Schatten der Unkultur lagen, nach diesem Mittel- und Nordeuropa und fuhr dann über den Ozean nach Nordamerika, so daß es noch nicht lange her ist, daß nicht Wenige die Besorgniß hegten, die Zivilisation werde einmal in ganz Europa erlöschen und ihre Wohnstätte auf der anderen Erdhälfte aufschlagen. Wir wissen es jetzt anders. Das Leben pulsirt in der gesammten Menschheit, und bringt in der gesammten Menschheit und bringt in den verschiedenen Theilen dieses Organismus zwar verschiedene aber nicht minder großartige Erzeugnisse hervor. Dieser Letzteren Eigenthümlichkeiten verhindern nicht, daß sie nach denselben Gesetzen ihre Entwickelung genommen, und daß in ihrer Tiefe demnach überall dieselben Endresultate sich ergaben. Was die sogenannten Kulturvölker als ihr höchstes Produkt aufzustellen und zu bewundern pflegten, das resultirt sich genau erkennbar auch in den andern Sphären des Menschengeschlechtes und zwar nach einem Prozesse, der, wenn auch nicht Gleichmäßigkeit, doch frappante Analogie zeigt. Hierin liegt das entscheidende Moment. Man faßte früher die letzte Gestalt, welche die religiöse, intellektuelle und künstlerische Bildung in den anderen Völkerfamilien angenommen als das eigentliche Produkt derselben auf und ließ es in seiner Art als ein unwillkürliches Naturprodukt jener gelten. Die tiefere Forschung hat aber bereits an großen Objekten erwiesen, daß jene nur das Ergebniß langer, vielgestaltiger und reicher Entwickelung, mächtiger Bewegungen, Kämpfe und Erschütterungen gewesen, und daß, wenn in diesen anderen Gliedern des Menschengeschlechts ein Stillstand eingetreten, sie gleichsam in eine blos vegetative Sphäre zurückgewichen, hiermit der Tod für immer nicht gekommen, sondern daß auch sie einer neuen höheren Entfaltung fähig geblieben und Stoff und Kraft dazu in sich bewahrt haben. Ebenso hat es sich als ein Vorurtheil ergeben, wenn man glaubte, daß die Zivilisation mit dem Christenthume identisch sei; vielmehr wurde erkannt, daß es von der Natur der Völker und deren geschichtlichen Verhältnissen abhängt, wo und wie jene erblühen und zur Reife kommen solle. Das Christenthum, als es zur Herrschaft gelangte, brachte das

Alterthum erst recht zu Tode, duldete dann ein Jahrtausend der Barbarei und Unwissenheit, und stellte sich oft genug und noch in unseren Tagen der Kultur und ihren Konsequenzen widerstreitend entgegen. Wir finden andrerseits Beispiele, daß das Christenthum, wie z. B. in Rußland, bei seiner Ankunft die Früchte der vorangegangenen Kultur geradezu zerstörte und die drückendsten Verhältnisse einführte. Es gab und giebt Völker genug, welche trotz ihres Christenthums den Zuständen und Bestrebungen sehr fern sind, welche wir mit der Kultur als verbunden anzusehen pflegen. Und endlich gab es und giebt es Völker und Völkerfamilien, die unter anderen Religionen zu einer bedeutenden Blüthe gelangten; Bagdad und Kairo waren so gut wie Rom und Salamanca Heerde der Kultur und Wissenschaft, und als die Araber noch in Granada saßen, stand ihre wissenschaftliche, soziale und sittliche Kultur der kastilianischen und aragonesischen weit voran. Wahr ist es, daß die morgenländische Kultur, wenn sie eine bedeutende Entwickelung zurückgelegt hat, in eine längere Stagnation zu gerathen pflegt, so daß sie gewissermaßen stoßweise ihren Fortgang zu nehmen scheint. Immer aber darf nicht vergessen werden, daß auf demselben Schauplatze, wo einst die assyrische und altpersische Kultur vor sich gegangen, die neupersische und dann wieder die islamitische ihre, viele Jahrhunderte umfassende Entwickelung genommen, und daß diese letztere erst mit der Oberherrschaft des türkischen Stammes der Lethargie in die Arme gefallen. Hierüber haben die Arbeiten neuerer Forscher, insonders deutscher, ein unzweideutiges Licht gebreitet, und den Werken von G. Weil (Geschichte der Chalifen), A. Sprenger (das Leben und die Lehre Mohameds), dem Holländer R. Dozy (Histoire des musulmans d'Espagne und dessen holländisch verfaßte Geschichte des Islams), v. Tornauw (das Moslemische Recht) und Nöldeke (Geschichte des Korans) gesellte sich jüngst die vortreffliche gründliche „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams" von Alfred v. Kremer (Leipzig 1868) hinzu.

Diese Bemerkungen sollten die folgende vergleichende Skizze nicht sowohl einleiten oder rechtfertigen, als vielmehr das vorzüglichste Resultat voranstellen.

Wie überall geht eine neue Erscheinung, so originell sie auch in ihrer Fortentwickelung sein möge, immer aus vorangegangenen

Momenten hervor, und behält dann gewisse Elemente jener in sich, die sie anderen und neuen beimischt und amalgamirt. Müssen sich ja doch schon die Zustände vorbereitet haben, innerhalb derer eine neue Erscheinung einen schnellen und ausgebreiteten Erfolg zu erlangen vermag. Es kann uns nun nicht entgehen, daß der Islam aus dreien solcher Quellen seinen Ursprung hergeleitet. Die Gottesverehrung bei den vorislamitischen Arabern war die Anbetung der Gestirne, besonders der Sonne, wie die Araber selbst überliefern, der Koran dagegen streitet, und Spuren noch bei den Beduinenstämmen unserer Tage gefunden werden. Mit der Sonne und dem Monde wurden auch die anderen Himmelskörper, und zwar verschiedene von den einzelnen Stämmen, angebetet, und hieran schlossen sich örtliche Schutzgeister, Genien und Stammidole, heilige Steine und Bäume, ja selbst einzelne Thiere, z. B. die Schlange, welche illaha d. i. Göttin hieß. Was diese Völker die Gestirne mit der Vorstellung der Gottheit verbinden ließ, war nicht allein ihr Glanz und ihre Wirksamkeit auf die Erde, sondern auch die Unabänderlichkeit ihrer Bahnen, die sie immer wieder trotz Gewölk und Stürmen siegreich an denselben Orten erscheinen läßt. Es vereinigte sich daher mit den Gestirnen der Gedanke der Nothwendigkeit, welcher auch die Geschicke des Menschen im Ganzen und Einzelnen anheimfallen, so daß diese Gestirne zugleich den unabänderlichen Gang des Schicksals für die Menschen bestimmen. Dies war der Grundzug des Sabäismus. Aber gerade hierdurch löste sich allmählig der Gottesbegriff von den Symbolen ab. Hierauf hatten die Juden einen unmittelbaren Einfluß. Frühzeitig war das Judenthum in Arabien eingedrungen, und im Norden, noch mehr aber im Süden der Halbinsel verbreiteten sie den Gedanken eines höchsten Wesens unter dem Namen El, der sowohl in alten Genealogien, als auch auf himjarischen Inschriften vorkommt, die, insofern sie aus Marib stammen, in ein sehr hohes Alterthum zurückreichen. So war diese Idee zur Zeit Mohameds unter den Nomadenstämmen nicht unbekannt geblieben. Besonders aber war Medyna ein fruchtbarer Boden, wo jüdische Kolonien, zum Theil auch christliche Ideen heimisch waren. Eine Zeit lang bildeten freie jüdische Stämme sogar ein eigenes Königreich und zeichneten sich auch durch geistige Regsamkeit aus. Mohamed ließ sich von Juden, dann auch von Christen unterrichten. Er hatte einen Lehrer und Führer in einem Vetter seiner Gattin,

Waraka Ibn-Naufal, der eine längere Zeit das Judenthum bekannte, einige Stücke der Bibel in's Arabische übersetzt hatte, besonders aber in Abraham den reinsten Gotteshelden erkannte. So wurde er das Medium, durch welches die Uebertragung der neuen Begriffe in den Geist des arabischen Volkes vollzogen werden sollte. Er verpflanzte die von ihm aus jüdischen und christlichen Quellen geschöpften Eindrücke in die Geister seiner Landsleute, indem er sie jedoch mit den vorhandenen Begriffen der arabischen Stämme vermischte. Er vollzog diese Verpflanzung, indem er besonders aus dem Judenthume mit den Hauptbegriffen auch deren Bezeichnung übertrug, und so sehen wir ihn das Wort Nabi als Prophet und Koran als das Buch der Offenbarung (מקרא) aus dem Hebräischen herübernehmen[1]). Der Islam zeigt so denselben Prozeß, wie das Christenthum: er ist eine Emanation aus dem Judenthume, und vermischt mit diesem heidnische Elemente, wie sie dem Geiste der Völker entsprachen, unter denen er Platz griff, jedoch mit dem Unterschiede, daß er auch aus dem bereits entwickelten und festgestellten Christenthume schöpfte. So schuf der Islam in analoger Weise für das Morgenland, was das Christenthum für das Abendland. Wie das Christenthum nur einen geringen Raum in Asien und Afrika einzunehmen vermochte,

1) So entstammt auch die Bezeichnung für die Abtheilungen des Korans, Sura, dem hebräischen שורה. Geiger in seiner Schrift: „was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen?“ (Bonn, 1833), in welcher die Spezialia sehr tüchtig bearbeitet sind, aber das allgemeine Verhältniß gänzlich unbeachtet geblieben, weiset die charakteristischen Worte תיבה, תורה (für den Pentateuch,) גן עדן, גיהנם, חברים (für Lehrer), דרש (forschen, gesucht deuteln), רבן, שבת und zwar für den siebenten Tag, obgleich dieser den Mohammedanern kein Ruhetag ist, שכינה, טעות (als Götzenthum), פדין Erlösung, משנה Wiederholung, מלכות als göttliche Regierung, als aus dem Judenthume entnommene, in den Koran aufgenommene nach. Indem diese Worte zugleich wichtige religiöse Begriffe repräsentiren, wie die göttliche Lenkung, die Offenbarung, die Vergeltung nach dem Tode, so erweist sich dadurch die Entlehnung dieser Begriffe aus dem Judenthume um so mehr. Eben so findet man im Koran die Zahl und Namen der sieben Himmel mit dem Talmud (Chagiga 9, 2.) übereinstimmend. Das Auferstehungsdogma hat Aehnlichkeit im Talmud und Koran, wo selbst die Kleider der Frommen mit auferstehen (Sanhedr. 90, 2. Chethub. 111, 2.) Die Vorschriften beim Gebet gleichen sich bis auf das Wort. Sehr oft erinnert die Erzählung der Geschichten aus der heiligen Schrift bei Mohammed an den Midrasch. So schließt sich Mohammed viel mehr an das traditionelle Judenthum an, als unmittelbar an die heilige Schrift.

und immer wieder daraus verdrängt wurde: so erging es dem Islam in Europa.

Mohamed hat sich ebenso an das Testament der Christen und an das Testament der Israeliten gelehnt, wie sich jenes an dieses lehnt. Es liegt diesem die Nothwendigkeit zu Grunde, daß nur durch unsere heilige Schrift die Idee einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an die Menschen aufgestellt und begründet worden ist. Er mußte daher seine vorgegebene Offenbarung ebenso auf die vorhandenen lehnen, da er die ganze Idee seiner Religionsbegründung aus ihnen geschöpft hatte, wenn er auch nicht, wie der Stifter der christlichen Religion, durch Abstammung von den Israeliten darauf gewiesen war. Er nennt daher in einer Anrede an die Israeliten seine Schrift „eine Bestätigung eurer früheren Offenbarungen", (Sure II.), ganz wie es die Begründer des Christenthums thaten. Er nimmt daher auch alle Berichte der h. Schrift in ihrem ganzen Umfange an, und erzählt sie, freilich meist ganz entstellt, theils aus Unkenntniß, theils mit gehörten und selbsterdachten Fabeln verbrämt und verunstaltet, wieder. Er erkennt die h. Schrift als Offenbarung Gottes an, und führt Stellen, aber mit verdorbenem Texte, aus ihr an. Aber er sieht den Koran als die Bestätigung der Schrift an und nennt ihn daher auch „Schrift von Gott." Ferner behauptet er, daß in der h. Schrift viele Stellen sich auf ihn bezögen, und von ihm, Mohamed, vorausverkündeten, wie dies bekanntlich von christlicher Seite auch geschieht. Die Juden aber hätten diese Stellen theils gestrichen, theils verdreht. Er giebt nun vor, daß der Engel Gabriel ihm diese seine Offenbarung gebracht, und spricht das ganze Verhältniß am deutlichsten aus in den Worten: „Wehe dem, der da ist ein Feind Gabriels, der dir (Mohamed) mit dem Willen Gottes die Offenbarung (den Koran) eingegeben, bestätigend die, welche sie (die Juden) schon besitzen, als eine Richtschnur und Verheißung den Gläubigen". Es ist daher für ihn ein leichter Schritt zur Behauptung: „die, welche die Schrift, so wir ihnen gegeben, so lesen, wie sie gelesen werden soll, die werden auch glauben daran; die aber, so nicht daran glauben, stürzen sich in's Elend." Diesem suchte er nun eine historische Begründung zu geben, indem er den Ismael vor Isaak in die Reihe der Erzväter treten läßt, (Ismael, von dem die Araber abstammen

sollen) und von Abraham und Ismael die Religion des einzigen Gottes begründen, ja auch die Kaaba zu Mekka errichten läßt. Mohamed drang daher auch aller Orten auf die Anerkennung seines Korans als des Wortes Gottes, und kommt bald zum Endpunkte, indem er spricht: „Diejenigen, welche leugnen die deutliche Lehre und Leitung, die wir geoffenbaret und den Menschen deutlich in der Schrift (dem Koran) gelehrt, werden von Gott verflucht.“ Mohamed stellte demnach seine Berufung in so fern auf: „Die Menschen hatten einst Einen Glauben, und Gott schickte ihnen Propheten, Heil zu verkünden und Strafen anzudrohen: durch sie offenbarte er die Schrift in Wahrheit, um die Streitpunkte unter den Menschen zu entscheiden.“ Aber nun geriethen die Menschen in Streit über die Schrift aus Leidenschaft, und es ward nothwendig, in Mohamed den höchsten „Gesandten“ zu senden, um alles Frühere auf die richtigste Weise zu bestätigen. „Hat daher Gott früher die Thora und das Evangelium geoffenbart, so offenbarte er nun den Koran,“ und „der Islam ist die wahre Religion vor Gott,“ (Sure III). Den Juden wirft er vor, daß sie nicht an alle Propheten glauben, namentlich nicht an den Stifter der christlichen Religion und an ihn, den Christen wirft er vor, daß sie ihren Propheten Gott an die Seite gesetzt. Sie Alle sollen sich nun vereinen im Glauben an ihn, als den letzten wahrhaften Propheten Gottes. (Sure IV.)

Auf diese Weise hatte es sich Mohamed allerdings leicht gemacht, er bedurfte keiner Polemik gegen die vorhandenen Lehren, sondern nur gegen Juden und Christen, und dazu bedurfte es nur einer guten Lunge, die Mohamed auch besaß. Er konnte auch den Juden und Christen zurufen: Ihr braucht eure Religion nicht zu verlassen, nehmt nur meine Ergänzungen und Bestätigungen an. Und das thut er auch. Daß aber unter der Hand ein ganz Anderes hervorging im Mohamedanismus, als die h. Schrift giebt, läßt sich ebenso voraussehen, wie doch auch die Glaubenslehren des Christenthums ganz andere wurden, obgleich die der h. Schrift durch das Christenthum nicht aufgehoben und geändert sein sollten. Aeußerlich nimmt das neue Testament ungefähr dieselbe Stellung zu den Ungläubigen ein, wie der Koran: denn es finden sich in beiden ebensowohl Stellen, welche Milde und Versöhnlichkeit gegen die Ungläubigen lehren, als Aussprüche, welche „das Schwert“ in die Welt und zwischen Bruder und Bruder und Vater und Sohn gebracht wissen

wollen. Zumal aber in der geschichtlichen Entwickelung haben beide Religionen die Gewalt der Waffen und die Mittel der Unterdrückung zu ihrer Verbreitung nicht gescheut, und wenn auch der Islam den „Krieg wider die Ungläubigen“ (Djehod) vollständig systematisirte, so weist doch die Geschichte der abendländischen Religion eine nicht minder große Reihe blutiger Facten auf. Andrerseits bringt das islamitische Recht auch Vorschriften zu Tage, die ihm zur Ehre gereichen. So befiehlt es: „Der Schutz (eman), wenn auch nur von einem Muselmann einem Ungläubigen oder einer ganzen Provinz zugesagt, erzeugt eine Verbindlichkeit, welche von der ganzen Gemeinschaft der Moslemen eingehalten werden muß“ (vgl. das moslemische Recht von Tornauw S. 51) — ein Grund, der auf das nulla fides haereticis der katholischen Kirche ein besonderes Schlaglicht wirft [1]).

1) Ueber den Zusammenhang des Islams mit dem Judenthume führen wir hier noch die Ansichten des gründlichen Nöldeke (Geschichte des Qorans Göttingen 1860) an. Gewiß, sagt er, sind die besten Theile des Islams jüdischen Ursprungs, und die Hauptquellen seiner Offenbarungen bildeten für Muhammed die Juden. Doch hat er diese nur durch mündliche Nachrichten erhalten. In mehreren Gegenden Arabiens, vorzüglich im Gebiete von Yatrib, welches mit seiner Vaterstadt in vielfacher Verbindung stand, waren die Juden zahlreich: ja auch Mekka muß häufig von ihnen besucht worden sein. Die ganze Lehre Muhammeds trägt schon in den ältesten Suren die unverkennbaren Zeichen ihres Ursprungs an sich; es wäre überflüssig, hier erst auseinanderzusetzen, wie nicht nur die meisten Prophetengeschichten im Qoran, sondern auch viele Lehren und Gesetze jüdischer Herkunft sind. Viel geringer ist dagegen der Einfluß des Christenthums auf den Qoran. Eine genauere Untersuchung über das offenbar Jüdische und Christliche in demselben wird zu der Ueberzeugung führen, daß auch solche Hauptsätze, welche beiden alten Religionen gemeinschaftlich sind, wie die Grundlehre des Islams „es ist kein Gott außer Gott“, dem Muhammed durch Juden mitgetheilt worden sind. Es kann aber keinem Zweifel unterworfen sein, daß er die heiligen Bücher der Juden und Christen nicht selbst gelesen hatte, sondern daß er blos durch mündliche Nachrichten mit ihrem Inhalt bekannt geworden war. Daher gleichen die alttestamentlichen Erzählungen im Qoran weit mehr den haggadischen Ausschmückungen als ihren Urbildern: die neutestamentlichen sind ganz legendenhaft und haben deshalb einige Aehnlichkeit mit den Berichten der apokryphischen Evangelien. Die einzige, ganz kurze Stelle, welche im Qoran wörtlich aus dem alten Testament citirt wird, Sur. 21: „Und wir haben in den Psalmen geschrieben, daß die Gerechten die Erde ererben sollen“, vgl. Psalm 37, 29, muß Muhammed daher aus dem Munde eines Juden gehört haben. Aehnlich hörte er von einem ungelehrten Christen, daß Christus seinen Anhängern versprochen habe, nach ihm werde Einer kommen, der sie in

Die Hauptlehre des Islams ist: das Bekenntniß des einzigen einigen, ewigen, allwissenden, allmächtigen und unkörperlichen Gottes, der die Welt durch seinen Willen geschaffen. Diese aus dem Judenthume geschöpfte Lehre stellt Mohamed ganz nach der Bibel dar und erzählt die Schöpfungsgeschichte wesentlich nach der Schrift. Der Islam erkennt diese Lehre eines einzigen überweltlichen Gottes, dessen Werk die Welt ist, als seinen Eckstein und hauptsächlichen Inhalt, und hält sie in voller Schärfe aufrecht. Von hier aus war er natürlich der Gegensatz des arabischen Heidenthums und verschaffte der religiösen Idee einen vollen Sieg über dasselbe; aber er trat deshalb auch als Gegensatz gegen die damals schon gänzlich entwickelten christlichen Dogmen auf, die jene Lehre durch die Trinität und die Menschwerdung Gottes modificirt hatten, weshalb Mohamed im Koran sehr häufig gegen diese Dogmen polemisirt.

Sein Glaubensbekenntniß in dieser Beziehung stellt sich daher mit folgenden seiner Worte dar: „Sprich, Er ist der Gott — Einer, Gott, der Ewige, er zeugt nicht und wird nicht gezeugt und Niemand ist ihm gleich." (Sur. 112.) „Wer dem Allah ein Wesen beigesellt, ist wie einer, der vom Himmel herabfällt und den die Vögel auffschnappen oder der Wind an einen wildfremden Ort hin verweht" (Sur. 2). „Er hat euch die Nacht und den Tag, die Sonne und die Sterne dienstbar gemacht, indem sie Seinen Befehlen gehorchen,"

alle Wahrheit leiten werde (Joh. 16, 7); er bezog dies auf sich selbst. Es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob die Araber damals irgend eine Bibel in ihrer Sprache besessen haben. Denn die arabischen Christen, die übrigens lange nicht so zahlreich waren, wie Sprenger meint, waren gewiß zum größten Theil höchst oberflächlich bekehrt, des Verkehrs mit den Christen wegen, so daß der Chalif Ali über einen der Stämme, unter denen das Christenthum noch die festesten Wurzeln geschlagen hatte, sagen konnte: „Die Taglib sind keine Christen und haben aus dem Christenthume nur das Weintrinken genommen." Was sich von Gelehrsamkeit und kirchlicher Einrichtung unter ihnen fand, war syrisch, wie wir denn noch jetzt syrische Schriften alter arabischer Kleriker haben. Wenn es überhaupt schon höchst zweifelhaft ist, daß es vor dem Coran ein arabisches Buch gegeben habe, so gilt dies besonders von der Bibel. Daß nun aber gar die Juden von Yatrib dem Muhammed ihre heiligen Bücher, von denen sie gewiß selbst herzlich Wenig verstanden, gegeben hätten, wäre ganz gegen die abergläubische Aengstlichkeit der Juden. Auch wäre hier wieder nöthig gewesen, daß Muhammed Hebräisch oder Armäisch verstanden hätte, da an eine jüdisch-arabische Bibelübersetzung in jener Zeit nicht zu denken ist.

(gegen den Sabäismus) (Sur. 16.). „Er weiß, was auf dem Lande und im Meere ist, kein Blatt fällt vom Baume ohne sein Wissen und es liegt kein Saamenkorn im dunkeln Schoß der Erde, und es giebt nichts Trocknes, noch Feuchtes, das nicht in einem unbezweifelten Buche aufgezeichnet stünde." (Sur. 6.) „Gott gehört der Orient und der Occident; wo ihr auch immer euch hinwendet, dort ist das Angesicht Gottes, denn Gott ist umfassend, allwissend" (Sur. 2.) „Allah es giebt keinen Gott außer ihm, dem Lebendigen, dem Unveränderlichen" (Sur. 3.).

Bald aber entfernte sich Mohamed vom Mosaismus, und ging einen analogen Weg mit dem Christenthume. Er hatte, ebenso wie die christliche Lehre den Begriff der göttlichen Offenbarung durch den Menschenmund in die heidnische Welt zu übertragen und als einen Eckstein seines Gebäudes niederzulegen. Den Glauben an seine Prophetie und zwar als die letzte, abschließende hatte er zum Angelpunkte seiner Lehre zu machen, und er that dies in analoger Weise mit dem Christenthume.

„Es giebt nur einen Gott, und Mohamed ist sein Prophet," dies ist der entscheidende Grundsatz, wer diesen bekennt, ist ein Moslem, ein Gläubiger, wer nicht, und wenn er auch einen einzigen Gott bekennt, ein Ungläubiger. Von diesem Satze aus nahm der Islam eine entschiedene Wendung. Die Gerechtigkeit des Menschen kann nun durchaus nicht in seinen Handlungen liegen, sondern allein im Islam, d. i. im Glauben an Gott und Mohamed. Der Ungläubige ist auf ewig verdammt, der Gläubige aber, sobald er das Gesetz erfüllt, wird selig, und wenn er es nicht erfüllt, wird er vierhundert Jahre lang bestraft, und gelangt dann zu den unteren Graden der Seligkeit.[1]) Von hier aus war es dem kühnen Beduinenhäuptling nur ein Schritt, den Krieg gegen die Ungläubigen zur Pflicht des Gläubigen zu machen.[2])

1) Im Koran heißt es: „Gott spricht: auch den Ungläubigen will ich speisen, aber nur mit Wenigem, und ihn dann verstoßen in das Höllenfeuer." „Den Ungläubigen hat Gott eine schmachvolle Strafe bestimmt" „Sie sind Genossen des Höllenfeuers und werden ewig darin bleiben."

2) „O, ihr Gläubigen," heißt es im Koran, „bekämpfet die Ungläubigen, die in eurer Nachbarschaft wohnen, lasset sie eure ganze Strenge fühlen." „Tödtet die Ungläubigen, wo ihr sie treffet: bekämpfet sie, bis die Verfuchung aufgehört und die Gottesreligion gesiegt hat."

War durch diesen zweiten Lehrsatz im Islam derselbe Gegensatz zum Mosaismus hervorgerufen, der grundsätzlich auch im historischen Christenthum vorhanden, nämlich die Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben an die Stifter dieser Religionen, wobei nur verschiedentlich das Christenthum diesen als ein göttliches Wesen, der Islam als höchsten und letzten Propheten ansah: so verfolgte diesen Weg der Islam in strenger Consequenz, während im Christenthum nur einzelne Kirchen, z. B. die calvinische, denselben Pfad gingen. Wenn der Glaube allein über das Verdienst des Menschen zur Seligkeit entscheidet, so haben auch seine Handlungen nur relativen Werth, nämlich in so fern sie im Glauben geschehen: dann ist aber auch der Mensch nicht frei und sich selbst bestimmend, wie es die religiöse Idee im Mosaismus setzte, sondern er muß einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterworfen sein, da der Glaube selbst kein freies Product des Menschen ist. Der Islam nun verfuhr hierin völlig consequent, sich stützend auf das arabische Heidenthum, das (Sabäismus) die Naturnothwendigkeit, die sich in den Gestirnen ausprägt, welche auch die Schicksale der Menschen bestimmen, zum Princip hatte. Der Islam ließ daher Gott die Schicksale des Menschen so unabänderlich bestimmen, daß, mag dieser thun oder lassen was er wolle, ein bestimmtes Geschick für ihn eintritt. Mag, sagt Mohamed, der Mensch in die Schlacht gehen oder zu Hause bleiben, die ihm bestimmte Waffe trifft ihn doch: die Krankheit wirkt, so weit es Gott bestimmt hat, mag der Mensch Heilmittel anwenden oder nicht: die Feuersbrunst brennt, so weit Gott es bestimmt hat, mag der Mensch zu löschen suchen oder nicht.

In dieser Unfreiheit des Menschengeistes können auch Glauben und Unglauben nicht freie Handlung des Menschen sein, sondern der Glaube mußte von Gott in dem Menschen angeregt werden, wie es häufig im Koran heißt: „Gott leitet, wen er will, und läßt im Irrthum, wen er will“; und der Unglaube mußte von einem Wesen herrühren, das Ursache des Bösen ist, nämlich von Satan, Eblis, welcher den Unglauben überhaupt, so wie auch die Sünde des Gläubigen gegen das Gesetz im Menschen anregt. Der Islam erhob die ausgebildetste Lehre vom Teufel und den Engeln zum vollgültigen Glaubensartikel, auch hiermit in das Heidenthum zurückgreifend. „Ihr könnet, sagt Mohamed, nicht wollen, es sei denn, daß es

Allah will, denn Allah ist wissend und weise. Er führt wen er will, in seine Gnade ein." (Sur. 76.) Auf diesem Grunde baute die islamitische Orthodoxie den Begriff Gottes als der despotischen, absolutistischen Allmacht auf: Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit — heißt es — sind Ausdrücke, die auf Gott nicht anwendbar sind; aus seinem souveränen Willen entspringt das Gute und das Böse; er straft und belohnt Gutes oder Böses nach Belieben, nicht nach dem absoluten moralischen Werth der Handlungen; sein Verhältniß zum Menschen ist das eines Gebieters zu seinem Sklaven, eines Despoten zu seinem Unterthanen. Schon Mohamed selbst liebte Schilderungen von Gott, denen der Schrecken einwohnt. Gott ist allgewaltig, lehrt er, sein Zorn furchtbar, seine Strafe gräßlich, sein Angriff unwiderstehlich; er bestraft, wen er will, er belohnt, wen er will; er versiegelt die Herzen derer, die er irre führen will; er zündet das Höllenfeuer an für die Ungläubigen. Solche Vorstellungen zündeten in den Fanatikern und besiegten immer wieder mildere Ansichten, die sich geltend machen wollten.

Von der Unmittelbarkeit Gottes zum Menschen konnte bei dieser Lehre keine Rede mehr sein. Gott war dem Islam eine überweltliche Nothwendigkeit, vor der der Mensch nichts ist als ein völlig gebundenes Wesen, das nur durch den Glauben an sie und Mohamed eine Bedeutung erhält. Es ist daher einleuchtend, daß sich der Islam in der Lehre von der göttlichen Barmherzigkeit vom Judenthume unterscheidet, und hierin dem Christenthume analog ist. Nur das Judenthum erkennt die Barmherzigkeit Gottes als unbedingt und unbegrenzt an, so daß sie dem aufrichtig reuigen und sich bessernden Menschen zu Theil wird, während Christenthum und Islam sie vom Glauben abhängen lassen und den Ungläubigen gänzlich versagen; doch stellt das Christenthum hierzu noch eine besondere Vermittelung zwischen der Barmherzigkeit Gottes und der Schuldhaftigkeit des Menschen als nothwendig auf, während der Islam die mit dem Glauben an den einzigen Gott und Mohamed als dessen höchsten Propheten verbundene Ausführung des Gesetzes Mohameds für genügend erachtet. Die Gottebenbildlichkeit und somit die Heiligung des Menschen nach Gott waren für den Islam nicht vorhanden. An einem obersten Sittengesetz fehlt es ihm daher gänzlich. Er faßte nur ganz äußerliche Momente aus dem Leben heraus, ohne ihnen eine einheitliche Durchbildung zu geben.

Auch der Islam lehrt die Fortdauer nach dem Tode, lehnt sich aber hierin gänzlich an die vorgefundenen Doktrinen im talmudischen Judenthume und Christenthume. In beiden bestand unverkennbar eine doppelte Richtung, von denen die eine die Existenz der Seele nach der Trennung vom Körper für sich und substantiell annahm, also spiritualistisch, die andere eine gewisse Verbindung der Seele mit dem Körper auch nach dem Tode glaubte und die Auferstehung der Todten als Dogma hinstellte. Ein Schwanken zwischen beiden Richtungen, so weit es die Verbindung der Seele mit dem Körper unmittelbar nach dem Tode betrifft, läßt sich weder im talmudischen Judenthum und Christenthum, noch in den Aussprüchen Mohameds selbst verkennen, während das Dogma von der Auferstehung der Todten in allen dreien auf's Entschiedenste festgesetzt wird. In seiner Fortentwickelung jedoch kam der Islam zu der Annahme der Verbindung der Seele mit dem Körper auch nach dem Tode auf's Entschiedenste, während sie im talmudischen Judenthume auf eine Zeit beschränkt wurde und sich im Christenthume mehr in den Vorstellungen vom Fegefeuer, der Hölle und dem Paradiese ausprägte. „Die islamitischen Orthodoxen, sagt Kremer, leugneten zwar nicht die Fortdauer der Seele nach dem Tode, aber sie leugneten, daß dieselbe körperlos für sich selbst fortbestehe. Sie wollten nicht glauben, daß die Freuden und Leiden im jenseitigen Leben blos geistige seien, sondern sie meinten, daß sie auch materieller Natur sein würden, so wie der Wortlaut des Korans es verkündet." Die Auferstehung der Todten wird von Mohamed im Koran oft vorgetragen und in ganz roh sinnlicher Weise aufgefaßt und dargestellt (z. B. Sur. 17. 22. ff.[1]).

Aber nach einer ganz anderen Seite hin schloß sich der Islam viel enger an den Mosaismus an, während das Christenthum eine weite Kluft zwischen sich und dem Mosaismus bewerkstelligte. Im Mosaismus sollen Lehre und Leben identisch sein und sich so durchdringen; die Gesellschaft ist der Boden, auf welchem das Individuum lebt, von der es ein integrirendes Glied ist, das Leben in der

1) Eine genauere Darstellung der bis ins kleinste Detail eingehenden Schilderungen der islamitischen Theologen über die Auferstehung wäre hier unnöthig. Wir verweisen auf die Schrift Kremers S. 283 ff. Es ist eine groteske Phantasmagorie, die an Wunderlichkeit Tausend und eine Nacht weit hinter sich läßt.

Gesellschaft kann vom Leben des Individuums nicht getrennt werden, und so muß die Religion in der Consequenz der Gotteslehre zunächst die Gesellschaft erfüllen und gestalten, und in dieser das Individuum ergreifen und festhalten. Diesen Grundsatz nahm auch der Islam an, während das Christenthum die Religion nur als eine Qualität des Individuums auffaßte und die Gesellschaft sich selbst und ihrer Entwickelung überließ. Das Christenthum löste das Individuum von der Gesellschaft ab, stellte es in seiner intellectuellen und ethischen Sphäre auf sich selbst und dessen Schwerpunkt auf das Jenseits, wies die Gesellschaft als ein besonderes und zwar irdisches Reich von sich ab, und verpflichtete das Individuum nur zum passiven Gehorsam gegen dasselbe. Um so mehr mußte aber das Christenthum dahin geführt werden, eine besondere Gemeinsamkeit der Individuen in seiner Glaubenslehre herzustellen, eine Gemeinsamkeit, die ihrer Natur nach keine nationalen und staatlichen Grenzen kannte, sondern alle Individuen nach der Gleichartigkeit ihres Bekenntnisses umfaßte. Dies war die Kirche, deren nothwendige Folge der große, bis heute noch nicht entschiedene Kampf zwischen Staat und Kirche um die Obmacht war. Ja, das Wesen dieser Kirche mußte selbst den allgemeinen Lehren der Religion von der persönlichen Freiheit und Gleichheit aller Individuen entgegentreten, und wie sie von der einen Seite die Einrichtungen des Staates, wie sie diese vorfand, mit allen Vorrechten, Ungleichheiten der Stände, mit dem Sklaventhum und der Leibeigenschaft unangetastet ließ, noch besondere Beschränkungen nach den Kategorien des Glaubens aufstellen und bewirken.

Anders der Islam. Er ging vielmehr von dem mosaischen Prinzipe aus, daß die Religion das ganze Leben durchdringen müsse und somit die Gesellschaft wie das Individuum in allen Verhältnissen zu beeinflussen habe. Allein der Islam versetzte diesen Grundsatz auf einen ganz anderen thatsächlichen Boden als der Mosaismus, und schlug daher von jenem aus einen ganz anderen Weg ein, wenn er auch in vielen einzelnen Punkten zum mosaischen Gesetze zurückging, es pure entlehnte oder modifizirte. Der Mosaismus hatte den Zweck vor Augen, ein Volk in ein bestimmtes, abgegrenztes Binnenland zu verpflanzen, hier zu einem ackerbauenden Volke zu machen, und in diesem die höchsten religiös-gesellschaftlichen Prinzipien zu verwirklichen. Das Volk sollte auf die Gren-

zen dieses Landes beschränkt bleiben, und nach dem einzigen Eroberungskriege betreffs dieses Landes die Waffen nur zur Vertheidigung seines Territoriums führen. Die Grundsätze der Selbstregierung und Selbstverwaltung, der Gleichheit Aller und der durch das Gesetz geregelten persönlichen Freiheit sollten deßhalb in diesem Volke zur Verwirklichung kommen. Das eroberte Land wurde in gleiche Loose getheilt, das Sklaventhum in eine siebenjährige Vermiethung verwandelt, der Verkauf des Grundstückes in eine Verpachtung, die Rücklösung stets frei gehalten und mit dem Jobeljahre der Freiheit und dem Besitz eine unverbrüchliche Sicherung gegeben. Pflichten und Rechte waren für Alle dieselben. Eine Priesterschaft wurde zwar instituirt, aber nur zu cultuellen und Lehrzwecken, und auch für letztere nur so weit es nöthig; die eigentliche Hierarchie dadurch vermieden, daß den Priestern nur ein sehr kleiner Grundbesitz gegeben, die Bekanntschaft mit dem Gesetze allen Israeliten zugänglich und zur Pflicht gemacht, und alle bürgerlichen Aemter der Wahl des Volkes überlassen wurden.

Von ganz entgegengesetzten Zwecken ging der Islam aus. Ein einzelner Mann steht als Prophet auf, sammelt in seiner nächsten Umgebung Anhänger, bezwingt mit den Waffen die nächsten freien Stämme seines Volkes, und die Ueberwundenen müssen sich zu seiner Lehre bekennen. Mit Hülfe dieser breitet er nun Glauben und Herrschaft über ganz Arabien aus. Seine Nachfolger überschreiten die Grenzen des Heimathlandes, und wollen nicht nur die Herrschaft über dieses und jenes Land, sondern womöglich über die ganze Erde ausdehnen. Je weiter man vorschreitet, aus um so verschiedenern Elementen wird die Masse der Gläubigen zusammengesetzt, desto weniger vermag man aber auch, alle Unterworfenen zum Islam zu zwingen. Bei dieser Beschaffenheit mußte sich von selbst die unbeschränkte Despotie zum Prinzip des islamitischen Staates machen: das Oberhaupt vereinigte von selbst in sich die weltliche und geistliche Macht, und war, wenn er nur die Vorschriften des Korans zu seiner Richtschnur nahm[1]), von unbeschränkter

1) Das islamitische Staatsoberhaupt ist die Quelle aller Strafen und Belohnungen. Alle Befehle des Herrschers müssen ohne Widerspruch befolgt werden. Indeß fügt hier das moslemische Recht vorsichtig hinzu: sind diese Befehle ungerecht, so müssen sie die Moslemin befolgen, „wenn sie nicht im Stande sind, sich denselben zu widersetzen" (s. Tornauw a. O. S. 192), womit das Recht der

Machtvollkommenheit. Ihm gegenüber war die gesammte Masse in zwei Klassen getheilt, in Gläubige und Ungläubige. Die Ersteren gehörten zum eigentlichen islamitischen Staate, während die anderen nur innerhalb gewisser Rechtsschranken Geduldete waren. Jener Despotie der obersten Staatsgewalt gegenüber, die ihre Grenzen nur in den Rechtsvorschriften des Korans fand, war allerdings eine demokratische Gleichheit vorhanden, nicht aber die persönliche Freiheit. Diese fehlt so sehr, daß der Muselmann auch Sklave sein kann, wenn auch nur Sklave eines Muselmanns. Eine solche Gleichheit ohne die Freiheit hat aber geringen Werth und war auch in den früheren asiatischen Despotien vorhanden. Das Staatsoberhaupt kann heute aus einem Sklaven einen Großvezier, morgen aus einem Großvezier einen Sklaven machen. Diese Gleichheit gab in der ersten Zeit jedem Individuum ein Anrecht auf den allgemeinen Staatsschatz, und sämmtliche Moslemin sollten eine Jahresrente aus demselben ziehen; ebenso zog dieser Staatsschatz einen bestimmten Antheil, Chiims d. i. den Fünften, aus der Kriegsbeute und den Einkünften jedes Individuums. Das letztere blieb selbstverständlich bestehen, das erstere verlor sich bald. Ebenso sollte anfangs kein Muselmann Grundbesitzer sein, damit er unbehindert sei in der Erfüllung seiner Pflicht, den Krieg gegen die Ungläubigen zu führen. Bald aber wurden Militärstationen nothwendig und der Erwerb von Grundstücken gewährt. Ein gleicher Konflikt trat in Bezug auf die Wahl des Staatsoberhauptes ein. Einerseits ging die Nachfolge zuerst auf die Verwandten und ersten Anhänger Mohameds über; aber schon bei diesen mußte, da Mohamed keinen Sohn hinterlassen, eine Wahl stattfinden, und diese Wahl sollte eigentlich nach dem demokratischen Grundsatze und nach dem Usus der arabischen Stämme von der Masse der Gläubigen abhängen. Es kamen also drei Momente zum Vorschein: ein gewisses Erbrecht, das aber nicht für die Söhne, sondern für den ältesten Bruder des Monarchen bestand, die Vorausbestimmung des letzten

Revolution anerkannt ist. Gleichermaßen müssen alle vom Herrscher ausgegangenen Aufträge angenommen und ausgeführt werden; seinen Abgesandten und Beamten ist Jedermann Gehorsam zu leisten schuldig. Er stellt alle Beamten an, wozu jedoch die Rechtgläubigkeit unerläßliche Bedingung ist. Die Abgaben und Steuern sind ihm zu entrichten und hat er über den Staatsschatz die Verfügung.

Monarchen und die Wahl seitens des Volkes. Letztere beschränkte sich lediglich auf die Leistung des Huldigungseides, ohne welchen die Installation des Nachfolgers nicht vollendet war. Da unter solchen Umständen die Konflikte niemals ausbleiben konnten, entschied zuletzt die Gewalt. Unaufhörliche Bürgerkriege mit allen ihren schrecklichen Wirkungen waren die natürlichen Folgen. In allen diesen Entwickelungen fiel der Lehrsatz der unbedingten Prädestination mit dem Grundsatz der absoluten Despotie zusammen und beide identifizirten sich.

Insbesondere ist es die gesammte Rechtspflege, also diese Pflicht der Gesellschaft gegen die Individuen, welche nach dem Islam eben so wie nach dem Mosaismus auf religiöser Grundlage beruht und von der Religion durchdrungen sein muß. Sie wurde daher einerseits durch die Vorschriften des Korans begründet und im engsten Anschluß an diese bis ins Detail entwickelt, andererseits wird sie von allen Gläubigen als ein Ausfluß der Religion angesehen, die daher ihre Entscheidungen mit großer Ehrfurcht behandeln. Indem wir deshalb hier die uns gleichgültigeren Partien des moslemischen Rechts übergehen, heben wir einige charakteristische Züge hervor. Das moslemische Recht stellt als Rechtsgrundsatz auf: „Bei allen Handlungen der Moslemin wird stets die gute Absicht vorausgesetzt.“ Die Schuldlosigkeit wird also vorausgesetzt und der Gegenbeweis muß geführt werden. Die Beweismittel sind deshalb: Geständniß, Zeugen und der Eid. Die Zeugen werden nicht vereidet; sind solche nicht vorhanden oder werden recusirt, so wird der Beklagte zur Eidesleistung (Reinigungseid) zugelassen, und es ist daher eine zweite Rechtsregel: „Dem Kläger die Zeugen, dem Beklagten der Eid.“ Der Eid darf nur unter Anführung des göttlichen Namens, mit dem Finger auf einem Vers des Korans aus der 9. Sure geleistet werden. Im Strafrecht spielt die Prügelstrafe die Hauptrolle, und ist nicht, wie nach dem mosaischen Strafrecht, in der Zahl der Hiebe beschränkt; in den meisten Fällen erhalten die Verurtheilten hundert Schläge; wer dreimal die Prügelstrafe erhalten hat, erleidet zum vierten Male ohne Weiteres die Todesstrafe. Der Diebstahl, der im Mosaismus mit Wiedererſatz und einem Fünftel Aufgeld bestraft wird, zieht entweder lebenslängliches Gefängniß oder das Abhauen von vier Fingern der rechten Hand, oder der Zehen nebst dem Fuße, daß nur der Ballen zurückbleibt, nach sich. Ein Un-

gläubiger, der zum Islam übergetreten und von ihm wieder abfällt, wird mit dem Tode bestraft. Auf die Tödtung eines Freien tritt das Recht der Blutrache ein, d. h. das Leben des Mörders verfällt den Verwandten des Ermordeten, doch muß der Getödtete ein Muselmann sein; ein Rechtgläubiger ist für die Tödtung eines Ungläubigen nicht verantwortlich. Hat Jemand einen Mörder gedungen, so ist nur jener dafür verantwortlich. Die Blutrache wird nach absolvirtem Prozeß in Ausführung gebracht. Es steht der Person, welcher das Recht der Blutrache einwohnt, zu, statt des Todes ein Sühngeld zu fordern, was bei Verstümmelungen die Regel ist. Ist kein Verwandter vorhanden, so hat der Imam das Recht, die Strafe in ein Sühngeld zu verwandeln und letzteres einzuziehen. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, wie sehr diese Bevorzugung der Besitzenden und diese Geldmäkelei dem mosaischen Rechte widersprechen. Der Koran empfiehlt sogar, das Sühnegeld anzunehmen. — Der Sklave ist, dem mosaischen Gesetze zuwider, nach dem moslemischen lediglich Sache, volles und unbeschränktes Eigenthum des Herrn und gehört in die Kategorie der beweglichen Sachen. Für die Verletzung eines Sklaven tritt kein Anrecht auf die Freilassung ein; für seine Tödtung erleidet der Herr keine Strafe, und ein flüchtiger Sklave muß zurückgeliefert werden. Hat ein Muselmann den Sklaven eines Andern getödtet, so muß er ein Sühngeld bezahlen. In allen diesen Bestimmungen lehnt sich das moslemische Recht an die altarabischen Sitten und steht mit dem Mosaismus im Widerspruch. — Näher steht es dem letzteren in den Familienverhältnissen. Die Verwandtschaftsgrade, welche ein Eheverbot begründen, sind jedoch weiter ausgedehnt, und eigenthümlich ist es, daß die Verwandten einer Amme in denselben Graden verboten sind. Die Trauung ist ganz der traditionell-jüdischen ähnlich; die Ehescheidung materiell leicht, formell erschwert. Im Erbrecht haben Erstgeborene und Söhne keinen Vorzug. Ein Ungläubiger kann einen Gläubigen nicht beerben. — Sehr nahe schließt sich der Islam in kultueller Beziehung dem Mosaismus, und zwar nach der jüdisch-traditionellen Entwickelung desselben, an. Das Prinzip der Reinigungen entspricht dem mosaischen gänzlich und seine Bestimmungen gleichen denen der traditionellen Casuistik in den meisten Punkten, z. B. bis auf das Waschen vor dem Genuß jeder Speise, wozu aber auch das Waschen nach dem Genusse hinzugefügt ist. In gleicher Weise ist das Schlachten der Thiere

und mit sehr ähnlichen Vorschriften Gesetz. Desgleichen wird zwischen erlaubten und verbotenen Thieren unterschieden, wobei sich jedoch bestimmte Prinzipien weniger als bei den mosaischen Verboten erkennen lassen. Die ungeschuppten und schlangenartigen Fische, Austern, Schildkröten und Seehunde sind verboten, ebenso jeder Fisch, der todt aus dem Wasser kommt. Erlaubt sind Kameele, Ochsen und Schafe, Antilopen, Rehe und Hirsche. Als nichtverbotene, doch unangemessene Speise gelten das Pferd, der Esel und der Maulesel. Nicht gegessen werden dürfen: Hunde, Schweine, Katzen, Mäuse, Ratten und alle fleischfressenden Raubthiere. Alle Raubvögel, welche Fänge, so wie die, welche keine Kröpfe haben und die mit ihren Flügeln die Luft gleichmäßig durchschneiden, dürfen nicht gegessen werden. Alles, was krepirt ist, und von geschlachteten Thieren das Blut, die Leber, die Gedärme und die Adern dürfen nicht gegessen werden. Von Flüssigkeiten sind verboten: alle berauschenden Getränke, das Blut, die Milch aller verbotenen Thiere. Die Todesgefahr hebt die Speisegesetze auf. — Nicht minder ähnelten die Liturgie und alle Gebetvorschriften der Muselmänner denen der Juden. Das Wenden des Gesichtes beim Beten nach Jerusalem, wie es Mohamed anfangs befohlen, änderte er selbst dahin ab, daß das Gesicht nach Mekka gerichtet werden soll. Das jüdische Prinzip, daß das Gebet die früheren Opfer ersetzt, ein Prinzip, welches die christliche Kirche nicht annahm, sondern eine symbolische Handlung für die Opfer für nothwendig hielt, ist auch vom Islam acceptirt.

Wir haben oben bemerkt, daß der Mosaismus zwar eine Priesterschaft instituirte, ihr aber jede Hierarchie entzog, und so kam es, daß dieselbe sich immer mehr abschwächte, dem sich entwickelnden gelehrten Stande untergeordnet ward und mit dem Falle des Tempels so gut wie erlosch. Dieser Gelehrtenstand erlangte selbstverständlich die richterliche Gewalt, die ihm erst allmälig von den Staaten, in welchen die Juden lebten, entzogen ward. Wie er sich aber stets aus dem Volke rekrutirte, so verblieb diesem auch stets die freie Wahl der Rabbinen. Im Gegensatze bildete das Christenthum, ohne es an eine Abstammung zu knüpfen, ein hierarchisches Priesterthum aus, welches mit der weltlichen Macht in einen schweren und langen Kampf um die Obmacht eintrat. An die Stelle des mosaischen Prinzipes, daß die Religion das Leben der Gesellschaft und der Individuen durchdringen und mit sich identifiziren

müsse, brachte die Kirche den Grundsatz, daß sie das Leben der Individuen und die Institutionen des Staates beherrschen müsse. Obwohl im Islam die oberste weltliche und geistliche Macht in denselben Händen lag, war es bei der Umfänglichkeit des Religionsgesetzes und seiner kasuistischen Ausarbeitung nothwendig, daß sich ebenfalls ein Gelehrtenstand bildete, der aber bald eine hierarchische Gestaltung annahm und eine priesterliche Gewalt übte, wenn er dieselbe auch aus dem Staatsoberhaupte herleitete. Hieran knüpften sich denn auch bald nach christlichem Muster zahlreiche Mönchsorden, strenge Ascethik, ein vielverbreiteter Heiligenkultus, wobei jedes Dorf fast seinen besonderen Heiligen hat, Wunder- und Aberglauben aller Art.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß, was jetzt der Islam ist, erst aus einer viele Jahrhunderte umfassenden Entwickelung sich resultirt hat. Mohamed selbst im Koran giebt durchaus kein konsequentes Religionssystem, und seine Aussprüche neigen sich bald dieser, bald jener Richtung mehr zu. Der Koran, der ja selbst eine weitläufige Geschichte hat, war somit ein fruchtbarer Boden für die Sektenbildung. Der gewaltsam überwundene Parsismus und das überall verbreitete Judenthum gaben, wie die mohamedanischen Schriftsteller selbst anführen, vielfachen Anstoß dazu. Wie z. B. ein Jude Abdallah Ibn Saba der Urheber der Schiiten war. Hierzu kamen nun die nach den Gesetzen des Menschengeistes auf religiösem und philosophischem Gebiete natürlichen Richtungen, und so entwickelte sich auch im Islam ein reges Leben voll Kämpfe und Bewegungen. Den Sunniten, d. i. den sog. Orthodoxen oder Anhängern der Ueberlieferungen (Sunnaa) gegenüber bildeten sich vorzugsweise vier Sekten, zwei religiöser Natur, die Morgiten (um 700 entstanden), die Motaziliten (um 730 entstanden), welche beide die sog. Rationalisten vertreten, zwei mehr politischer Natur, die Charigiten und Schiiten, deren Hauptfrage das Imamat betraf, nämlich die absolute Gewalt des Oberhauptes. Aber ebenso machte sich der Pantheismus in den Suffiten Bahn. Zuletzt siegte die Orthodoxie, und mit ihr trat ein Stillstand des Islams ein, der bis auf den heutigen Tag vorwaltet.[1])

1) Wir empfehlen hierüber den „Rückblick" Kremer's S. 111 nachzulesen. Er giebt darin die Hauptansichten der bedeutendsten Philosophen neuerer Zeit durch und weist denselben Gang in den verschiedenen Sekten des Islams nach.

Das Resultat unserer Untersuchung stellt sich also folgendermaßen heraus. Wir erkennen im Islam das Heraustreten der religiösen Idee aus dem Judenthume in das morgenländische Heidenthum. Die Lehre eines einzigen, überweltlichen Gottes überwand das Heidenthum. Je fester aber der Islam diesen Grundgedanken hielt, desto weniger überwand er abwärts hiervon die heidnischen Elemente. Die Gottebenbildlichkeit des Menschengeistes und die in dieser gesetzte Freiheit des Menschen unterlagen vor dem heidnischen Begriff der Nothwendigkeit. Die Unmittelbarkeit Gottes zum Menschen, so wie die Heiligung des Menschen in der Sittlichkeit gingen in die alleinige Geltung des Glaubens auf. Die Gleichheit des Rechts und die persönliche Freiheit gingen unter in der persönlichen Herrschaft der Gläubigen und dem Sklaventhum, in der Bekämpfung der Ungläubigen, in der Einheit der Kirche und des Staates; die Barmherzigkeit ward Almosengeben; die Unsterblichkeit des Geistes ward erdrückt von den phantastischen Bildern einer zukünftigen, unbegrenzten Sinnlichkeit. Auf diese Weise ward der Islam, der im obersten Grundsatz sich ganz an die Seite des Mosaismus setzte, in seiner ganzen übrigen Entwickelung ein voller Gegensatz zu demselben. Gegen das Christenthum kam dadurch der Islam in ein ganz anderes Verhältniß. Weil im obersten Grundsatz der Islam mit dem Mosaismus identisch, ist das Christenthum durch die Trinitätslehre und Menschwerdung Gottes beider Gegensatz. Von da ab laufen beide Religionen eine Zeit lang neben einander in, dem Mosaismus entgegengesetzter Weise; beiden Religionen geschiehet die Rechtfertigung allein durch den Glauben, beiden erhalten die Handlungen des Menschen nur durch den Glauben einen Werth, beide schreiben die ewige Seligkeit nur den Gläubigen zu. Von da ab kehrt aber das Christenthum zur religiösen Idee zurück, während der Islam in starrer Consequenz fortläuft: das Christenthum nimmt aus der religiösen Idee die göttliche Vorsehung, die Freiheit des Menschen, die Principien der Sittlichkeit, während der Islam das Schicksal eine Nothwendigkeit sein läßt, die Sittlichkeit nur in der Ausübung bestimmter Vorschriften des Glaubens findet. Während also so der Islam in seiner Entfernung vom Mosaismus consequent ist, verstopfte er sich dadurch die Quellen der Entwickelung; der der Nothwendigkeit hingegebene Mensch kann

nichts weiter als glauben, und den Ungläubigen, wenn er es vermag, aus dem Wege räumen. Das Christenthum aber hatte sich den Weg der Bildung und in die ganze religiöse Idee offen erhalten. Der Islam kann nur zusammenstürzen vor der ganzen religiösen Idee und durch eine gänzliche Selbstvernichtung zu ihr gelangen.

XVI.

Kämpfe im Christenthume und im Judenthume.

a. Die Kämpfe im Christenthum.

Richten wir unsern Blick auf die Zustände, die sich gegenwärtig im Christenthume entwickeln, um deren Ursachen, Verlauf und Wirkungen möglichst zu erkennen, so gewahren wir Kämpfe und Wirren vom bedeutendsten Umfange, von großer Mannigfaltigkeit und Tragweite. Es drängt sich uns jedoch hierbei schnell auf, daß der Boden dieser Kämpfe ein ganz anderer ist als in früherer Zeit. Daß es sich jetzt nicht mehr, wie bei der Gründung der christlichen Kirchen und Sekten, um eine verschiedenartige Auslegung der Schriftstellen und Dogmen handelt, erkennt man leicht. Aber während im vorigen Jahrhundert es eine philosophische und rationelle Geistesentwickelung war, welche gegen die ganze Dogmatik des Christenthums zu Felde zog und theils einen rationellen Deismus, theis einen Atheismus ihr gegenüber stellte, ist es jetzt die historische und wissenschaftliche Kritik, welche die Schriften des neuen Testamentes in Angriff genommen und von hier aus die ganze christliche Dogmatik zersetzt und bestreitet. Es ist einleuchtend, daß dies ein viel härterer und gefährlicherer Kampf ist. Philosophie und Rationalismus leiden immer an den Mängeln ihrer eigenen Beweisführung; sie sind genöthigt, dem Gegner, den sie verdrängen wollen, ein eigenes positives Bauwerk gegenüber zu stellen; dadurch geben sie selbst Blößen und Schwächen zum Angriff in Menge dar, so daß die Kirche sich nicht auf die Defensive zu beschränken braucht und selbst zur Offensive übergehen kann; sie sind in letzter Instanz genöthigt, sich auf denselben Boden zu stützen wie die Kirche, nämlich auf den Glauben im Fond des menschlichen Geistes, und diesen Boden okkupirt auch die Kirche, nur daß sie ihn in ungleich größerem Umfange bean-

spricht. Jemehr daher Philosophie und Rationalismus der Zeitströmung angehören, desto leichter wird es der Kirche, die Produkte jener zu überdauern und aus dem Wechsel jener Strömung neue Kraft und Nahrung für sich zu ziehen, wenn auch freilich als Resultat jener Kämpfe eine tiefe, innere Erschütterung in den Geistern zurückbleibt, von der aus neue Angriffe hervorgehen. Die Kritik nun hat eine leichtere Aufgabe; sie ist blos negativer Natur, und die Forderung eigener positiver Schöpfungen wird nicht an sie gestellt; sie überläßt dies der Folgezeit und der Entwickelung. Diese Kritik richtet sich zunächst gegen die ganze Unterlage des Christenthums, gegen die Schriften der christlichen Bibel, ihre Authenticität, Ursprungszeit, Verfasser und Autorität, legt die Widersprüche zwischen den einzelnen Schriften dar, untersucht sie als die Wurzeln der christlichen Dogmatik, zeigt dann weitergehend die unzulängliche Begründung der Dogmen in diesen Schriften, deren Widerspruch gegen jene und kommt so endlich dazu, die Unhaltbarkeit dieser Dogmen nachzuweisen. Nun weiß Jedermann, daß die christliche Dogmatik ein enges, genau ineinander gefugtes Bauwerk ist, das, sobald man ein wesentliches Glied herausnimmt, Halt und Zusammenhang verliert und das sich auf *einen* Grundstein aufbaut, ohne welchen das Ganze nicht bestehen kann, nämlich das Dogma von der Göttlichkeit des Stifters der christlichen Religion. Dies ist es, was diese Kritik so gefährlich macht. Sie richtet sich nicht gegen den Glauben überhaupt; sie greift selbst die Dogmen nicht vom philosophischen oder rationellen Standpunkte aus an, sondern sie fragt: wie sind sie geworden? worauf gründen sie sich? und wie ist das beschaffen, worauf sie sich gründen? Welcher ist der Ursprung dieser Dogmen? woraus sind sie hergeleitet? und sind sie wirklich aus dem Munde des Stifters des Christenthums gekommen? Gegen diese Fragen, Untersuchungen und deren Resultate läßt sich mit gleichen Waffen gar nicht kämpfen, sondern die Kirche kann hiergegen sich nur auf sich selbst zurückziehen und allein ihre eigene Autorität alsdann gegenüberstellen. Es kommt also nur darauf an, wie diese Autorität die Geister der Menschen noch beherrsche oder nicht. Aber es ist nicht zu verkennen, daß jene Resultate der Kritik um so gefährlicher sind, weil sie blos negativ sind, darum vom Einzelnen nichts verlangen, als blos ihren Untersuchungen zu folgen, und eben darum der wechselnden Zeitströmung nicht unterworfen,

sondern bleibend sind. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen ersieht man aus der Geschichte dieser Kritik. Während die vielfachen philosophischen und rationalistischen Argumentationen gegen die Kirche nur noch in der Literatur und Kirchengeschichte aufbewahrt sind und niemand sich mehr z. B. auf die Angriffe Voltaire's und der französischen Encyklopädisten beruft, werden alle kritischen Versuche und Arbeiten, wie sie sich aufeinander auf bauten, noch heute berücksichtigt und in ihren Resultaten gewürdigt und z. B. der wolffenbüttler Fragmentist noch heute für wichtig erachtet, während hundert rationalistische Arbeiten des vorigen Jahrhunderts vergessen sind.

Gerade in der neuesten Zeit hat nun jene Kritik der christlichen Urkunden und Dogmen einen großen Aufschwung genommen und ist mit bedeutenden Erzeugnissen hervorgetreten. Strauß, Renan, Kaim, Alm, Schenkel u. a. haben die schärfsten Untersuchungen angestellt und veröffentlicht und ihre Schriften haben die ausgedehnteste Wirkung nach sich gezogen. Es versteht sich, daß die Kirche sich nicht still dabei verhielt. In unzähligen Schriften, Flugblättern und Zeitungsartikeln und von allen Kanzeln herab ertönte das Wort der Verdammniß, und Demonstrationen und Proteste aller Art sollten die Laienwelt dagegen einnehmen und waffnen. In der katholischen wie evangelischen Welt erließen Vereine und Versammlungen Erklärungen gegen jene Schriften. Hier zeigt sich nun auch die Verschiedenheit der katholischen und evangelischen Kirche. Jene beruft sich lediglich auf sich selbst; sie hat mit der Wissenschaft keine Gemeinschaft, sie fordert, daß diese sich ihr in allen Stücken unterordne, und wo sie ihr widerspricht, ist sie ein Werk des Satans, das die Kirche mit ihrem bloßen Worte zurückweist. Anders die evangelische Kirche, die an sich aus der Kritik und wissenschaftlichen Entwickelung hervorgegangen und daher mit der bloßen kirchlichen Autorität nicht durchkommen kann. Als am 14. September 1864 der „evangelische Kirchentag", mehr als 900 Männer in seiner Versammlung zählend, in Altenburg tagte, nahm er einstimmig eine Reihe von Sätzen an, aus denen wir folgende hervorheben:

„1) Die neuesten Behandlungen des Lebens Jesu haben Zerrbilder dieses Lebens hervorgebracht, deren Entstehung nur durch eine falsche Kritik der Geschichte oder eine leichtfertige Behandlung der heiligen Urkunden möglich wurde, denen deshalb durch wahre

geschichtliche Kritik und die allseitige Betrachtung der biblischen Dokumente siegreich begegnet werden kann und soll. 2) Die Arbeit der christlichen Kirche für die wissenschaftliche und allen Bedürfnissen des Glaubens genügende Erkenntniß des Lebens Jesu ist noch nicht vollendet und hat eben durch ihre unvollendete Gestalt die Angriffe der falschen Kritik, die zugleich von einem falschen Gottes- und Weltbegriffe und von einer völlig unwahren Anschauung der ethischen Natur des Menschen ausgehen, erleichtert. 3) Es ist ein Gewinn der Kirche, daß sie auf den angegriffenen Punkt zur Vertheidigung und zum Ausbau gerufen wird. Diesen Ausbau wird sie durch die kirchliche Wissenschaft, die ebenso ein Werk des heiligen Geistes ist wie der Glaube, zu vollziehen haben, und zwar mit Anwendung echt historischer und literarischer Kritik, deren Werk unverkümmert zu vollziehen ist. Der geschehene Ausbau wird, dessen sind wir gewiß, im Einklang mit der Abzielung der christlichen, der evangelischen Kirche stehen. 4) Es ist ein fernerer Gewinn der Gemeinde, daß ihr die Lebensgestalt ihres gottmenschlichen Herrn und Heilands ganz und voll, in ihrer echt historisch-menschlichen und in ihrer wahrhaft ewigen göttlichen Seite, daß ihr Jesus Christus als ewig göttliches Wesen in wirklich menschlicher Natur, als Sohn Gottes in Ewigkeit lebend und zeitlich in die Geschichte getreten, vor Augen gestellt und die Erkenntniß seiner allein selig machenden Person und Erscheinung zum Mittelpunkt ihres Erkennens und damit auch zum Schlüssel für die Lösung anderer Fragen christlicher Erkenntniß gemacht wird." —

Man sieht, daß der evangelische Kirchentag weder die Kritik noch die Wissenschaft an sich verwirft, ja diese vielmehr als eine nothwendige Ergänzung des Glaubens aufstellt. Aber hierin liegt gerade die außerordentliche Schwäche dieser Erklärungen. Man will, man *erwartet*, man hofft auf eine rechte christliche Kritik und Wissenschaft; man giebt zu, daß man sie noch nicht hat; man will sie ausbauen und vollenden; dann werden ihre Resultate mit der heutigen evangelischen Kirche übereinstimmen. Man verheißt also für die Zukunft und räumt somit für die Gegenwart das ganze Feld. Die katholische Kirche hat daher hierin eine ungemein größere Kraft und Intensivität. Sie erkennt keine Kritik, keine Wissenschaft an, sondern nur den Glauben an die Kirche. Sie ist fertig ganz und weist alles andere als falsch und verdammungswürdig

zurück. Die evangelische Kirche bekennt selbst, daß sie nicht fertig sei, und räumt so ihren Gegnern die größten Zugeständnisse ein; sie verweist auf die Zukunft; da sie aber bereits viertehalb Jahrhundert hinter sich hat, fragt die Gegenwart, was diese Vergangenheit geschafft habe?

Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich in England. Von jeher waren hier die Naturwissenschaften in hohem Grade geehrt und gefördert. Die praktischen Resultate derselben kamen der Nation und der ganzen Menschheit für Schifffahrt, Fabrik und Handel allzusehr zugute, als daß sie nicht allseitig anerkannt und unterstützt werden sollten. Nun stimmen diese Erfolge der Naturwissenschaften nicht immer mit den herkömmlichen und kirchlich adoptirten Auslegungen des mißverstandenen Buchstabens der Bibel überein, woran die Buchstabengläubigkeit der Engländer von jeher großen Anstoß nahm. Um dies zu verdecken, versuchte man jüngst eine Erklärung bei den bedeutendsten Gelehrten zur Unterschrift zu bringen, worin es heißt: „Wir, die unterzeichneten Jünger der Naturwissenschaften, wünschen unser aufrichtiges Bedauern darüber auszusprechen, daß die Forschung nach wissenschaftlicher Wahrheit heutzutage von manchen dazu mißbraucht wird, die Wahrheit und Echtheit der heiligen Schrift anzuzweifeln. Wir denken, daß das im Buch der Natur geschriebene Wort Gottes, und Gottes Wort, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, wie sehr sie von einander abweichen mögen, doch unmöglich einander widersprechen können. —

„Wir glauben, es ist die Pflicht jedes Jüngers der Wissenschaft, die Natur einfach zur Aufhellung der Wahrheit zu erforschen; und wenn er findet, daß einige seiner Resultate dem geschriebenen Wort oder vielmehr seiner eigenen, möglicherweise irrigen Auslegung desselben widersprechen, sollte er nicht anmaßlich behaupten, daß seine eigenen Schlüsse richtig und die Angaben der Schrift unrichtig sein müssen; er sollte lieber die beiden nebeneinanderstehen lassen, bis es Gott gefällt, uns die Art, wie sie miteinander in Einklang gebracht werden können, einsehen zu lassen: und anstatt auf den anscheinenden Abweichungen zwischen Wissenschaft und Bibel zu bestehen, wäre es besser, sich im Glauben auf die Punkte zu stützen, in denen sie übereinstimmen." —

Viele unterschrieben; aber desto wirkungsvoller waren die Ablehnungsschreiben, welche einige der hervorragendsten Männer Eng-

lands gegen diese Erklärung erließen und dadurch die Kluft zwischen der kirchlichen Buchstabengläubigkeit und der wissenschaftlichen Forschung erst recht bloßlegten. Sie erklärten sich durchaus nicht gegen die Bibel, wohl aber gegen jede Beschränkung in der Auffassung der Bibel, gegen jede unveränderliche dogmatische Fesselung des Verständnisses derselben sowie gegen jeden Zwang in den naturwissenschaftlichen Bestrebungen und Veröffentlichungen. Sir John Herschel schreibt u. a.:

„Aber ich halte diese Bewegung für geradezu schädlich, weil sie die direkte Tendenz hat (durch Aufstellung eines neuen Schibolet, eines neuen Eides religiöser Parteigängerschaft), in die schon allzusehr gespaltenen Beziehungen der christlichen Welt ein neues Element der Zwietracht zu bringen."

Sir John Bowring: „Aber es scheint mir, der Zeitpunkt ist gekommen, wo wir bemüht sein müssen, uns von jedem dogmatisirenden Glauben — allen erzwungenen Bekenntnissen, allen vorgefaßten Schlüssen, allen vertuschenden Erklärungen zu emancipiren; unsere Forschungen und Ueberzeugungen mit Ausdauer bis zu ihrer nothwendigen Consequenz zu verfolgen und andere zur Uebung desselben Rechtes und zur Erfüllung derselben Pflicht aufzumuntern. Ich weiß nicht, wie man dem Gang der Wahrheit und den Interessen der Religion besser dienen kann, als indem man der Forschung den größten Spielraum gestattet. Es ist nicht möglich, noch, wäre es möglich, wünschenswerth, Vergleiche zwischen den geschichtlichen Offenbarungen der Vergangenheit und den wissenschaftlichen Entdeckungen der Gegenwart zu verhindern. Die Bibel muß ins offene Tageslicht gebracht — muß aus der Finsterniß, zu der die ehemalige Autorität sie verdammt hat, hervorgeholt, muß mit kundiger Forschung geprüft und aus der Haft streitender Unwissenheit erlöst, von ihren Spinngeweben gesäubert und ihren Verfälschungen (corruptions) gereinigt werden. Nichts Geringeres sollte vernünftiger Weise denjenigen genügen, die da glauben; mehr können, die da zweifeln, billiger Weise nicht verlangen; aber im Interesse aller darf man so viel fordern. Es ist keine „Anmaßung", die Schlüsse, zu denen man durch nüchternes, ernstes und ehrfürchtiges Studium gelangt ist, der Welt mitzutheilen, mögen die Schlüsse sein wie sie wollen. Die beste Hoffnung für „Glauben," Hoffnung oder Trost wird am Ende gefunden werden, wenn man den geistigen Fähig-

keiten, mit denen Gott uns gesegnet hat, im ganzen Reich des Gedankens ihren größten Einfluß und ihre weiteste Wirksamkeit gönnt. Indem wir „alles prüfen", werden wir im Stande sein das Beste zu behalten, und wir können vollkommen sicher sein, daß die großen Wahrheiten, die den Stürmen und Stößen wildbewegter Jahrhunderte getrotzt haben, kommende Zeitalter hindurch ungebrochen fortbestehen werden."

Man erkennt also auch hier, daß die auf evangelischem Boden gemachten Versuche, die Wissenschaft an die bisherige christliche Dogmatik zu fesseln, gescheitert sind und das Band noch mehr gelockert haben. An die großen Erschütterungen, die durch den Bischof Colenso, der jetzt freilich retirirt hat, durch die Essays und Reviews in England hervorgebracht wurden, und wie daraus theilweise eine Hinneigung zum Katholicismus, ja selbst jüngst die Gründung neuer Klöster sich herleitet, daran brauchen wir nur zu erinnern.

Daß der Kampf zwischen der katholischen und evangelischen Kirche hierbei auch nicht ruht, ist bekannt. In der jüngsten Zeit (1864) hat in dieser Beziehung eine Schrift des Dr. Martin zu Paderborn eine außerordentliche Erregung und Erbitterung hervorgerufen. Der Bischof spricht darin einfach aus, daß er die Protestanten immer noch als seine, ihm von Gott zugetheilten Pfarrkinder ansehe, freilich als abgefallene, die er mit aller Macht zurückzuführen berechtigt und verpflichtet sei. Er stößt also die durch den westphälischen Frieden und insonders durch die preußische Verfassung erwirkte Parität der beiden Kirchen um. Daß er in dieser Schrift nebenbei auch den Raub des Mortara und Coen als völlig gerechtfertigt ansieht, kann uns nicht verwundern. Ob er hiermit den Gesetzen des Landes, in welchem er fungirt, Hohn spricht, wird sein Gewissen nicht sehr belasten. Es ist natürlich, daß es an Gegenschriften und Erklärungen von evangelischer Seite nicht fehlt. Als eine jüngste Folge kann betrachtet werden, daß gleich nach einem Besuche jenes Bischofs ein Herr von Düster, 80 Jahre alt und Haupt einer altkatholischen Familie, zur evangelischen Kirche übergetreten ist.

Aber auch innerhalb der katholischen Kirche, so fest gegliedert und streng organisirt sie ist, findet gegenwärtig ein großes Schisma statt. Es handelt sich hier um die weltliche Herrschaft des Papstes,

die doch so tief in das katholische Dogma eingewachsen ist, daß deren Existenz keineswegs blos als ein äußeres Faktum anzusehen ist. Das evangelische Europa verhält sich dabei ganz passiv. Das katholische Italien ist es, welches diese weltliche Herrschaft beseitigen will, und Tausende von italienischen katholischen Geistlichen haben sich gegen diese weltliche Herrschaft ausgesprochen. Neu angefacht wurde dieser Streit durch die jüngste französisch-italienische Convention, und so verschiedenartige Auslegung diese auch erfährt, so gibt doch z. B. eine bald darauf erflossene Erklärung der französischen Kirchenfürsten zu erkennen, daß man diese Convention als einen weiteren Schritt gegen die päpstliche Herrschaft ansieht. —

Wir geben hiermit nur eine sehr skizzenartige Darstellung, gewissermaßen nur die Rubriken, in welche tausendfache kleinere Vorgänge zu bringen sind. Wir verfahren dabei ganz objektiv und geben kein Wort des Urtheils. Es ist nur ein Blick auf die Zerfahrenheit rings um uns her, in welcher ein großes Ringen des Menschengeistes mit sich selbst, mit den Ergebnissen der Vergangenheit und der Gegenwart, ein Ringen der mannigfaltigen Kräfte, die im Menschengeiste thätig sind, ein Ringen der Phantasie und der Vernunft, des Erkennens und des Glaubens zu Tage tritt, dessen Resultat und Ziel allerdings im Schooße der großen menschengeschlechtlichen Zukunft ruht.

b. Die Kämpfe im Judenthum.

Wir haben einen Blick auf die Kämpfe und Zerwürfnisse geworfen, welche gegenwärtig im Christenthume vorhanden sind und mit großer Erbitterung von allen gegnerischen Seiten fortgeführt werden. Wir sahen sie gegen das ganze Fundament des Christenthums gerichtet, sahen sie ebenso zwischen den einzelnen Kirchen mit neuer Leidenschaft entbrannt, sahen sie endlich innerhalb jeder einzelnen Kirche schroff gesonderte Parteien einander gegenüberstellen. Jeder Tag bringt hierüber neue Thatsachen, neue Kundgebungen. Wer, unbekannt mit der Entwickelungsgeschichte dieser Zerrüttungen, an den Anblick heranträte, den diese Zustände, wenn man sie mit einem Male überschaut, bieten, der würde kaum noch ein Band erkennen, das alle diese Parteien mit irgend einer Gemeinsamkeit umschlösse.

Uns Juden aber muß doch die Sicherheit auffällig sein, mit welcher die Missionäre der verschiedenen Kirchen zu uns kommen und uns auffordern, das Heil aus ihren Händen entgegenzunehmen, während über dieses bei ihnen selbst so viel Streit, so viele Verschiedenheit, so viele Gegensätzlichkeit obwaltet. Hier ist es nun, wo man uns entgegnet: finden nicht auch im Judenthume Parteien, Streitigkeiten und Kämpfe statt? Wird nicht auch dieses sehr verschieden aufgefaßt und in der Wirklichkeit dargestellt? Allerdings; wir verkennen dies nicht. Darum ist es billig, ja nothwendig, auch hierauf einen prüfenden Blick zu werfen.

Die erste Frage, die sich hier uns aufdrängt, ist: worin besteht das Object der Parteiung im Judenthume? und wie unterscheidet es sich von dem Streitobject im Christenthume? Der wesentliche Charakter des Christenthums, darüber werden wohl alle Parteien einig sein, beruht in seinen Dogmen, die sich als nothwendige Ergebnisse eines aus dem andern aufbauen, so daß kein Glied aus dieser Kette gerissen werden darf, ohne das Ganze zum Falle zu bringen, wenn auch in den verschiedenen Kirchen auf die Fundamentaldogmen immer neue und verschiedene aufgestellt werden. Daß diese Behauptung, der wesentliche Charakter des Christenthums sei in seinen Dogmen begriffen, wahr ist, erweist sich daraus, daß um den andern Theil, um die Principien seines Sittengesetzes, kein Streit stattfindet, wohingegen die christlichen Cultusfragen, namentlich was die Symbole betrifft, wiederum aus den Dogmen erfließen. Im Judenthume hingegen findet kein Streit, keine Parteiung um die Dogmen statt. Allerdings hat auch das Judenthum Dogmen, über welche aber alle Juden, soweit sie innerhalb des Judenthums stehen einig sind. Die unbedingte Einheit Gottes, die göttliche Vorsehung und die göttliche Vergeltung; die Gottebenbildlichkeit des menschlichen Geistes und dessen Bestimmung zu Erkenntniß, Recht und Liebe, so wie die Versöhnung durch die Reue und Umkehr des Menschen und die Barmherzigkeit Gottes sind die eigentlichen Dogmen des Judenthums, und über diese war und ist kein Streit vorhanden. Es gab keine Epoche im Judenthume, in welcher über diese Lehrsätze irgend eine Verschiedenheit ausgebrochen, und ebenso wenig sind sie ein Gegenstand der streitigen Discussion in der Gegenwart. Hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen den Kämpfen in den beiden Religionen und die Consequenzen aus dieser Verschiedenartigkeit sind von der höchsten

Bedeutung. Denn eben darum kann eine dauernde Spaltung und Sectenbildung im Judenthume nicht Platz greifen.

Um was handelt es sich aber dann in den im Judenthume stattfindenden Kämpfen? Diese gehen allerdings aus einer Grundanlage des Judenthums hervor. Das Judenthum hat sich niemals auf den Ausspruch abstracter Principien beschränkt. Von seinem Beginne an hat es stets dahin gestrebt, diese Prinzipien ganz concret im Leben sowohl der Gesellschaft wie der Einzelnen zu verwirklichen und zu verkörpern, darum jene Principien zu bestimmten Gesetzen zu gestalten, von welchen das Leben der Gesellschaft wie der Einzelnen beherrscht und erfüllt werde. Hieraus folgte naturgemäß im großen Entwickelungsgange durch die Jahrtausende die Frage, inwiefern die überlieferten Gesetze nach den großen Veränderungen der Lebensverhältnisse eine unveränderliche Geltung haben müssen oder eine Umgestaltung zulassen? Um diese Frage, also um die unbedingte Verpflichtung zu den einmal überkommenen Gesetzen drehten sich alle Streitfragen im Judenthume. Diese Frage trat an die Juden besonders dreimal heran. Zuerst zu Esra's Zeiten, als das Heidenthum innerhalb der israelitischen Nation gänzlich überwunden war und es nun galt, auch das mosaische Gesetz bei doch so veränderten Verhältnissen zur unumschränkten Herrschaft zu bringen. Alsdann vor und nach der zweiten Zerstörung Jerusalems, als zuerst ein großer Theil, dann alle Juden aus Palästina unter die Völker der Erde zerstreut worden, dadurch ein großer Theil der mosaischen Gesetze seine Anwendung verlor und der andere Theil unter den völlig verschiedenen Verhältnissen einer Verarbeitung bedurfte, welche innerhalb der theils beabsichtigten theils von außen aufgedrängten Isolirung der Juden ihre Geltung habe. Endlich in der Gegenwart, wo bei dem Eintritt in das allgemeine Culturleben, bei der Uebernahme aller staatsbürgerlichen und nationalen Rechte und Pflichten dieselbe Frage betreffs der talmudischen und rabbinischen Umgestaltung des Gesetzes hervortreten mußte. Die Frage über die Autorität, aus welcher die Gesetze geflossen, ist hierbei nur eine secundäre. Die Gesetze sind da, sie wurden viele Jahrhunderte geübt, und die wesentliche Frage ist daher nicht über den Ursprung derselben als vielmehr darüber, ob und wie weit sie auch unter diesen völlig geänderten Verhältnissen eine Verpflichtung haben könnten und müßten?

Machen wir uns dies noch etwas deutlicher. Zu und nach der Zeit Esra's mußte es sich darum handeln, wie die mosaischen Gesetze im Detail der entwickelten Zustände und in Uebereinstimmung mit den Volkssitten auszuführen seien. Die Beantwortung und der Erfolg liegen in den Urbestandtheilen der Mischna vor. Mit der Auswanderung und endlich mit der Austreibung nach allen Gegenden der Erde wurden der ganze Opfercultus und die meisten damit zusammenhängenden Reinigkeitsgesetze, die ganze Agrargesetzgebung und die auf diese gerichtete staatliche und bürgerliche Verfassung und ein großer Theil des Criminalrechts aufgehoben, weil in der Ausführung unmöglich, wozu dann im Laufe der Zeit die ganze Gerichtsbarkeit, das Erbrecht u. s. w. traten. Der übrige Theil des Gesetzes nahm daher einen lediglich cultuellen Charakter an und erfuhr durch die Talmudisten und Rabbinen eine wesentlich casuistische Verarbeitung. Jetzt nun, wo mit der bürgerlichen Emancipation, mit der factischen Aufhebung jener Isolirung, mit der Theilnahme an aller geistigen Bildung und mit der Umgestaltuug und dem Aufschwung der modernen Industrie gänzlich veränderte Lebensbedingungen für die Juden eingetreten sind, mußte dieselbe Frage hinsichtlich der rabbinisch-cultuellen Gesetze im Judenthume abermals erstehen. Wir sagen, sie mußte, denn sie hatte nicht etwa einen blos theoretischen Ursprung. Vielmehr brachte das Leben täglich Conflicte, namentlich hinsichtlich des Sabbathgesetzes und der Speisegesetze herbei, die zu einer Lösung drängten; aus der veränderten Geistesrichtung aber entsprang noch die Frage um die Beschaffenheit des Gottesdienstes, da dieser in den letzten Jahrhunderten dem Verfall und der Veraltung anheimgefallen war. Dies sind die wesentlichen Fragen, welche die Gegenwart im Judenthume aufwarf und worüber Parteiung und Kämpfe nicht ausbleiben konnten. Während die ersteren mehr dem Individuum zur persönlichen Auffassung und Entscheidung gegeben waren, mußten die gottesdienstlichen Fragen die Gesammtheit berühren.

Daß dies eine richtige Auffassung und Darstellung der wesentlichen Streitpunkte im Judenthume ist, geht aus der ganzen Geschichte derselben sowie aus den Resultaten, in welche zu den verschiedenen Zeiten die Parteiungen ausliefen, unzweideutig hervor. Bei den Pharisäern und Sadducäern, bei den Hilleliten und Schammaiten, bei den Karäern und Rabbaniten handelt es sich

immer um die Verpflichtung zu den überlieferten Gesetzen oder eine selbständige Auslegung des gesetzlichen Theiles der heil. Schrift. Darüber hinaus gingen sie alle nicht und weder die Lehre noch die allgemeinen Principien waren Objecte ihres Streites oder wurden von ihnen angetastet. Hier aber müssen wir eine Eigenthümlichkeit hervorheben, welche allerdings doch nur eine Consequenz dieses Verhältnisses ist. Wie diese ganze Streitfrage immer nur aus den wirklichen Lebensverhältnissen, aus deren Entwickelung und Conflicten hervorging, so kam es auch, daß das wirkliche Leben viel eher über sie entschied und sie allmählich zum Austrag brachte, als die Theorie. Die theologische Theorie ließ sich immer erst auf diese Frage ein, wenn ihr gar nicht mehr aus dem Wege zu gehen war, und so kamen die theologischen Parteien immer erst zu Stande, wenn in der Masse selbst von einem großen Theile schon Entscheidung getroffen war. Dies konnte den Parteien ihre Heftigkeit, dem Kampf sein Feuer für einen gewissen Zeitraum nicht nehmen — aber die Ausgleichung war dann immer schon so weit vorgerückt, daß auch die Theorie doch bald zur Entscheidung und Ausgleichung kommen mußte und hiermit die Parteien verschwanden. Wie heftig auch der Streit der Sadducäer gegen die Pharisäer war und welche traurigen Folgen er für den Bestand der ganzen Nation hatte, so war doch das Volk schon längst auf Seiten der letzteren und die Parteien verschwanden so gänzlich, daß die Kunde von ihrer Existenz nur eine sehr dürftige geblieben. Wenn der kleine Bruchtheil der Karäer bestehen geblieben, so fand dies nur in der gänzlichen Entfernung von allen Lebensmittelpunkten des Judenthums seine Ursache.

Wir unterschätzen nun die Bedeutung dieses Streitobjectes im Judenthume durchaus nicht. Wir sagen *nicht*, daß es sich hier blos um Formen handle und daß der Streit um die formale Seite des Judenthums sich drehe. Vielmehr haben wir ja hervorgehoben, daß es ein wesentliches Charakteristikum des Judenthums ist, sich auf die Lehre und Prinzipien nicht zu beschränken, sondern die concrete Verkörperung im Leben zu fordern. Der Streit hat daher in der Tiefe auch die Bedeutung, ob wiederum ein Theil dieser Principien seine Verkörperung verlieren und die Natur abstracter Principien annehmen dürfe. Demungeachtet liegt es in der Natur der Sache, wie wir sie oben geschildert, daß die Kämpfe im Judenthume, da sie die Lehrsätze und Principien an sich durchaus nicht

berühren, da sie durch das Leben mehr als durch die Theorie zur Entscheidung gebracht werden, daher vielmehr den Individuen als der Gesammtheit zufallen, daß sie daher den eigentlichen Bestand des Judenthums nicht antasten und die Zerspaltung viel weniger hervorrufen und den Frieden in der Gesammtheit, der von der Freiheit des Individuums, von der Selbständigkeit der einzelnen Gemeinden und von der Lage und Entwickelung der Gesammtheit getragen wird, auf die Länge nicht erschüttern können. Mag daher in den einzelnen großen Länderstrichen die eine oder die andere Richtung im Judenthume die Oberhand haben, mögen in einzelnen Gegenden und Orten die Altorthodoxen, die Neuorthodoxen, die gemäßigten und die radicalen Reformer sich um den Einfluß in Gemeinde, Synagoge und Schule bekämpfen, mögen endlich in der Literatur diese verschiedenen Richtungen ihren lauteren oder stilleren, ihren gründlicheren oder oberflächlicheren Ausdruck finden; in der Consequenz der Geschichte und Entwickelung werden sie ihre Ausgleichung finden, ohne das Judenthum wesentlich zu erschüttern.

Dies betrifft die Kämpfe im Judenthume, wobei wir ebenso objectiv wie bei der Schilderung der Kämpfe im Christenthume zu bleiben suchten. Wir müssen aber, um unser Gemälde vollständig zu machen, nun noch einen Blick auf die Kämpfe um das Judenthum werfen.

c. Die Kämpfe um das Judenthum.

Es ist merkwürdig, daß das Judenthum, so lange es besteht, niemals angegriffen hat und doch zu aller Zeit angegriffen worden, daß es niemals zur Offensive überging und es doch zu aller Zeit offensiv behandelt worden.

Mit dem Augenblicke seines Entstehens begann der Kampf um seine Existenz. Aber in seiner ersten langen Periode von Moses bis Esra ging dieser Kampf im Innern der israelitischen Nation vor, während es sich in den Kämpfen nach außen nur um die nationale und politische Existenz handelte. So wenig ging die Religion Israels selbst bei der Eroberung Kanaans offensiv zu Werke, daß, während das mosaische Gesetz den Individuen aller Nationen (mit wenigen Ausnahmen, 5. Mos. 23, 4—9.) den Eintritt in „die

Gemeinde des Ewigen" gestattete, nur durch Hinterlist die Gibeoniten als eine Gesammtheit (Jos. 9) in den Bund eintreten konnten. Aber das Heidenthum drang von außen immer wieder in Israel ein und so mußte die Religion des Einzigen mit ihm um ihre Existenz ringen. Das Beispiel, welches bezeichnend genug durch die Aufstellung des ägyptischen Kalbes am Fuße des Sinai gegeben worden, wurde bis zur Zerstörung des ersten Tempels immer wiederholt. Aber es war stets ein von außen hereingebrachtes Heidenthum, denn das israelitische Volk hat kein solches aus sich selbst geschaffen: es waren immer ägyptische, syrische und phönizische Götzen, deren Altäre in Israel aufgerichtet wurden. Der Kampf um die Religion im Innern Israels nahm unter den Königen bisweilen auch einen politischen Charakter an und die Volkspartei mit den Propheten an der Spitze stand der monarchischen und aristokratischen gegenüber. Das Königthum zerbrach, das Volk blieb und verbannte mit der Herstellung des zweiten Tempels das Heidenthum aus seiner Mitte. Von da ab begann der Kampf um die Existenz des Judenthums gegen außen. Vorspiele zu diesem hatten sich schon während des babylonischen Exils ereignet und so viel oder so wenig Geschichtliches an der goldenen Bildsäule des Baal mit dem Martyrium im feurigen Ofen und an der Löwengrube des Daniel sein mag, so viel geht sicherlich daraus hervor, daß hiermit gewaltsame Angriffe auf die Religion der Exulanten verbunden waren, welche aber glücklich zurückgewiesen wurden. Es erfolgten als erstes Beispiel eines echten Religionskrieges die makkabäischen Kämpfe, in denen es nichts anderes als die Existenz des Judenthums galt, da der Syrerkönig die politische Herrschaft schon vorher besaß. Jedermann weiß, wie glücklich Juda damals die Waffen für seine Religion führte. Später geschah auch die einzige Ausnahme einer religiösen Offensive, nämlich gegen die Idumäer, welche unter Johann Hyrkan zum Judenthume gezwungen wurden. Sie schenkten ihm dafür die Herodianer, welche die hasmonäische Familie entthronten und den Untergang Judas vorbereiteten. In den Römerkriegen bildete die nationale Existenz und Freiheit den Schwerpunkt, wenn auch religiöse Motive durch die römische Zwingherrschaft genugsam eingemischt wurden. Auch ließen die Römer die zerstreuten Juden in ihrer Religion und ihren Sitten gewähren, besonders nachdem die Aufstände der Juden aufgehört hatten. Sie verliehen

ihnen sogar das römische Bürgerrecht, und ohne Zuthun der Juden selbst schuf sich das jüdische Wesen unter diesen Verhältnissen bei den Römern vielfachen Eingang.

Der Kampf um das Judenthum begann erst wieder mit dem Zeitpunkt, wo das Christenthum das antike Heidenthum besiegt hatte, und hat seitdem nicht wieder aufgehört. Das Christenthum besiegte das Heidenthum gänzlich, das Judenthum nicht. Ebenso wenig gelang dies dem Islam. Die Geschichte hat eben hiermit erwiesen, daß das Heidenthum im Sterben lag und schnell abstarb, das Judenthum aber das kräftigste Leben in sich trug, das kräftigste sagen wir, denn einer so ungeheuren Majorität, wie sie den beiden herrschenden Religionen zu Gebote stand, und dem gewaltigen Fanatismus gegenüber, der in beiden obwaltete, konnte nur eine potenzirte Lebenskraft, die alle Glieder des Judenthums beseelte, und ein außerordentlicher Geist, der das ganze Judenthum erfüllte, sich bestehend erhalten.

Sehen wir nun, welches Mittel bei einem solchen Kampfe seitens der angreifenden Parteien verwendet werden konnten. Sie mußten sein: 1) die Gewalt, 2) der Druck und die Belohnung, 3) die Ueberzeugung. An den beiden ersten ließen es beide gegnerische Religionen nicht fehlen, betreffs des dritten war der Islam lässig und indolent. Die Gewalt allein richtete gegen das Judenthum gar nichts aus und konnte es auch nach der Lage der Dinge nicht. So epidemisch die blutigen Judenverfolgungen auch zu Zeiten waren und in gewissen Epochen von Landschaft zu Landschaft sich verbreiteten, so machte doch die außerordentliche Zerstreuung der Juden eine völlige Ausrottung derselben unmöglich. Dazu hätte es einer vollständigen gemeinsamen Verabredung und einer so allgemeinen Barbarei und blutgierigen Unduldsamkeit bedurft, wie sie in den Verhältnissen der Völker und in der Natur der Menschen unmöglich sind. Schon daß die Juden nicht blos in den christlichen, sondern auch in den islamitischen Ländern verbreitet waren, mußte ihr Schutz sein, weil sie aus den einen immer wieder in die anderen flüchten konnten, wie dies auch faktisch geschah. Wenn auch eine Periode im allgemeinen den Geist des Fanatismus trägt, so wird es selbst in einer solchen immer maßgebende Personen geben, welche sich zu solchen Gräuelthaten nicht entschließen können und bei aller Aufrichtigkeit ihrer Glaubensmeinungen doch den Bekennern anderer Religionen

Leben und Wohnstätte nicht versagen mögen. So viele Tausende daher auch jenen gewaltthätigen Verfolgungen zum Opfer fielen, wie manche größere oder kleinere Zahl von Juden den Uebertritt sich abzwingen ließ, im großen Ganzen konnte hierdurch nichts ausgerichtet werden und das Judenthum bestand diese Feuerprobe in glänzendster Weise.

Ein anderes Mittel war der Druck, die Ausschließung, Hohn und Verachtung. Sie wurden im reichlichsten Maße angewendet. Sie begannen mit den Dekreten der römischen Kaiser von Constantin an und lagen in der Natur des Islams, der seinen Staat allein auf dem Boden des Korans aufrichtete. Mit diesem Druck war unmittelbar die Belohnung des Uebertritts verbunden, da der letztere sofort die Befreiung von allem Druck und aller Ausschließung zur Folge hatte. Aber auch nicht selten waren reelle Belohnungen auf den Abfall vom Judenthume gesetzt. Dieses zweite Mittel hatte aber die entgegengesetzte Wirkung, als in der Absicht und Erwartung lag. Denn gerade durch alle jene Beschränkungen und Ausschließungen wurden die Juden eine abgeschlossene, kompakte Masse, die ein intensives Sonderleben führte und für die Einflüsse und Eindrücke von außen unzugänglich war. Wenn es, wie es offenbar ist, die Absicht der göttlichen Vorsehung war, das Judenthum zu erhalten, damit es in seiner Hülle die reine Gotteslehre mit ihren Konsequenzen für zukünftige Zeiten bewahre, so konnten die Menschen ihr durch kein zweckmäßigeres Mittel zu Hülfe kommen, als durch die Bedrückungen und Ausschließungen, denen sie die Juden anderthalb Jahrtausende hindurch unterwarfen. Darum waren alle Verlockungen und Belohnungen durch den auf den Uebertritt gesetzten Preis völlig unwirksam und die Beispiele der Würden und Ehren, welche getaufte Juden erhielten, fanden nur Abweisung und höchst geringe Nachfolge. Erst dann hatten Beschränkungen einigen Erfolg bei einer Zahl Individuen, wenn die sonstige bürgerliche und geistige Ausschließung aufgehört hatte, wenn die Juden am geistigen und öffentlichen Leben einen freien und vollen Antheil hatten, ihnen aber alle öffentlichen und höheren Lebensberufe verschlossen blieben. Da konnte, um eine Wirksamkeit und gute bürgerliche Existenz zu erlangen, mancher Jude sich nicht enthalten, den Schlüssel zur verschlossenen Pforte in die Hand zu nehmen und sich so den Eingang zu öffnen. Es geschah dies in

der arabischen und spanischen Periode wie in der Gegenwart. So schmerzlich dies auch war, konnte es auf das Judenthum im ganzen keinen wesentlichen Einfluß üben.

Wenn aber Gewalt und Druck immerhin mehr oder weniger eine Anzahl Individuen vom Judenthume losrissen, so war das dritte Mittel der Ueberredung und Ueberzeugung noch viel unwirksamer. Es liegt dies in dem Wesen der Religionen selbst. Wir polemisiren hier nicht, sondern geben die Thatsachen, wie sie sich unzweifelhaft herausgestellt. Das Judenthum ist eine positive Religion mit festgestalteter, geschichtlicher und konkreter Erscheinung. Ja, ihr geschichtlicher und konkreter Boden ist ein weit älterer und in freier Entwickelung gewordener aus dem eigensten Geiste heraus. Sie bietet also ihrem Bekenner alle die Vortheile und Vorzüge, welche in einer positiven Religion liegen, alle die Reize und Mittel, die den Menschen an eine solche fesseln. Auf diesem Boden aber erhebt sich im Judenthum eine Lehre, welche dem Verstande nicht widerspricht und mit der das Herz sich in Uebereinstimmung fühlt; weder die Folgerungen der Vernunft noch die Gefühle des Herzens treten mit ihr auf dem Grunde der Gottgläubigkeit in Widerstreit. Anders verhält es sich im Christenthume, wo die Lehre wesentlich in Mysterien besteht, welche dem Verstande widerstreben und daher das volle unbedingte Glauben in Anspruch nehmen müssen. Dem geborenen Christen, der in seiner Religion erzogen worden ist, mag dies keine Schwierigkeiten machen, für den Bekenner des Judenthums aber ist es ein Hinderniß, das zu überwinden oder zu beseitigen eine ganz eigenthümliche und gewiß seltene Geistesstimmung und Geistesrichtung erfordert. Wie soll sich der Jude von der älteren zu der jüngeren Religion wenden, wenn er dabei alle seine gewohnte Geistesthätigkeit ändern, aufgeben und gefangen geben soll? wenn er das, was ihm die Lehre seiner Religion in Uebereinstimmung mit seinem Verstande und Herzen eingeprägt hat, gegen ein anderes vertauschen soll, was damit in gänzlichem Widerspruch steht und wozu er eines Geistesmomentes bedürfte, das ihm bis jetzt fremd war? Missionäre, Predigten und Schriften hatten daher bei den Juden ein Minimum von Wirkung, noch dazu, wenn sich zu jenen keine anderen Motive gesellten. Es ist dies eine von der christlichen Welt selbst jetzt so anerkannte Thatsache, daß wir nicht weiter dabei zu verweilen brauchen und daß es jetzt wohl nur noch

verblendete Fanatiker sind, welche den Juden die früher so beliebte „Hartnäckigkeit" vorwerfen, während es ganz in der Sache selbst lag, daß der Erfolg kein anderer sein konnte.

Dies waren die bisherigen Kämpfe um das Judenthum. Sie wurden mit einer Energie und Ausdauer seitens der Juden bestanden, denen der Erfolg nicht ausblieb. Nun ist zwar die Anwendung der Gewalt und des Druckes gegen das Judenthum noch nicht ganz geschwunden; aber die erstere ist selten, nur lokal und gegen einzelne Individuen gerichtet, und der zweite weicht den Forderungen der Gerechtigkeit und der Bildung der Zeit immer mehr. Wir haben daher nach diesen Richtungen hin noch immer zu kämpfen und eine sorgfältige Wacht zu üben, aber wir sehen doch den Fortschritt Tag für Tag und ihr allmähliches Verschwinden eröffnet uns die Aussicht auf ein gänzliches Aufhören. Darum aber hat der Kampf selbst noch nicht aufgehört, sondern der Schauplatz und die Mittel sind nur verändert. Der Kampf ist wieder weniger gegen direkte Angriffe von außen gewendet, als er sich vielmehr durch Elemente von außen im Schooße der Bekenner des Judenthums abspielt. Denn nicht mehr geht die Offensive von den anderen bestehenden Religionen und Kirchen aus, als vielmehr vom *Leben* und von der *Wissenschaft*. Die Juden sind mit der ihnen gewordenen Freiheit aus ihrem früher enggeschlossenen Kreise herausgetreten; sie sind in den allgemeinen Kreis des menschheitlichen Lebens eingegangen; sie nehmen nach ihrem Maße am großen, öffentlichen und allgemeinen Leben einen vollen Antheil. Der Einfluß in religiöser Beziehung hiervon ist für das Judenthum ein zwiefacher. Alle gegnerischen, ja feindseligen Wirkungen, welche das allgemeine Leben und die Wissenschaft auf die positiven Religionen überhaupt üben, treffen auch auf das Judenthum. Aber indem dieses zugleich die Religion einer Minorität ist, darum an und für sich schon einer besondern Kraft und Stärke bedarf, um dem allgemeinen Strome widerstehen zu können, wird es von jenen Einflüssen noch stärker betroffen. Machen wir uns dies noch deutlicher. Das Menschengeschlecht ist bei einer Zeitperiode und auf einer Entwickelungsstufe angelangt, wo es vorzugsweise auf eine Entwickelung zu einer Allgemeinheit hinstrebt. So wenig wie jemals die Individualität der Menschen aufhören wird, jemals diese ihre Geltung aufgeben kann: ebenso wenig wird auch die Besonderheit in allen

einzelnen Erscheinungen, welche zusammen das menschliche Leben ausmachen, aufhören und ihr besonderes Leben entbehren wollen und können. Gerade darum findet sich in den verschiedenen Geschichtsepochen nacheinander ein Schwanken der Menschheit zwischen der vorzugsweisen Entwickelung alles besondern und des allgemeinen Lebens. Wenn sich im Alterthume die frischen Nationalitäten in den gesondertsten Anlagen, Richtungen und Sphären aufs kräftigste entwickelten, so trat doch zuerst mit der durch Alexander den Macedonier begründeten Herrschaft der Griechen und dann mit der wachsenden Erweiterung der Römerherrschaft ein Streben nach einer Allgemeinheit des menschheitlichen Lebens ein, in welche alle besonderen Erscheinungen des Alterthums aufgingen. Dahingegen entfaltete sich auf dem neuen Boden der durch die Völkerwanderung ausgebreiteten frischen Völkerfamilien ein Leben der Besonderheiten, wie es stärker noch nicht dagewesen, so daß nicht allein die Nationen, sondern innerhalb derselben die verschiedenen Stände bis zu den einzelnsten Gewerben herab ein besonderes corporatives Leben sich herstellten. Diesen gegenüber erhielten nur die Kirche, die politischen Verhältnisse und endlich mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften diese das allgemeine Leben noch aufrecht. Von hier aus aber eröffnete sich mit dem 15. Jahrhundert eine neue Richtung, welche, dem starken und überwuchernden Leben der Besonderheiten gegenüber, die Menschheit in noch nicht dagewesenem Maße in das allgemeine Leben hineinführte und drängte. Die großen Bewegungen der Geister, die wachsende Ausdehnung der politischen Verhältnisse, gewaltige Erfindungen und Entdeckungen, eine neue Entfaltung des industriellen Lebens und der Druck, welchen die absterbenden Institutionen jenes Sonderlebens übten, vereinigten sich, um den letzteren den Krieg zu erklären, sie im Laufe der Zeiten immer mehr zu zersetzen und aufzulösen und ein überwiegend allgemeines Leben zu schaffen. Auf allen Gebieten hörte das gesonderte und durch geschriebene oder ungeschriebene Privilegien geschützte corporative und abgeschlossene Dasein auf, und das politische, industrielle und wissenschaftliche Leben nahm nach allen Seiten hin einen so ungeheuren Aufschwung, daß alle diejenigen davor untergehen mußten, welche ihren besondern Standpunkt festhalten wollten. Das Streben, bewußtes und unbewußtes, geht vielmehr dahin, daß jede Besonderheit nur diejenige Geltung und denjenigen Bestand behal-

ten solle, welche sie nach ihrem innern Werthe, nach dem Bedürfniß und der Nothwendigkeit besitzt. — Aus dieser vorherrschenden Richtung ergab es sich, daß sowohl jedes einzelne Gebiet so außerordentlich angebaut wird, daß es alle Geisteskräfte des Individuums für sich concentrirt und beansprucht, als auch die Strömung des Geistes immer nach dem Allgemeinen, Kosmopolitischen gewendet ist. Das politische, industrielle und wissenschaftliche Leben occupiren den Fachmann fast ganz und werfen wiederum große Elemente in das Leben aller. Hierdurch werden aber die Geister wie von der Einkehr in sich selbst überhaupt, so vom Religiösen überaus abgezogen; die Aufmerksamkeit ist vorzugsweise auf jene Felder der Thätigkeit gerichtet und läßt dem innerlichen und dem religiösen Wesen wenig Raum; mit der großen extensiven Spannung hat die Seele an der intensiven Spannung verloren, und so vereinigt sich die Richtung ins Allgemeine, welche den besonderen Erscheinungen keinen Raum gönnen will und ihnen ihr Dasein bestreitet, mit der Mächtigkeit des Aufschwunges und der Entfaltung auf den einzelnen Gebieten, um dem religiösen Leben den vielfältigsten Eintrag zu thun. Dies sind die zerstreuenden und zersetzenden Wirkungen des Lebens, von denen so oft gesprochen wird, ohne daß man sich deutlich macht, worin sie eigentlich bestehen.

Dasselbe gilt also auch von der Wissenschaft. Auch sie fesselt, gleich z. B. der Industrie, und beschäftigt den Geist des Individuums so sehr, daß er für anderes wenig Raum mehr hat. Welchen einzelnen Zweig jener der Einzelne auch erwählt hat, er gehört ihm und muß ihm so sehr angehören, daß alle Thätigkeit und alles Interesse des Geistes darin absorbirt werden. In der Wissenschaft kommt aber noch ein anderes hinzu: daß sie nämlich in ihren Resultaten so viel Befriedigendes bietet, daß das Bedürfniß nach anderem wenig in der Seele des Individuums aufsteigt, ein Umstand, der bei anderen Beschäftigungen bei weitem weniger der Fall ist. Außer dieser abziehenden Eigenschaft hat aber die Wissenschaft auch Elemente in sich, welche der Religion geradezu feindlich sind. Die inductive Methode der jetzigen Wissenschaft leitet die Geister dazu an, nichts gelten zu lassen, was ihnen nicht durch die Induction faß- und erweisbar erscheint, und macht sie zugleich so stolz und gesteift auf diese Methode und ihre Resultate, daß ihnen alles andere nichtig vorkommt. Es läßt sich erwarten, daß dies nicht immer so

bleiben wird, sondern einmal wieder die Grenzen und Schranken, die auch dieser Methode gesetzt sind, ja die sie für den Geist enger aufstellt, als solche überhaupt dem menschlichen Geiste gesetzt sind, erkannt werden. In der Gegenwart aber ist es so, und wir finden gerade darum die Mehrzahl der wissenschaftlichen Männer gleichgiltig, ja abgeneigt für die Religion, weil diese allerdings über die inductive Methode hinausreicht. Ferner liefern einige Wissenschaften Resultate, welche gewissen Angaben und Auffassungen der bisherigen Theologie widersprechen, ohne daß die letztere ihr bisheriges Verständniß irgendwie aufgeben will. Eine Vermittelung ist bis jetzt noch wenig angestrebt worden, wird vielmehr von beiden Seiten noch immer zurückgewiesen, und da die Verwechslung der Religion und der Theologie noch immer allgemein ist, so widerstreben einander die Männer der Wissenschaft und der Theologie aufs heftigste. Endlich ist es nicht zu verkennen, daß insbesondere die Naturwissenschaften eine vorwiegende Richtung zum Materialismus genommen haben. Diese Erscheinung ist nicht neu in der Menschenwelt und tritt nach der Erfahrung immer ein, wenn großartige Entdeckungen auf diesem Gebiete gemacht worden sind und die Forschung im Detail in die innersten Werkstätten der Natur eingeführt zu haben scheint. Demjenigen, welcher über den Details sich zu halten vermag, wird es immer klar sein, daß wir stets in den Außenkammern verbleiben und die Natur uns doch nur bis zu den eigentlichen Incidenzpunkten kommen läßt, wo die Forschung die Fragestellung immer deutlicher macht, ohne jedoch die Antwort finden zu können. Diese Erkenntniß ist aber nicht die Sache aller, und darum verfallen so viele glückliche und sonst so geistreiche Forscher dem Materialismus.

Wie nun das Leben und die Wissenschaft in der obengezeichneten Weise der Religion überhaupt und den positiven Religionen insbesondere großen Abbruch thun, so muß sich dies auch für das Judenthum fühlbar machen, und um so mehr, weil dieses seiner Natur und seinen Verhältnissen nach eine stärkere Bethätigung in Anspruch nehmen muß. Nach außen wie für die Erhaltung und Belebung seiner Institutionen bedarf es einer größeren Opferfähigkeit. Die Symptome dieser Umstände liegen in dem so oft beklagten Wachsthume des religiösen Indifferentismus, der einerseits das religiöse Leben schwächt, andererseits manchen Individuen den Abfall von der Religion leicht macht, weil für diese in ihrem Herzen nichts

mehr pulsirt. Darin ist daher der gegenwärtige Kampf um das Judenthum enthalten. Wenn wir hiermit aussprachen, daß dieser Kampf größere Schwierigkeiten für das Judenthum hat, so wollten wir doch nur sagen, daß diese in den äußeren Momenten als für eine Religion der Minorität bestehen. Andererseits ist dieser Kampf dem Judenthume wieder leichter, weil die Vernunftmäßigkeit seiner Lehre und die ihm gegebene Freiheit, welche dem Individuum keinen Zwang auferlegt, der Richtung unserer Zeit lange nicht so schroff entgegentreten, wie es für die anderen Kirchen der Fall ist, und es sich daher viel leichter mit der Zeitströmung und ihren Resultaten ausgleichen kann, als dies den anderen wird. Darum eben ist es ein glücklicher Umstand, daß gerade vor und mit dem Eintritt seiner Bekenner in das allgemeine Culturleben auch in seinem Innern eine neue Geistesentwickelung begann, welche eine neue Belebung seines Lehr- und Gedankeninhalts, eine wissenschaftliche Durcharbeitung seiner Geschichte und seines Inhalts, eine Umgestaltung seines Ceremonialwesens und eine frischere Auffassung seiner weltgeschichtlichen Mission begonnen und somit für sich selbst den regsten Antheil an der Entwickelung und Richtung des modernen Geistes errungen hat. Fragen wir also schließlich, welche unsere Mittel in dem neueren Kampfe um das Judenthum sind: so liegen sie nicht in einem feindseligen Auftreten gegen das Leben und die Wissenschaft, nicht in der Forderung einer „Umkehr" des Lebens und der Wissenschaft, sondern darin, daß wir den lebendigen und schöpferischen Geist des Judenthums zu einer neuen Entfaltung bringen und vermittelst seiner die Ausgleichung und Versöhnung mit dem Leben und der Wissenschaft anstreben. Je reicher wir den Inhalt des Judenthums entwickeln, die Schätze der Vergangenheit ans Tageslicht heben, die Fülle des modernen Geistes aus Leben und Wissenschaft für das Judenthum verwenden, das Veraltete und Mißbräuchliche beseitigen und das Judenthum in Wesen und Form klären: desto leichter werden wir Lauigkeit und Gleichgiltigkeit beseitigen, Anhänglichkeit, Treue und Beeiferung wieder erwecken und die Feindseligkeit der Extremen überwinden. Wie viel hierin, obgleich wir erst am Anfang stehen, schon geschehen ist, erkennt der, welcher nicht blos an einzelnen Personen und Kreisen mit seinem Blicke hängt, sondern das große Ganze zu überschauen vermag. Gerade das Judenthum enthält trotz seiner ausgeprägten Besonderheit viele Momente, welche mit

dem Geiste unserer Zeit zusammentreffen, und je kräftiger diese erfaßt werden, desto erreichbarer ist die Ausgleichung.

Der Kampf ist also da. Ihn eingestehen ist besser als ihn ignoriren. Krisen bleiben nicht aus. Aber auch die Mittel und das Ziel sind vorhanden. Jene liegen in den ewigen Wahrheiten und dem dauernden Bedürfniß, die keine Zeit und keine Richtung, keine Entwickelung und kein Erfolg zu verdrängen vermögen; dieses, das Ziel, ist dem Judenthume von seinem Beginne an auf sein Panier und seine Standarte geschrieben. Daß aber dem Judenthume die rechten Geister zur rechten Zeit niemals fehlen werden, dafür stehen die Bürgschaften ein, welche uns die göttliche Vorsehung in unserer langen Geschichte gegeben hat.

XVII.

Das Verhältniß des Judenthums zur katholischen Kirche.

Das Judenthum verlangt keine Abrechnung mit der katholischen Kirche, es fordert nicht, daß für die lange Reihe von Leiden, Verfolgungen, Martyrien, die seinen Bekennern im Namen der katholischen Kirche bereitet worden, eine Vergeltung, oder ihm, dem Judenthume, eine Entschädigung werde. Niemals hat das Judenthum, sei es durch Proselytenmacherei, sei es durch heftige polemische Angriffe der katholischen Kirche eine Schädigung verursachen wollen, oder zu verursachen versucht. Allerdings haben sämmtliche aus dem Judenthume hervorgegangenen Religionen und Kirchen gegen dasselbe sofort einen heftigen Krieg unternommen, indem sie in der Fortexistenz des Judenthums eine stillschweigende Opposition gegen sich erblickten; aber sie alle haben nach und nach ihren Frieden mit dem Judenthume geschlossen, selbst der Islam durch die bekannten Hattischerifs der letzten Sultane; ausgenommen die katholische Kirche. Sie alle haben ihre Ausschließlichkeit aufgegeben, den Grundsatz der Gewissensfreiheit anerkannt, und daher dem Judenthume die Berechtigung seiner Existenz zugestanden, ausgenommen die katholische Kirche. In der Wirklichkeit haben sogenannte katholische Staaten, d. h. Staaten, in denen die Mehrheit ihrer Bürger der katholischen Kirche angehört, den Juden die volle Gleichberechtigung und dem Judenthume die völlige Gleichstellung, zum Theil früher und in vollerem Maße als protestantische Staaten gewährt. Frankreich und Belgien sind hierin allen festländischen Staaten vorangegangen, und noch jetzt ist

außer diesen keiner vorhanden, der so bedeutende Staatsmittel auf die Erhaltung des jüdischen Cultus verwendet, und der neue italienische Staat folgt diesem Beispiele. Aber ganz anders die katholische Kirche, welche, nachdem alle Schrecken der Inquisition und ihrer Scheiterhaufen, alle Arten der Ausschließung, alle Künste des Druckes erfolglos über die Juden gebracht worden, ihre feindlichen Gesetze noch heute aufrecht erhält, ihre feindliche Gesinnung noch heute bethätigt, ihre feindlichen Vorurtheile noch heute proclamirt. Keines ihrer Dekrete, keines ihrer Verbote, keine ihrer Ausschließungen, die sie in so entsetzlicher Fülle gegen die Juden und das Judenthum geschleudert, hat sie zurückgenommen, keine ihrer judenfeindlichen Institutionen aufgehoben. Was indessen geschehen ist, hat sie geduldet, weil sie es nicht hindern konnte; aber wie sie die weltliche Macht von dem Augenblicke an, wo und wie sie ihr zu Gebote stand, benutzte, um die Juden zu erdrücken, so hat sie dies nur seitdem und da nicht gethan, wo diese weltliche Macht sich ihrer Dienstbarkeit entzog. Würde sie heute dieselbe wieder in die Hand erhalten, es würde abermals gegen die Juden erfolgen, was so viele Jahrhunderte hindurch geschehen ist.

Wir schreiben dies mit tiefer Betrübniß nieder, da durchaus keine Gehässigkeit unsere Feder führt, da es der Friede, nicht der Kampf ist, der uns als Ziel unseres Strebens vorschwebt, da die katholische Kirche nächst dem Judenthume die älteste bestehende Confession ist, und da es nicht unsere Wahl ist, nur aus der Schwächung des Einflusses der katholischen Kirche unseren Schutz und unsere Sicherheit erwarten zu müssen. Aber die Thatsachen sprechen allzu laut. Wir brauchen nicht allein an den Kirchenstaat zu erinnern, an die 4500 Juden, die im Ghetto zu Rom am sumpfigen Ufer des Tibers schmachten, und den drückendsten und verhöhnendsten Ausschließungen und Lasten unterzogen sind; nicht allein an die zahlreichen Fälle, die gerade in der neuesten Zeit geschahen, wo durch Diener der katholischen Kirche jüdischen Eltern ihre Kinder geraubt, diese widersetzlich getauft, eine solche Taufe für unaufhebbar erklärt und unter dem Vorwande der katholischen Erziehung diese Kinder ihren Eltern dauernd vorenthalten wurden. Solches geschah nicht blos im Kirchenstaate, sondern auch in Frankreich und in Rußland. In dem ersteren wurde der Vorfall von der höchsten katholischen Stelle aus sanctionirt; in Frankreich, wo dergleichen vom

staatlichen Gesetze bestraft wird, übt man tausendfältige Intrigue und Täuschungen aller Art, um zum Ziele zu kommen; in Rußland hofft man, daß das Staatsgesetz die Schuldigen nicht erreiche, weil es im Schooße des katholischen Polens nicht vollkräftige Werkzeuge finde. Noch heute also wird von der katholischen Kirche es als ein Recht constatirt, mit den Kindern der Juden nach Belieben, selbst der untergeordnetsten Menschen, wie Dienstmädchen, Ammen u. dgl. zu verfahren, und gegen die Eltern die schreiendste Gewaltthätigkeit zu verüben. Noch heute will man die heiligsten Ceremonien der Kirche von Ammen und Kindermädchen in gültiger Weise üben lassen, wenn sie gegen Juden geübt werden, wenn man Judenkinder dadurch in die Gewalt erhalten kann. Es ist dies eine Anklage, die nicht wir erheben, nicht wir formuliren, sondern die von den bedeutendsten Geistlichen der katholischen Kirche als wirkliches kanonisches Gesetz ausgesprochen und bethätigt worden. Wir brauchen ferner kaum zu erwähnen, wie von katholischen Kirchenfürsten erst in der letzten Zeit die Verbote, daß Juden christliche Dienstboten halten, erneuert und ihren Sprengeln eingeschärft wurden. Wir weisen darauf hin, daß der katholische Clerus, der Papst an der Spitze, durch Encyclica, Syllabus, Allocutionen, Bullen u. s. w. gegen die Glaubensfreiheit, die Gleichberechtigung, die Gleichstellung der Culte als Werk des Satans alle geistlichen Waffen führen, diese Prinzipien verdammen, verketzern, bekämpfen. Und würde man hierbei stehen bleiben? Wir müssen mehr sagen. Die katholische Kirche ist beflissen, alle die alten Vorurtheile, die Fanatismus und andere Leidenschaften gegen die Juden erfunden, scheußliche Mährchen, immer wieder aufzufrischen und sie ja nicht untergehen zu lassen. Hier ein Beweis. Die „Voss. Ztg." berichtet aus Brüssel vom 21. Juli 1861 Folgendes:

„Eine Feierlichkeit, welche heute in der Cathedrale St. Gudula unter dem Vorsitze des Cardinal-Erzbischofs von Mecheln gehalten worden, ist die Wiedereinsetzung der andächtigen Brüderschaft von den wunderbaren Hostien. Wie Sanderus in seinem Werke: Brabantia sacra und andere Autoren erzählen, hätten die Juden aus der hiesigen Katharinenkirche ein Ciborium mit Hostien stehlen lassen, wo sie dann am Pfingsttage des Jahres 1370 in der Synagoge zusammenkamen, diese Hostien schmähten und mit Dolchen durchstießen, worauf aber klares Blut aus den Hostien geflossen sei,

worüber die Juden sich so entsetzten, daß sie eine Frau mietheten, um die blutigen Hostien nach Cöln zu tragen. Die Sache wurde jedoch ruchbar, und Herzog Wenzel von Brabant ließ die Juden ergreifen, auf die Folter bringen, und sie dann lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Und die Erinnerung an diese abscheuliche Geschichte, wobei es sich nur um das Geld der unglücklichen Schlachtopfer handelte, wird im Jahre 1861 aufgefrischt und durch eine Bruderschaft verewigt, von welcher der Herzog von Aremberg der Prevot ist, während man sogar die Stelle der Prevotin der Herzogin von Brabant zugedacht hatte, nur daß sie anzunehmen der hohen Dame von dem Könige untersagt worden ist." —

So weit die „Voss. Ztg." Glaubt man wirklich, der jetzigen Zeit noch einreden zu können, daß die Juden jemals Hostien gestohlen, um sich an diesen für die Gräuelthaten zu rächen, die man an ihnen verübte? Wähnt man wirklich, der Welt noch heute glauben zu machen, daß aus zerstochenen Hostien Blut geflossen? und meint man in der That, daß die Welt jemals annehmen werde, der Herzog von Brabant habe aus purer Glaubensinnigkeit die wehrlosen, aber begüterten Juden gefoltert und verbrannt? Daß man noch immer einige blinde Werkzeuge für dergleichen Wahngebilde findet, möge nicht zu der Meinung verleiten, daß die Welt jemals wieder zu solchem Aberglauben zurückkehren, oder dieser sich nur durch einen großen Theil der Menschheit wieder verbreiten lassen werde!

Was in obigem Vorgange stets zu erneuern sich die katholische Kirche also noch heute bereit erwiesen hat, das läßt sie, wie man voraussetzen kann, überall bestehen, wo es noch bestehen bleiben will, und an vielen Orten, z. B. in Bayern, werden noch Wallfahrten und kirchliche Feste gefeiert, die zum Andenken an wunderbare Erscheinungen eingesetzt worden, welche, man kann sich denken von was für Zeugen oft, gesehen wurden, als Juden mit Hostien ihr Spiel getrieben haben, d. h. als man Juden plündern und morden wollte. Die katholische Kirche nimmt nichts von alledem zurück, und wenn dieser Schatz sich jetzt nur langsam vermehrt, und zum größeren Theile unbenutzt liegen bleibt, so ist dies nicht ihre Schuld, sondern die der schlechten, den Werken des Satans hingegebenen Welt, welche sich unterfängt, Recht und Barmherzigkeit, Vernunft und Thatsache gelten zu lassen. Die Stellung des Juden-

thums und der katholischen Kirche ist hierdurch bestimmt. Das Judenthum existirt unter dem Schutze der menschheitlichen Civilisation; die katholische Kirche steht im Gegensatz zu dieser. Die Resultate der menschheitlichen Entwickelung kommen dem Judenthume zugute und es ist auf sie angewiesen; die katholische Kirche bekämpft dieselben mit aller ihr noch einwohnenden Kraft. Den weiteren Verlauf wird die Weltgeschichte verzeichnen.

XVIII.

Das Verhältniß des Judenthums zur protestantischen Kirche.

Die protestantische Kirche ist gegen die Juden niemals mit dem Feuer und dem Schwerte der Inquisition aufgetreten, und wenn auch von Zeit zu Zeit in protestantischen Ländern Volksaufläufe gegen die Juden vorkamen, auch hier und da an solchen ein protestantischer Geistlicher nicht ganz unbetheiligt war, so kann dies doch der Kirche selbst nicht zugeschrieben werden, welche niemals eine Vertilgung der Juden mit Stumpf und Stiel gefordert, niemals eine allgemeine Zwangstaufe verlangt, ja selbst eine Vertreibung nicht ernstlich gepredigt hat. Liegt es doch auch nicht in dem Wesen der genannten Kirche, die Taufe als niemals zurückzunehmen anzusehen, so daß auch eine protestantische Gesetzgebung die Rückkehr eines getauften Juden zu seiner väterlichen Religion nicht untersagen kann. Der von der katholischen Kirche ausgesprochene, und so weit ihr die weltliche Gewalt zu Gebote stand, konsequent festgehaltene Grundsatz der Unduldsamkeit ist in solchem Maße der protestantischen Kirche nicht zu vindiziren, wie dies auch in ihrem Ursprung und ihrer geschichtlichen Entwickelung begründet liegt.

Was hingegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden, oder gar die Gleichstellung des jüdischen Kultus betrifft, so steht die protestantische Kirche mit der katholischen auf gleicher Linie. Allerdings ist bekanntlich die protestantische Kirche in ihrer Doktrin durchaus keine abgeschlossene, vollständig tradirte, festgegliederte; die Geltung der Autorität ist in ihr eine sehr schwankende, und es könnte daher sehr wohl die unbedingte Toleranz von einer Partei dieser Kirche als mit ihr völlig übereinstimmend deduzirt werden; auch gab es schon protestantische Geistliche genug — nennen wir

vor Allen Herder — welche der Gleichberechtigung der Juden das Wort gesprochen, wie es deren ja auch einige unter den katholischen gegeben. Vielmehr kommt es bei der protestantischen Kirche auf den allgemeinen Geist der Kirche und die Ansichten der Majorität ihrer Diener, die von jenem unmittelbar inspirirt werden, an. Und da kann Zwiefaches nicht fraglich sein, erstens, daß die Kirche die Ausschließung der Juden vom Staats- und städtischen Dienste, von aller Betheiligung am öffentlichen Leben, insbesondere von passivem und aktivem Wahlrecht befürwortet, und nur bedingungsweise die Zulassung in die Innungen gestattet; zweitens, daß sie die Proselytenmacherei als ihr Recht und ihre Pflicht ansieht. Wir brauchen hierfür keine Beweise zu bringen, es sind lediglich Thatsachen. Die Erfindung gerade der protestantischen Kirche ist der „christliche Staat", der in der ganzen Unbestimmtheit seines Begriffs nichts Positives als die Ausschließung der Juden hat. Die katholische Kirche will den Staat sich untergeordnet, seine Gesetzgebung dem kanonischen Rechte accommodirt wissen — dies ist konkret und faßbar. Die protestantische Kirche will die Identität des Staates und der Kirche, die sie „christlichen Staat" nennt — und dies ist eine Fiktion, da die protestantische Kirche ihrer Natur nach gar nichts Weltliches enthält. Daher die Erscheinung, daß die Staaten, deren Bevölkerung vorzugsweise protestantisch ist, auf dem Wege der Emanzipation der Juden von den protestantischen Geistlichen und deren Partei stets viele Hindernisse erfuhren, während am Ende die Kirche selbst gar nicht davon berührt wird, was hinsichtlich der katholischen Kirche allerdings ganz bestimmt der Fall ist. Was aber so der protestantischen Kirche auf der einen Seite fehlt, das ersetzte sie auf der andern, und während die katholische ihre Propaganda zumeist nach den Ländern der Heiden und Mohamedaner, oder gegen den Protestantismus selbst wandte, hat es die protestantische vorzugsweise mit der Proselytenmacherei unter den Juden zu thun. Sie hat diese auf alle mögliche Weise versucht: auf dem Wege der Bekehrung, auf dem sie einen höchst geringen Erfolg gehabt; auf dem der Bestechung durch Belohnung an Geld, Förderungen und Unterstützungen, wo sie allerdings einen größeren, vielfach jedoch nur zweideutigen Erfolg erlangte; endlich durch moralischen Zwang, indem der Staat eine Reihe von Carrièren den Juden auf dem Wege des Gesetzes oder der Verwaltung verschloß,

wohl auch auf ächt macchiavellistische Weise gewisse Laufbahnen den Juden öffnete, nach einigen Jahren aber wieder absprach, so daß die Jünglinge, die sich unterdeß solchen gewidmet hatten, in die grausamste Versuchung gebracht wurden. Beispiele hiervon liegen uns noch ganz nahe, ja reichen noch in die Gegenwart hinein. Die letztere Art von Praktiken ist uns Seitens der katholischen Kirche nicht bekannt. Nachdem dies Alles aber im Großen und Ganzen nichts gefruchtet und zuletzt immer nur eine Anzahl trockener Blätter von dem lebensfrischen und kräftigen Stamme abgeschüttelt hat, fängt man es jetzt auf eine neue Weise an. Die ungeheuren Geldopfer der Missionsgesellschaften, insonders der englischen, die List und der staatliche Zwang richteten der Energie des Judenthums gegenüber nichts aus; selbst auch, worauf viele Staatsmänner hofften, daß die bürgerliche Gleichstellung und eine gewisse soziale Verschmelzung die Juden so gleichgültig gegen ihre Religion machen würde, daß ihnen der Religionswechsel eine Kleinigkeit wäre, erwies sich als falsch. Wohlan, so versuche man es einmal mit Freundschaft und Schmeichelei! Man tritt zu den Juden mit der süßesten Liebenswürdigkeit, erklärt sie für das auserwählte Volk Gottes, für die Nation, welche dereinst an der Spitze aller Nationen stehen und von Jerusalem aus alle leiten und beherrschen solle — um ihnen als nothwendige Bedingung allmählig den Glauben an die Göttlichkeit des Stifters des Christenthums, an die Dreieinigkeit, die Erbsünde, die Erlösung u. s. w. zu insinuiren, mit einem Worte, man taucht den Abfall vom einigen Gotte in den Honig der pietistischen Salbaderei, und glaubt damit die Juden zu fangen. Wie viele Phrasen, wie viele Liebkosungen, Versicherungen von Bruderliebe, von Bewunderung des jüdischen Martyriums läßt man auf die Juden los, die solchen ihnen noch nie gespendeten Worten gespannt lauschen; man will sich mit ihnen vereinigen zur Bekämpfung der Unduldsamkeit, sie sind außer sich über die Mortarageschichte — aber dieselben werden ihnen doch dafür die Kleinigkeit zu Gefallen thun, sich taufen zu lassen!... Nun, das müssen recht dumme Fliegen sein, die sich von solchem Leim fangen lassen; dieser Weihrauch riecht doch so abständig, daß keine feinen Nasen dazu gehören, um sich davon abzuwenden.

Bei genauerer Beobachtung zeigt es sich uns, daß in der protestantischen Kirche drei Hauptschattirungen hervortreten. Die beiden

ersten gehören vorzugsweise Norddeutschland, dieser eigentlichen Heimath des Protestantismus, an, während die dritte mehr in den Ländern zu finden, in welchen jener die Minorität bildet. Die erste ist die pietistische, mit ihren bestimmt formulirten, mystischen und dennoch in streng fixirten Formeln festgehaltenen Dogmen, die zweite die rationalistische, und die dritte eine gewisse Mischart, welche die Gläubigkeit mit einem gewissen Grade von Vernunft und Geschichte in einem Halbdunkel zu verschmelzen strebt und hiermit dem strengen Formwesen der katholischen Kirche und der Zersetzungskraft der Philosophie entgegentreten zu können vermeint. Die erste und zweite Richtung sind entschiedene Feinde des Judenthums und seiner Bekenner, der Pietismus, weil er im Judenthume die energischeste Verneinung seiner Dogmen erkennt, der Rationalismus weil er im Judenthume den Ursprung des Supranaturalismus zu finden glaubt. Dem Pietisten erscheint jeder Jude nicht bloß als ein Zeuge wider seine Glaubenssatzungen, die doch seine, des Pietisten, ganze Religion ausmachen, sondern auch als eine besondere Verhöhnung und Mißachtung derselben; dem Rationalisten erscheint jeder Jude als ein lebendiger Zeuge für den supranaturalistischen Ursprung der Religion. Hierzu kommen noch folgende Nebenmomente. Bekanntlich ist nichts leichter und bequemer, als ein protestantischer Pietist zu sein. Welch eine Menge von Entbehrungen, Kasteiungen und frommen Uebungen gehört dazu, auf den Namen eines frommen Juden Anspruch machen zu können, welche sorgfältige Beobachtung der Speise-, Sabbath-, Fest- und Fast-, der Reinigkeits- und anderer Gesetze, der Gebetsvorschriften u. s. w. u. s. w.! Auch der fromme Katholik, der täglich seine Messe zu hören, viele Gebete zu sprechen, die Fasten zu halten, Wallfahrten zu machen hat u. s. w., nicht minder der fromme Mohamedaner mit seinen Gebeten, Waschungen, Almosen, der Enthaltung von Wein und Schweinefleisch u. s. w. hat, um der ihm vorgeschriebenen Werkheiligkeit zu genügen, eine schwere Bürde zu tragen. Was aber hat der protestantische Pietist zu thun? Wenn er jeden Sonntag eine Stunde in der Kirche war, jeden Tag etwas in der Bibel liest und ein Paar alte Gesangverse singt, süßliche Phrasen im Munde führt und die Augen verdreht, so ist er fertig und kann sich seines Lebens freuen in dem stolzen Bewußtsein, nunmehr den ganzen Himmel allein und ausschließlich zu besitzen. Dies fühlt der

protestantische Pietist, und kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß der fromme Jude doch viel größere religiöse Verdienste besitzt, und daß selbst der laxeste Jude viel mehr um seiner Religion willen trägt und thut, als er, der Pietist, wenn er noch so fromm ist. — Ein anderes heimliches Gefühl des Neides hat auch der protestantische Rationalist auf den Juden. Der Jude hat in positivster Weise den Glaubensschatz als Inhalt seiner Religion, welchen der Rationalist durch die Zersetzung der kirchlichen Dogmen anstrebt und willkürlich dem Christenthume insinuirt. Er sieht den Juden in völliger Uebereinstimmung mit seiner Religion den Gott verehren, welchen er, der Rationalist, erst künstlich aus seiner Kirchenlehre deducirt und der mit dieser immerfort in Zwiespalt steht. Dies ist es, was ihn mit geheimen Unwillen auf das Judenthum und seine Bekenner erfüllt; woher die bekannte Erscheinung, daß gerade die protestantischen Rationalisten das Judenthum am hartnäckigsten verleumden und ihm jene schroffen Lehren vindiciren, welche sie dem Judenthume als charakteristisch vorwerfen.

Jene dritte Richtung, die wir oben charakterisirt haben, hingegen ist es, welche sich auch dem Judenthume freundlich nähert, und es auf jede Weise zu gewinnen sucht. Sie findet ihren Ausdruck in der Alliance universelle évangélique, die mit dem Streben, alle Secten der protestantischen Kirche zu vereinigen, bereits in Paris, London, Berlin und Genf ihre Versammlungen gehalten. Insonders sind es die englischen und französischen Elemente dieses Vereins, welche dem Judenthume mit dem Gruße der Brüderlichkeit entgegentreten. —

Vor einiger Zeit erschien und wurde vielfach verschickt eine Rede des Predigers Dr. A. F. Pétavel, die er am 30. August 1855 vor der „evangelischen Alliance" in ihrer Versammlung zu Paris gehalten und jetzt erst erscheinen ließ. Sie führt den Titel: „Israel, Peuple de l'Avenir" (Israel, das Volk der Zukunft"). Der Verfasser ist in der That Keiner von Denen, welche Israel als ein von Gott verfluchtes Geschlecht ansehen, an welchem das Verdammungsurtheil Gottes mit allen möglichen Qualen und Bedrückungen auszuführen, das Recht, ja sogar die Pflicht der Christen sei — man weiß, wie oft und lange unsere Gegner, nachdem sie uns positiv nicht mehr verfolgen konnten, das gedachte Motiv als Argument gegen die Gleichberechtigung der Juden gebraucht haben. Im Gegen-

theil, kaum daß der Feder eines Juden selbst das Lob und die Anerkennung seines Stammes in beredterer Weise entfließen könnte. Führen wir aus vielen Stellen nur einige an. „Israel ist ein Volk, welches Gott sich vorbehalten hat, um ihm eigens anzugehören. Israel, das Volk für sich, das unsterbliche Volk, hat zum Könige den Ewigen, den Ewigen der Heerscharen. — „Höre, Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig." Dieses Losungswort, diese Signatur der israelitischen Treue haben die grausamsten Mißgeschicke, die schrecklichsten Verfolgungen, die tödtlichsten Beleidigungen, ein Exil von zwanzig Jahrhunderten nicht aus seinem Munde zu entfernen, nicht aus seinem Gedächtniß zu verwischen vermocht. Es giebt keine Prüfung, welcher seine Beständigkeit, sei es von Seiten Gottes, sei es von Seiten der Menschen, nicht ausgesetzt worden, aus jeder ist es siegreich hervorgegangen." — Auch der Ansicht vieler christlichen Theologen, daß das Judenthum seit achtzehn Jahrhunderten eigentlich todt und das Volk Israel eine konservirte Mumie sei, die bei nächster Berührung in Staub zerfallen werde, ist Herr Pétavel nicht, sondern im Gegentheil hält er Israel einer großen Zukunft aufbewahrt, in welcher dessen rechtes Leben erst beginnen werde. Er verlangt, daß man den Juden überall gleiche Rechte einräume, daß man ihnen die unbedingteste Bruderliebe bethätige, ihnen aller Orten aufs Wärmste entgegenkomme, sie für die vergangenen Leiden entschädige, und so in ihren Gemüthern wohlwollende Erinnerung und dankbares Andenken wecke. Und welche ist nun die Zukunft Israels nach Herrn Pétavel? Daß es vom Messias nach dem Lande seiner Väter zurückgeführt, dieses wieder in Besitz nehmen, Jerusalem wiedererbauen und in Frieden und Glückseligkeit daselbst wohnen werde. Dies ist freilich nichts Neues. Aber noch mehr; Israel wird daselbst der Mittelpunkt des ganzen Menschengeschlechtes sein; er sagt: „Die Israeliten werden nur Das sein, was sie sein können und sollen, sie werden nicht eher die Fülle der Wohlthaten, zu deren Organ sie berufen sind, auf der Erde verbreiten, als wenn sie unter der Anführung ihres Königs-Messias versammelt und in ihrem Lande wiederhergestellt sind; dann werden sie der Welt das Beispiel eines Volkes geben, dessen ganzer Ehrgeiz darin besteht, dem Ewigen zu dienen und auf seine Stimme zu hören." Auch dies ist nicht ganz neu. Welche Bedingung stellt aber nun Herr Pétavel für diese Zukunft Israels? Daß sich das ganze Volk taufen lasse. Und wer

ist ihm der König-Messias von Israel? Kein Anderer, als der Stifter der christlichen Kirche, wie ihn die Kirche als Gott anerkennt und anbetet. Das System Pétavel's ist also: sämmtliche Juden sollen sich taufen lassen, demungeachtet aber ein Volk bleiben, nach Palästina geführt werden, und da das Mustervolk für die ganze Menschheit bilden, womit dann das Gottesreich auf Erden angebrochen sein wird. Um aber sich taufen zu lassen, muß man zuvor die christlichen Dogmen annehmen, vor Allem die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Welterlösung durch den Tod Jesu. Es ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, wie weit die Ansichten des Herrn Pétavel mit der bisherigen protestantischen, katholischen u. s. w. Dogmatik im Widerspruch steht, wie weit in jener einerseits der Geschichte und der Vernunft, andererseits der christlichen Gläubigkeit vor den Kopf gestoßen wird. Für uns ist nur von Wichtigkeit zu sehen, daß auch hier Alles nur auf die Taufe hinausläuft; daß selbst hier, wo man unsere Moral nicht anficht, unser Recht im Staate anerkennt, unsere Treue im Glauben an einen einzigen Gott über alle Maßen lobpreist, doch nichts Anderes will, als die uns schnurstracks widersprechenden christlichen Glaubenssätze insinuiren und uns taufen! Es ist immer dasselbe Spiel. Während man früher uns durch Schwert und Scheiterhaufen unserem Gotte abtrünnig machen wollte, will man es jetzt durch Emancipation und Bruderliebe. Nachdem insonders der Protestantismus lange versucht hat, uns durch die christliche Exegese von Bibelstellen zu bekehren, läßt er jetzt dies fallen, und will uns durch die Verheißung einer großen Zukunft kirren. Aber wisset Ihr denn nicht, daß Ihr nicht im Stande seid, in Euren Schilderungen die Größe der Verheißungen zu erreichen, welche schon die Propheten vor unseren Blicken ausgebreitet haben? Aber diese Propheten stellen uns die unabweisbare Bedingung, daß wir dem einzigen Gotte treu bleiben, und, wohin wir auch zerstreut wären, ihn allein anbeten; diese Propheten verkünden daß die Völker sich zu unserm Glauben, nicht aber wir zum Glauben der Völker uns bekehren werden, bis „wie der Ewige einzig, so seine Anbetung einzig sein wird auf der ganzen Erde!" Gehet also: wie Ihr Euch auch geriret, Ihr seid im Widerspruch mit unserer heiligen Schrift, Eure Versuche scheitern. . .

Die Ansichten Pétavel's sind nicht neu; auch in einer andern Region haben sich dergleichen seit längerer Zeit schon aufgethan.

Wir erhielten vor einiger Zeit ein Verzeichniß der Bibliothek eines gewissen Da Costa [1]) in Amsterdam, zu welchem ein Herr Schwarz eine Vorrede geschrieben. Da findet sich der neueste Ausdruck dieser Absurditäten, nämlich daß die getauften Juden die eigentlichen Christen und das wahrhaft auserwählte Volk Gottes seien. Jene Classe von getauften Judenmissionären muß sich doch ein Feld suchen, wo sich ihr geistlicher Hochmuth, um sich für die Verachtung, die sie von Jude und Christ erfahren, zu entschädigen, eigene Hütten baut. Sie sondern sich von den Christen ab, als ihrer neuen Glaubensgenossenschaft, wie sie ihrer alten untreu geworden. Wie sehr sie der ganzen Geschichte und allzeitigen Tendenz des Christenthums widersprechen, und aus letzterem ein willkürliches, zu ihrer persönlichen Glorification zurecht geknetetes Phantasiewerk machen, dies zu erweisen, überlassen wir Andern. Wir Juden wollen von dieser Doppelzüngigkeit noch weniger wissen. Unsern Glauben zu verläugnen und unsern nationalen Bestand sich zu Nutze zu machen, ist eine Escamotage, die nur von solchen zweideutigen Naturen ausgehen mag.

Begnügen wir uns mit diesen kurzen Andeutungen, welche jedoch, wie wir glauben, den Standpunkt der protestantischen Kirche zu uns klar machen, der protestantischen Kirche, die, so zahllose Nüancirungen sie auch umschließt, uns gegenüber nur das eine Ziel verfolgt — uns zu bekehren. Sieht man dies ja sogar an den letzten Abfällen derselben, der freien Gemeinde, welche nicht minder gern Propaganda unter uns treiben möchte. Kommt es der protestant. Kirche doch nicht einmal darauf an, was für Christen sie an den abtrünnigen Juden gewinnt, begnügt sie sich doch oft mit den ganz äußerlichen Formalitäten, wenn nur bekehrt wird. Daß sie freilich an solchen glaubenslosen Individuen viel ärgere Feinde in ihren Schoß einnimmt, als sie an den Juden, die nach Außen allzu harmlos sind, hat, haben wir schon bemerkt.

1) Catalogue de la collection importante de livres, manuscrits etc. hébreux, espagnols et portugais du feu Mr. Isaac da Costa d'Amsterdam. Amsterdam, 1861.

XIX.

Zur Charakteristik des Talmuds.

1.

Es giebt große Erscheinungen in der Geschichte, welche Allen bekannt, von Vielen gekannt, von Wenigen erkannt sind. Allen bekannt und von Wenigen erkannt, wird nicht auffallen. Denn die große Mehrzahl der Menschen begnügt sich mit dem Namen und mit dem, was ihnen von jeher vorgesprochen und immer wiederholt worden. Aber auch von Vielen gekannt und von Wenigen erkannt, ist erklärlich. Denn bei einer großen Erscheinung sind theils die Meisten nur im Stande, die Menge der Details und Einzelheiten ins Auge zu fassen, während ihr Blick nicht hinreicht, vor jenen das Ganze und das Wesen des Ganzen zu überschauen und zu verstehen; sie sehen eben vor den Bäumen den Wald nicht; theils betrachtet Jedermann jede gewaltige Erscheinung nur in einem bestimmten angebildeten Vorausurtheil, die Einen im Strahlenglanz der Heiligkeit, der Pietät, der anerzogenen Bewunderung, die Anderen im Schatten eingewohnten Hasses, blinder Verachtung. So erscheint jenen Alles daran groß, tiefsinnig, erschöpfend, bedeutungsvoll, ohne Schwäche, ohne Makel, ohne Fehl; diesen kleinlich, übelwollend, schädlich, lächerlich. Wer aber in der Erforschung der Dinge von solchen Gesichtspunkten ausgeht und sie auf derartigen Piedestalen anzuschauen fortfährt, wird niemals zu einem richtigen Verständniß, zu einer wahrhaften Würdigung kommen können.

Dies vor Allem war das Schicksal des Talmuds und darum bildet er noch heute in der Großartigkeit seiner Existenz, in der ungeheueren Geistesarbeit, deren Erzeugniß er ist, in der langen Reihe der Zeiten und der Männer, denen er entstammt und denen er zum Gegenstande der emsigsten Thätigkeit diente — eine Räthsel-

frage. Wir wissen, wie viel Fleiß seit seinem Abschluß auf den Talmud verwendet worden; wie geistesstarke Männer ihn excerpirten und seinen Inhalt zu ordnen sich bemühten; wie Jahrhunderte lang seine Halacha immer und immer wieder bearbeitet worden, wie man seine Midraschim zusammengestellt und interpretirt hat; wie in der neueren Zeit die zahllosen in ihm zerstreuten geschichtlichen Notizen aufgesucht und benutzt worden, wie sein Entstehen, seine Fortführung, seine Sprache vielfach behandelt wurde. Aber so viel auch geschehen, so mangelhaft sind noch die Resultate. Besitzen wir doch noch nicht einmal eine gründliche Geschichte des Talmuds, welche die Annalen des Jahrtausends, dem er von seinen ersten Ursprüngen bis zu seiner Vollendung angehört, genau aufstellt, seine Entwickelung sorgfältig verfolgt, seine äußerlichen Schicksale schildert, eine Kritik seiner Textesbeschaffenheit giebt und seine bibliographische und literarische Geschichte zeichnet. Man wird zugeben, daß, wo für eine wissenschaftliche Bearbeitung noch so große Lücken vorhanden sind, eine lange Zukunft noch vorauszusetzen ist, bevor man annähernd zu einem befriedigenden Ziele gelangt sein wird.

Aber abgesehen von dieser noch ungelösten großartigen Aufgabe, gestehen wir, daß für das allgemeine Verständniß des Talmuds nicht minder bis jetzt wenig geschehen. Wenn auch einige Versuche gemacht worden, die talmudische Exegese, die allgemeine talmudische Methode wissenschaftlich zu erörtern, so geschah dies leider von einem speciell philosophischen Standpunkte aus, dessen Anwendung auf diesen Gegenstand aller Klarheit entbehren mußte, so daß die Frucht ungenießbar war. Aber der eigentliche Charakter des Talmuds und seine Stellung im großen Ganzen der menschengeschlechtlichen Entwickelung, insonders in religiöser Beziehung ist nur erst schwach und mehr äußerlich beleuchtet worden. In einer früheren Arbeit suchten wir seine Bedeutung für das specifische Judenthum zu erfassen. Wir wiesen den, auch neuerdings mit vielem Scharfsinn, aber auch nicht weniger Sophistik vorgetragenen Gedanken, daß der Talmud wie eine Reform des Judenthums zu betrachten sei, zurück, und erkannten seinen Zweck vielmehr darin, für die wahre und ganze religiöse Idee eine schützende Hülle zu schaffen, mittels welcher er jene durch die ungeheuren Völkerstürme, den Zusammensturz des Alterthums, die Erschütterungen einer aus Barbarei und Unwissenheit sich entwickelnden neuen Welt trotz der

Zersplitterung des jüdischen Stammes mitten in die Völker und deren Leben hinein für die Zukunft Israels und der ganzen Menschheit erhalten konnte [1]). So sehr wir nun auch jetzt noch hieran festhalten und den höheren Beruf des Talmudismus darin erblicken, so ist doch damit nur eine Tendenz desselben und zwar mehr von einem außerhalb seiner selbst befindlichen Standpunkte bezeichnet. Wir halten es daher für geeignet, in Folgendem einige Gedanken über den Charakter des Talmuds, namentlich als einer specifischen religiösen Richtung auszusprechen, die wohl Winke für die richtige Auffassung desselben enthalten mögen, beantworten uns aber zuvor einige Vorfragen, die zu seiner Charakteristik dienen.

Nicht selten hört man den Ausspruch, daß die gegenwärtigen jüdischen Theologen ihren Vorfahren in der Kenntniß der talmudischen und rabbinischen Literatur, in Talmud, Poskim und „שות" bei Weitem nachstehen, und die umfassende und spezielle Kenntniß dieser Wissenszweige immer seltener werde. Diese Klage ist nicht unbegründet. Die Sache ist vielmehr eine nothwendige Folge. Die früheren Rabbinen waren Riesen auf dem talmudischen Gebiete, aber weniger als Kinder in allem Uebrigen. Alles profanen Wissens bar, jede wissenschaftliche Bildung als antireligiös und darum verpönt ansehend, verwandten sie alle ihre Geisteskräfte und alle Zeit ihres Lebens, verbunden mit eisernem Fleiße und von nichts in der Welt zerstreut und abgeleitet, auf das Studium der talmudisch-rabbinischen Werke, und es hätte daher mit einem Wunder zugehen müssen, wenn sie nicht eine völlige Vertrautheit mit diesen hätten erwerben sollen. Ganz anders steht es um den jüdischen Theologen unserer Zeit. Wissenschaftliche Bildung, Gymnasial- und Universitäts-Carrière, Bekanntschaft mit modernen Sprachen und Literaturen, kurz Alles, was nur von einem christlichen Gelehrten gefordert wird, wird bei ihnen beansprucht, und nun müssen sie außerdem sich die Kenntniß der talmudisch-rabbinischen Literatur erwerben, wobei es auch ohne einige Kenntniß der anderen semitischen Dialekte nicht füglich abgehen kann. Daß bei diesem ungeheuren Material der Jünger der jüdischen Theologie unserer Zeit

1) S. unsere Vorlesungen über die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Islam S. 89 ff., 142 ff.; unsere Israelitische Religionslehre B. I. S. 213 ff.

nicht eine so detaillirte Vertrautheit mit dem talmudisch-rabbinischen Schriftthum erreichen kann, wie der frühere Bachur und Rabbi, ist selbstverständlich. Tritt der Theologe dann ins Amt, so hat er zu predigen, Religionsunterricht zu geben, in manchen Ländern die Eide abzunehmen, eine vielfache Seelsorge zu üben und eine Menge kleinerer Anforderungen zu befriedigen, von dem Allem der frühere Rabbi nichts wußte, was aber einen großen Theil der Zeit in Anspruch nimmt, so daß für das fortgesetzte Studium des Talmuds und der Rabbinen nur ein Theil seiner Muße übrig bleibt, während der frühere Rabbi sich ihnen ununterbrochen widmen konnte. — Hat aber dafür der Theologe unserer Zeit kein Aequivalent und findet er, abgesehen von seiner eigentlichen Berufsthätigkeit, auch auf dem talmudischen Gebiete keinen Ersatz? Wir sollten es meinen. Denn gerade in dem, was ihm das ausschließliche Studium des Talmuds unmöglich macht, findet er die Mittel, um jenes Studium fruchtbarer und erfolgreicher zu machen. Die wissenschaftliche Bildung und Behandlung führt unmittelbar zu einem geschichtlichen und systematischen Studium, das viel schneller zum Ziele führt und erfolgreiche Resultate schafft, die der enormsten Detailkenntniß nicht gelingen. Unsere Väter hatten von der Geschichte des Judenthums, von der Geschichte des Talmuds und der rabbinischen Literatur keine Ahnung, und der große Gang der Entwickelung, der auch auf diesem Boden stattfand, war ihnen verschlossen. Ihnen erschien Talmud und Rabbinismus wie ein großes Meer, in welchem Welle bei Welle, Tropfen bei Tropfen, und auf dem sie ohne Compaß und Steuer umherfuhren, während jene in der That eine große Landschaft mit Höhen und Tiefen, mit Gebirgszügen, Wassergebieten und Ebenen bilden, über welche eine genaue Uebersicht zu gewinnen ist, durch die das Ganze erst wirklich nutzbar gemacht wird. In der That hat denn auch das wissenschaftliche Studium der talmudisch-rabbinischen Literatur Früchte getragen, welche sich vom objektiven Standpunkte aus mit den halachischen Arbeiten unserer alten rabbinischen Heroen durchaus messen können. Die Werke von Zunz, Jost, Frankel, Grätz, Munk, Herzfeld, Geiger, Derenburg, Fürst, Dukes, Steinschneider, Fassel, Neubauer u. A., mögen sie auch aus einer weniger vollständigen Detailkenntniß hervorgegangen sein, haben durch die wissentschaftliche, systematische und historische Behandlung ihres Stoffes die bedeutendsten Erfolge er-

zielt, und denken wir uns diese Bestrebungen so lange fortgesetzt, wie unsere Väter die talmudisch-rabbinische Literatur anbauten, so wird eine wissenschaftliche Durcharbeitung des großen Materials bis ins äußerste Detail nicht ausbleiben können, und sowohl die geschichtliche als die theoretische Erkenntniß den ganzen Stoff sammt der Form überwältigt haben.

Wie aber im großen Ganzen, so verhält es sich auch mit dem Jünger der jüdischen Theologie unserer Zeit. Die anwachsenden wissenschaftlichen Bearbeitungen machen es ihm leichter, sich ohne das umfassende Detailstudium eine schöne Kenntniß der einschlagenden Disciplinen zu verschaffen, und die wissenschaftliche Methode, die ihm durch seinen Studiengang zur Natur geworden, macht es ihm möglich, nach jeder Richtung hin und leicht seinen Weg zu verfolgen, die Sprache zu erlernen, überall zu wissen, wo er Etwas zu suchen habe, und so vorkommenden Falls sich zu ergänzen, was ihm fehlt. Es liegt in der Natur unserer Bildung, sich viel mehr ein encyclopädisches Wissen anzueignen und von hier aus jeden Detailzweig zu verfolgen, diesen aber so in seinem Zusammenhange und geistigen Inhalte aufzufassen und zum Verständniß zu bringen, als sich auf ein kleines begrenztes Gebiet zu beschränken. Nur das Vorurtheil kann den Vorzug jenes Standpunktes vor diesem verkennen; und wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß hier oft und bei Vielen die Gefahr der Oberflächlichkeit droht, so bringt doch wiederum hiergegen der wissenschaftliche Geist der Gesammtheit das Korrektiv herbei, indem keine Leistung Anerkennung findet und behält, die der Gründlichkeit entbehrt. — Sehen wir nun gar auf die praktische Seite der Sache, so ergiebt sich einerseits, daß ein großer Theil des talmudischen und rabbinischen Wissens gar keine praktische Bedeutung mehr hat, da selbst in orthodoxen Gemeinden nichts weiter für den Rabbinen erforderlich ist, als eine genaue Kenntniß des Gebets- und Speiserituals und des Reinigkeits- und Ehegesetzes und was damit zusammenhängt. Das weitere große Material hat nur historisch-wissenschaftlichen Werth, ist somit für die Geschichte und Wissenschaft nicht entbehrlich, wohl aber für die Praxis. Andererseits vermag der jetzige Theologe auch bei geringerem talmudisch-rabbinischen Wissen, als seine Vorfahren besaßen, dieses für das praktische Leben mehr nützlich zu machen und zu verwerthen, als es jenen mit ihrer umfassenden Detailkenntniß

möglich war, weil ihn hierzu seine wissenschaftliche Bildung fähiger macht, und weil seine praktische Thätigkeit in unserer Zeit ein größeres Feld hat, und viel mehr gefordert wird.

Es erscheint uns daher völlig unbegründet und ungerechtfertigt, wenn jenes an sich richtige Urtheil als eine Klage und Anklage auftreten will. Alles ist gut zu seiner Zeit, sagt der weise Prediger. Ebenso wie in der Vergangenheit eine wissenschaftliche Bildung den Rabbinen nur unglücklich und untauglich gemacht hätte, so würde dies in unserer Zeit mit dem Rabbinen der Fall sein, der sich ein großes talmudisches Wissen beim Mangel aller profanen und wissenschaftlichen Bildung angeeignet hätte. Seien wir billig und würdigend nach allen Seiten hin, und wie gerade die wissenschaftlichen Theologen unserer Zeit jene Verachtung des Talmuds und Rabbinismus, die auch bei den Juden nur allzusehr Platz gegriffen hatte, beseitigt haben, so können wir mit Recht auch Würdigung und Schätzung für sie verlangen.

2.

Vor einiger Zeit wurde in einem Preßprozesse von einem Gerichtshofe Sachverständigen die Frage vorgelegt:
ob der Talmud für die Juden ein kanonisches Buch sei?

Für die Juden bedarf es einer Beantwortung der obigen Frage nicht, auch nicht für diejenigen Christen, welche selbst nur eine oberflächliche Kenntniß des Talmud besitzen. Auch handelt es sich nicht hierbei um eine Beantwortung vom orthodoxen oder von sonst einem Standpunkte, denn auf jedem Standpunkt wird die Antwort gleicher Weise verneinend ausfallen müssen.

Die Frage ist zunächst: was heißt Kanon, kanonisch, kanonisches Buch? Wir wollen uns dem Vorwurf, diese Frage so zu beantworten, wie es uns passe, nicht aussetzen, sondern schlagen ein gutes Wörterbuch der deutschen Sprache auf (Sanders, B. I. S. 368). Da heißt es — wir lassen die Bedeutung des Wortes im Altclassischen, in der Musik u. s. w. fort, da wir uns hier nur auf theologischem Gebiete befinden —: 1) „Das Verzeichniß der von der Kirche anerkannten biblischen, der sog. kanonischen Bücher, im Gegensatz der Apokryphen." Einen solchen Kanon und solche kanonische Bücher haben auch wir; die Bücher unserer heiligen

Schrift bilden den Kanon für uns; die christliche Kirche hat im 4ten Jahrhundert hierzu noch den Kanon der neutestamentlichen Bücher hinzugefügt. Der Talmud selbst (Baba bathra 14, 2 f.) schließt den Kanon mit den Büchern der Chronik. Der Talmud ist in diesem Sinne des Wortes durchaus kein kanonisches Buch und konnte es auch nicht sein, da er nur eine Sammlung der Traditionen und weiteren Auslegungen späterer Lehrer ist. Der Talmud unterscheidet sich selbst genau von den kanonischen Schriften, indem er sich als mündlich überliefert (תורת שבעל פה), vom geschriebenen Gesetz (ת' שבכתב) d. i. dem Kanon trennt und unterscheidet. Der Talmud nimmt für sich niemals die Inspiration, die Prophetie, den göttlichen Geist in Anspruch, und es sind nur sehr wenige Aussprüche in ihm, die er für Traditionen vom Sinai her erklärt oder für Aussprüche einer höheren Stimme (בת קול) ausgibt. Mit dem Wegfall der Inspiration kann der Anspruch an Kanonicität auch nicht mehr eintreten. — Genau genommen wäre hiermit die obschwebende Frage eigentlich schon und zwar in bestimmtester Weise beantwortet. Wir wollen aber unseren Gegnern auch nicht im Entferntesten den Einwand lassen, als ob wir die Frage absichtlich nur in einem beschränkten Sinne genommen hätten, um weiterer Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen. Fahren wir daher in unserm Wörterbuche fort. Es heißt dort: 2) „Der Kanon, das Verzeichniß der von der Kirche anerkannten Heiligen, daher kanonisiren." Nun, ein solcher Kanon ist der Talmud gewiß nicht. Das Judenthum kennt keine Heiligen, die von irgend einer kirchlichen Instanz für solche erklärt werden und denen eine besondere Stellung zu den Menschen und gewisse Vorrechte im Himmel zustehen. Wenn auch der Vater der Mischna, also des Talmuds, Juda Hanassi (der Fürst) bisweilen wegen seiner frommen Gesinnung und seines hochsittlichen und religiösen Lebenswandels den Beinamen Hakadosch, d. i. der Heilige, erhalten hat, so kam ihm dieser Beiname vom Volke her und trägt nicht das Geringste bei, ihm einen anderen Charakter zu geben als anderen Menschen, sondern drückt nur die hohe Achtung aus, in welcher er stand. Also auch in diesem Sinne ist der Talmud kein kanonisches Buch. — 3) „Die Gebetformel bei der Messe in der katholischen Kirche." Auch hiermit hat der Talmud nichts zu thun. Enthält der Talmud auch vieles über die Gebete, so ist er doch weder ein Gebetbuch, noch eine Gebetformel.

— Endlich: 4) „Eine kirchliche Vorschrift, im Gegensatz der bürgerlichen Gesetze, namentlich die Verordnungen der Päpste und der allgemeinen Kirchenversammlungen, in ihrer Gesammtheit die Grundlage des Kirchen- oder kanonischen Rechts bildend." Obgleich man nun die Sammlung aller dieser kirchlichen Regeln, Zeugnisse und Rechtsbestimmungen der Concilien und päpstlichen Verordnungen das „jus canonicum" nennt (seit dem 12. Jahrhundert, s. Lehrbuch des Kirchenrechts von Prof. Dr. Richter, 3. Aufl., S. 5), so könnte man dies doch auch als ein kanonisches Buch bezeichnen und ihm für die Juden den Talmud gleichstellen. Darum wollen wir auch hierauf eingehen. Wer nun einen Blick nur in den Talmud gethan, weiß 1) daß der Talmud inhaltlich sowohl Gesetzesauslegungen, Halachoth, als auch Agadoth, d. h. Erklärungen und Deutungen von Schriftstellen von nicht gesetzlichem Inhalt, historische Notizen, Legenden, allegorische, symbolische und selbst mythologische Deutungen, Sittensprüche, Gleichnisse, Fabeln u. s. w. enthält, und 2) daß der Talmud über gesetzliche Fragen die mannigfaltigsten Aussprüche einer großen Menge von Lehrern nebeneinander stellt und sammelt, ohne eine Entscheidung, welcher Ausspruch als gültig zu befolgen sei, hinzuzufügen. Fassen wir den letzten Punkt zuerst ins Auge, so beruhen allerdings die im rabbinischen Gesetze geltend gewordenen Vorschriften immer auf Stellen im Talmud, so daß dieser als eine Rechtsquelle für das rabbinische Judenthum angesehen werden muß, aber der Talmud ist darum auch nicht im entferntesten das Rechtsbuch, das jus canonicum der Juden, weil er die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Aussprüche in den meisten Fällen ohne eine bestimmte Entscheidung hintereinander anführt. So schon in der Mischna, um wie viel mehr in der Gemara. Um nur ein Beispiel anzuführen. Wir schlagen zufällig auf und treffen gerade auf die Abhandlung Succah. Sie beginnt: „Eine Laubhütte, deren innerer Raum mehr als 20 Ellen hoch ist, ist ungiltig, Rabbi Jehuda, sie ist giltig." Kein Wort darüber, wer Recht hat. Wir schlagen weiter und treffen auf die Abhandlung Beza. Gleich der erste Abschnitt gibt eine lange Aufführung der verschiedenartigsten Gesetzesauslegungen, in welchen sich das Beth Schammai und das Beth Hillel gänzlich widersprechen, und es wird nicht hinzugefügt, nach welcher der beiden Parteien man sich richten solle. Also selbst in gesetzlicher Beziehung fehlt dem Talmud die

Eigenschaft, welche ihm als einem kanonischen Rechtsbuche nicht mangeln durfte, in bestimmtester, entscheidender Weise die Vorschriften des kirchlichen Lebens aufzustellen. Denn der Talmud ist weit mehr, sein Geist ein höherer und viel weiter reichender. Er will das geistige Leben und die geistige Entwickelung der Jahrtausende vom Beginn der Tradition an bis zur Abschlußzeit des Talmuds, die ja auch nur nach und nach eintrat, sammeln und aufbewahren. Er will diese nicht fixiren, nicht versteinern, sondern nur der Nachwelt nicht verloren gehen lassen. Aus diesem Geiste und aus dieser Absicht ist der Talmud entstanden, für uns Juden unschätzbar, aber nicht im entferntesten ein kanonisches Buch.

Um dies noch präciser zu erhärten, ziehen wir hier aus einer wenig verbreiteten Abhandlung [1]) die Charakterisirung des ganzen halachischen Inhalts des Talmuds aus. Der Verfasser sagt:

„Der ganze halachische Inhalt des Talmuds stellt sich uns in folgenden drei Formen dar:

A) Zeugnisse (Adujoth), das sind Aussagen, von denen ausdrücklich behauptet, oder doch stillschweigend angenommen wird, daß der Zeuge sie von seinem Lehrer, oder von einer anderen Autorität gehört habe."

Wie schwankend bei diesen sowohl Form als Inhalt ist, dafür führt der Verfasser an, daß auf Moses selbst zurückgeführte Ueberlieferungen in nicht hebräischer Sprache und mit den verschiedenartigsten Auslegungen angeführt werden, und bringt als Beispiel hierfür die letzte Mischna in Adujoth heran; er schließt:

„Es geht also hieraus deutlich hervor, daß Alles, was im Talmud als Gehörtes (שמועה) und Ueberliefertes (קבלה) vorgetragen wird, nicht dem Wortlaute, sondern nur dem, erst noch festzustellenden Inhalte nach gehört und überliefert sein will."

„B) Bei weitem der größte Theil des gesetzlichen Inhalts des Talmuds stellt sich von vorn herein nur als die persönliche Ansicht eines, oder mehrerer, bald genannten, bald ungenannten Gesetzesforscher dar, die selber ihren Gegenstand noch der Untersuchung anheimgeben, Zustimmung oder auch Widerspruch erwarten, ihn bedingungsweise gelten lassen, auf Erweiterung oder Beschränkung

1) Dr. A. Stein, Bericht über Entstehen und Bestehen der Prager Talmud-Thoraschule. Prag, 1866.

desselben einzugehen geneigt sind, auf die Interpellation eines Gegners hin (סלקא דעתך) zuweilen den gebrauchten Ausdruck ändern, zuweilen einen andern Sinn hineinlegen (אלא אימא), kurz als ein Problema, für welches die Entscheidung offen gehalten wird.

Diese Entscheidung trat aber so lange nicht ein, als der Talmud noch die Geistesarbeit des gesammten jüdischen Nationallebens war, und eine oberste Religionsbehörde bestand, die mit einer Autorität in Religionssachen gleich der des Moscheh bekleidet war (Rosch Haschanah 2, 9.) (כל ג' וג' שעמדו בית דין על ישראל הרי הוא כבית דינו של משה) Erst mit dem Gefühle des Verschwindens dieser Autorität fühlte man auch das Bedürfniß, das Material, das bisher zu solcher Entscheidung benutzt worden war, schriftlich aufzubewahren. Man sammelte, was man schriftlich vorfand, man ergänzte aus dem Gedächtniß, was hervorragenden Geistern noch gegenwärtig war, man ordnete, soweit dies im Drange der Ereignisse möglich war, und es entstand unser Talmud. Wie sehr aber in dieser Sammlung selbst das Bewußtsein lebt, die Entscheidung liege nicht in ihr, sondern anderswo, geht aus der ganzen Art und Weise der Abfassung hervor und wird an vielen Stellen deutlich ausgesprochen. Wir führen einige davon an: Baba bathra C. XXX. a. אין למדין הלכה לא מפי למוד ולא מפי מעשה עד שיאמר לו הלכה למעשה וכו."

Diese Stelle erörtert der Verfasser näher, führt aus, daß noch lange nach dem Schlusse der Gemara, während der ganzen Geonim-Periode, man zauderte, Halachoth aufzustellen, welche das mündliche Gesetz fixiren sollten, und daß erst Moses ben Maimon den kühnen Schritt wagte, aus diesem Material den rein gesetzlichen Inhalt von der Debatte über denselben zu trennen und ihm so das Erkennungszeichen seines Ursprungs und seiner Entwicklung zu benehmen, ja sogar verschmähte, die Quellen für seine Resolutionen anzugeben. Der Verf. führt dies an dem Beispiel Maim. Hilch. Keriath Schema I, 1 aus.

Einen anderen Bestandtheil des Talmuds bilden „C) diejenigen gesetzlichen Aussprüche in der Mischna, welche ohne Angabe eines Autors oder abweichender Meinungen geblieben sind סתם משנה; doch zeigt jeder Blick in die Gemara, daß dies nicht der Fall ist, Es ist schon oben der Grundsatz angeführt (אין למדין מן המשנה) daß diese Aussprüche nicht ohne Weiteres als Gesetz aufgestellt werden dürfen. Bei vielen derselben wird Widerspruch nachgewiesen

mit sich selber, mit andern Aussprüchen in der Baraitha (ורמינהי), sie werden als später aufgehoben oder überflüssig bezeichnet (לא זה משנה ראשונה — מתקומה), manche sollen nur zur Vervollständigung einer Redefigur dienen (הואיל ונקט בריש נקט בסיפא), manche werden ergänzt (חסורי מחסרא והכי קתני), manche ganz abgeändert (אלא תני הכי), die Aufzählung von Fällen, die zu einer Kategorie gehören sollen, oft mit, oft auch ohne Angabe einer Zahl sind unvollständig (תני ושייר), den aufgestellten Gemeinsätzen wird die Giltigkeit abgesprochen (אין למדין מן הכללים). Ueberhaupt werden logische und ethische, gemeingiltige Grundsätze theils absichtlich gemieden, theils wird ihnen, wo sie ausgesprochen werden, keine entscheidende Geltung zuerkannt." — Beispiele erläutern dies. — „Wir sehen also, daß die Hauptbestandtheile der Halachah, so wie sie der Talmud uns aufbewahrt hat, als Zeugnisse, als Aussprüche Einzelner, unbestritten oder bestritten, und als namenlose Sätze gar nicht darauf Anspruch machten, so wie sie uns vorliegen, für die gesetzliche Praxis verbindlich zu sein, sondern nur als zu berücksichtigendes Material für die Oberbehörde gelten sollten. Wir sehen dies aber noch deutlicher, wenn wir einen Blick werfen auf die Art und Weise, wie diese Sätze von den alten Gelehrten zur Zeit des Talmuds behandelt werden, und welche Konsequenzen sie selber daraus zogen. Da streiten ganze Schulen und Einzelne mit einander, nicht um sich zu verständigen, sondern nur um zu streiten. Das Streiten selbst wird im Talmud ironisirt (vgl. Erubin 13, 2.). Wir haben uns also dies so zu denken. Die religiöse Praxis stand seit vordenklichen Zeiten, wenn auch nicht codifizirt, fest; im Leben wurzelte sie, die oberste Religionsbehörde bewachte, pflegte und regelte sie. Daneben stand die Schule, deren Meister und Jünger eine vor Gott wohlgefällige, vor Menschen ehrenvolle Beschäftigung darin sahen, das eingelebte, überlieferte, durch Moscheh auf Gott selbst zurück gehende Gesetz nochmals, mittels des eigenen Verstandes, aus der heiligen Schrift zu reproduziren. Dies konnte, wie bei jeder Verstandesthätigkeit, nur geschehen, wenn widersprechende und bestätigende Ansichten einander gegenüber gestellt wurden, während man sich wohl bewußt war, daß der Widerspruch nur für die Schule, nicht für das Leben gelten sollte. Bedenkt man nun noch, daß die talmudischen Diskussionen nur mündlich geführt wurden, daß die Thesen weder vorher schriftlich abgefaßt, noch die Verhandlung

darüber protokollirt, noch das Schlußergebniß amtlich verzeichnet wurde, so begreift man, wie neben einer unerschütterlichen, gesetzlichen Praxis, doch ein Talmud voller Fragen und Zweifel und Streit ohne Ende entstehen konnte. Ja es war unvermeidlich, daß diese Schulstreitigkeiten, bei der später erfolgten, schriftlichen Abfassung und Aufzeichnung eine weit mildere Form annehmen mußten, als sie ursprünglich hatten. Bei manchen, in doppelten Recensionen erhaltenen ist das noch deutlich zu erkennen."

Der Verf. zeigt, daß die Mischna selbst es so auffaßt. Aduioth, 4, 8. Der Talmud ignorirt absichtlich das religiöse Leben, um es aus dem Schriftworte wiederherzustellen. Vgl. Pes. 66, 1.

„Da es nun also bei den Verhandlungen des Talmuds, mit seltenen Ausnahmen, nicht darauf abgesehen ist, zu erfahren, was geboten und verboten ist, sondern stets nur wann? wo? und wie? etwas ge- und verboten sei, so wird alle Geistesthätigkeit darauf verwendet, möglichst viele Collisionsfälle vorzuführen, Situationen zu ersinnen, die nur in den allerseltensten Fällen eintreten können, Operationen auszudenken, die nahezu zu den Unmöglichkeiten gehören, und dann zu erörtern, wie es dann mit der Anwendung des Gesetzes zu halten sei. Die talmudische Diskussion bietet kein Mittel zur endgiltigen Entscheidung darüber, was unter allen Umständen gesetzlich erlaubt und verboten sei. Diese muß schließlich überlassen bleiben der סברה Anschauung in Verbindung mit שמועה dem, was als überliefert fest steht, was durch die Thätigkeit des שכל נכון rechten Verstandes, harmonirend mit חכמה Weisheit und יראת ה' Gottesfurcht ausführbar erscheint."

So weit Dr. Stein in Prag. Kann und will aber somit der halachische Theil des Talmuds auf Kanonicität gar keinen Anspruch machen, so geschieht dies noch weniger von Seiten des agadischen Theils. Hier waltet der freieste Geist der Auslegung und Deutung vor. Es kommt ihm nur darauf an, sinnige Aussprüche, Gedanken und Notizen aller Art über alle Zweige des menschlichen Wissens und Thuns, so wie sie aus dem Munde talmudischer Lehrer geflossen, zu sammeln und weiter zu überliefern. Es ist dies so sehr der Fall, daß er sich selbst Veränderungen in dem Texte der heiligen Schrift gestattet, „lies nicht so, sondern so", um irgend einen andern Gedanken daran zu knüpfen. Selbstverständlich wollte er hiermit nicht den Text verändern, der ihm das heiligste Kleinod war, son-

dern nur Spiele des Witzes und Scharfsinnes heranbringen. Hier ist es nun, wo der naive, aber auch in mancher Beziehung verdunkelte Geist jener Zeiten und die orientalische Ausdrucksweise öfters die sonderbarsten und groteskesten Sentenzen zu Tage bringt, die natürlich durchaus nicht wörtlich zu nehmen sind, sondern in ihrer eigenthümlichen und sonderbaren Form einen tieferen oder flacheren Sinn umkleiden; am wenigsten wollte der Talmud hiermit Glaubenslehren aussprechen, an welche der Jude gebunden sei. Das große Conglomerat von Legenden, Allegorien, Gleichnissen u. s. w. hat, wie der erste Blick schon lehren muß, weder die Gestalt noch den Charakter von Glaubenslehren, und es zeugt von ebenso vieler Unwissenheit wie Lügenhaftigkeit, ebenso von geschmacklosem wie gehässigem Geiste, dem Talmud aufzubürden, daß er diese ungeheure und ungeheuerliche Masse von Material für Predigten und Auslegungsspiel als Glaubenslehren des Judenthums ausgebe. Wenn der Talmud einen oder den andern alten Lehrer Geschichtchen von Geistern und Gespenstern, von sympathischen Heilmitteln und Wunderstückchen erzählen läßt, so wollen wir einmal sehen, wer behaupten will, daß er damit Glaubenssätze des Judenthums habe aussprechen und feststellen wollen. Eine solche umfängliche Sammlung des Verschiedenartigsten, Bedeutendsten und Unbedeutendsten für ein „kanonisches Buch", das kanonische Recht und eine kanonische Glaubenslehre ausgeben zu wollen, ist geradezu widersinnig.

3.

Die Unkenntniß des Talmuds außerhalb der jüdischen Kreise hat auch in der neueren Zeit nicht abgenommen, wenn auch hier und da ein christlicher Gelehrter einen Blick hineingethan. Die Literatur und Sprachforschung, die in der jüngsten Zeit an Ausdehnung und Vertiefung so sehr zugenommen, ist vor dem Talmud stehen geblieben; und so viel auch jüdische Gelehrte an historischer Behandlung, Gesetzeskunde, Auszügen von Sentenzen und Gleichnissen u. s. w. geliefert haben, drang dieses doch nur wenig über die jüdischen Kreise hinaus, so daß eine nähere Kenntniß selbst nicht den Männern der Wissenschaft, noch weniger der allgemeinen gebildeten Welt gewonnen worden. Sehen wir dagegen die dem Talmud feindliche Literatur noch immer ihren wiederkäuenden Proceß vornehmen und alle die

alten gehässigen und verdrehenden Behauptungen mit den vor Jahrhunderten herausgesuchten Citaten wiederholen, ohne auf irgend eine Berichtigung oder Widerlegung Rücksicht zu nehmen, so ist man selbst wider Willen gezwungen, den Grund jener absichtlichen Unkenntniß doch nicht allein in den Schwierigkeiten zu suchen, welche ein gründliches Studium des umfangreichen Werkes zu überwinden hat. Alles, was jüdische Autoren über den Talmud heranbringen, wird nicht beachtet oder als parteiisch zurückgewiesen: das Eisenmengersche Produkt aber wird noch heute immer wieder allen Expektorationen über den Talmud zu Grunde gelegt. Welche Mühe, welcher Scharfsinn, welche Ausdauer werden auf Hieroglyphen und Keilschrift, auf die Veda's und Zendavesta's, auf die Sprachen der innerasiatischen und innerafrikanischen Völkerschaften verwendet, und wie würde man jubeln, wenn man ein bedeutendes literarisches Produkt dieser Stämme aus früheren Zeiten aufgefunden hätte! Aber hier, wo die tausendjährige Geistesarbeit eines in der Mitte der civilisirten Völker lebenden Stammes, der in religiöser und culturhistorischer Hinsicht so große Bedeutung hat, und dessen geistige Begabung man oft selbst mit Ueberschätzung rühmt, vorliegt, geht man gleichgültig vorüber, oder begnügt sich mit oberflächlichen und gehässigen Notizen, welche eine vergangene Zeit darüber geliefert hat. So ist man denn gezwungen, als das hier wirkende Motiv die Gehässigkeit gegen die Juden und das Judenthum anzunehmen. Es schmerzt uns sehr, dies auszusprechen; wie gern würden wir selbst eine tadelnde Kritik entgegennehmen, wenn wir sie aus der Hand gründlichen Wissens und objektiver Absicht zu empfangen hätten! Irrthümer würden wir ungleich lieber sehen, selbst wenn sie mit der Autorität wissenschaftlicher Forschung bekleidet wären, als diese beständigen Erzeugnisse krasser Ignoranz, die sich nicht genug des Giftes vollsaugen kann, so leicht uns auch gerade diese zurückzuweisen wird. So erschien noch jüngst ein ziemlich dickes Buch: „Der Talmud in der Theorie und in der Praxis. Eine literar-historische Zusammenstellung von Constantin Ritter de Cholewa Pawlikowski. Regensburg, Manz 1866." Man braucht nur auf den Namen der Verlagsbuchhandlung zu sehen, um zu wissen, in welches Magazin des katholischen Judenhasses dieses Machwerk gehört. Der Verfasser scheut sich auch nicht, auf jeder Seite als des grimmigsten Judenhasses voll sich zu bekennen. Nicht blos, weil die Juden Juden sind, d. h. ihrer vier-

tausendjährigen Religion getreu, sondern weil die Zeit des Rechtes und der Freiheit auch für sie gekommen, weil sie sich nicht mehr stillschweigend den Beschränkungen unterwerfen, welche die Ultramontanen ihnen wieder aufstellen wollen, und weil Alles, was an wahrer Religiosität, Sittlichkeit und Bildung in unserer Zeit vorhanden ist, hierbei auf unsrer Seite steht, schäumt der Verfasser mit seinen bekannten Genossen vor Wuth gegen die Juden und spricht dies auch unverhohlen aus. Seine Schrift ist zusammengeschrieben aus allen judenfeindlichen Pamphleten, aber ohne jede Quellenkenntniß, also nichts weiter als eine geschmacklose Wiederholung schon hundert Mal gesagter Behauptungen. Sehr naiv fordert der Verf. auf, ihm ein falsches Citat nachzuweisen. Dies konnte er auch, denn seine Citate sind nicht die angeführten Stellen aus Talmud und rabbinischen Schriften, sondern nur aus Eisenmenger und Consorten. Dagegen könnte man ihn auffordern, nachzuweisen, daß er nur eine einzige Stelle in der Ursprache gelesen, und er würde nicht in Verlegenheit gerathen, denn das behauptet er ja auch nicht. Sich mit dergleichen weiter zu beschäftigen, verlangt wohl Niemand. Würde an solchen Leuten eine Curiosität noch irgend auffallen, so könnte man sie darin finden, daß sie zwar ein wüthendes Gebell gegen den Talmud loslassen, aber noch viel wüthender werden wenn sie auf die Juden der neueren Zeit zu sprechen kommen, welche mehr oder weniger eine unbedingte Autorität dem Talmud nicht mehr beilegen. Nach ihren Aeußerungen gegen den Talmud und die Rabbinen sollte man doch voraussetzen, daß sie eine Verminderung der Autorität desselben freudig begrüßen sollten — aber gerade das Gegentheil: sie schlagen mit noch größeren Keulen auf die „Reformjuden" los. Solcher Widerspruch ist kurios, aber fällt diesen Männern bei ihrem Mangel an aller Logik durchaus nicht auf. Indeß liegt hierin doch Etwas, was wir nicht übersehen dürfen: nämlich der Beweis, daß ihre Feindseligkeit gegen den Talmud nur secundär, und nichts als ein Ausfluß ihres Hasses gegen das ganze Judenthum, dessen Existenz und Träger, die Juden, ist. Die vermeintlichen Vorwürfe und Verdächtigungen, die sie aus dem Talmud ziehen wollen, sind ihnen nur willkommene Waffen gegen das Judenthum, und sie kreischen nur darum um so ärger, wenn ihnen diese genommen würden. Hieraus geht um so mehr hervor, wie so gar nichts aus dieser antitalmudischen Literatur für die objective Auffassung des Talmuds zu

gewinnen ist, weil sie die Unkenntniß zu ihrer Quelle und den Haß zu ihrer Absicht hat.

Aber ebenso wenig ist zu verkennen, daß auch die rein apologetische Behandlung und Darstellung des Talmuds das objective Verständniß desselben verhindert. Freilich ist diese Apologie gerade darum zu entschuldigen, weil sie jener unsittlichen und bodenlosen Polemik entgegenzutreten hat, und jede objective Behandlung den Gegnern nur dazu dienen würde, mit absichtlicher Verdrehung neues Gift daraus zu holen; aber zuletzt darf man sich hiervon nicht befangen lassen; denn schließlich siegt eine wahrheitsliebende Forschung und überzeugungstreue Darstellung über alle Parteiansichten, und überwindet die Gegner gerade dadurch, weil sie nicht auf Seiten Einer Partei steht. Hier aber ist für den jüdischen Forscher allerdings noch ein anderes Moment zu überwältigen. Es ist das der eingewohnten Pietät in ihm selbst und die Rücksichtnahme auf diese Empfindung in vielen seiner Glaubensgenossen. Es ist nur zu leicht, daß der jüdische Autor sich von der Bewunderung und Verehrung der großen Monumente seines Stammes und Glaubens allzusehr hinzureißen und sich dadurch den richtigen Standpunkt verrücken läßt. Es ist auch zu leicht, daß er, um nicht abzustoßen, nur die Eine Seite, nur die licht- und glanzvolle hervorhebt, und zwar aus dem Gesichtskreise der Neuzeit heraus, während doch vom geschichtlichen Standpunkte Vieles noch hell und licht erscheinen muß, was unsere Jetztzeit nicht mehr goutiren kann. Wir meinen hierbei selbstverständlich nicht, wenn Stellen- oder Spruchsammlungen aus dem Talmud für die Religionslehre und Homiletik benutzt werden. Denn es versteht sich von selbst, daß für diesen Zweck nur gewählt wird, was für unsere Zeit brauchbar ist. Wir meinen vielmehr, wo eine geschichtliche und objective Behandlung eigentlich beabsichtigt ist oder doch gefordert werden könnte. Hier ist es ein großer Fehler, sich in Ueberschwänglichkeiten zu ergehen, Vergleichungen anzustellen, die gar nicht dahin gehören, und so daß Verständniß eher zu verwirren, als aufzuhellen. Wenn unsere Altvordern aus ihrem Gesichtskreise heraus sagten, daß der Talmud Alles enthalte, daß es keine Wissenschaft, nichts Wissenswürdiges, keine Erfindung und Entdeckung gebe, die nicht im Talmud vorhanden seien, so konnte man ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Es heißt aber nichts Anderes, als Dasselbe nach anderer Seite hin

thun, wenn man das Lob des Talmuds vom Standpunkte der klassischen Literatur anstimmt, und die griechischen Philosophen und Poeten zu lobrednerischen Vergleichen heranzieht. Der Talmud ist so eigenartig und hat seine Größe und Bedeutung so in seinem eigenen Wesen, daß alle derartige Vergleichungen nur schief ausfallen. Der Talmud ist keine Philosophie, keine Poesie, keine Wissenschaft, ja nicht einmal eine Dogmatik, eine Morallehre oder dergleichen. In alle solche Rubriken ist er nicht hineinzubringen. Er enthält hier und da einen philosophischen Gedanken, bringt hier und da in Gleichnissen, Legenden und Sentenzen einen sehr poetischen Ausdruck an: selten sind die dogmatischen Aussprüche, häufiger die moralischen, aus dem Bereiche der damaligen Wissenschaften streut er vieles Wissenswürdige ein. Aber dies Alles ist kein System bei ihm, und kann es aus seiner Entstehungs- und Entwickelungsart, aus seinen Tendenzen und Aufgaben heraus nicht sein. Ja, er bringt auch ganz entgegengesetzte Aussprüche, sich völlig widersprechende Meinungen heran, denn sie sind ja allesammt nur die Aussprüche Einzelner, oft aus sehr verschiedenen Zeitaltern. — Welches ist daher des Talmuds wahrhafter Charakter? Dies wollen wir jetzt näher untersuchen.

Wir haben durchaus keine Vorliebe für die bei Denkern und Gelehrten allzu häufige Sucht zu schematisiren, sowie für den Glauben, genug gethan zu haben, wenn man die großen geschichtlichen Erscheinungen in gewisse rubrizirte Definitionen gebracht hat. Die Fülle des Lebens und der lebendigen Entfaltung spottet zumeist dieser Einschränkungen und Einseitigkeiten, so wie es auch in der Natur keine festen und sicheren Grenzen für die Wesengattungen giebt. Allein es würde doch zu weit gehen, wenn man darum nicht jeder an Umfang und Tiefe bedeutenden Existenz einen hauptsächlichen Charakter, eine scharf hervortretende Eigenart zusprechen und darum das Streben, diese zu erkennen und durch möglichst präzisen Ausdruck zu erkennen zu geben, aufgeben wollte. Namentlich da, wo es gilt, die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu begreifen, die einander nahestehenden in ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten aufzufassen und die einzelne zwar als ein Glied einer langen Kette anzusehen, aber einer Kette, die aus sehr verschiedenen Gliedern besteht. Darum müssen wir bei unserem Gegenstande auch in dieser Weise verfahren, indem wir jedoch von vornherein voraus-

setzen, daß wir mit unseren Definitionen die Objekte nicht abgrenzen, sondern nur in ihren Hauptzügen charakterisiren wollen.

Der Inhalt, die Tendenz und der Charakter des Mosaismus sind: das Religiös-Ethisch-Sociale in seiner Einheit und Consequenz. Die Lehre vom einzigen Gotte, von der Welt und ihrer Einheit als Schöpfung Gottes, vom Menschen, seinem Geiste und seiner Beziehung zu Gott, von der Liebe und dem Rechte in der Allgemeinheit und deren Verkörperung in der Volkseinheit, von den allgemeinen Prinzipien der Gesellschaft und wie sie sich im bestimmten Volke unter gegebenen Verhältnissen konkret machen, dies ist der Mosaismus in der folgerichtigsten Entwickelung. Das Individuum ist hier vorzugsweise nur in seiner Beziehung zur Volkseinheit und selbst in kultueller Hinsicht nur in seinem Verhältniß zum Nationalheiligthum aufgefaßt.

Der Inhalt, die Tendenz und der Charakter des Prophetismus sind: das Religiös-Ethische. Aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange heraus kommt es dem Prophetismus vorzugsweise darauf an, die Lehre vom einzigen unkörperlichen Gotte sieghaft über das Heidenthum zu machen, und als die Consequenz jener die wahrhafte Sittlichkeit in Gedanke, Wort und That zu allgemeiner Geltung zu bringen. (Man vergleiche z. B. das Kapitel 18 eines der letzteren Propheten, des Jecheskel.) Das Sociale und dessen wie des Religiösen Verkörperung im Gesetz und Kultus wird von ihm vorausgesetzt, darum nur selten berührt, ja selbst dann bekämpft, wenn sich der religiös-ethische Geist daraus zurückgezogen, Formalismus und Heuchelei an die Stelle aufrichtiger, sittlicher Frömmigkeit getreten. Der Prophetismus hat überall die Nationaleinheit vor Augen, ja, setzt bei dem vorausgesehenen Sturze derselben ihre glänzende Wiederherstellung nach vollbrachter Läuterung voraus, dehnt aber das Religiös-Ethische auf die gesammte Menschheit aus, die sich hierin im Laufe der Zeiten, d. h. der Entwickelung unter der beständigen Einwirkung der göttlichen Vorsehung vereinigen werde. —

Vom Abschlusse des Prophetismus an nahm die Entwickelung einen gänzlich verschiedenen Weg. Die Nationaleinheit war mit der Rückkehr aus Babel nicht wiederhergestellt; die großen Glieder des israelitischen Volksstammes blieben zersplittert, und war auch in Judäa wieder ein Mittelpunkt gewonnen, so streckten sich doch jene

über ganz Innerasien, Vorderasien, Egypten und bald noch weiter aus, so sehr, daß sogar ein zweiter Tempel mit Cultus und Priesterschaft in Egypten entstehen konnte; die Selbständigkeit wurde erst spät, nur für eine kurze Zeit, und lediglich für den palästinensischen Theil des Volkes errungen. Ebenso wenig war bis jetzt die Ausbreitung des Religiös-Ethischen über die Menschheit schon eingetreten, und nicht minder zeigte es sich, daß die bloße Anerkennung des Religiös-Ethischen, wie sie jetzt in Israel festgewurzelt war, noch nicht genügte, es in dem Leben der Bekenner ganz zu verwirklichen. Von dieser Zeit ab wandte sich daher die religiöse Strömung auf das Individuum, die Religion hörte auf, eine Religion der Gesammtheit und Gesellschaft, deren Glieder nur die Individuen seien, zu sein, und wurde zur Religion der Individuen. Es handelte sich nur noch darum, daß das Individuum als solches von der Religion durchdrungen, religiös gesinnt und religiös handelnd werde, während die Gesammtheit und die Gesellschaft sich selbst überlassen wurde. Dies geschah im Talmudismus und im Christenthume; wir setzen den ersteren voran, weil er bereits eine bedeutende Entfaltung seines Wesens erreicht hatte, als das letztere entstand. Der Unterschied lag aber schon darin, daß jener den früheren Charakter der Religion immer noch als vorhanden voraussetzt, während das Christenthum diesen der Religion geradezu abspricht. In wie fern nun das Christenthum zugleich sowohl das Religiöse durch die Vermischung der mosaisch-prophetischen Lehre mit ganz anderen Elementen, wie mit der Existenz des bösen Prinzips, mit der Trinität, mit der Erbsünde und der Erlösung völlig modifizirte und auch das Ethische durch sentimentale Ueberspannung und die Trennung desselben von den sozialen Prinzipien und aller konkreten Gestaltung veränderte, dies zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Wir wollten nur den einen Charakterzug des Individualismus hervorheben, da es bei ihm ganz allein sich um das Seelenheil des Einzelnen handelt, und selbst „die Gemeinschaft der Gläubigen in der Kirche" erst ein späteres Produkt in ihm war. Den Charakter des Individualismus trägt aber auch der Talmudismus. Wie der Prophetismus das Soziale, so setzt er das Religiös-Ethische voraus, und seine Aufgabe ist es, dieses immer mehr und mehr zu individualisiren, im Leben der Individuen, in allen individuellen Lagen und Verhältnissen zu verwenden und zu verkörpern, für alle

Thätigkeit des Einzelmenschen, für alle erdenklichen Spezialfälle zu bestimmen. Der wesentliche Charakter des Talmudismus, wie er aus dieser Tendenz hervorgehen mußte, ist daher: **die juridische Behandlung der Religion.** Die Jurisprudenz besteht in nichts Anderem, als in der Anwendung und Verwirklichung bestimmter Rechtsprinzipien auf alle vorkommenden individuellen, örtlichen und zeitlichen Fälle, und nichts Anderes sind auch der Inhalt, die Tendenz und der Charakter des Talmudismus, nur daß dieser nicht nur die Rechtsprinzipien, sondern auch das ganze Rechtsgebiet, dessen Fundament und Abgrenzungen in dem geoffenbarten Worte der heiligen Schrift vorgezeichnet findet, und daher die Prinzipien selbst einer Erörterung nicht unterzieht, sondern alles Einzelne aus dem gegebenen Einzelnen folgert; ferner, **daß ihm das Recht mit dem Religiös-Ethischen identisch ist, und umgekehrt ihm das Religiös-Ethische zum Recht ward.** Es versteht sich von selbst, daß diese Anschauung eben nicht bloß in der Methode und in der kasuistischen Thätigkeit besteht, sondern in dem Prinzipe selbst wurzelt, von diesem daher der ganze Talmudismus ausgeht und in bewunderungswürdiger Weise bis in seinen letzten Ausläufen beherrscht ist, das Prinzip nämlich, **daß alles Religiöse, Ethische und Sociale ein** (aus der göttlichen Offenbarung geflossenes) **Recht, ein Jus ist, also auch Alles, was man im Profanen ein Jus nennt, ebenfalls Religion ist.** Muß man nun anerkennen, **daß von der einen Seite die Anschauung, daß alles Jus Religion ist,** daß überhaupt alles menschliche Denken, Sprechen und Thun religiös sein, d. h. in seiner Beziehung zu Gott und der aus dieser fließenden Bestimmung des Menschen gedacht, festgehalten und geübt werden müsse, eine großartige und vom Standpunkte der Religion auch die allein richtige ist: so ergiebt doch die andere Seite derselben Anschauung, **daß alles Religiöse Jus ist,** daß also alles Denken, Sprechen und Thun des Menschen als religiös auch Jus ist, die Folge, **daß jede freie Bewegung des Menschen aufgehoben, daß, weil Alles Jus ist, es nicht von der freien Erwägung des Menschen abhängen kann, sondern von der religiösen Autorität, als dem Organe der Rechtsinterpretation bestimmt sein muß.** So freien Spielraum der Talmudismus der Gesetzeserörterung ließ und seinen Jüngern bis heute läßt, wie dies die ganze pilpulistische Schule erweist: so streng bindet er sie an die getroffene Entscheidung,

und läßt diese durchaus nicht von der Diskussion abhängen. Es würde auch nur Unkenntniß bezeugen, wenn man annähme, daß diese Rechtsanschauung und diese juridische Bestimmungsweise lediglich auf dem kultuellen, oder wie man gewöhnlich sagt, ceremoniellen und auf dem speziell juridischen Gebiete seitens des Talmudismus stattfinde: sie hat sich in allen Zweigen und Arten des Lebens durchgeführt und geltend gemacht. Sie hat wie die Gottesverehrung in Form und Wort bis zu der kleinsten Thätigkeit, so auch alle sittlichen Verhältnisse des Menschen durchdrungen: sie stellt ebenso bestimmt die Handlungen der Barmherzigkeit, das Verhalten der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, der Schüler zu den Lehrern, der Ehegatten ꝛc. in bestimmtester Weise fest: sie denkt hier an die mannigfaltigsten Fälle, an Collisionen aller Art, und bestimmt im Voraus das dabei zu übende Verfahren: ja sie ruft eben dadurch immer neue Collisionsfälle hervor, in welchen die Entscheidung schon im Voraus vorgeschrieben, oder doch aus vorhandenen Vorschriften herzuleiten sein wird.

Um das Gesagte zu erweisen, brauchen wir zwar den Kundigen keine Beispiele zu geben, denn sie fallen ihm in Menge zu, sobald er den Talmud öffnet. Aber zur Charakteristik erinnern wir daran, welche Ausdrücke im Talmud an die Stelle der biblischen תורה (oder ותורות, מצוה (oder מצות), חקים und משפטים getreten sind. Es ist dies zuvörderst, und besonders bedeutungsvoll, חוב, חובה oder חיובא. Dieses Wort, das in der h. Schrift nur zweimal vorkommt, Jech. 18, 7. als Schuld oder Schuldner an Geld, und im Piel Dan. 1, 10 in Verschuldung bringen, in den Targumim aber zumeist als schuldig, d. h. sündhaftig sein, sündigen, so wie חובה Schuld gegen Gott, Sünde und Geldschuld, tritt nun im Talmud als verpflichtet sein auf. Es gleicht hierin demnächst dem deutschen Ausdruck „schuldig", welches theils zu Etwas verpflichtet, theils einer Sünde theilhaftig bedeutet. Es unterscheidet sich aber eben hierdurch von „verpflichtet sein", daß es nicht sowohl den Sinn einer aus frei gewähltem Verhältniß entsprungenen Pflicht, sondern einer Verschuldung hat, einer Schuldigkeit, der gegenüber alle Freiheit aufgehört hat, die sobald sie nicht vollständig erfüllt wird, eine Schuldhaftigkeit, eine Versündigung in sich schließt. חוב ist demnach ein völlig juridisches Wort und trägt den Zwang einer Wiedererstattung für Etwas, was man empfangen hat, in sich. Ihre Befriedigung ist nicht mehr

eine Handlung freier Sittlichkeit, die ein Verdienst in sich trägt, sondern nur ihre Nichtbefriedigung ist eine Unsittlichkeit. Gerade darum ist das Wort nicht im Gebrauche, wo es die Erfüllung eines allgemeinen Prinzips oder Gesetzes gilt, sondern wo es sich bis ins Einzelnste hinein um die Ausführung eines Gesetzes in ganz speziellen Theilen handelt. Daher tritt ihm als Gegensatz רשות Erlaubniß, Freiwilligkeit gegenüber, und es wird z. B. Berach. 27, 2 die Frage verhandelt, ob das Abendgebet (תפלת ערבית) eine חובה oder eine רשות sei? Daher auch nichts gewöhnlicher, als die Formel לא יצא ידי חבתו und יצא ידי חבתו; z. B. es ist Gesetz, am Peßach Ungesäuertes zu essen; aus dem desfallsigen Schriftwort wird die Vorschrift gefolgert, daß Jeder am ersten Abend des Peßach Ungesäuertes essen müsse, und nun wird gefragt, von welchen Fruchtarten dies geschehen könne, שאדם יוצא בהן ידי חובתו בפסח Pessach. Mischna II, 5. Oder: es ist Gesetz, am Laubhüttenfeste in Hütten zu wohnen; unter ‚wohnen' kann man nicht blos das Verweilen am Tage verstehen, sondern auch das Schlafen in denselben; es frägt sich nun, ob man dieser Vorschrift genüge, wenn man nicht *auf* dem Bette, sondern (Veranlassung ist gleichgültig) *unter* dem Bette schläft, und es wird gefolgert, daß, wer in der Laubhütte unter dem Bette schläft, seine Schuldigkeit nicht gethan hat הישן תחת המטה בסכה לא יצא ידי חובתו (Succa Mischn. II, 1). So wird denn auch חוב von Dingen gebraucht, an denen eine Schuldigkeit haftet, wie z. B. daß sie verzehntet werden müssen (חיב במעשרות) so daß gefragt wird, von wann an werden Baumfrüchte zehntpflichtig? (מאימתי הפרות חיבין במעשרות) und nun die einzelnen Fruchtarten durchgegangen, und die Zeichen angegeben werden, mit deren Eintritt die Zehntpflicht eintrete (Maaser. I, 2). — In diese Kategorie gehören auch die Ausdrücke חסור (von חסר fesseln, bannen, gefangen setzen) פסול (von פסל behauen, bilden; פסל verderben), mit den Gegensätzen מותר (von נתר lösen, befreien), כשר u. s. w. mit ihren anderen Formen, die alle von **juridischer** Bedeutung sind, und das Moment des Gebundenseins und Freimachens enthalten, also Zustände, die nicht von dem Einzelnen und dessen Ansicht abhängen, sondern eine gesetzliche Bestimmung voraussetzen, demnach ein **Rechtsverhältniß**. —

4.

Um jedoch die von uns gegebene Definition des wesentlichen Charakters des Talmuds noch sorgfältiger zu erweisen und zur klaren Anschauung zu bringen, wollen wir einen Blick auf die Hauptgegenstände, die der Talmud behandelt, und die Art, wie er sie behandelt, werfen. Es versteht sich von selbst, daß wir hierbei weniger die Objekte als die Methode im Auge, also nicht die Stoffe selbst irgendwie erschöpfend zu besprechen haben, als vielmehr an ihnen den von uns gezeichneten Standpunkt des Talmuds zu erweisen. Darum begnügen wir uns hier, vorzugsweise die Mischna in Betracht zu ziehen, die doch nur eine im Wesen konsequente, aber weit weniger systematische Fortsetzung in der Gemara gefunden, und von der auch die rabbinische Literatur mit dem ganzen Heere der שו"ת folgerichtige Ausläufe giebt. Ebensowenig brauchen wir deshalb alles das herbeizuholen, was über einen Gegenstand außerhalb des Hauptabschnittes, der ihm gewidmet ist, in der Mischna selbst noch zerstreut ausgeführt ist, sondern begnügen uns mit der Betrachtung solcher Hauptabschnitte.

Wir beginnen hier mit dem Gebiete, auf welchem sich der eigentliche Charakter des Talmudismus des Gegenstandes wegen am erkennbarsten macht, mit Berachoth. Das Gebet ist es, welches an und für sich als der unmittelbarste Ausfluß der religiösen Empfindung und des religiösen Gedankens zu betrachten ist, welches daher aus der eigensten und freiesten Bewegung und Regung des menschlichen Geistes hervorgehen muß. Ja, man kann sagen, daß das Gebet seinen eigentlichen Werth ganz allein in diesem seinem Ursprunge, in dem durch das Herz gegebenen Inhalt seinen Werth besitzt, und, zu bloßer, gedankenloser Lippenbewegung geworden, seines ganzen Werthes verlustig geht. Es ist dies in der h. Schrift und im Talmud selbst oft genug ausgesprochen. Andererseits kann man nicht verkennen, daß das Gebet auch eine vorzügliche Pflege des religiösen Denkens und Fühlens abgiebt, und durch dasselbe die Andacht und Weihe des Geistes hervorgerufen wird, so daß, wer sich des Betens entschlägt, auch viel vom religiösen Leben verliert und seine innersten Seelenbeziehungen zu Gott abschwächt. Aber auch dies hängt von der Art des Betens ab, und jemehr es zum bloßen Mechanismus wird und der freien und innigen Thätigkeit

des Geistes entbehrt, desto mehr verliert es auch seine Pflegekraft des religiösen Sinnes. Aus diesem Grunde haben die meisten Religionen, namentlich in ihrer späteren Entwickelung, immer mit der Forderung inbrünstiger Andacht, nicht blos Gebetszeiten bestimmt, sondern auch Gebete formulirt, wodurch auch namentlich ein gemeinsamer Gottesdienst ermöglicht wird. Die mancherlei Fragen und Motive, welche hieraus für die Beschaffenheit des Gebetes entspringen, können uns jedoch hier nicht beschäftigen, und erlauben wir uns, hierüber auf unsere Religionslehre Band I, S. 144 ff. zu verweisen. Das mosaische Gesetz, welches den Ursprung des Gebetes in die tiefste Urzeit des Menschen hinabsetzt (1. Mos. 4, 26), läßt dennoch das Gebet gänzlich frei und enthält nur eine einzige allgemeine Vorschrift, nämlich, wenn wir uns gesättigt, Gott zu preisen (5. Mos. 8, 10), und ein vorgeschriebenes Gebet bei der Abgabe der Erstlinge und der Zehnten im dritten Jahre (5. Mos. 26, 3 ff.), sowie die Segensformel der Priester. Der Opferkultus selbst war nach dem mosaischen Gesetze nur das Werk der gesammten Nation, und dem Individuum waren bestimmte Opfergaben nur für Beziehungen vorgeschrieben, die unmittelbar zum Nationalheiligthum für ihn bestanden, in seinem Verhältniß zu diesem beruheten. Was er sonst an Dank-, Friedens-, Freudenopfern und Gelübden darbringen wollte, stand ihm völlig frei.

Einen ganz entgegengesetzten Standpunkt nimmt hier nun der Talmudismus ein. Von der einen Seite führt er eine vollständige Individualisirung herbei. Erklärt er auch nach dem Untergange des Tempels und dem Aufhören des Opferkultus das Gebet an die Stelle des Opfers getreten, so bleiben doch hiervon nur die bestimmten Gebetszeiten übrig, die den Opferzeiten entsprechen[1]). Er macht aber diese Gebete vollständig individuell, indem sie jedem Individuum obliegen, und selbst das gemeinsame Gebet, oder was man öffentlichen Gottesdienst nennt, erst aus den Individuen herauswachsen und von einer bestimmten Zahl anwesender, männlicher, mündiger Individuen abhängen läßt. Das Opfer geschah also im Namen des ganzen Israels und für dasselbe. Das tägliche wie

1) Wenn damit auch gemeint ist, daß das Absagen der die Opfer bestimmenden Schriftworte die Opfer selbst vertritt, so erscheint das Individualisiren um so mehr, da jedes Individuum jene Worte absagen muß.

die Zusatz-Opfer waren die Darbringung des ganzen Israels. Die bestimmten Gebete dagegen, wie sie der Talmudismus aufstellte und statt der Opfer für gültig erklärte, waren nur Sache der Individuen, und erst ein sekundäres Bedürfniß giebt ihnen einen allgemeinen Charakter, aber auch hier nur nach der Oertlichkeit. Denn es wurde nicht etwa ein öffentlicher Gottesdienst für das gesammte Israel instituirt, etwa wie der Kultus im Tempel auch für Israeliten in den entferntesten Ländern galt, sondern es thun sich nur an jedem beliebigen Orte Individuen zu gemeinsamer Gebetverrichtung zusammen [1]). — Von der andern Seite stellt der T. das Gebet ganz auf den juridischen Standpunkt. Es ist ihm kein Akt freier Bewegung und Thätigkeit, sondern eine Schuldigkeit (חובה), die das Individuum gegen Gott hat, und deren Nichtbefriedigung eine עברה Uebertretung ist, die eine strafbare Schuldhaftigkeit zur Folge hat. Aber nicht blos das Gebet überhaupt, sondern bestimmte, formulirte Gebete (תפלת חובה) zu bestimmter Zeit, in bestimmter Weise und bei bestimmten Veranlassungen. Dieses Rechtsverhältniß, daß das Individuum bestimmte Gebete in bestimmter Weise und Zeit und bei bestimmter Veranlassung Gott vorzutragen die Schuldigkeit hat, wird von der Mischna sowohl prinzipiell als faktisch vorausgesetzt, indem sie bereits diese bestimmten Gebete vor sich hat, nämlich die תפלה, d. i. die s. g. שמ' עש' und das ק"ש und die Segenssprüche, nämlich theils solche, die vor und nach dem ק"ש zu beten, theils die zum Tischgebete gehören, theils die bei den mannigfaltigsten Veranlassungen, wie Genüssen aller Art, Anblick gewisser Dinge in der Natur, glücklichen oder unglücklichen Nachrichten u. dgl. m. Dieses Rechtsverhältniß bietet nun Gelegenheit zu der mannigfachsten Kasuistik, die im Talmud begonnen, von den Rabbinen weithin fortgeführt worden. Betrachten wir sie, soweit sie in der Mass. Berachoth der Mischna gegeben ist.

Vorausgesetzt ist, daß jeder Israelit das שמע sowohl am Abend als am Morgen einmal lese. Die erste kasuistische Frage ist nun, zwischen welchen Grenzen der Zeit dieses Lesen stattfinden müsse? (I, 1. 2). Die zweite: in welcher Stellung das שמע zu lesen, ob

4) Ist es doch nur für eine sekundäre Schuldigkeit erklärt, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, gegenüber der primären Schuldigkeit, daß das Individuum die Gebete verrichte. Orach Chajim 90, 11.

und wann liegend oder stehend. (3.) Die dritte: wie viel Segenssprüche am Abend und Morgen vor und nach dem ק"ש zu sprechen (4.). Wie sehr ernst diese rechtliche Schuldigkeit, das שמע nach allen diesen Bestimmungen zu lesen, gemeint ist, ersieht man daraus, daß eine Lebensgefahr aus einer Uebertretung einer dieser Vorschriften erklärt ward (3), und daß als ein allgemeines Gesetz aufgestellt wird: „Wo man eine längere Segensformel festgestellt hat, steht es Niemandem frei, sie abzukürzen, wo eine kürzere, Niemandem, sie zu verlängern, ebensowenig eine Schlußformel auszulassen oder hinzuzufügen" (4.). Die vierte kasuistische Frage ist, ob und wann es erlaubt ist, während des ק"ש Jemanden zu grüßen, oder einen Gruß zu erwiedern, und es werden die Stellen, wo dies geschehen dürfe, und die Motive aus welchen, sorgfältig bestimmt. (II, 1. 2.) Die fünfte: unter welchen Bedingungen das Lesen wiederholt werden müsse oder genügend sei (3). Die sechste: wo Arbeitende das Lesen vollziehen können (4). Die siebente: wer vom Lesen des שמע frei ist, nämlich ein Bräutigam in der ersten Nacht, ein Trauernder, dessen Todter noch nicht begraben u. s. w., wobei noch einzelne Fälle erörtert, und auch andere Gebete in Betracht gezogen werden (5. III, 1—6). Die achte ist: wohin das Gesicht beim Beten (besonders bei der ק"ש) zu richten sei, nämlich nach der Gegend des ehemaligen Tempels, wobei die Collisionsfälle beim Reiten, Fahren und auf dem Schiffe in Betracht gezogen werden (IV, 5. 6). Im Folgenden werden ähnliche Fragen hinsichtlich der ש"ע erörtert (V), was das Grüßen und die Irrungen, namentlich des Vorbeters betrifft, und wie man sich dabei zu verhalten. Auch hier tritt der Ernst so lebendig hervor, daß (1) gesagt wird, daß, wenn während des Gebetes selbst der König Einen grüßt, man ihm nicht antworten, und wenn eine Schlange um seine Ferse sich gewunden hat, man nicht inne halten solle — was freilich von den Erklärern dahin beschränkt wurde, daß jede Lebensgefahr dies aufhebt. Auch wird gelehrt, daß jeder Irrthum bei diesem Gebete eine schlimme Vorbedeutung sei (5). Hierauf folgen die Segenssprüche bei einzelnen Vorkommnissen, sowie das Tischgebet, und unter welchen Bedingungen dies von Zusammenspeisenden gemeinsam und mit besonderen Formeln gesprochen werden muß. Hier hat die Kasuistik ein weites Feld, und Zahl, Gelegenheit und Personen werden von allen Seiten beachtet (VI. VII.). Der Abschnitt VIII

führt die entgegengesetzten Bestimmungen, welche hinsichtlich der Gebete von den Schulen Hillel's und Schammai's getroffen worden, auf. Sie betreffen die kleinsten kasuistischen Bedingungen, wie z. B. ob man den Segensspruch am Feiertage zuerst über den Tag, dann über den Wein sprechen, ob man zuerst die Hände waschen und dann den Becher füllen soll, oder umgekehrt u. dgl. m., und erweisen so, wie weit die kasuistische Verästelung innerhalb der juridischen Anschauung religiöser Dinge bereits längere Zeit vor der Zerstörung Jerusalems gediehen war. Denn man darf hierbei niemals vergessen, daß diese Streitfragen nicht aus bloßer Streitsucht, nicht aus der Begierde, Gesetze zu schmieden, hervorgegangen, sondern einfach als Consequenz aus dem Prinzip, auf welchem man feststand, aus dem Rechtsprinzip, aus welchem heraus eine Frage die andere, eine Entscheidung die andere unvermeidlich nach sich zog, daß aus diesem Prinzipe die nebensächlichste Form dieselbe Wichtigkeit als Erfüllung der Rechtsforderung gewann, wie die erste und hauptsächlichste, und darum mit demselben Ernste, mit demselben heiligen Willen behandelt wurde. Hieran schließen sich nun noch Bestimmungen über Segenssprüche in mannigfaltigen Fällen, z. B. bei Sternschnuppen, Erdbeben, Gewitter, Sturm, beim Anblick des Meeres, Regen u. s. w. (IX.) Es gilt hier der schöne Grundsatz (5): „Der Mensch ist schuldig, für das Böse Gott ebenso zu danken, wie für das Gute."

Diese kurze Uebersicht wird, ohne Einzelnheiten stofflich zu erörtern, genügen, den juridischen Standpunkt des Talmuds hinsichtlich des Gebetes anschaulich zu machen. Die Quellen sind auch deutlich zu verfolgen. In der Thorah heißt es: „Es sollen diese Worte, die ich Dir heute gebiete, in Deinem Herzen sein, und Du sollst sie einschärfen Deinen Kindern, und davon reden, so Du sitzest in Deinem Hause, und so Du gehest auf dem Wege, und so Du Dich niederlegst, und so Du aufstehst" (5. Mos. 6, 6. 7.). Es ist dies eine allgemeine religiöse Vorschrift, sich von der Gotteslehre ganz erfüllen zu lassen, seine Kinder darin zu unterweisen, und sich mit ihr zu allen Zeiten und in allen Lagen, ganz unabhängig von äußeren Bedingungen zu beschäftigen. Sobald man sich aber auf den Rechtsstandpunkt stellte, diese Schriftworte als eine Rechtsforderung begründend erachtete, mußte auch ein bestimmtes, concretes Rechtsobject gefordert werden. „Diese Worte", die z. B. auch

Aben-Esra von allen Geboten verstand, und das בם mußten für bestimmte Abschnitte erklärt werden, und zwar dieses Stück selbst (5. Mos. 6, 4—9.), das mit fast gleichen Worten endende 5. Mos. 11, 13—21 und das Gesetz 4. Mos. 15, 37—41. Hieraus folgerte nun, daß diese Stücke jeden Tag gelesen werden mußten, und zwar Morgens und Abends (בשכבך ובקומך) und so kasuistisch weiter. Es fragt sich z. B. warum das Stück über Zizith (4. Mos. 15, 37 ff.) auch zur Nacht gesagt werden solle, da es zwar des Auszuges aus Egypten erwähnt, aber doch die Zizith zu dieser Zeit nicht gesehen werden können (וראיתם אתו) und nicht angesehen werden? Die Antwort lautet: weil es 5. Mos. 16, 3 heißt: „Damit Du gedenkest des Tages Deines Auszuges aus dem Lande Mizrajim כל ימי חייך", was nun nicht „alle Tage deines Lebens", sondern „die ganzen Tage deines Lebens" erklärt wird, so daß ימי חייך die Tage, כל ימי חייך Tag und Nacht bedeuten (I, 5). Allein gerade aus dieser Stelle erkennt man, daß der Gebrauch nach der allgemeinen Rechtsfolgerung bisweilen schon längst bestand, bevor es gelang, einen Anhalt in einem Schriftworte und dessen nicht selten gezwungener Auslegung zu finden. Denn Rabbi Elieser ben Asarjah sagt, daß er beinahe (oder wie) 70 Jahre alt gewesen, ohne so glücklich zu sein, einen Beweis hierfür zu wissen, bis Ben Soma diese Erklärung vorgetragen — während allerdings die Weisen die Stelle ganz anders erklärten, nämlich ימי חייך bedeute diese Welt, כל ימי חייך die Zeiten des Messias.

Es resultirt hieraus Folgendes. Allerdings wurde auch vom Talmud festgehalten, daß das Gebet seiner Natur entsprechen und mit Andacht und Weihe vollzogen werden müsse. In unserer Mischna selbst (IV, 3) heißt es: „Wer sein Gebet zu einem fest bestimmten Geschäfte (קבע von קבע, chald. festsetzen[1]) macht, dessen Gebet ist

1) Derselbe Grundsatz aus dem Munde eines andern Talmudlehrers findet sich bekanntlich auch P. Aboth II, 18, und das קבע, welches auch an dieser Stelle gebraucht wird, erhält sein rechtes Licht durch den Satz ibid. I, 15 wo das Studium des Gesetzes zum קבע zu machen vorgeschrieben wird. Dieses Studium als Beschäftigung des Verstandes kann zur festgesetzten Zeit vorgenommen und wie eine Arbeit behandelt werden, da die Thätigkeit des Verstandes zu aller Zeit zu Gebote steht, während die Anregung der Gefühle, der Aufschwung der Seele nicht zu aller Zeit nach dem Willen der Menschen vor sich geht, sondern theils besondere Veranlassung, theils einen größeren Kraftaufwand des Geistes erfordert.

kein wahrhaft andächtiges.“ Man könnte fragen, wie diese Vorschrift sich mit der Festsetzung bestimmter Gebetzeiten und der unbedingten Schuldigkeit, dieselben einzuhalten, vertrüge? Aber man erinnere sich, daß dem Abhalten des Gebetes hinsichtlich der Zeitgrenzen doch ein längerer Spielraum gelassen worden, innerhalb dessen man sich sammeln könne. Daher heißt es (V, 1): „Man stehe zum Gebete nur mit andächtig-demüthigem Geiste auf[1]); die früheren Frommen sannen eine Stunde nach und beteten dann, um zuvor ihr Herz zu Gott aufzurichten.“ Gilt dies insonders von der ש״ע, so wird doch Aehnliches auch von ק״ש vorausgesetzt, wie z. B. der Satz (II, 1) andeutet: Wer in der Thora gerade (das ק״ש) liest, wenn die Zeit zum Ablesen desselben eintritt, hat er zugleich seine Andacht darauf gerichtet, so hat er seine Schuldigkeit gethan, hat er dies nicht, so muß er es noch einmal lesen. — Dies aber vermindert in keiner Beziehung die Rechtsforderung, die vorgeschriebenen Gebete mit Beobachtung aller, wie wir sahen, bis ins Kleinste eingehenden Bestimmungen abzuhalten. Wir haben die als allgemeines Gesetz aufgestellte Mischna citirt (I, 4), nach welcher es Niemandem gestattet sei, selbst nicht einmal die an einem Ort gebräuchlichen Formeln zu verlängern, zu verkürzen oder zu modificiren. Es war der Folgezeit daher nur gestattet, neue Gebetstücke hinzuzufügen, nicht aber mit den gegebenen Veränderungen zu treffen. Es lag dies auch vollständig im Prinzipe. Da, wo im Gesetze einem Richter die Entscheidung nach ganz kasuistischen Verhältnissen vorliegt, darf er sich von den Deductionen weder des Anklägers, noch des Vertheidigers leiten lassen, sondern muß sich sorgfältig an die Bestimmungen des Gesetzes halten. War also das Gesetz entweder aus der göttlichen Quelle der Offenbarung, oder aus den Bestimmungen der Autoritäten, oder aus den übereinstimmenden Folgerungen der Gelehrten, oder aus dem später begründeten Gebrauch geflossen, so war dies Alles Rechtsgesetz und dem Individuum gegenüber Rechtsforderung, die nur durch die genaue Befolgung befriedigt werden kann. Daß man daher im Talmud eine Reform des Judenthums, oder nur in diesem oder jenem Talmudisten einen Reformer hat finden oder eine Reform durch den Talmud hat begründen

1) מתוך כיבד ראש wird übereinstimmend von den Erklärern mit הכנעה ויראה gedeutet.

wollen, kann nur auf einer Verkennung des Talmuds in seinem Geiste, in seinen Prinzipien und in seinen konkreten Bestimmungen beruhen. Reform heißt Umgestaltung nach geistigen, zeitlichen und örtlichen Bedürfnissen, und ist so das Gegentheil von Rechtsprinzip, Rechtsforderung und rechtlicher Schuldigkeit.

5.

Das Gebiet, welches dem Gebete am nächsten liegt, ist das der Barmherzigkeit, der Wohlthätigkeit. Wir können es gewissermaßen als ein mittleres ansehen. Denn allerdings findet hier ein striktes Rechtsverhältniß noch nicht statt, weil in den Akten der Wohlthätigkeit für eine Leistung noch keine Gegenleistung geschieht. Eine wohlthätige Handlung ist daher immer noch ein Akt der freien Geistesbewegung, der eigenen Selbstbestimmung, und erhält durch diese ihren eigentlichen Werth. Von der andern Seite tritt dennoch ein gewisses Rechtsverhältniß im höheren Sinne ein, wie überall, wo es sich um eine Beziehung zwischen Mensch und Mensch handelt. Denn aus einem höheren Gesichtspunkte hat der Dürftige einen Rechtsanspruch an den, der Ueberfluß hat, und betrachten wir die Menschheit als eine Gesammheit und ihr Besitzthum als ein Ganzes, so wird innerhalb gewisser Grenzen eine Rechtsforderung dem Gliede, welches Mangel leidet, an ein anderes, welches über das Bedürfniß hinaus besitzt, zuzugestehen sein.

Das mosaische Gesetz hat dieses eigenthümliche Verhältniß anerkannt. Es hebt einerseits die Wohlthätigkeit als Handlung des völlig freien Willens hervor. Es subsumirt die Wohlthätigkeit als Heiligung unter die Bethätigung der Liebe (3. Mos. 19); es sagt (5. Mos. 15, 7 ff.): „So aber unter Dir sein wird ein Dürftiger, einer Deiner Brüder in einem Deiner Thore in Deinem Lande, das der Ewige, Dein Gott, Dir giebt, so verhärte nicht Dein Herz und verschließe nicht Deine Hand vor Deinem dürftigen Bruder; sondern öffnen sollst Du ihm Deine Hand und leihen sollst Du ihm zur Genüge seines Mangels, was ihm mangelt. Geben sollst Du ihm und in Deinem Herzen nicht leid sein lassen, daß Du ihm gebest: denn um dessentwillen wird der Ewige, Dein Gott, Dich segnen in all Deinem Werk und in allem Schaffen Deiner Hand.“ Es wird hier also auch ganz besonders auf die Gefühle Rücksicht genommen,

welche mit der That verbunden sind, und nur der Herzensfreudigkeit, mit welcher sie geschieht, das wahre Verdienst zuertheilt. Andererseits aber erkennt das mosaische Gesetz einen Rechtsanspruch der Hülfsbedürftigen an, und formulirt diesen zu konkreten Bestimmungen, indem es dem Fremdling, der Wittwe und Waise und dem Armen den Ertrag des siebenten Jahres, was in demselben ohne Bearbeitung auf Feld, Weinberg oder Oelbaum wächst, ferner die Frucht auf den Rändern des Feldes (פאה), die einzelnen Abfälle (לקט), vergessene Aehren und Garben (שכחה), die Nachlese des Weinberges (עללת), die abgefallenen Trauben (פרט), sowie die zweiten Zehnten des dritten Jahres zuertheilt. Bei einem ackerbauenden Volke war dies von großer Bedeutung: es war hiermit für den Unterhalt der Armen gesorgt, und doch nur so, daß es vom Ueberflusse des Ertrages geschah, und nach dem Erträgniß des Jahres, nach Fruchtbarkeit oder Dürre, sich richtete. Auch ist nicht zu übersehen, daß in diesen Dingen der Freiwilligkeit noch ein großer Spielraum gelassen wurde, da es auf den guten Willen des Eigenthümers ankam, welche Achtsamkeit er anwenden wollte, um das Ergebniß für die Armen größer oder geringer zu machen. Vor Allem tritt dies hinsichtlich der Ränder des Feldes hervor, und da sich der Abschnitt Peah unmittelbar an Berachoth reiht, so wenden wir uns hier der Mischna wieder zu.

In dem Princip des Talmudismus, wie wir es bis jetzt nachgewiesen haben, lag es, sobald auch nur eine bedingte Art von Rechtsverhältniß vorhanden war, es möglichst in ein unbedingtes zu verwandeln, und darum bietet uns die Peah einen recht schlagenden Beweis hierfür. Anerkannt mußte es werden, daß das Gesetz keinen vollständigen Rechtsanspruch hinsichtlich der Peah constatirt, daß es kein bestimmtes Maß für die stehen zu lassenden Ränder des Feldes festgesetzt hatte, und die Mischna beginnt daher: „Folgende Dinge haben kein gesetzliches Maß: die Peah, die Erstlinge, die Opfergaben bei der Wallfahrt zum Tempel, die wohlthätigen Handlungen und das Gesetzesstudium“ (אלו הדברים שאין להם שיעור Peah I, 1). Aber schon der folgende Paragraph bestimmt, daß die Peah nicht unter dem Sechzigstel sein dürfe, und man war sich dieser Umwandlung eines bedingten in einen unbedingten Rechtsanspruch so bewußt, daß die Mischna hinzugefügt: „Trotzdem gelehrt worden, daß die Peah kein Maß habe.“ אין פוחתין לפאה מששים ואף על פי

שאמרו אין לפאה שיעור, weshalb die Comment. erklären: מדאורייתא אבל מדרבון יש לקצתן שיעור דהא קתני אין פותחין לפאה ששים Das juridische Gewissen ist nicht eher zufriedengestellt, als bis wenigstens ein Minimalsatz festgesetzt war, wozu denn sogleich die Gesichtspunkte hinzugefügt werden, nach welchen das Mehr zu beurtheilen. Es war daher nur ein consequenter Schritt, wenn R. Akiba die Peah für ein ganz concretes Rechtsobjebt erachtete, und sie den anderen Rechtsverhältnissen, die an unbeweglichen Gütern hafteten, völlig gleichstellte (III, 6.),

Von hier aus hat nun die Casuistik einen weiten Spielraum und mußte sich, je weiter sie gedieh, immer üppiger entfalten. Es that hierbei nichts, daß durch die Zerstreuung der Juden aus ihrem Lande auch das Gesetz der Peah nicht mehr anwendbar ward, die casuistische Arbeit ging aus dem bereits Gegebenen immer weiter vor sich, anfänglich weil man keine Tradition verloren gehen lassen wollte, später weil die Geistesthätigkeit an jedem der gegebenen Stoffe sich fortsetzen mußte. Zuerst galt es zu bestimmen, von wo auf den Feldern und von welchen Früchten die Peah zu geben, wobei das Verhältniß zwischen der Peah und dem Zehnten zur Sprache kommt (I.). Alsdann mußte genau festgestellt werden, was eigentlich ein gesondertes Feld, an welchem die Peah zu beobachten sei, und welche Arten der Trennung Absätze bilden, um von dem gesonderten Theil die Peah verlangen zu können. Hierbei stellten die verschiedenen Arten der Pflanzung, sowie die verschiedenen Baumarten und die Weise, wie sie zu Reihen formirt wurden, der Casuistik mannigfaltige Bedingungen (II, 1—6), wozu nun noch Fragen kamen über die Verpflichtung der Peah im Falle der ganzen oder theilweisen Beraubung, des Verkaufs und des Verdingens (II, 7 bis III, 6.). Wie aber seitens der Besitzer somit Rechtsschuldigkeiten statuirt waren, mußten nunmehr auch ebensolche seitens der Empfänger d. i. der Armen eintreten. In wiefern diese sich die Peah selbst zu nehmen, oder von dem Besitzer zu empfangen haben, mit was für Werkzeugen, zu welchen Tageszeiten die Peah einzuholen u. s. w., wird näher bestimmt (IV, 1 – 5). Knüpft die Mischna hieran zunächst die Bestimmungen über Nachlese und Vergessenes, wobei bis auf die einzelne Aehre gerücksichtigt wird, die beim Schneiden vergessen worden, bevor noch das ganze Feld geschnitten ist (so nämlich, daß, wenn die Spitze dieser Aehre noch in das Stehengebliebene hinreicht, sie nicht

zum Vergessenen gehört), auch wer die Ursache des Vergessens ist, welche Stellung die Garben haben und von welcher Zahl sie sein müssen, um als Vergessenes zu gelten oder nicht u. s. w., was dann wieder seine Weiterungen betreffs der Bäume und Weinberge findet — so kommt die Mischna zuletzt zu den Bestimmungen über diejenigen, welche zur Peah, Nachlese u. s. w. berechtigt sind, wobei sie feststellt, unterhalb welcher Grenze an Besitzthum das Recht der Peah beginnt, nämlich sobald Jemand auch nur das Geringste unter 200 Sus besitzt, oder mit weniger als 50 Sus Geschäfte treibt. Es ist hier zu bemerken, daß in der Consequenz seines Princips der Talmudismus den juridischen Grundsatz des Strafmaßes auch auf das Gebiet versetzen mußte, wo eine menschliche Strafe nicht möglich oder zulässig ist, nämlich den Grundsatz מדה כנגד מדה Maß für Maß, und so finden wir den Grundsatz aufgestellt: Wer nimmt, ohne daß er zu nehmen braucht, wird im höheren Alter anderer Menschen bedürfen; wer aber bedürftig ist und doch nicht nimmt, wird im höheren Alter Andere verpflegen; wer sich ein Gebrechen andichtet um Armenspenden zu erhalten, wird diese Gebrechen wirklich bekommen (VIII, 9 f.).

In ganz analoger Weise werden die anderen Theile dieses Gebietes behandelt; doch da es unser Zweck hier nicht ist, die Gegenstände stofflich erschöpfend zu behandeln, können wir uns mit dem Obigen begnügen.

6.

Von dem Gebete und der Wohlthätigkeit wenden wir uns zunächst zu dem Momente, welches zu den wesentlichsten Aufgaben des Judenthums und des dasselbe bekennenden Volksstammes gehörte, zu der Verhütung und Beseitigung der Abgötterei und des Götzendienstes.

Die heilige Schrift verkündet von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Worte die Lehre von einem einzigen, unkörperlichen Gotte, der durch seine Macht, seine Weisheit und seinen Willen das Weltall und alle Wesen hervorgebracht; sie macht die Erkenntniß und die Anbetung dieses Gottes zur heiligsten Pflicht des Israeliten und dereinst aller Menschen, wogegen Abgötterei und Götzendienst für den Israeliten ein todeswürdiges Verbrechen ist. Diese Gottes-

lehre war für den Mosaismus die Wurzel, aus welcher alle sittlichen und socialen Gesetze, also alles wahrhafte Menschenthum, als Consequenz herauswuchsen, so daß diese mit jener standen und fielen. Für diese Gotteslehre mußte im Volke Israel die erste feste Grundlage mitten in der ganzen heidnischen Welt gelegt werden. Alle Nationen der Erde waren zu jener Zeit der Abgötterei und dem Götzendienste anheimgefallen. Was auch in jüngster Zeit die Gelehrten über eine reinere Gottesidee, die ursprünglich den Mythologieen der Völker vorangegangen, verhandelt haben, Niemand kann und wird leugnen, daß in Wirklichkeit sämmtliche Völkerschaften der Erde dem gröbsten Götzenthum in Wort und Werk huldigten. In dem kleinen Volke Israel also sollte zuerst für das gesammte Menschengeschlecht der Gotteslehre ein Boden gewonnen werden. In diesem Stamme selbst aber lebte nur eine schwache Tradition, die in Egypten mythologische Färbung hinreichend angenommen (vgl. 2 Mos. 32, 4—6), und es war daher vorauszusehen, daß, mitten unter heidnische Nationen versetzt, im Schooße Israels selbst ein harter Kampf zwischen der Gotteslehre und dem immer wieder hereinbrechenden Heidenthum stattfinden werde (vgl. 5 M. 21, 16. 20. 29.). Es galt also einen Kampf um die Existenzfrage, und es mußten daher die nachdrücklichsten Maßregeln ergriffen werden, um den Bestand der Gotteslehre in Israel selbst zu sichern und vor dem Einbruch des Heidenthums zu schützen. Die desfallsigen Vorschriften in den fünf Büchern Mos. beziehen sich also wesentlich auf das Verhältniß Israels zum Heidenthume innerhalb des ersteren selbst. Die unerläßlichen Bedingungen waren hier, daß Israel ein eigenes Land zu seinem Sitze erlange, daß die bis jetzt darin wohnhaften heidnischen Stämme daraus vollständig verdrängt, und alle dem Götzenkultus dienenden Gegenstände, seien es Tempel, Haine, Altäre, Bilder, Säulen oder dergleichen, zertrümmert und ihre Reste vertilgt werden, daß eine Vermischung der Israeliten mit ihnen durch Verheirathung vermieden werde. Noch weniger durften die Israeliten Götzenbilder verfertigen, ja nicht einmal die Namen von Götzen im Munde führen (2 Mos. 23, 13.), keinerlei heidnischem Opfer beiwohnen (2. Mos. 22, 19 u. a. O.), insbesondere nicht an dem Menschenopfer des Moloch Theil nehmen (3 Mos. 18, 21 u. a. O.). Die ganze Schärfe des Gesetzes mußte sich aber gegen die Israeliten wenden, welche sich zum Götzendienst verleiten

ließen oder gar ihre eigenen Brüder dazu verleiteten (3 Mos. 20, 2 ff. 5 Mos. 13, 2 ff. u. a. O.). Es ist bekannt, daß diese gesetzlichen Bestimmungen das immer wiederholte Auftreten des Heidenthums im israelitischen Volke zu verhindern dennoch nicht vermochten, daß vielmehr ein tausendjähriger Kampf im Inneren des Volkes darüber entstand. Die mangelhafte Austreibung der heidnischen Völker, das Beispiel der umwohnenden Nationen, der Hang der Israeliten selbst und endlich die Herrschsucht der Könige, welche die Beschränkungen ihrer politischen Macht durch das mosaische Gesetz zu beseitigen trachteten, gaben dem Heidenthume immer neue Nahrung, und brachten so den religiösen und sittlichen Verfall immer näher. Hiergegen traten nun die Propheten auf und es ist der eigentliche Inhalt und Beruf des Prophetenthums, gegen das Heidenthum in Israel und seine unsittlichen Folgen zu kämpfen, was es allerdings nur vermochte, indem es dennoch einen starken Anhalt für die Gotteslehre in einem Theile des Volkes vorfand. Freilich konnte es dem Prophetenthum hierbei nicht beikommen, die *speciellen* Vorschriften des mosaischen Gesetzes gegen den Götzendienst einzuschärfen und etwa durch neue zu ergänzen — dazu fehlte alle Opportunität — sondern es konnte nur jene schon in den fünf Büchern Mosis angedrohte Bestrafung des ganzen Israels durch Vertreibung aus dem Lande, Zerstreuung und Knechtschaft unter den Völkern immer und immer wiederholen und in erschütternden Gemälden ausführen, jede Verbindung mit den heidnischen Völkern verdammen, und gegen diese selbst, so weit sie auf die Richtung und das Schicksal Israels einwirkten, ihre Strafverkündigungen richten. Was so lange und so oft vorausgesagt worden, traf ein: der Fall des israelitischen und judäischen Staates, die Zerstörung Jerusalems, die Wegführung des Volkes nach den assyrischen und babylonischen Ländern. Es ist aber ebenso bekannt, daß der Theil des Volkes, welcher aus dem Exil nach Jerusalem zurückkehrte, alles Heidenthumes von dieser Zeit ab durchaus baar war. Während an der letzten Schwelle des Exils noch der gewaltige Prophet, dem wir den zweiten Theil des Jesaias verdanken, gegen den Götzendienst in Israel eifert, zeigen die noch dem Exil lebenden Propheten keine Spur davon. Sie eifern gegen schlechte Opfergaben, Vorenthaltung der Zehnten und Hebe, gegen eheliche Vergehungen, Esra gegen die Verheirathung mit fremden Weibern, Nehemia gegen

den Wucher, die Entweihung des Sabbaths, aber nirgends gegen den Götzendienst. Fortan blieb Israel frei hiervon. Aber nicht bloß im eigenen Lande, auch unter den in Innerasien Zurückgebliebenen ersteht bald eine treue Anhänglichkeit an die Gotteslehre, das väterliche Gesetz, die väterliche Sitte. Wie dieser Wandel in so kurzer Zeit geschah, ist in geschichtliches Dunkel gehüllt. Wir können nur voraussetzen, daß eben im Exil eine Sonderung zwischen den Theilen des jüdischen Volkes, welche die Gotteslehre festhielten, und denjenigen, die von ihr abgefallen, leichter vor sich ging, die letzteren in die heidnischen Völker aufgingen, die ersteren abgesondert bestehen blieben, sich zur Rückkehr nach Jerusalem entschlossen, oder doch in der Fremde sich um die Standarte ihres Glaubens enger schaarten. Ein Kampf gegen das Heidenthum erstand für Israel erst dann wieder, als das letztere mit Gewalt Eingang und Herrschaft auch bei Israel erlangen wollte. Jetzt aber konnte es nur bei denen ihm gelingen, welche der grausamen Behandlung oder der Verlockung durch reiche Belohnungen nicht genug widerstehen konnten, und eben nur so lange, als diese Gewaltthaten dauerten. Jedes Mal erhob sich das Volk zum Kampfe, focht diesen gegen die Syrer siegreich, gegen die Römer unglücklich aus. Daß während dieses Kampfes der Fanatismus nicht ausblieb und die mosaischen Verbote viel strenger genommen wurden, lag in der Natur der Sache, und haben wir bei einer anderen Gelegenheit ausgeführt.

In eine völlig andere Stellung gerieth aber nun der Talmudismus dem Heidenthume gegenüber. Es galt nicht mehr, wie für den Mosaismus und das Prophetenthum, Abgötterei und Götzendienst in Israel zu unterdrücken und aus den Grenzen des eigenen Landes hinauszuschaffen; es galt nicht mehr, wie zur Zeit des zweiten Tempels, das Nationalheiligthum, und die Bewohner des eigenen Landes gegen die gewaltthätigen Uebergriffe des Heidenthums zu schützen. Das Nationalheiligthum lag in Trümmern, Israel war aus dem eigenen Lande vertrieben und zu Zeiten durch Gesetze aufs Strengste von dessen Grenze fern gehalten. Dagegen waren die Juden mitten unter die Heiden zerstreut, theils in größeren, theils in kleineren Gemeinden, theils als Individuen in den verschiedensten Ländern zersplittert, und, so sehr man auch ihrer Treue für den väterlichen Glauben gewiß sein konnte, und wußte,

daß der Gegensatz des ganzen jüdischen religiösen, sittlichen und sozialen Lebens gegen das heidnische so groß war, daß an einen Uebergang oder eine Vermittelung nicht zu denken war, so lag es doch ob, eine Verminderung des Abscheus gegen Alles, was zum heidnischen Kultus und Leben gehörte, die durch den täglichen Verkehr herbeigeführt werden konnte, zu verhindern. Es lag in dem Wesen des Talmudismus, dies lebhaft aufzugreifen, und in seinem Prinzipe, es, nicht von Haß und Strenge geleitet, sondern in der juridischen Consequenz, in der individualisirenden und casuistischen Weise, durchzuführen. Denn so streng dies Letztere auch ausfallen mußte, so haben wir doch früher ein Mal nachzuweisen Gelegenheit gehabt, daß der Talmud z. B. Betreffs der plastischen Kunst lange nicht so streng verfuhr, wie die Juden in Palästina während des letzten Jahrhunderts ihres selbständigen Wohnens alldort. Betrachten wir dies näher, indem wir uns jedoch auch hier lediglich auf die Besprechung der Mischna Abodah sarah beschränken.

Wir bemerken voraus, daß die Mischna lediglich von עכ"ם d. i. עובדי כוכבים ומזלות d. i. Götzendienern und עבודה זרה d. i. Götzendienst und Götzen handelt. Wer dies bezweifeln wollte, braucht nur I, 3. auf die dort angeführten Feste, Kalenden, Saturnalien u. dgl. zu sehen, die lediglich heidnische, besonders römische Feste waren. Genau genommen sind daher alle diese Bestimmungen lediglich gegen das Heidenthum gerichtet, wie denn auch das Christenthum der Zeit nach erst eine spätere Berücksichtigung hätte finden können und der Islam erst fast vier Jahrhunderte nach der Abfassung der Mischna entstand. Allerdings blieben jedoch mancherlei Bestimmungen auch den Bekennern dieser beiden Religionen gegenüber in Vorschrift und Brauch. Zunächst zieht die Mischna die Betheiligung am heidnischen Kultus in irgend welcher Art in Betracht und beginnt mit dem Verbote, drei Tage vor den Festen der Heiden mit diesen irgend Geschäfte zu machen, von ihnen oder ihnen zu leihen, ihnen zu zahlen oder von ihnen Zahlung zu empfangen. Weder eine Erleichterung, die R. Jehuda, sich von ihnen bezahlen zu lassen, noch eine Erschwerung, die R. Ismael beabsichtigte, das Verbot auf drei Tage *nach* dem Feste auszudehnen, drang durch. Da die heidnischen Feste theils als öffentliche (feriae publicae), theils von einzelnen Personen oder Familien (feriae privatae) gefeiert wurden, so bestimmt die Mischna, daß dieses Verbot für

allgemeine Feste allgemein, für Privatfeste auf die betreffenden Personen sich bezieht. Wenn ein Fest in einer Stadt gefeiert wird, so darf der Israelit nicht dahin gehen, es sei denn, daß der Weg durch dieselbe anderswo hinführt (I, 1—4.). — Den zweiten Gegenstand bildet der Verkauf von Dingen, die zum heidnischen Kultus gebraucht werden könnten. Alle Dinge, die gar nicht anders als zum Götzendienste gebraucht werden, und solche Dinge, die zwar auch anderweitig gebraucht werden, aber ausdrücklich als für den Götzendienst bestimmt bezeichnet worden sind, dürfen an Götzendiener nicht verkauft werden. Es schließt dieses Verbot alles großes Vieh, Kälber und Eselsfüllen ein, und überläßt nur kleines Vieh dem Ortsgebrauche, ob es verkauft werden dürfe oder nicht. So wird denn auch festgestellt, an welchen Bauten den Heiden zu helfen erlaubt sei? Wo dies der Fall ist, so muß doch der Jude an den Stellen aufhören, wo man die Götzenbilder aufzustellen pflegt. Geschmeide für die Götzen zu machen ist verboten. In welchen Ländern es gestattet ist, den Götzendienern Häuser und Aecker zu verkaufen und zu vermiethen, wobei eben ein Unterschied zwischen dem h. Lande, Syrien und den übrigen Ländern gemacht wird. Vermiethet darf unter keiner Bedingung ein Wohnhaus werden, weil jeder Heide in ein solches ein Götzenbild hineinstellt (5—9). — Hierauf folgen Vorschriften über den persönlichen Verkehr mit Götzendienern (II, 1. 2.), wobei eine enorme Strenge sich geltend macht, die mit den Verboten der Ultramontanen in der katholischen Kirche gegen die Juden vollständig wetteifert, und in der Praxis nicht durchdrang, sondern gar bald geradezu aufgehoben ward, weil die daraus nothwendig erfolgende Feindseligkeit (איבה) davon zurückhalten mußte. Hieran reihen sich die Bestimmungen über die Dinge, welche von Heiden zu kaufen gänzlich verboten, welche zur Nutzung erlaubt und welche selbst zu verzehren erlaubt seien. Der hierbei vorherrschende Grundsatz ist selbstverständlich wiederum, daß die Strenge des Verbots sich nach dem Maße richtet, wie diese Dinge mit dem Götzendienste in Verbindung stehen. Die Hauptrolle spielt hier der Wein von Götzendienern (יין נסך), und da hier die Kasuistik auf das Weiteste sich ausbreitet, wollen wir als auf ein eklatantes Beispiel hier etwas näher darauf eingehen. Zum Verständniß müssen wir jedoch eine Bemerkung vorausschicken. Trankopfer oder Spenden von Wein oder einigen andern Flüssig-

keiten kamen bei Griechen und Römern nicht blos in Verbindung mit Brandopfern und als selbständige Opfer, wie bei Gebeten um Gelingen eines Unternehmens, bei feierlichen Verträgen und Todtenopfern vor, sondern jeder Heide goß bei dem eigenen Trunke die ersten Tropfen der zu genießenden Flüssigkeit der Gottheit aus, um dadurch den eigenen Trank zu heiligen. (Hom. Il. 7, 480. Virg. Aen. 1, 740. 5, 77.) So geschah es auch besonders bei Toasten und dergleichen. Der Wein eines Heiden war daher zu jedem Genusse verboten, und nicht weniger Essig, der noch bei den Heiden Wein gewesen. Wein eines Heiden, der in Schläuche und Krüge eingefüllt worden, wird nur noch zur Nutzung nicht unerlaubt. Traubenkerne und Hülsen eines Heiden sind nur, wenn sie trocken sind, zur Nutzung erlaubt (3. 4.). Die genauesten Vorschriften werden gegeben, bis wann eine von Heiden getretene Weinkelter gekauft werden dürfe, daß man mit dem Heiden pressen, aber nicht Trauben lesen darf; eine Weinkufe, auf welche der Heide eine Schuldforderung hat, macht, wenn der Heide sich neben ihr befindet, den Wein unerlaubt und dgl. m. Hat ein Jude den Wein eines Heiden rein behandelt und ihn im Bereiche des Heiden gelassen, er befindet sich in einem Hause, das einem öffentlichen Platze zu offen ist und zwar in einer Stadt, worin Heiden und Juden wohnen, so ist der Wein erlaubt, wohnen nur Heiden darin, ist er unerlaubt, hält er einen Hüter dabei, selbst wenn dieser nur ab- und zugeht (IV. 8—12.), so ist er erlaubt. Wenn ein jüdischer Arbeiter von einem Heiden mit der Bestimmung, für ihn am Opferwein zu arbeiten, gemiethet ist, so ist der Lohn unerlaubt; hat er ihn aber zu allerlei Arbeit gemiethet, so ist der Lohn erlaubt. Trauben, auf welche heidnischer Wein gegossen worden, sind erlaubt, sobald man sie abgewaschen; waren sie aufgesprungen, sind sie verboten. Sobald die verbotene Sache der andern einen guten Geschmack giebt, so ist auch diese verboten, sonst erlaubt. Von den vielen einzelnen Fällen, die aufgeführt werden, heben wir nur noch den einen hervor. Wenn ein Jude mit einem Heiden an einem Tische ißt, eine Flasche Wein auf den Tisch und eine auf den Kredenztisch setzt und hinausgeht, so ist die Flasche, die auf dem Speisetische steht, verboten, die auf dem Kredenztische erlaubt; sagte er aber zum Heiden: schenke dir nur ein und trinke! so ist auch die Flasche auf dem Kredenztische verboten (V.). Der Grund hier-

für ist, daß der Heide von dem Weine während der Abwesenheit des Juden sich einschenken und eine Libation machen (für die Götter etwas ausgießen) konnte. Daß übrigens bei derartigen Verboten die Motive nicht immer fest standen, ersieht man aus einer Diskussion zwischen R. Ismael und R. Josua über den Grund des Verbotes von Käse der Heiden (II, 5.), so daß man mit Recht auf den Wegfall eines Verbotes schließen dürfte, sobald Grund und Motiv etwa durch Veränderungen in der technischen Bereitung wegfielen. — Einer genauen Behandlung werden endlich noch die Götzenbilder unterzogen. Man weiß, welche unbegrenzte Ausdehnung die Bilder der Götter und Heroen durch die Entfaltung der klassischen Kunst in der heidnischen Welt erfuhren, so daß nicht allein die Tempel, sondern auch die öffentlichen Plätze, Straßen und Wege mit ihnen angefüllt und selbst die unbedeutendsten Geräthe mit ihnen geschmückt waren. In die Mitte dieser Welt hinausgestreut, mußten die Bekenner des Judenthums in die mannigfaltigsten Berührungen mit dieser Bildnerei kommen. Merkwürdig ist es hier nun, daß die Mischna die unbedingten mosaischen Verbote außerordentlich milderte, wenn sie schon in der Verfertigung von Menschengestalten die in erhabener Arbeit (הצ' בולטת) verbot, dagegen die in eingegrabener Arbeit gestattet (מושצעת): so auch hinsichtlich der Nutzung von Götzenbildern. Während das mosaische Gesetz die völlige Vernichtung der Bilder, die Verbrennung der Materialien derselben in Feuer verlangt und namentlich warnt, des Silbers und Goldes an ihnen nicht zu begehren und es nicht an sich zu nehmen (5. Mos. 7, 25.), verbietet zur Nutzung die vorliegende Mischna (III, 1.) nur solche Götzenbilder, die einen Stab, einen Vogel oder eine Kugel in der Hand haben, was ר"שבג auf alle, die irgend etwas in der Hand haben, ausdehnt; Bruchstücke von Götzenbildern sind zur Nutzung erlaubt, nur eine Hand oder ein Fuß sind verboten, weil diese angebetet werden; Geräthe, auf denen das Bild der Sonne, des Mondes oder eines Drachen, müssen vernichtet werden, was ר"שבג dahin mildert, daß solche Geräthe, wenn sie vorzüglich sind, verboten, wenn sie unbedeutend, erlaubt seien. Wie es mit Häusern, in denen Götzendienst verrichtet worden oder die an Götzentempeln standen, mit Götzenhainen, Bäumen, unter denen ein Götzenbild steht u. s. w. zu halten, wird auf's Genaueste bestimmt, z. B. man soll sich nicht in den Schatten eines solchen Baumes setzen, Holz,

von einem Götzenhaine genommen, ist zu aller Nutzung verboten, hat man Brod damit gebacken, ist jede Nutzung von diesem verboten, hat man von einem solchen Baume ein Webeschiff gemacht, ist jede Nutzung, selbst das damit gewirkte Kleid verboten u. s. w. (III). Dagegen findet hier eine geringere Strenge darin statt, wodurch ein Götzenbild als solches aufgehoben wird. Schon das Abhauen einer Nasenspitze, Fingerspitze oder eines Ohrzipfels, läßt das Götzenbild nicht mehr als ein solches betrachten. Indeß kann nur ein Heide selbst das Götzenbild nichtig machen, nicht aber ein Jude (IV).

Wer das Obige überblickt, oder in die Einzelheiten noch näher eingeht, wird erkennen, daß die Mischna nicht von dem Motive der Verschärfung allein ausgeht, daß sogar der Gedanke, nur das als götzendienerisch anzusehen, was direkt als solches zu betrachten sei, hier und da durchdringt, daß vielmehr die eigentliche Tendenz dahin zielt, jede Förderung des Götzendienstes und jede Hinführung zu ihm und dessen Gebräuchen zu *verhüten*. Dies macht denn auch den Charakter dieses Theiles der mischnischen Durcharbeitung aus Sie geht über den *juridischen* Standpunkt hinaus, und versetzt sich, um den neueren Ausdruck zu gebrauchen, auf den *polizeilichen* Standpunkt. Wir nehmen hier diesen Ausdruck nicht in dem gewöhnlichen, sondern im wissenschaftlichen Sinne, d. h. nicht in jener, dem Publikum meist unangenehmen Bedeutung von aufgezwungener Bevormundung und einengender Willkür, sondern in der staatswissenschaftlichen, in welcher das Richteramt die Erfüllung der Rechtsforderung und die Bestrafung von Rechtsverletzungen, die Polizei aber zur Sicherung von Leben und Eigenthum im ausgedehntesten Sinne, die *Verhütung* von Beschädigung zu bewirken hat. Da hinaus laufen nun die meisten Bestimmungen der Mischna über den vorliegenden Gegenstand. Z. B. das Verbot, an den heidnischen Festen Theil zu nehmen, ist vom Standpunkte der Gotteslehre eine Rechtsforderung; das Verbot aber, drei Tage vorher kein Geschäft mit Heiden zu machen, ist eine Verhütungsvorschrift, eine polizeiliche; das Verbot von dem Weine, welcher zu einem heidnischen Trankopfer verwendet oder von dem eine Libation gemacht worden, zu genießen, ist eine Rechtsforderung, denn dieser Wein ist hierdurch heidnisch-kultuell geworden; aber das Verbot von dem Weine des Israeliten zu genießen, wenn dieser das Zimmer verlassen hatte, ist ein polizeiliches, weil es nur auf der Voraus-

setzung einer Möglichkeit beruht, während der Richter den Erweis der Wirklichkeit fordern muß. Wie wir in dieser unserer ganzen Abhandlung nirgends ein subjektives Urtheil geben, sondern nur das objektive Verständniß der charakteristischen Momente im Talmudismus fördern wollen, so ist mit der näheren Bezeichnung, die wir gegeben, auch noch kein Urtheil beabsichtigt. Denn wer weiß nicht, daß keine Gesellschaft polizeilicher Bestimmungen entbehren könne, und daß diese z. B. für die öffentliche Gesundheitspflege von unschätzbarem Werthe sind. Dies läßt sich aber nicht verkennen, daß gerade durch die oben gezeichnete mischnische Durcharbeitung die Kluft zwischen den Juden und den Völkern auch in der Zerstreuung der ersteren ungemein vergrößert wurde, und daß namentlich die Vorschriften über den Wein, den Speisegesetzen analog, den geselligen Verkehr zwischen beiden außerordentlich erschwerten. Kann man hierin eine der Wurzeln für die später sich entwickelnde Antipathie gegen die Juden finden, so wurde hierdurch andererseits die Sicherung des Judenthums vor dem Eindringen heidnischer Anschauung und Sitte, diese oberste Mission des Talmudismus, sehr gefördert. Dahingegen erscheint es uns von großem Nutzen, vom Standpunkte der Jetztzeit aus, den Charakter der großen talmudischen, und besonders der mischnischen Arbeit, als des ungetrübtesten Stadiums jener, klar zu erkennen. Wir sehen auf dem uns vorliegenden Gebiete keinen Kampf der Ideen, keinen Kampf um den Bestand, wie in der Thora und in den Propheten, sondern um Sitte gegen Sitte. Die Mischna konnte bereits so fest auf den Monotheismus der Juden rechnen, daß sie in der Verfertigung von Bildern und in der Verwendung von Götzenbildermaterialien sehr gelinde sein konnte; dagegen fürchtete sie den Einfluß des Lebens, des Verkehrs und der Sitte und wandte ihre ganze Strenge gegen diesen. Darum schritt sie auch über den juridischen Standpunkt hinaus, und versetzte sich auf den polizeilichen. Wir haben dies etwas ausführlicher dargestellt, weil sich Aehnliches in analogen Zweigen ergiebt. —

7.

Dem Götzendienste tritt das gottesdienstliche Leben gegenüber. Allerdings versteht die heilige Schrift unter Gottesdienst nicht blos den beschränkten Akt, den wir damit bezeichnen, und wenn

sie wiederholt den Israeliten zuruft, „dem Ewigen zu dienen", so heißt dies bei ihr, sich mit der Liebe zu Gott (ואהבת את ה' אלהיך וגו') und mit der Gottesfurcht (ויראת וגו') zu erfüllen, und sie in Wort und That zur Ausprägung und Verwirklichung zu bringen. Wie im Mosaismus Idee und Leben überall Eines sein sollen, so sei auch das ganze Leben des Israeliten ein Gottesdienst. Weit entfernt von jener erkünstelten Askese, welche Gebet- und Bußübungen vom Leben trennt, das letztere als eine niedere Sphäre des Menschen verachtet und es durch jene so viel wie möglich verdrängen und ausfüllen lassen will, soll nach der Thorah das Leben von dem höheren religiösen Geiste nach allen Richtungen hin durchweht und geheiligt werden, und die kultuellen Akte, wenn sie auch für die gesammte Gottesgemeinde ausführlich bestimmt sind, bleiben dem Individuum bis auf wenige frei überlassen. Die Grundlage dieses gottesdienstlichen Lebens ist nun der Sabbath, und ihm wollen wir daher in unserer Untersuchung jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Gehen wir auch hier zuerst von den Bestimmungen der h. Schrift aus.

Aus der Entwickelung der menschlichen Verhältnisse war hervorgegangen: ein mühe- und arbeitsvolles Leben zur Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse, die Dienstbarkeit des Geistes zu diesem Zwecke und das Versinken des Geistes in diese und in eine dem sinnlichen Leben analoge Begriffswelt. Die Offenbarung hatte nun den Zweck, den Geist des Menschen von dieser Dienstbarkeit und diesem Versunkensein zu befreien, ihm die Erkenntniß Gottes und des göttlichen Rechtes und dadurch das Bewußtsein seiner höheren Bestimmung, nämlich der Heiligung, d. i. der Verähnlichung mit Gott zu geben. Zur Befreiung des menschlichen Geistes von der materiellen Lebenssphäre sollte nun der Sabbath das vorzüglichste Werkzeug sein. Er besteht daher in zwei Momenten: 1) in einem vollständigen Aufhören aller Arbeit (נוח, שבת) und 2) in der Erhebung des Geistes als Loslösung von dem das materielle Leben betreffenden Gedankenkreise (ונפש, vgl. 2. Mos. 23, 12. 31, 17), als religiöse Erfüllung und Erhebung zu Gott, d. i. Heiligung (קדש) (s. hierüber Ausführliches in unserem Commentar zum vierten der Zehn-Worte). Darum heißt es schon in der ersten Begründung des Sabbaths (1. Mos. 2, 2. 3.) „Gott ruhete am siebenten Tage" und dann „Gott segnete und heiligte den siebenten Tag, weil er an ihm von all seinem Schöpfungswerke geruht."

Ebenso im vierten Worte (2. Mos, 20, 8—11) „Gott segnete den Ruhetag und heiligte ihn", weil er am siebenten Tage nach Vollendung der Weltschöpfung geruht. Auf dem Momente der Ruhe also soll sich die Heiligung des Menschen erheben; denn Gott heiligte diesen Tag, heißt nichts Anderes, als er heiligte ihn für den Menschen, daß er diesem heilig sei, daß sich der Mensch an ihm heilige. Darum heißt er „Ruhetag dem Ewigen, deinem Gotte, geheiligt" (שבת לה' אלהיך, יהיה לכם קדש שבת שבתון לה', שבת קדש לה' 2. Mos. 16, 23. 25. 31, 14. 15. 35, 2. 3. Mos. 23, 3.). An den beiden Hauptstellen über den Sabbath wird daher 2. Mos. 20, 8. den Israeliten befohlen, diesen Tag zu heiligen, und 2. Mos. 31, 13 als Zweck ausgesprochen „daß ihr erkennt, daß ich der Ewige, der euch heiliget", der will, daß ihr euch heiliget und euch hierzu den Sabbath instituirt hat. Ganz im Geiste der Thorah wird behufs dieser Heiligung, dieser religiösen Erhebung des Geistes nur für die Gesammtheit ein doppeltes Tagesopfer und, was noch wichtiger, eine מקרא קדש eine heilige Festversammlung, eine Zusammenberufung des Volkes zum Heiligthume (3. Mos. 23, 3.), was natürlich später sich auf die Bewohner Jerusalems beschränken mußte, vorgeschrieben, und die erst mit der Einrichtung von Synagogen für alle Individuen zu einer erhöhten Verpflichtung, an diesem Tage die Synagoge zu besuchen und die Vorlesung und Erklärung der Thorah zu hören, wurde. Was das Ruhen betrifft, so giebt die Thorah keine nähere Definition dessen, was Arbeit heißt. Sie überläßt dies dem allgemeinen Verständniß und der gewissenhaften Anschauung des Einzelnen, so wie der Auslegung der Autoritäten [1]). Das Verbot „irgend einer Arbeit", wie sie an den sechs Werkeltagen verrichtet wird, der Begriff des שבת und noch mehr des נוח, die Ausdehnung dieser Ruhe auf alle Diener und Fremdlinge und endlich auf alle Hausthiere konnten die Bedeutung nicht zweifelhaft lassen. Verstärkt wurde dies durch die ausdrückliche Bemerkung, daß auch drängende Umstände das Gebot der Ruhe nicht aufheben dürften, so daß z. B. weder Aussaat noch Ernte die Arbeit am Sabbath motiviren dürfte (2. Mos. 34, 21.). Aber das Unterlassen der Arbeit selbst hatte seine eigentliche Bedeutung und seinen Zweck nicht in dem Ruhen an sich — dazu wechselt ja die Nacht mit dem Tage —, sondern

1) Davon giebt 4 Mos. 15, 32 ff. selbst ein Beispiel.

vielmehr in dem dadurch bewirkten und allein ermöglichten Heraus-lösen aus dem materiellen und bürgerlichen Treiben, in der Trennung von den gewöhnlichen Thätigkeiten und Beschäftigungen, und von der Befangenheit des Geistes innerhalb dieser. Deshalb wurden, zur Verdeutlichung für das Volk, zweierlei Verrichtungen am Sabbath als verboten ausdrücklich hervorgehoben: sich von seinem Orte zu entfernen (2. Mos. 16, 29. vgl. 4. Mos. 15, 32.), und am Sabbath zu backen und zu kochen (das. V. 23.). An das letztere reiht sich eine Verhütungsvorschrift, kein Feuer in den Wohnungen am Sabbath anzuzünden (2. Mos. 35, 3.), was absolut nur im arabischen und palästinensischen Klima möglich war.

Die Propheten haben den fundamentalen Charakter des Sabbaths für das ganze religiöse Leben des Menschen vollständig begriffen, und so wenig dieselben sonst auf das cultuelle und ceremonielle Wesen eingehen, begegnen wir bei ihnen doch der Einschärfung des Sabbaths häufig. Auch bei ihnen wird das zweifache Moment des Sabbaths hervorgehoben. Die Hauptstelle ist Jesaias 58, 13. Hier wird das Ruhen besonders als „kein Geschäft zu thun", „keine Wege zu thun, kein Geschäft zu suchen" definirt; aber hinsichtlich der Erhebung des Geistes wird sogar untersagt, „Geschwätz zu schwatzen", also den Tag mit leeren, eitlen Dingen, dem Reden und der Beschäftigung mit solchen zu verbringen, und verlangt, ihn zu ehren als dem Ewigen geheiligt, ihn „Wonne zu nennen", d. h. an ihm sich mit höherer Begeisterung zu erfüllen und dadurch höhere Freuden zu genießen. Jeremias 17, 19 ff. verbietet insonders „eine Last aus den Häusern zu tragen, von Außen in die Stadt zu kommen", und schärft ein „den Ruhetag zu heiligen". Vgl. auch Jecheskel 20, 20.

Die geschichtlichen Bücher der h. Schrift zeigen uns, daß, wenn auch das Sabbathgesetz zu manchen Zeiten wenig beachtet wurde, die Institution des Sabbaths doch zu aller Zeit bestehen und aufrecht blieb. Man lese z. B. 2. Kön. 4, 22. 23., wo es freilich scheinen möchte, daß das Reiten am Sabbath nicht für unerlaubt angesehen ward. Denn da die Frau befiehlt, ihr eine Eselin zu satteln, um zu dem Manne Gottes zu eilen, frägt der Mann sie, warum sie sich dahin begeben wolle, da es doch kein Sabbath sei? Es geht daraus hervor, daß man sich am Sabbath um prophetische Männer zu versammeln pflegte, ihre Vorträge zu hören und mit ihnen den Tag zu verbringen. Aber das Satteln der Eselin hätte

ihn verhindern müssen, die Frage so zu stellen. Ebenso zeigt 2. Kön. 11, 5 ff., daß die Abtheilungen der Leviten ihren Wochendienst am Sabbath antraten. Eine besondere Bedeutung hat noch Nehem. 13, 15., wo dieser für das Judenthum so hochwichtige Mann, der so sehr eingerissenen Verletzung des Sabbaths, daß die Fischer und Landleute am Sabbath nach Jerusalem kamen, um ihre Waaren dort auf den Märkten zu verkaufen, entschieden entgegentrat, und verbot, am Sabbath die Kelter zu treten, Garben einzubringen, Esel zu beladen, Lasten zu tragen und Handel zu betreiben. Dies ist es, was uns die heilige Schrift über den Sabbath bietet, und sehen wir nun zu, wie dieser Stoff von der Mischna in dem Tractat Sabbath behandelt wird. Wir erkennen dies am besten, indem wir die umfangreiche Abhandlung durchgehen und ihren Inhalt skizziren.

Die Mischna beginnt mit der Frage über das Hinein- und Herausbringen einer Sache am Sabbath. Sie nimmt hierbei die geringste Entfernung, nämlich wenn Einer sich vor, Einer sich im Hause befindet, und schließt somit weitere Entfernungen aus. Auch deutet sie an, daß äußerliche Umstände keinen Unterschied machen, indem sie ihr Beispiel vom Almosenempfangen nimmt. Sie stellt hier fest, daß die von Einem und Demselben vollendete Handlung unerlaubt, die zwischen Zweien getheilte straflos sei. Reicht z. B. Jemand Etwas in ein Haus hinein und giebt es ab, so ist dies straffällig, nimmt, der drinnen ist, es ihm aus der Hand, so ist es straflos, ebenso beim Hinausreichen (I, 1). Hierauf beschäftigt sie sich, darzulegen, daß man vor Beginn des Sabbaths keine Arbeit anfangen dürfe, die nicht auch vor demselben beendet werden kann.[1]) — Der zweite Abschnitt behandelt das Anzünden des Lichtes zum Sabbath, daß an diesem weiter brenne, was Docht, Brennmaterial und Gefäß betrifft; das Licht auszulöschen, ist nur aus der Furcht vor den Heiden, Räubern und einem bösen Geiste oder um eines Kranken

1) Wenn man einen Blick auf die Paragraphen 5 ff. wirft, so überzeugt man sich, daß es ein Irrthum ist, wenn gewöhnlich angenommen wird, daß die extreme Veräußerlichung in der Casuistik erst in der späteren Zeit stattfand. Es versteht sich, daß die Durcharbeitung bis ins Kleinste hinein eine Arbeit war, die sich erst mit den Jahrhunderten vollenden konnte; aber die Tendenz dazu war bereits in den Schulen Hillel's und Schammai's völlig ausgeprägt vorhanden. Bei aller Fruchtbarkeit der Einbildungskraft ist das Leben doch immer reicher an Mannigfaltigkeit als jene.

willen, daß er einschlafe, erlaubt, um Lampe, Oel oder Docht zu schonen, unerlaubt. — Unter welchen Bedingungen ein Wärmofen für gekochte Speisen am Sabbath benutzt werden dürfe, womit er geheizt sein müsse, wenn er für einen oder zwei Töpfe gebraucht wird, bestimmt der III. Abschnitt. Bis zu welcher Aengstlichkeit hier die einzelnen Bestimmungen geführt werden, ersieht man daraus, daß kaltes Wasser am Sabbath nicht durch warmes erwärmt werden darf, daß kein Gefäß unter die Lampe gestellt werden darf, um das herunterträufelnde Oel aufzufangen, eine neue Lampe zwar von einem Orte zum andern zu tragen gestattet ist, aber keine gebrauchte, daß man zwar, um Funken aufzufangen, ein Gefäß unter die Lampe setzen, nicht aber Wasser hineinthun darf, weil man dadurch die Funken löscht u. s. w. Ergänzend erklärt der IV. Abschnitt, wo und wie man Töpfe zum Warmhalten der Speisen einsetzen dürfe. — Der V. und VI. Abschnitt legen dar, womit Thiere, Männer und Frauen am Sabbath ausgehen dürfen und womit nicht. — Der 2. Paragraph des VII. Abschnitt zählt die 39 Hauptarbeiten auf, die am Sabbath verboten sind (אבות מלאכות [1]). An die letzte derselben, das Tragen (המוציא מרשות לרשות), knüpft sich nun eine weitläufige Kasuistik, die bis in den X. Abschnitt reicht; ebenso im XI., was das Werfen und Reichen betrifft. In den Abschn. XII—XV wird festgestellt, welches das geringste Maß der angeführten Arbeiten sei, das der Sabbathverletzung schuldig mache, und erwägt alle möglichen Modificationen, unter denen sie geschehen könnten.[2]) Der

1) Wir zählen sie hier auf: Säen, ackern, ernten, Garben binden, dreschen, worfeln, Früchte säubern, mahlen, sieben, kneten, backen; Wolle scheeren, solche waschen, klopfen, färben, spinnen; anzetteln, zwei Bindelitzen machen, zwei Fäden weben, zwei Fäden (beim Weben) trennen, einen Knoten machen, einen Knoten auflösen; mit zwei Stichen fest nähen, zerreißen, um mit zwei Stichen festzunähen; ein Reh fangen, es schlachten, seine Haut abziehen, sie salzen, das Fell bereiten, die Haare abschaben, es zerschneiden; zwei Buchstaben schreiben, auslöschen, um zwei Buchstaben zu schreiben; bauen, einreißen; Feuer löschen, anzünden; mit dem Hammer glatt schlagen, von einem Ort zum andern tragen.

2) Führen wir ein Beispiel betreffs des Schreibens an. Wer zwei Buchstaben schreibt, mit der Rechten oder mit der Linken, einen und denselben oder zweierlei Buchstaben, mit verschiedener Dinte, aus verschiedenen Sprachen, auf zwei einen Winkel bildende Wände, auf seinen Körper, ist schuldig. Schreibt er aber zwei Buchstaben mit oder in Etwas, worin die Schrift nicht bleibt, z. B. Fruchtsaft, im Staub des Weges, in Streusand, schreibt er sie mit verkehrter

XVI. Abschnitt bestimmt, was und wie man aus einer Feuersbrunst retten dürfte, der XVII. und XVIII. die Geräthe, die man am Sabbath von der Stelle nehmen darf. Der XIX handelt über die Beschneidung am Sabbath. Ueber die Beschäftigung mit Flüssigkeiten, mit den Krippen des Viehes, Umschüttelung des Strohes, dem Abräumen von Dingen, die auf andern liegen, beschäftigen sich kasuistisch die Abschnitte XX und XXI, wie auch XXII mit Diversem.[1]) Der § 6 setzt fest, welche Heilverrichtungen am Sabbath nicht vorgenommen werden dürfen, z. B. Brechmittel nehmen, Kindern die Glieder gewaltsam einrichten, einen Bruch zurückbringen. Der Tractat schließt mit Diversem in den Abschnitten XXIII und XXIV, besonders, daß am Sabbath nichts geliehen und bedungen werden darf, was an Leichen geschehen dürfe, wie man sich mit dem Füttern der Thiere zu verhalten habe u. s. w.

So oberflächlich diese Inhaltsangabe ist, so ersieht man doch schon aus ihr, daß die Mischna das eine Moment der Sabbathfeier, und zwar das Materielle, das Ruhen, allein berücksichtigt und sich eigentlich nur damit beschäftigt, zu bestimmen, was als Arbeit zu betrachten und darum verboten sei, sowie den Conflict des unumgänglichen Bedürfnisses mit dem Sabbathgesetz hinsichtlich warmer Speisen, des Tragens und Hinwegräumens von Dingen, des Feuers und Lichtes, durch Festsetzungen auszugleichen. Ueber das zweite Moment, die Erhebung des Geistes, die eigentliche Heiligung bringt sie nicht einmal eine Andeutung. Sie lehnt sich an die Stellen der heil. Schrift (auch der Proph. und Hagiogr.), welche das Verbot der Arbeit aussprechen; diejenigen aber, welche das positive Element der Weihe und Heiligung betonen, zieht sie nicht in Betracht. Hinsichtlich der Arbeit aber giebt sie keine allgemeine Definition, sondern sie bestimmt dieselbe kasuistisch, und geht dabei von der Ansicht aus: Thätigkeit ist Arbeit. Sie setzt ein Minimum der Thätigkeit als Arbeit fest, und dehnt das Verbot der Arbeit

Hand, mit dem Fuß, mit dem Munde, mit dem Ellenbogen, statt eines Buchstabens irrthümlich zwei u. s. w.. so ist er frei.

1) Führen wir § 5 zur Charakterisirung an. Wer im Wasser einer Höhle oder in den warmen Bädern von Tiberias gebadet und sich abgetrocknet hat, sei es auch mit zehn Tüchern, darf sie selbst nicht wegbringen; haben sich aber zehn Menschen mit einem Tuche Gesicht, Hände und Füße getrocknet, so dürfen sie es fortbringen.

auf dieses Minimum der Thätigkeit aus. Da nun die Kasuistik das Leben nie erschöpfen kann, so blieben und bleiben den folgenden Geschlechtern noch tausend Dinge und Fälle übrig zur Erörterung und Entscheidung, sowie anderntheils viele Bestimmungen der Mischna überflüssig wurden, weil derartige Arbeiten nicht mehr vorkommen. Der Prophet sieht, indem er die Entweihung des Sabbaths nachdrücklich rügt, auf den Zweck des Arbeitsverbotes, indem er mahnt, seinen Fuß am Sabbath zu hemmen, um kein Geschäft zu betreiben. Die Mischna aber zieht den Zweck in keine Betrachtung, sondern nimmt das Arbeitsverbot als das eigentliche und wesentliche Moment objectiv hin. Auf diese Weise erweist die Mischna auch auf diesem Gebiete ihren *juridischen* Charakter. Die Erhebung des Geistes, die Weihe der Seele, die eigentliche Heiligung kann zu keiner Rechtsforderung formulirt werden. Sie ist allerdings die Aufgabe der Religion, und zwar die wesentlichste, und die Religion hat ihre Einrichtungen dahin zu treffen, um diese Aufgabe zu lösen, und den innerlichen Zwecken zu Hülfe zu kommen. Sobald aber ein religiöser Gegenstand vom juridischen Standpunkte aus betrachtet wird, so muß man einen concreten Gegenstand als Rechtsobject haben, und dies ist hier das Unterlassen der Arbeit. Im weitern Verfolg kann aber dann die Bestimmung, was Arbeit sei, nicht der allgemeinen und individuellen Anschauung und Gewissenhaftigkeit überlassen bleiben, sondern es muß juridisch ein Minimum als Grenze der Rechtsforderung festgestellt und dieses Minimum nach allen seinen Modificationen abgegrenzt werden. Ob dem Einen eine Arbeit ist, was dem Andern nach seiner Gewohnheit nur eine leichte Thätigkeit ist und umgekehrt, ob dem Einen eine Last (משא) ist, was dem Andern kaum eine Empfindung von Schwere verursacht, kann juridisch nicht berücksichtigt werden, und für die juridische Folgerung ist der Zweck gleichgültig, sobald die Sache an sich logisch eruirt werden kann. Hiermit analog ist der Uebergang vom juridischen zum polizeilichen Standpunkte, wie wir diesen letzteren im vorigen Artikel definirt haben, gerade auf dem Gebiete des Sabbaths folgerichtig gewesen. Hier hatte der Talmud das Beispiel der Thorah vor sich, welche, um das Backen und Kochen am Sabbath zu verhüten, das Anzünden des Feuers verbietet. Daher die umfänglichen Verhütungsvorschriften des Talmuds. Aus dem Nichtanzünden wird auch ein Nichtauslöschen, und beides in die Cate-

gorie der Arbeiten versetzt. Aus beiden wird wiederum das Verbot, das Feuer, eine brennende Kerze anzurühren u. s. w. Daß die Minima der Arbeiten so außerordentlich tief gegriffen sind, wird eben dadurch motivirt, daß das juridische Verbot sich zu einem polizeilichen, ein Unterlassungsgesetz zur Verhütungsvorschrift wird.

Auch hier beabsichtigen wir nicht, eine Kritik der mischnischen Vorschriften zu geben, sondern nur den Charakter der talmudischen Entwickelung festzustellen und zu erweisen. Bemerken wollen wir auch hier, daß diese Feststellungen durchaus nicht blos als Bestimmungen der Gelehrten selbst aufzufassend, sondern daß das Leben selbst längst dahin getrieben hatte, bevor die weitere Bearbeitung seitens der Gelehrten eingetreten. Dies erweist sich besonders aus den nicht seltenen Berichten über kasuistische Fälle, die faktisch vorlagen, und über welche erst im Augenblicke des Vorkommens entschieden wurde. Wir bemerken nur noch, daß der juridische Charakter sich auch im Sabbathgesetz darin bemerklich macht, daß sich Notizen vorfinden, in welchen gewisse Unglücksfälle als göttliche Strafen für gewisse Sabbathverletzungen aufgeführt werden, wie II, 6 daß die Frauen während des Gebärens sterben, wenn sie die Sünde begehen, im Anzünden des Lichtes zum Sabbath nicht sorgfältig genug zu sein.

Wir können jedoch den Abschnitt über das Sabbathgesetz nicht verlassen, ohne daß wir zuvor das Kapitel über das Erub (ערוב von ערב vermischen, verflechten, verbinden) berühren, weil hier sich die Rechtsanschauung, unter welche auch der Sabbath gebracht worden, erst recht klar legt.

Unter Erub versteht man gewisse Vorkehrungen, durch welche das Sabbathgesetz nach talmudischen Begriffen einige Erleichterungen oder Erweiterungen erhält, ohne von den desfallsigen Bestimmungen abzuweichen. Man hat deren vier Arten aufgestellt: 1) ערוב חצרות; 2) ערוב מבוי; 3) ערוב תחומין; 4) ערוב תבשילין. Da man nämlich nur innerhalb eines Privathauses am Sabbath Etwas hin- und hertragen darf, so galt es, viele Häuser, die in einem Hofe stehen, für ein Haus zu erklären, so daß von einem in das andere am Sabbath hinaus und hinein getragen werden dürfe. Diese Erklärung geschieht dadurch, daß die Bewohner aller dieser Häuser vor dem Sabbath oder einem Festtage etwas Speise zusammen und an einen bestimmten Ort niederlegen, wodurch

alle diese Häuser als ein gemeinschaftliches Privatganzes angesehen werden. Dies ist die erste Art Erub. Die zweite Art geht darauf hinaus, denselben Zweck für eine Straße oder für einen von drei Seiten umgebenen Raum zu erreichen, indem man die Oeffnung oder den offenen Raum durch einen Querbalken, einen Draht oder einen Strick verbindet, so daß Alles, was sich darin befindet, für ein Privatort angesehen wird. Die dritte Art Erub soll dagegen die auf 2000 Schritte vom Aufenthaltsorte aus festgestellte Sabbathgrenze um ebenso viel erweitern, wenn man vor Eintritt des Sabbaths innerhalb dieser Grenze Speise für zwei Mahlzeiten niederlegt, wodurch man diesen Platz für seinen Aufenthaltsort erklärt, oder seinen Aufenthaltsort von dem eigentlichen bis zu dem Platze, wo man die Speise niedergelegt hat, erweitert, so daß man von diesem aus noch 2000 Schritte gehen darf. Die vierte Art endlich soll gestatten, daß, wenn ein Feiertag unmittelbar vor dem Sabbath fällt, an diesem auch für den Sabbath gekocht werden darf.

Ueber diese Erubin handelt nun der mischnische Traktat dieses Namens, sowie über die vierte Art in dem Traktate Beza gehandelt wird. Denn es versteht sich von selbst, daß diese Erubin zahllosen Fragen nach der Beschaffenheit derselben, um giltig zu sein, nach den Bedingungen, unter welchen sie Giltigkeit haben, behalten oder verlieren, nach dem Maße der dazu verwendeten Mittel u. s. w. unterlagen, die nun mit Aufbietung außerordentlichen Scharfsinns bis in die möglichst kleinen Fälle in dem zitirten Traktat beantwortet werden. Gerade dieser Umstand, und daß die Ordnung im gedachten Abschnitt wenig beachtet, die Gegenstände vielmehr sehr unter einander besprochen werden, läßt uns hier eine Uebersicht nicht vornehmen. Der Traktat enthält aber auch noch eine Menge einzelner kasuistischer Bestimmungen über das am Sabbath Erlaubte und Unerlaubte. Von der fürsorglichen Vereinzelung kann der Sachkundige sich eine Vorstellung machen, wenn wir z. B. erwähnen, daß Bestimmung getroffen worden, wie man sich zu verhalten, wenn man am Sabbath Thephillin außerhalb der Stadt findet, oder auf der Schwelle in einer Gesetzrolle liest und diese aus der Hand rollt, oder von einem Privatraume in einen öffentlichen speien wollte u. dgl.

In der neueren Zeit hat man diese Erubin vielfach angegriffen, sie für Fiktionen oder gar für „frommen Betrug" erklärt.

Wir glauben, daß dies unverdienter Weise geschehen, und man diese Anschuldigung nur eben aus dem nicht erkannten Charakter der talmudischen Gesetzgebung heraus thun konnte. Daß die Tendenz der Erleichterung des Sabbathgesetzes dabei vorwaltete, kann nicht angezweifelt werden, da die Mischna dies mit klaren Worten an mehreren Stellen ausspricht. Allerdings wurde diese Erleichterung nur durch die große Strenge des talmudischen Sabbathgesetz bedingt, und war somit, wenn nicht aller Verkehr unter den nächsten Nachbarn wegfallen und die übertriebenste Unbequemlichkeit hervorgehen sollte, eine Nothwendigkeit. Aber weder dieser Strenge noch dieser Erleichterung liegt eine Willkür oder ein sittliches Moment als Motiv zu Grunde, sondern einfach die Rechtsanschauung. Dieselbe juridisch-logische Folgerung liegt in der einen wie in der anderen; und es bedingen sich beide so sehr, daß sie beide aufrecht erhalten oder aufgehoben werden müssen. In der Rechtsanschauung lag es, daß die verbotene מלאכת Arbeit und משא Last nicht einem unbestimmten Begriff und Maß nach der dazu erforderlichen Anstrengung, die nach Personen und Umständen wechselt, überlassen werden konnten, sondern beide erschienen, um Rechtsobjekte, welche eine Schuld- und Strafbarkeit begründeten, zu sein, als jede Thätigkeit überhaupt, und verlangten nunmehr die Feststellung von Minimen, wie dies in dem Traktate Sabbath geschieht, indem z. B. zwei Fäden weben, einen Knoten machen, zwei Stiche nähen, zwei Buchstaben schreiben, mehr als 2000 Schritte vom Aufenthaltsorte gehen, Etwas von einem Bereiche zum andern tragen, d. h. aus einem Hause oder in ein Haus tragen als Minima der verbotenen Thätigkeit, also als Grenze der verbotenen Arbeit festgestellt wurden. Hierdurch aber wurde ganz logisch auch die Festsetzung erfordert, wie weit der Begriff des Privatraumes, innerhalb dessen Etwas getragen werden darf, oder des Aufenthaltortes, von dem aus 2000 Schritte gegangen werden dürfen, durch das Minimum zur Identifizirung erweitert werden könne. Ein solches Minimum zur Identifizirung mehrerer Häuser in einem Hofe war das Zusammenlegen einer Speise, wodurch die Zusammengehörigkeit bezeichnet wird, zur Identifizirung der in einer Stadt durch Straßen getrennten Häuser die Verbindung an der Oeffnung durch Querbalken, Draht oder Strick, zur Identifizirung des Aufenthaltsortes die vorherige Niederlegung von Speisen zu zwei Mahlzeiten. In beiden

Festsetzungen der Minima der Arbeiten und der Minima zur Identifizirung des Privatraumes und Aufenthaltortes ist nichts Anderes als **die Abgrenzung des Rechtsobjektes zur Begründung der Straf- und Schuldbarkeit gleicher Weise enthalten, und die eine wie die andere war Erforderniß vom Standpunkte der Rechtsanschauung aus.** Es giebt keine Rechtsgesetzgebung, kein Jus irgend einer Nation, wo sich nicht dergleichen Bestimmungen finden, die, oberflächlich betrachtet, als Rechtsfiktionen angesehen werden können, an sich aber nichts weiter als Minimalfestsetzungen zur Begrenzung der Rechtsobjekte sind. Dem Sachkundigen werden hierbei viele Fälle einkommen, besonders aber verweisen wir auf das englische Recht. Allerdings hat die moderne Rechtsanschauung sich hierin geändert, und indem sie mehr auf die sittlichen Motive eingeht, und daher auch das große Moment der „mildernden Umstände" eingeführt, hat sie die logische Strenge, welche jene äußerste Abgrenzung des Rechtsobjektes in concreto verlangte, möglichst verworfen. Dies darf aber auf die Betrachtung und Beurtheilung der in früheren Zeiten vorwaltenden Rechtsanschauung keinen Einfluß üben. Für unsre Betrachtung hat aber das Kapitel über die Erubin einen besonderen Werth, indem es in eklatantester Weise **den ausschließlich juridischen Charakter der talmudischen Gesetzgebung hervorhebt** und so das wesentliche System derselben in das hellste Licht setzt.

8.

Wenn wir uns für jetzt mit dieser Betrachtung der mischnischen Halachah zu unserm Zwecke begnügen, so dürfen wir doch, bevor wir einige weitere Folgerungen daraus ziehen mögen, den hagadischen Theil nicht übersehen. Denn je freier die Bewegung des Geistes in der Hagadah ist, je weniger man hier an die Ueberlieferung, die Autorität und die feste Regel gebunden war: desto prägnanter muß hier Charakter und Richtung sich ausprägen, und so einen weitern Beweis liefern für das, was wir in der Halachah gefunden. Bekanntlich nimmt nun die Hagadah, wenn wir unter diesem Namen auch Alles zusammenfassen, was nicht strikte Halachah ist, dennoch in der Mischna nur einen verhältnißmäßig geringen Raum ein. Für unsre Betrachtung schrumpft dieses hagadische

Contingent in der Mischna aber noch mehr zusammen, da, wenn wir den Abschnitt Aboth noch beiseite lassen, der bei Weitem größte Theil jenes theils in historischen Notizen über faktische Fälle und Vorkommnisse zur Erläuterung der Halachah, theils in Auslegungen von Bibelversen zur Befestigung der Halachah, theils in Mittheilungen über den Tempel, den Dienst in demselben, die Funktionen der Priester u. s. w. besteht. Alles nun, was hiernach übrig bleibt, ist für unsern Zweck dienstbar und giebt uns ein sehr klares Licht. Wir werden im Folgenden alle diese Stellen zusammenfügen, und daraus ersehen, daß sie sämmtlich von der Vorstellung der göttlichen Vergeltung und zwar in kriminalistisch-juridischer Anschauung handeln und ausgehen. Es ist dabei hervorzuheben, daß selbst der Begriff der göttlichen Vorsehung in diesen juridischen Begriff der Vergeltung aufgeht.

Die Hauptstelle ist hier Sota 1, 7. ꝛc.: „Mit dem Maße, womit der Mensch mißt, wird ihm wieder gemessen —“ במדה שאדם מודד בה מודדין לו. Die Beispiele, die hierfür angeführt werden, erweisen hinlänglich, daß hiermit nicht blos verstanden wird, nach dem Maße der bösen und guten Handlungen wird das Maß der Strafe und des Lohnes abgemessen, sondern auch Strafe und Lohn durch der That entsprechende Mittel und Werkzeuge ausgeführt. Das ehebrecherische Weib wird nach dem Gesetze gerade damit gekränkt und bestraft, womit sie gesündigt; Simson ging der Lust seiner Augen nach, und wurde geblendet; Absalom war stolz auf sein Haar, und wurde daran erhängt, betrog drei Herzen, und erhielt drei Lanzen in sein Herz. Ebenso mit dem Lohne: Mirjam verweilte bei dem Kinde Moses, und das ganze Volk mußte in der Wüste um ihretwillen sieben Tage verweilen; Joseph bestattete seinen Vater, und Moses sorgte für Josephs Gebeine ꝛc — In diesem Sinne — Maß um Maß — heißt es Peah 8, 9.: Wer die Wohlthätigkeit in Anspruch nimmt, ohne es zu bedürfen, der bedarf derselben im höheren Alter; wer dagegen bedürftig ist und Nichts annimmt, der wird später genug haben, um Andere zu verpflegen; wer ein Gebrechen simulirt, um Almosen zu erlangen, erhält dieses Gebrechen noch; der Richter, der Bestechung nimmt, dessen Augen werden blöde (wie es in der Schrift heißt: die Bestechung blendet die Sehenden, 2. Moses 23, 8.). Demgemäß soll nach Schekalim 3, 2. derjenige verarmen, der sich an öffentlichen Geldern vergreift.

„Wer ein Gesetz ausübt, der wird von Gott belohnt, seine Tage werden verlängert und er geht in das Reich des Lebens ein ונוחל את הארץ, Comm.: ארץ החיים); wer aber ein Gesetz nicht ausübt, dem wird nichts Gutes beschieden, seine Lebenszeit nicht verlängert und er geht nicht in das Reich des Lebens ein." (Kiddusch. 1, 10.) Eine weitere Erklärung hierzu giebt Makkoth 3, 15. 16., wo aus dem Umstande, daß Jemand durch ein Vergehen sein Leben verwirkt, geschlossen wird, derjenige, der einem Gebote genügt, müsse sein Leben geschenkt erhalten, so daß auch derjenige, der sich eines sich ihm darbietenden Verbrechens enthält, ebenso belohnt werden müsse, wie der, welcher ein Gebot erfüllt. Es ist also hier der Grundsatz, den der irdische Richter nur im Strafrecht anzuwenden vermag, auf den himmlischen Richter auch hinsichtlich des Belohnungsrechtes, wenn wir so sagen dürfen, angewendet, überall Maß um Maß. So heißt es denn auch Maasser scheni 5, 13. zur Erklärung der bei Darbringen des Zehenten vorgeschriebenen Worte: „Wir haben gethan, was Du uns auferlegst hast, so thue auch Du, was Du uns zugesichert hast" עשינו כה שגזרת עלינו, אף אתה עשה כה שהבטחתנו und nun folgt die Deutung jedes dortigen Ausdruckes auf einen bestimmten Lohn. Allerdings ist die Verwendung derselben Mittel und Werkzeuge zum Lohn und zur Strafe, womit gesündigt oder Gutes gethan worden, nicht überall möglich: wohl aber stehen dann bestimmte Unglücksfälle als Strafen auf bestimmte Vergehen fest, wie wir hierfür Beispiele bereits oben hinsichtlich des Sabbaths, des Götzendienstes und des Gebetes und zwar bei ganz kleinen Uebertretungen angeführt haben. Nach zweien Richtungen hin macht sich nun auch diese Anschauung noch besonders geltend, wo es sich um das jenseitige Leben handelt. Die erlittene Strafe muß das Vergehen sühnen; wenn daher jedes Vergehen hienieden bestraft wird, so kann es auf das jenseitige Leben keinen wesentlichen Einfluß üben. Es wird daher Sanhedrin 10, 6. geradezu ausgesprochen, daß mit dem Tode des Frevlers der Zorn Gottes aufhört; 6, 2. heißt es, der zur Steinigung Verurtheilte hat Theil am ewigen Leben, wenn er das Sündenbekenntniß vorher ablegt (ein allgemeines, nicht sein besonderes Vergehen enthaltendes), weßhalb man ihm ein solches vor der Erreichung des Hinrichtungsplatzes abfordern muß. In Edujoth 2, 10 wird die Verdammungszeit der Frevler im Gehinnom auf zwölf Monate beschränkt (mit Bezug auf Jesais 66, 23

כדי חדש בחדשו). Andrerseits bringen Tugenden, da sie ihren Lohn fordern, Aufschub in den Strafen (Sota 3, 4. 5.); und ebenso giebt es Handlungen und Beschäftigungen, deren Lohn über das diesseitige Leben hinausreicht, so daß denen, die sie üben, es in diesem Leben wohlgeht und im jenseitigen Leben dauerndes Heil widerfährt, nämlich: Ehrfurcht vor Vater und Mutter, Ausübung der Wohlthätigkeit, Frieden stiften zwischen Menschen, und Studium der göttlichen Lehre (Peah 1, 1). — Alles daher, was dem Menschen widerfährt, ist ein Gericht Gottes, und, wie wir oben bemerkt, ist nach dieser Anschauung die göttliche Vorsehung eigentlich nur die göttliche Vergeltung. Dies spricht sich am deutlichsten Rosch haschanah 1, 2. aus, wo die Bestimmung über das Gedeihen des Getreides, die Früchte der Bäume, über den Regen und alle Geschicke als ein Gericht Gottes (דין) bezeichnet wird, das vier Mal im Jahre gemäß der Thaten der Menschen gehalten wird.

Dies ist Alles, was uns die eigentliche Hagadah der Mischna, mit geringen, unsern Gegenstand nicht berührenden Ausnahmen darbietet. Gleichen Ansichten begegnen wir aber nun auch in dem ganz hagadischen Abschnitt Aboth. Es ist bekannt, wie viel diese mischnische Spruchsammlung an tiefer Lebensweisheit, an wahrhaftiger Frömmigkeit, an zartfühlendster Menschenliebe, an Mahnung zur Gerechtigkeit umschließt. Auch versteht es sich von selbst, daß in den Aussprüchen einer langen Reihe denkender Gelehrten sich Mannigfaltigkeit der Richtung kundgeben wird. So finden wir denn gleich zu Anfang kräftig und bestimmt genug ausgesprochen (1, 3.): „Seid nicht wie die Knechte, die dem Herrn dienen, um Lohn zu empfangen, sondern seid wie die Knechte, die dem Herrn dienen, nicht um Lohn zu empfangen, und Gottesfurcht sei über Euch.“ Dennoch aber geht wie ein rother Faden die oben ausgeführte Anschauung auch durch Aboth. Vor allem steht hier der Ausspruch Hillel's voran, der einst einen Schädel auf dem Wasser schwimmen sah, und sagte: Weil du ertränkt hast, haben sie dich ertränkt, und am Ende werden, die dich ertränkten, wieder ertränkt. (2, 7). Auf die Rechenschaft, die der Mensch vor Gott abzulegen, wird, so wie auf den Lohn und die Strafe, die wir zu erwarten, oft genug hingewiesen (2, 19. 20. 3, 1. 4, 29.). Es tritt die Ansicht auf, daß jede einzelne That belohnt oder bestraft wird, indem gesagt wird: „Wer ein einziges Gebot erfüllt, erwirbt sich

einen Fürsprecher, wer eine einzige Uebertretung begeht, schafft sich einen Ankläger" (4, 13.) — und dennoch wieder hervorgehoben, daß Gott uns richtet nach dem, was in unsern Werken überwiegt (3, 19). Es wird in dieser Anschauung empfohlen, den Nachtheil, den eine Pflichterfüllung bringt, gegen ihren Lohn, und den Vortheil einer Uebertretung gegen den Schaden dieser zu berechnen, und hinwiederum ein geringes Gebot ebenso wie ein wichtiges zu beachten, weil wir den Lohn nicht kennen, der auf die Gebote erfolgt (2, 1.). Vorzüglich wird hier das Studium des Gesetzes hochgestellt, denn der Lohn dafür sei groß (3, 3), jede Unterbrechung oder Vernachlässigung desselben verwirke das Leben (3, 9. 10.), und bringe Armuth herbei, wie Wohlstand der Erfolg der Hochschätzung der Thorah sei (4, 11.). In dem späteren Theile von Aboth, im fünften Abschnitt, tritt aber nun sehr kraß die Ansicht auf, daß bestimmte Strafen, namentlich allgemeine Plagen, auf bestimmte Vergehen erfolgen. Das Aufhören der Zehenten wird mit Hungersnoth bestraft. Unbestrafte Todsünden verursachen die Pest. Unterlassung der Rechtspflege führt Krieg nach sich, Meineid und Entweihung des göttlichen Namens wird durch reißende Thiere bestraft, Götzendienst, Blutvergießen u. dgl. mit Verbannung (5, 11. 12.). Indeß konnte es den beobachtenden Menschen zu keiner Zeit entgehen, daß Glück und Mißgeschick sich doch nicht immer nach dem sittlichen Werth und Unwerth des Menschen richten und beurtheilen lassen, und es wird daher 4, 19. ausgesprochen, daß wir keine genügende Erklärung für das Glück der Frevler, sowie für die Leiden der Gerechten hätten.

Wir glauben, hiermit nachgewiesen zu haben, daß die mischnische Hagadah theoretisch auf derselben Anschauung beruht und in derselben Richtung sich entwickelt, wie praktisch die Halachah: die juridische Anschauung, welche in dem Verhältniß Gottes zum Menschen in der Hagadah, wie in dem Verhältnisse des Menschen zu Gott in der Halachah keine Freiheit in der Bewegung, keine Selbständigkeit des Verfahrens zuläßt, sondern wie die Forderungen Gottes an den Menschen als strikte Rechtsansprüche, so auch die Waltung Gottes über die Menschen als strikte Rechtserfüllung betrachtet und so Alles zu einer Rechtsnothwendigkeit macht. Dieser Charakter des ganzen talmudischen Geisteslebens macht es auch erklärlich, daß in ihm eine Verarbeitung der Lehre, also der Grund-

sätze des Glaubens und der Fixirung desselben in Dogmen so wenig Raum gefunden. Der Gedanke, der Glaube, die Ueberzeugung lassen sich nicht als Rechtsobjekte feststellen, ihre Grenzen nicht fixiren, Gradationen nicht aufstellen. Der Talmud stellt daher keine Reihe von Glaubensartikeln oder Dogmen auf, innerhalb welcher das Judenthum bestehe, die seine Merkmale ausmachten und ohne deren Anerkennung ein Israelit aufhöre Israelit zu sein. Auf dem Fundamente der Gotteseinheit allein feststehend, spricht der Talmud nur die Strafe der Verdammniß im jenseitigen Leben („keinen Antheil am zukünftigen Leben") für den Israeliten aus, der gewisse Dogmen leugnet, wogegen eine solche Leugnung keiner Untersuchung und Bestrafung seitens irdischer Richter unterliegt, und demnach auf die Beziehungen und Verhältnisse des Betreffenden im Leben keinen Einfluß übt. Dieselbe Anschauung also, welche das praktische Leben des Individuums bis auf die kleinsten Akte als Rechtsobjekte fesselte, bewirkte eine völlige Unabhängigkeit desselben in theoretischer Hinsicht. — —

Wir haben bis jetzt als den eigentlichen Charakter der talmudischen Geistesarbeit die juridische Be- und Verarbeitung des gesammten religiösen Stoffes aufgestellt, welchen der Mosaismus, der Prophetismus und das weitere Judenthum geboten und entwickelt hatten, und haben dies unwiderleglich aus der mischnischen Halacha und Hagada erwiesen.

Zum Schlusse dieser Skizze müssen wir jedoch noch einen Blick auf eine andere historische Erscheinung werfen, die über unseren Gegenstand ein besonderes Licht auszubreiten scheint.

Sehen wir uns nämlich in der Zeitgeschichte um, die mit der talmudischen Entwickelung synchronistisch ist, so gewahren wir, daß ganz in dieselbe Zeit die große Rechtsentwickelung fällt, welche im römischen Reiche vor sich ging. Wir meinen hier nicht die einzelnen Momente, in welchen das talmudische und das römische Recht mit einander übereinstimmen, (die aus dem Werke von Dr. Samuel Mayer[1]) bequem herausgefunden

1) Die Rechte der Israeliten, Athener und Römer. 2 Bände, Leipzig Baumgärtner 1862 und 1866.

werden können), ohne auf eine durchgängige Entlehnung des einen aus dem andern schließen zu lassen,[1]) noch theilen wir die Ansicht, daß die Mischna den Anstoß zu der unter Justinian veranstalteten Kompilation des römischen Rechts[2]) gegeben habe, da ja solche Sammlungen der römischen Rechtsgesetze schon früher veranstaltet worden[3]). Wir haben vielmehr im Auge, daß die außerordentliche Entwickelung des öffentlichen und Privatrechtes, welche im römischen Reiche stattfand, und im Alterthum ihres Gleichen nicht hat, gleichzeitig mit der talmudischen Entwickelung vor sich ging, und daß sie, wie überhaupt die römische Rechtsgeschichte, tiefgreifende, äußere und innere Momente der Aehnlichkeit darbietet. Hieraus muß eben nothwendig geschlossen werden, daß beiden großen Entwickelungen dieselbe Geistesströmung, dieselbe Zeit- und Lebensrichtung innewohnte, wodurch beide ihre Nothwendigkeit um so mehr bezeugen und die Singularität ihres Charakters verlieren. Wie gesagt, die Vergleichung beider in einzelnen Bestimmungen ist durchaus nicht neu, wohl aber sie von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus in ihrer zeitlichen Zusammengehörigkeit zu betrachten, und daraus den Charakter der Epoche zu erkennen. Man hat das römische Recht als ein unicum und ebenso andererseits den Talmud als ein unicum betrachtet. Dies hört auf, wenn sie beide als aus denselben geistigen Impulsen, aus derselben Richtung der Zeit, aus denselben geschichtlichen Ursachen entsprungen, erkannt werden. Vor Allem ist hier zu bemerken, daß in gleicher Weise beide Rechts-

1) Eine solche Vergleichung fand sehr frühzeitig statt, nachdem Rom christlich geworden; so in der alten, irrthümlich einem Juden zugeschriebenen Vergleichung: Lex Dei sive Mosaicarum et Romanarum legum collatio, ed. Blume, Bonn, 1834.

2) Man hat aus dem Worte Deuterosis in der bekannten Novelle, in welcher der Gebrauch der Septuaginta in den Synagogen der dagegen bestehenden Opposition gegenüber geschützt werden sollte, geschlossen, daß darunter die Mischna verstanden sei. Dies ist gewiß nicht wahr, sondern vielmehr die in den Synagogen gebräuchliche traditionelle Auslegung gemeint, indem die Worte שנה und משנה den Constantinopolitanischen Behörden mit dem griechischen δευτέρωσις erklärt wurden. Es ist aber bekannt, daß diese Worte für die traditionelle Forschung und Auslegung lange vor der Abfassung der Mischna gebraucht wurden, vgl. z. B. Aboth 2, 5. 3, 10.

3) So der Codex Gregorianus (296), von dessen Verfasser nichts bekannt ist, Codex Hermogenianus (365), Codex Theodosianus (438).

entwickelungen ihre großartige Entfaltung erst in der letzten Zeit des nationalen und staatlichen Lebens der beiden Völker begannen und nach dem Aufhören beider Nationen ihre in- und extensivste Ausbildung erhalten haben. An der Wiege der talmudischen Arbeit stand die Fremdherrschaft der Perser und Syrer; ihren ersten Anlauf nahm sie unter dem römischen Joche, während das Volk in Parteien sich zersetzte, und ihre eigentliche Entwickelung brachte sie in den ersten fünf Jahrhunderten der Zerstreuung zu Wege. Ebenso datirt die römische Rechtsentwickelung erst von der Zeit Ciceros, nimmt ihren kräftigen Verlauf unter den Cäsaren bis Alexander Sever, und endet mit Justinian (518 n. d. gew. Zeitr.). Man kann aber wahrlich im römischen Cäsarenstaat ebenso gut eine Zerstreuung und Zersplitterung des römischen Volkes als solches annehmen, wie sie für die Juden nach der Verbannung bestand. Was an römischem Geiste im Cäsarenstaat verblieb, das bewahrten sicherlich die Juden von ihrem nationalen Geiste auch in der Zerstreuung. Es versteht sich, daß ein wesentlicher Unterschied dadurch bedingt ward, daß bei den Römern eben nur das eigentliche Jus behandelt ward, während der Talmud das ganze Leben, insonders alles religiöse Leben mit seiner Rechtsbearbeitung umschloß. Den Charakter dieser letzteren jedoch verändert dieser Unterschied nicht. Ebenso ist es nicht zu übersehen, daß in die Entwickelung des römischen Rechts die politische Gewalt, früher im Volke, dann im Senate und endlich in dem Kaiser mit seinen Beamten und Magistraten gelegen, in die Rechtsentwickelung eingriff, und neben der Ueberlieferung und der Autorität der Rechtsgelehrten ein wesentlicher Faktor war, während dies im Talmud nicht stattfand, sondern die Ueberlieferung und die Autorität allein die Entwickelung bedingten.

Das römische Recht beginnt mit den Gesetzen der zwölf Tafeln (450 vor d. gew. Zeitr.), die in analoger Weise die Grundlage und Anhaltepunkte für das gesammte spätere Recht abgaben, wie die Thorah für die talmudische Bearbeitung. Bald knüpfte sich aber die Interpretation an jene zwölf Tafeln, wie sie nothwendiger Weise dem mosaischen Gesetze folgte, ja, wie die heilige Schrift mehrere Beispiele an die Hand giebt, schon von Moses selbst geübt ward. Aus der Interpretation geht die Ueberlieferung hervor. Beide wurden freilich im Leben des Judenthums erst kräftig und

lebendig, als das mosaische Gesetz wirklich zum wesentlichen Träger des jüdischen Lebens ward (in der Zeit nach Esra und Nehemia), und so das reale Leben mit seinen mannigfaltigen Verhältnissen tausend Fragen an das Gesetz stellte — während in Rom das wirkliche Leben sich sofort an die zwölf Tafel-Gesetze anschloß und demnächst Auslegung und Ueberlieferung schuf. Abgesehen nun von den weiterhin erfolgenden Plebiscíten, Senatskonsulten und den Edikten der Prätoren, bildeten sich in Rom alsbald Rechtsverständige, deren Rath von den Parteien gefordert, von den Richtern berücksichtigt wurde. Sie machten noch lange keinen besonderen Stand aus und wurden nicht bezahlt, was erst im 2. Jahrhundert des Cäsarenreiches sich herausentwickelte: sondern es waren Männer von Erfahrung, Bildung und Einsicht, welche sich Kenntniß des Rechts verschafft, die zwölf Tafel-Gesetze auswendig gelernt und durch Anwesenheit bei den Gerichtsverhandlungen die vorkommenden Fälle kennen gelernt, die Aussprüche ihrer Vorgänger und die Urtheile der Richter bewahrt und einander mitgetheilt hatten, zuerst aus den Reihen der Patrizier, später auch der Plebejer. Sie gingen auf dem Forum spaziren, von jungen Männern begleitet, da traten die Rathsbedürftigen an sie heran, und ihre Antworten wurden von diesen vernommen und vor die Richter gebracht, von den jungen Männern zu ihrem Unterrichte beachtet. Später auch geschah dasselbe zu bestimmten Tageszeiten in ihren Wohnungen. Gerade um so auffälliger ist es, daß demungeachtet eine wesentliche Ausbildung des römischen Rechts zu einem Ganzen, in konsequenter Weise und bis zur Stufe einer Wissenschaft in den folgenden Jahrhunderten nicht zu Tage kam, sondern erst nach Cicero, also vier Jahrhunderte später und in den darauf folgenden Zeiten eintrat. So wie diese begann, haben wir dieselbe Erscheinung, wie im Judenthume, daß nämlich die Auslegung sich in zwei Schulen spaltete. Wie Hillel und Schammai und zu derselben Zeit, begründeten Labeo und Capito zwei juristische Schulen, welche von deren bedeutendsten Schülern die Kassianer und die Prokulejaner genannt wurden. Der Erstere war ein Feind aller Neuerungen, ein ernster, fast düsterer Charakter, der unerschütterlich auf dem Boden des tradirten Gesetzes stand, daher auch ein erbitterter Gegner des beginnenden Cäsarismus, wogegen Capito den Verhältnissen nachgab, treu dem vorhandenen Rechte, doch dasselbe so weit wie möglich den

Forderungen der Zeit anzubilden suchte. Diesen verschiedenen Geist bewährten die beiden Schulen und dienten durch ihren Wetteifer, wie durch die Ueberwindung der beiden entgegenstehenden Hindernisse der Rechtsentwickelung, der Ausbildung der Jurisprudenz zu einer Wissenschaft. Diese wurde hierdurch immer mehr Sache eines Gelehrtenstandes, der nothwendiger Weise auch Kenntnisse in allen Fächern des Geistes und des Lebens sich erwerben mußte. Hierdurch stieg aber sein Ansehen; seine Aussprüche bekamen immer mehr einen legalen Charakter, die Kaiser forderten häufig ihre Gutachten und erhoben diese zum Gesetz. In gleicher Weise mußten diese Rechtsgelehrten nun auch zu regelmäßigem und umfassendem Unterrichte von Schülern sich genöthigt sehen. Sie hielten ordentliche Vorträge, die sie selbst theils niederschrieben, theils ihren Schülern diktirten. Je mehr nun die Gesetze, die überlieferten Rechtsaussprüche und die Schriften der Rechtsgelehrten anschwollen, desto unumgänglicher wurden Sammlungen derselben. Auch hier haben wir die besondere Erscheinung, daß die ersten Sammlungen unzulänglich waren, dann in den Codex Theodosianus aufgingen, und dieser wieder zur Grundlage des Codex Justinianeus, also des Corpus Juris diente, ebenso wie frühere Sammlungen zu unserer gegenwärtigen Mischna [1]), und diese wieder zur Gemara wurden; die Zeiten, in welchen jene und diese abgefaßt wurden, stimmten wiederum ziemlich überein. Mit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts nach der gew. Zeitr. hört die Entwickelung des römischen Rechts und des Talmuds auf, beide aber beherrschen so wie sie sind, die folgenden Jahrhunderte bis in die neueste Zeit. Wie viele Aehnlichkeiten in dem inneren Entwickelungsgang beider, und selbst in den äußeren Momenten ihrer Erscheinung vorhanden sind, ergiebt sich schon aus dieser kurzen Uebersicht in höchst überraschender Weise.

9.

Diese Aehnlichkeiten berechtigen uns dennoch nicht, auf eine gegenseitige Abhängigkeit, oder daß die eine ihren Impuls von der andern erhalten habe, zu schließen. Allerdings standen Rom und

1) Wie die Sammlung der „Zeugnisse" Adojoth, die Mischna des R. Akiba u. m.

Juden seit dem Einzuge des Pompejus in Judäa in enger Verbindung. Die Römer beherrschten Judäa, und die jüdische Kolonie in Rom war zahl- und einflußreich. Es genügt uns dies, um die Gleichheit der geistigen Strömung äußerlich vermittelt anzusehen. Aber Römer und Juden waren zwei zu sehr von einander unabhängige, in ihrem innern Leben sich vielmehr abstoßende als anziehende Nationen, als daß wir eine Entlehnung[1]), eine perfekte Aufeinanderwirkung zu beiderseitigen, so großartigen Geisteserzeugnissen annehmen dürften. Einerseits darf eben nicht übersehen werden, daß die ersten Stadien der römischen wie der talmudischen Rechtsentwickelung in die Zeiten vor jeder Verbindung der beiden Völker hinaufreichen, und doch waren diese ersten zugleich die auf immer bestimmenden. Andererseits kommt in Betracht, daß die talmudische Arbeit doch stets im Oriente verblieb, und gerade die abendländischen Juden nichts zu ihr beitrugen. Dagegen darf darauf kein Gewicht gelegt werden, daß die ganze babylonische Gemara in Landschaften abgefaßt und beendet ward, welche dem römischen Szepter fremd waren; denn die babylonischen Schulen erlangten ihre Blüthe erst, nachdem die palästinensischen durch die Gewaltthätigkeiten der Römer ihr Ende erreicht hatten, und während die palästinensischen blüheten, pilgerten die Jünger der ersteren immer nach dem heiligen Lande, um sich daselbst ihre höhere Ausbildung zu erwerben. Wir werden also um so mehr darauf hingewiesen, die Gleichheit beider Erscheinungen, die Verwandtschaft beider Geistesprodukte aus einer gleichen inneren Lebensströmung und Geistesrichtung zu erklären, und dies ist auch für unsere Untersuchung das wesentliche Moment. In der Zeit, in welcher diese Entwickelung eine sichere Gestalt und Methode anzunehmen begann, war bereits eine größere Allgemeinheit des Lebens bei den Völkern des Alterthums eingetreten. Die großen Reiche, die in Asien alle einzelnen Nationen verbunden und unter einander geschüttelt hatten, und das römische Reich, welches den ganzen Westen umfaßte und mit dem Osten bis

1) In materieller Beziehung, was nemlich das strikte Jus betrifft, hat dies Frankel, gerichtl. Beweis S. 60 f. nachgewiesen. Wenn er Gewicht darauf legt, daß im Talmud kein lateinischer Rechtsausdruck vorkommt, sondern nur griechische, so scheint uns dies weniger bedeutsam, da die palästinensischen Juden immer der griechischen Sprache näher standen, und der Codex Theodos. z. B. noch griechisch abgefaßt ist.

zum Euphrat und Tigris unmittelbar verknüpfte, hatten die Existenz der einzelnen Nationen als solcher aufgehoben und sie in ihrem äußern und innern Leben einander nahe gebracht. Die griechisch-römische Bildung hatte sich bis an die Grenzen von Innerasien und Innerafrika verbreitet und ihren Inhalt allen Nationen, die noch Leben hatten, mitgetheilt. Wirkliches Leben hatten aber nur noch der Kern des römischen Volkes und die Juden. Alle übrigen Völker, die Griechen nicht ausgenommen, hatten alle geistige Zeugungsfähigkeit verloren. Der Verfall des politischen Lebens, der im römischen Reiche durch die Alleinherrschaft der Cäsaren, in den Juden zuerst durch die völlige Abhängigkeit, dann durch die Zerstreuung herbeigeführt worden, die furchtbaren Stürme, die Unsicherheit und Gewaltthätigkeit, welche über die Menschenwelt kamen, alles dies führte das geistige Leben, das in Rom und in den Juden noch vorhanden war, darauf hin, sich in das individuelle Leben zu versenken, und dieses durch die Schranken des Rechtes so weit wie möglich zu schützen. Es lag die Aufgabe ob, der Tyrannei und Gewalt gegenüber, welcher im Allgemeinen kein Widerstand geleistet werden konnte, in allen Besonderheiten des privaten Lebens eine feste Regelung, eine genaue Fixirung von Recht und Pflicht aufzustellen, und so in allen Räumen des Daseins, welche und so weit sie sich den Eingriffen der Gewalt entziehen konnten, Gesetz und Ordnung zu schaffen und zu erhalten. Es ist eine in der Geschichte sich oft wiederholende Erscheinung, daß die despotische Willkür, wenn sie auch noch so allgemein geworden, nur um so mehr ein Rechtsgefühl in den Menschen weckt und schärft, das sich dann, da es die großen Verhältnisse nicht zu beherrschen und zu gestalten vermag, auf die engeren und kleineren Bezüge des menschlichen Daseins wirft und sie zu einem großen Netze von Rechtsbedingungen und Rechtsformen ausarbeitet. Es mag sein, daß dieses Produkt dann für die freie Bewegung des Lebens und des Geistes eine neue Fessel wird; aber unter seinem Schutze erstarkt das Rechtsbewußtsein, ist das Leben vor Zersetzung und Auflösung geschützt, ermannt sich zu neuem Schaffen und Treiben, und bereitet so jene Umwandelung vor, durch welche, sei es vermittelst allmäliger Entwickelung, sei es vermittelst großer Erschütterungen, jene Willkür und Despotie gestürzt, und neue lebensvolle Schöpfungen an die Stelle gebracht werden. Erwägen wir nun noch, daß alle großen

Richtungen und Erzeugnisse der Völker ihren Ursprung aus den instinktiven Gründen des Völkerlebens ziehen, und die Entwickelung lange vor sich geht, bevor man zu klarer Erkenntniß dessen gelangt, was man eigentlich will, welche Bedeutung das habe, was man treibt: so glauben wir die inneren Motive angedeutet zu haben, aus welchen die großartige römische und talmudische Rechtsentwickelung gerade zur Zeit des nationalen Verfalls, aber bei gleichmäßiger Beschaffenheit des allgemeinen Lebens hervorging. Es bedarf keiner weiteren Erklärung, daß die römische Rechtsentwickelung sich blos auf das eigentliche Jus beschränkte, während die talmudische das gesammte individuelle Leben, insonders das religiöse mit hineinzog. Es lag dies in der Natur der Sache und beider Völkerschaften. Indeß liegt es auch hier nicht fern, zu bemerken, daß, nachdem das Christenthum im römischen Reiche herrschend geworden, auch die Kirche denselben Weg einschlug, das kanonische Recht schuf und das christlich-religiöse Leben als kirchliches in gleicher, kasuistischer Weise mit ganz juridischem Charakter durcharbeitete. Genug, die römische wie die talmudische Rechtsentwickelung hatten Ein und Dasselbe zu schützen, das individuelle Leben, Einem und Demselben entgegenzutreten, der Willkür und Despotie, der Zersetzung und Auflösung, eine und dieselbe Tendenz, Gesetz und Ordnung, bis für die kleinsten Akte des Lebens festzustellen; wobei die talmudische weniger die politische Seite jener Willkür und Despotie zum Kausalmomente hatte, als vielmehr die Willkür und Zersetzung, welche das jüdische Leben aus der Berührung mit allen übrigen Völkern, aus der Zerstreuung unter diese zu fürchten und zu bekämpfen hatte. Man kann dies nicht verkennen, wenn man schon auf das blickt, was die Urväter der talmudischen Entwickelung, Esra und Nehemia zum Gegenstand ihrer Thätigkeit, zu Motiven ihrer Einwirkung hatten. Ein Blick auf die beiden Bücher dieser für das Leben des Judenthums bestimmenden Männer lehrt uns dies.

10.

Ziehen wir nun mit wenigen Worten das Resultat aus diesen Ergebnissen. In das Bett, welches die Mischna sich geschaffen, ergoß nun die Gemara ihren Strom, und darüber breitete sich das Gewässer der Commentare und Subcommentare, der Codificationen

und Responsen, zuletzt der ganzen pilpulistischen Discussionen — aber sie verließen insgesammt dieses sicher eingefurchte Bett nicht, sondern gewannen nur an Höhe und Breite. Ohne Bild, alle folgenden Geistesarbeiten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten jenes durch die Mischna begründete Prinzip zu ihrem Boden, und verließen diesen durchaus nicht. Es lag dies auch in der Natur der Sache. Das Rechtsprinzip, die Anschauung alles religiösen, sittlichen und sozialen Lebens als einer bestimmt formulirten Rechtsforderung, als eines jus, hatte übereinstimmend mit der Zeitrichtung und mit dem Volksgeiste die Herrschaft erlangt, und hiermit das sicherste Mittel gefunden, Religion und Stammesleben inmitten aller Nationen zu erhalten, und wurde hierin durch die Ausschließung, welcher die Welt den jüdischen Stamm unterwarf, befestigt. So lange diese Abgeschiedenheit dauerte, mußte auch diese Richtung unangetastet bleiben und immer wieder Nebenschößlinge, wie Philosophie und Poesie, Kritik und Mystik, die sich unter einzelnen günstigen Sonnenstrahlen aus dem Stamme hervordrängten, überwinden und ersticken. Hieraus erklärt sich auch genügend die lange Periode dieser Phase des Judenthums von ihrem frischsprudelnden Quell bis zu ihrer gänzlichen Versiegung. Mit dem Augenblicke aber, wo jene Abgeschiedenheit aufhörte, und besonders nachdem diese ganze Geistesthätigkeit erschöpft und bereits bis an die äußerste Verästelung gelangt war, mußte eine Aenderung eintreten, und sich alsbald eine völlige Verschiedenheit, ein ganzer Bruch offenbaren.

Die Thore der Ghettis öffneten sich. Zuerst schüchtern, dann kühner traten Einzelne, dann immer Mehrere hinaus, bis nach und nach in den civilisirten Ländern die ganze Masse folgte, so daß in den immer mehr verödeten Gassen nur Wenige zurückblieben. Sie schritten in das Verkehrs- und Culturleben hinein; die Hallen der Wissenschaft und Kunst, der Sitte und Bildung, der Schul- wie höheren Bildung, thaten sich auf; die Interessen, die Thätigkeit und die Berufsarten verschmolzen mit den allgemeinen Zuständen und Verhältnissen; da übten denn das wirkliche und das geistige Leben ihren Einfluß. Das erstere brachte zahllose Fälle herbei, in welchen die Forderungen der materiellen Interessen mit den alten überkommenen Formen in Widerstreit geriethen und so von außen her auf die Individuen einen drängenden Zwang ausübten. Das zweite, das geistige Leben, löste das Band, welches durch die alte An-

schauung der Rechtsverpflichtung um die Geister geschlungen war; die freie Bewegung des Geistes trat ein und wandelte bewußt und unbewußt die bisherige Gedankenwelt um, gebar von innen heraus eine neue Anschauung, welche die alte verdrängte, bis diese von Geschlecht zu Geschlecht immer schwächer ward. Das Judenthum kehrte im Geiste zu den früheren Phasen zurück, wie denn auch die Bibel aus dem Hintergrunde, in welchen sie durch den Talmudismus und Rabbinismus versetzt worden, wieder hervortrat. Das Religiös-Ethische des Prophetismus und zuletzt das Religiös-Ethisch-Soziale des Mosaismus wurden aus der Umschränkung der bloßen Rechtsanschauung wieder herausgelöst und im Judenthum zur herrschenden Geltung gebracht. Man verstehe dies wohl; nicht daß das Judenthum unsrer Zeit sich ganz auf den Standpunkt jener wieder versetzte — das war äußerlich und innerlich unmöglich — nicht daß es die durch den Talmudismus überlieferte Tradition völlig beseitigte — so läßt sich niemals eine geschichtliche Entwickelung abschneiden — sondern vielmehr prinzipiell wandte es sich zum Mosaismus und Prophetismus zurück und bediente sich hierzu des Fadens der Tradition, ohne das in diese versenkte und mit ihr identificirte Prinzip aufrecht zu erhalten. Wir wollen dies hier nicht weiter verfolgen und thatsächlich belegen, sondern nur, worauf es uns hier ankommt, die völlige Umwandlung der Anschauung constatiren. Mag man gegenwärtig innerhalb des Judenthums im Kultus und im individuellen Leben auch noch mannichfaltige überkommene Formen aufrecht erhalten: die Anschauung ist eine andere geworden. Die Lehre ist der Form gegenüber wieder in ihr Recht eingetreten, der Gedanke und die Gesinnung werden höher gestellt als die Formen, die Ueberzeugung, die freie Regung des Gewissens, die eigene Geistesthätigkeit, der freie Entschluß werden als das Vehikel des religiösen und sittlichen Lebens angesehen, und ihnen gegenüber die Rechtsverbindlichkeit formulirter Vorschriften nicht mehr anerkannt. Nicht weil es so und nicht anders vor- und niedergeschrieben ist, sondern weil es und so weit es einen religiösen Inhalt, eine Beziehung zu unserm religiösen und sittlichen Leben hat, oder weil es mit der Gestalt und der Erhaltung der Religion in ihrer konkreten Erscheinung und in ihrer geschichtlichen Entfaltung innigst verwebt ist, wird das tradirte Gesetz, wird die überlieferte Form beobachtet. Hiermit ist aber das Wesen der Rechtsforderung aufgehoben, denn

mit einer solchen läßt sich nicht makeln und handeln, von einer solchen läßt sich nichts abnehmen und nichts hinzufügen. Wo der Erkenntniß und dem Bekenntniß eine Geltung zuertheilt, wo der Gesinnung, der Stimmung, der Erhebung, der Weihe der höhere Werth beigelegt wird, wo dem Bedürfniß, der Geistesrichtung, dem allgemeinen und individuellen Verlangen Gewicht und Entscheidung zufallen — da ist die Rechtsanschauung, die unbedingte Verpflichtung nicht mehr vorhanden. Blickt der gegenwärtige Jude aufrichtig in sein Inneres, so mag er immerhin der Pietät, der innigen Zuneigung und Achtung für das überkommene talmudische Gesetz, für die alte überkommene Gestalt seiner Religion mehr oder weniger ein großes Feld einräumen, aber die unerschütterliche Anschauung, daß er in Allem und Jedem die unbedingte Verpflichtung, sie in vorgeschriebener Weise zu beobachten und zu erfüllen, habe, findet er nicht mehr in sich. Er kennt die Pflichten, welche seine Religion in religiöser, sittlicher und socialer Beziehung ihm auferlegt, sehr wohl, aber er will sie frei erfassen, selbständig erkennen, und ungezwungen erfüllen. Die talmudische Rechtsanschauung ist in ihm erloschen, die freie und eigene Geistesthätigkeit in ihm aufgegangen. — Dies ist freilich, wie es sich von selbst versteht, noch in der Entwickelung begriffen, in der extensiven und intensiven Durchbildung und Gestaltung. Es sind Parteien erstanden, extreme wie Mittelparteien mannichfaltiger Art; es wird gestrebt und gekämpft; die allgemeine Strömung treibt bald rascher, bald langsamer vorwärts; die Klärung geht so vor sich und der Charakter dieser neuen Erscheinung bildet sich entschiedener aus. Hiervon ein ausgeführteres Gemälde zu entrollen, wird die Aufgabe des folgenden Theiles dieses Werkes sein.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

JA
68
P45

Philippson, Ludwig
Weltbewegende Fragen in
Politik und Religion aus den
letzten dreissig Jahren

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 03 08 015 5